Cervantes

Don Quijote

I.

6331

THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL

LUX
LIBERTAS

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PQ6331
.A2
1877
Bd. 1

OEMCO

00005671070

Der scharfsinnige Junker

Don Quijote von der Mancha.

Von

Michael Cervantes.

Aus dem Spanischen

von

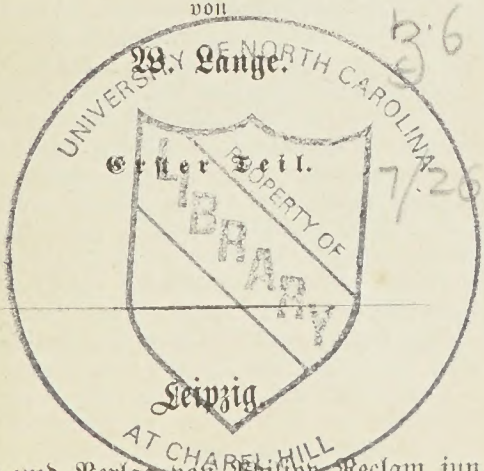
D. W. Soltau.

In völlig neuer Bearbeitung

von

W. Lange.

Erster Teil.



Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

AW
2 Vol
Art
50
PQ6331
.A2
1877
Bd. 1
3-6
7/20/89

Digitized by the Internet Archive
in 2020 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

https://archive.org/details/derscharfsinnige01cerv

Vorwort.

Müßiger Leser! Du kannst mir ohne Schwur glauben, daß ich dir von Herzen gern in diesem Buche das angenehmste, unterhaltendste und geistreichste Kind des Witzes und der Laune in die Hand geben möchte. Es ist mir aber nicht möglich gewesen, dem Naturgesetz, nach welchem ein jedes Wesen nur imstande ist seinesgleichen zu erzeugen, mich zu entziehen. Und was konnte wohl mein unfruchtbarer und wenig geübter Geist andres hervorbringen als die Geschichte eines vertrockneten, hartnäckigen, eigensinnigen Burschen — voll von lauter solchen Grillen und Einfällen, wie sie sonst keinem Menschen in den Sinn kommen — zumal ich ihn im Gefängnis gezeugt, wo es mir an jeder Bequemlichkeit fehlte und wo mich nichts umgab als Jammer und Elend? Ein behagliches Leben, ein ruhiger Wohnsitz, lachende Gegenden, ein heitrer Himmel und rieselnde Bäche, die mit ihrem Gemurmel den Geist in sanfte Ruhe wiegen, sind ohne Zweifel besser geeignet, die unfruchtbarste Muse zur Mutter einer Menge artiger Kinder zu machen, welche die ganze Welt in Entzücken und Erstaunen setzen.

Mancher Vater eines häßlichen, ungezogenen Knaben läßt sich zwar von der Vaterliebe die Binde so fest über die Augen ziehen, daß er die Fehler seines Söhnchens nicht nur übersieht, sondern sie sogar als Vorzüge betrachtet und sie seinen Freunden als ebensoviele scharfsinnige und witzige Einfälle aufzählt. Ich aber, der ich zwar als Vater meines Don Quijote erscheine, jedoch nur sein Pflegevater bin, fühle mich nicht berufen dem Strom der Gewohnheit zu folgen und dich gleichsam mit Thränen in den Augen zu bitten, die Fehler, die du an meinem Söhnchen findest, zu verzeihen oder zu übersehen, und zudem bist du ja weder sein Vetter noch sein Freund; du hast deinen eignen Kopf und deinen eignen freien Willen, und zwischen deinen vier Pfählen bist du so gut Herr und Meister, wie der König auf seinen Domänen und weißt wohl, daß man zu sagen pflegt: Unter meinem Mantel schlag' ich dem König ein Schnippchen. Das alles entbindet und befreit dich von jeder Rücksicht und Verpflichtung, und folglich kannst du von meiner Geschichte sagen was du willst; denn niemand darf dich wegen deines Tadels schelten und niemand wird dir für dein Lob etwas geben.

Ich möchte sie dir nur gar zu gern nackt und bloß übergeben, ohne den Schmuck einer Vorrede und ohne den unabsehbaren Schwall von Sonetten, Epigrammen und Lobgedichten, die man gewöhnlich den Büchern vordruckt. Denn ich muß dir gestehen, wenn mir gleich das

Werk selbst ein wenig Mühe gekostet hat, so ward mir doch nichts so sauer als die Vorrede, die du jetzt liesest. Mehr als einmal nahm ich die Feder zur Hand, sie zu schreiben, und mehr als einmal legte ich sie wieder weg, weil ich nicht wußte was ich sagen sollte.

Als ich nun einst so in Gedanken dasaß — vor mir das Papier, hinter dem Ohr die Feder, den Ellbogen auf das Pult und das Kinn auf die Hand gestützt — und mich auf Worte besann, da trat unverhofft ein Freund von mir, ein munterer und heller Kopf, in mein Zimmer und fragte mich, als er mich so in Gedanken versunken sah, nach der Ursache meines Tiefsinns. Ich verhehlte sie ihm nicht und gestand, daß ich über eine Vorrede zu meiner Geschichte des Don Quijote nachdächte und daß mir diese so viel zu schaffen machte, daß mir nicht nur die Lust verginge, sie zu schreiben, sondern auch der Vorsatz, die Welt mit den Thaten dieses edlen Ritters bekannt zu machen. „Denn sage mir," sprach ich, „was wird unser alter Zuchtmeister, genannt Publikum, von mir denken, wenn ich jetzt, nachdem ich so manches Jahr in der Stille und Verborgenheit gelebt, in meinen alten Tagen wieder hervortrete mit einer Geschichte, so trocken wie ein Flachsstengel, leer an Erfindung, armselig von Stil, ohne alle Kunst und Gelehrsamkeit, ohne Noten und Randglossen, während doch alle andern Bücher voll davon sind und, wenn sie auch nur Märchen und Fabeln enthalten, dennoch durch und durch gespickt und geschmückt sind mit Sentenzen aus dem Aristoteles, Plato und einer Menge andrer Philosophen, so daß die Leser in Erstaunen geraten und die Verfasser für belesene, gelehrte und beredte Männer halten? Und wenn sie erst die Bibel citieren! Sollte man nicht glauben, den heiligen Thomas oder irgend einen andern großen Kirchenvater vor sich zu haben? Und dabei wissen sie so trefflich den Anstand zu wahren, daß sie auf der einen Seite einen verliebten Gecken schildern und auf der nächsten eine so erbauliche Predigt halten, daß es eine Lust ist, sie zu hören oder zu lesen. Alle diese Sachen wird man in meinem Buche vermissen. Denn ich verstehe weder Glossen am Rande noch Noten am Ende meines Werkes anzubringen; ja ich wüßte nicht einmal die Schriftsteller zu nennen, die ich nachgeschlagen hätte, um ihre Namen nach dem Alphabet vor meinem Buche anzuführen, wie andere thun, die beim Aristoteles anfangen und beim Xenophon und Zeuxis oder Zoilus aufhören, obgleich der eine von diesen ein Lästermaul und der andere ein Maler war. Auch Sonette wird man vergebens bei mir suchen; wenigstens solche, die von Herzogen, Markgrafen, Grafen, Bischöfen, vornehmen Frauen oder von weltberühmten Dichtern verfaßt sind; wiewohl diesem Mangel noch vielleicht abzuhelfen wäre, wenn ich ein paar von meinen Kriegskameraden darum ansprechen wollte, welche sie mir gewiß so gut liefern würden, daß sie den be-

rühmtesten in Spanien nichts nachgäben. Mit einem Worte, mein Herr und Freund, Herr Don Quijote bleibt in den Archiven der Mancha begraben, bis ihm der Himmel jemand sendet, der ihn mit allen diesen Sachen, die ihm fehlen, ausstattet, denn ich selbst mag mich nicht damit befassen, teils weil ich mich nicht für geschickt und gelehrt genug halte, teils weil ich zu faul bin, das bei andern Schriftstellern zu suchen, was ich selbst ohne sie sagen könnte. Das die Ursache des Tiefsinns, in welchem du mich angetroffen hast und mich deucht, sie ist hinreichend, mich in Verlegenheit zu setzen."

„Beim Himmel!" rief mein Freund, indem er sich mit der flachen Hand vor die Stirn schlug und in lautes Lachen ausbrach, „du beweisest mir, daß ich mich seit der langen Zeit unsrer Bekanntschaft über dich in einem gewaltigen Irrtum befunden habe. Hielt ich dich doch bei allen deinen Handlungen immer für einen verständigen, klugen Mann! Allein jetzt seh' ich, daß dir dazu noch unendlich viel fehlt. Ist's möglich, daß bei deinem reifen Verstande, welcher schon weit größere Schwierigkeiten überwunden hat, eine Kleinigkeit, der so leicht abzuhelfen ist, hinreicht, dich verlegen und stutzig zu machen! Wahrhaftig, es ist nicht Mangel an Fähigkeit, sondern bloße Trägheit und Mangel an Lust zum Nachdenken. Soll ich dir beweisen, daß ich recht habe? Höre nur zu und du sollst inne werden, wie ich im Handumdrehen alle Schwierigkeiten hebe und allen Bedürfnissen abhelfe, welche, wie du behauptest, dich so sehr in Verlegenheit setzen und abschrecken, daß du deswegen die Geschichte deines berühmten Don Quijote, dieser Leuchte und dieses Spiegels der ganzen fahrenden Ritterschaft, nicht an das Licht der Welt befördern willst."

„So rede," sprach ich. „Auf welche Weise gedenkst du den leeren Raum meiner Besorgnisse auszufüllen und in das Chaos meiner Verlegenheit Licht zu bringen?"

„Dein größtes Bedenken," gab er mir zur Antwort, „das wegen der Sonette, Lobgedichte und Epigramme auf den ersten Blättern des Buches, und daß diese von berühmten und vornehmen Personen verfaßt sein müßten, kann gehoben werden, wenn du selbst dir ein wenig Mühe geben willst sie zu schreiben. Und hinterher kannst du sie taufen, auf wessen Namen du willst: du kannst sie dem Priester Johannes von Indien oder dem Kaiser von Trapezunt auf Rechnung setzen — beide sollen große Dichter gewesen sein. Und wenn sich das auch nicht so verhielte und ein paar Schulfüchse und Silbenstecher wollten dich wegen der Wahrheit deiner Behauptung verketzern und verlästern, so brauchst du dich daran nicht zu kehren; denn gesetzt, sie überführten dich einer Lüge: die Hand dürfen sie dir jedenfalls nicht abhauen, mit welcher du sie niedergeschrieben hast.

„Was das Citieren der Bücher und Schriftsteller betrifft, denen du die Sentenzen und Sprüche entlehnst, um deine Geschichte damit auszuschmücken, so brauchst du nur hin und wieder ein paar passende Denksprüche oder andere lateinische Brocken einzustreuen, die du entweder auswendig weißt oder mit leichter Mühe auffuchen kannst. Handelst du z. B. von Freiheit und Gefängnis, so sagst du: Non bene pro toto libertas venditur auro, und führst dann am Rande den Horaz an oder wer dieses sonst gesagt hat. Sprichst du von der unwiderstehlichen Gewalt des Todes, so rückst du heraus mit den Versen:

Pallida mors aequo pulsat pede
Pauperum tabernas regumque turres.

„Schreibst du von der Liebe und Freundschaft, womit wir nach Gottes Befehl unsern Feinden begegnen sollen, so nimm deine Zuflucht zu der Bibel, wo du ohne Mühe die göttliche Vorschrift findest: Ego autem dico vobis, diligite inimicos vestros. Warnst du vor bösen Gedanken, so kommen dir die Worte des Evangeliums zu statten: De corde exeunt cogitationes malae. Redest du von der Unbeständigkeit der Freunde, so liefert dir Ovid sein Distichon:

Donec eris felix, multos numerabis amicos;
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

„Diese und andere lateinische Brocken machen vielleicht, daß man dich für einen Sprachkenner hält, und das ist heutigestags nicht wenig ehrenvoll und vorteilhaft.

„Hast du Noten am Ende deines Buchs nötig, so kannst du es getrost auf folgende Art damit halten: Sprichst du von irgend einem Riesen, so nenne ihn frischweg Goliath. Der Name kostet dir nichts und giebt dir zudem Gelegenheit, in einer langen Note zu sagen: Der Riese Golias oder Goliath war ein Philister, den der Hirtenknabe David mit einem derben Kieselsteine im Thale Terebinth niederschleuderte, wie das des Breitern zu lesen ist in dem Buche der Könige, Kapitel so und so viel — du wirst die Stelle leicht finden.

„Kommt dich die Lust an, deine Belesenheit in den schönen Wissenschaften oder in der Erdbeschreibung zu zeigen, so nimm die Gelegenheit wahr, in deiner Geschichte den Fluß Tajo zu nennen und schreibe in einer Note: Der Fluß Tajo hat seinen Namen von einem spanischen Könige. Er entspringt an dem und dem Orte und ergießt sich in den Ocean, nachdem er die Mauern der berühmten Stadt Lissabon bespült hat. Wie die Sage behauptet, führt er Goldsand mit sich u. s. w.

„Willst du etwas von Spitzbuben sagen, so kann ich dir die Geschichte vom Cacus erzählen, die ich auswendig weiß. Ist die Rede von Buhlschwestern, so liefert dir der Bischof von Mondonnedo eine Lamia, Lais oder Flora und damit hast du eine Note, die dir alle Ehre macht.

Brauchst du eine Grausame, so leiht dir Ovid eine Medea. Hast du Hexen und Zauberinnen nötig, so findest du bei Homer eine Kalypso und bei Virgil eine Circe. Fehlt es dir an berühmten Feldherrn, so stellt dir Julius Cäsar seine eigenen Thaten zur Verfügung und Plutarch liefert dir Tausende von Alexandern. Handelst du von der Liebe, so findest du, wenn du nur ein paar Worte Italienisch verstehst, reichlichen Vorrat bei Leone Ebreo. Oder, wenn du nichts aus fremden Ländern holen willst, so hast du zu Hause den Fonseca von der Liebe Gottes, wo du alles vollauf antrifffst, was du und andere gescheite Köpfe euch in dieser Hinsicht nur wünschen könnt.

„Kurz und gut, du brauchst nur alle diese Namen zu nennen und die Geschichten anzuführen, die ich dir angegeben habe und dann lasse mich für Noten und Glossen sorgen. Ich schwöre dir, daß die Ränder voll genug werden sollen und am Ende will ich dir wohl noch ein halbes Dutzend Bogen mit Noten voll schreiben.

„Nun noch ein Wort über die Schriftsteller, die in andern Büchern erwähnt werden und die man in dem deinen vermißt. Diesem Mangel kannst du leicht abhelfen. Schlage nur das erste beste Buch nach, in welchem sie alle — wie du selbst sagst — von A bis Z verzeichnet stehen, und schreibe dann das ganze Register in deinem Buche ab. Denn wenn man auch den Betrug merkt, so ist daran nicht viel gelegen und es wird immer noch Gimpel genug geben, die dir aufs Wort glauben, du hättest sie sämtlich in deiner schlichten und einfachen Geschichte benutzt. Wenn das Register auch sonst zu nichts nutze ist, so ist es doch wenigstens geeignet, deinem Buche auf den ersten Blick ein gewisses Ansehen zu geben. Ueberdies werden sich wenige darum kümmern, ob du diese Quellen benutzt hast oder nicht, da dies völlig gleichgültig ist.

„Wenn ich mich übrigens nicht irre, so braucht dein Buch von allen den Dingen, welche ihm nach deiner Meinung fehlen, eigentlich ganz und gar nichts; denn es enthält bloß eine Satire auf die Ritterbücher, an welche kein Aristoteles gedacht, wovon kein Sankt Basilius etwas geschrieben und die ein Cicero niemals gekannt hat. Deine fabelhaften Abenteuer erheischen so wenig eine strenge Beobachtung der Wahrheit als die Beobachtungen der Sterndeuter. Du brauchst dabei weder den Maßstab der Meßkünstler, noch die spitzfindigen Vernunftschlüsse der Redner. Sie enthalten auch keine Predigten, in welchen geistliche und weltliche Dinge miteinander vermengt werden — ein Mischmasch, dessen jeder vernünftige Mensch und Christ in seinen Schriften sich billig enthalten sollte. Du brauchst dein Augenmerk auf nichts anderes zu richten als auf eine treue Nachahmung; denn je treffender dir diese gelingt, desto besser wird das Werk ausfallen. Da du mit demselben keinen andern Endzweck zu erreichen suchst als die Ritterbücher um ihr

Ansehen zu bringen und den Einfluß zu schwächen, welchen sie auf alle Welt und besonders auf den gemeinen Mann ausüben, so brauchst du von Philosophen keine Sprüche, aus der Bibel keine Schriftstellen, von den Dichtern keine Fabeln, von den Rednern keine Blumen und Tropen und von den Heiligen keine Wunder zusammen zu betteln. Du hast dich nur zu bestreben, schlicht und verständlich, mit Worten voll Nachdruck, Würde und Eleganz zu erzählen, deinen Perioden Wohlklang und Rundung zu geben, deine Gegenstände naturgetreu zu schildern und deine Gedanken einfach und klar vorzutragen. Bemühe dich zugleich, durch den Witz und die Laune deiner Erzählung dem Schwermütigen ein Lächeln abzugewinnen und den Fröhlichen zu lauten Ausbrüchen des Beifalls zu nötigen, dem Einfältigen kein Ärgernis zu geben, die Bewunderung des Scharfsinnigen, den Beifall des Ernsthaften und das Lob des Weisen zu verdienen. Mit einem Worte, behalte stets deinen Endzweck vor Augen: dem leichtfertigen Gelichter der Ritterromane den Garaus zu machen, welches von so vielen verabscheut, von dem großen Haufen aber noch immer mit Beifall aufgenommen wird. Erreichst du diesen Zweck, so hast du dir kein geringes Verdienst erworben."

Ich hörte meinem Freunde mit tiefem Schweigen zu und seine Gründe machten auf mich einen solchen Eindruck, daß ich sie ohne Widerrede annahm und mich auf der Stelle entschloß, nach ihnen meine Vorrede abzufassen, aus welcher du, lieber Leser, entnehmen magst, wie verständig mein Freund redete, und wie glücklich ich war, in meiner peinlichen Verlegenheit einen solchen Ratgeber zu finden, welcher auch dir den Genuß verschafft, die Geschichte des berühmten Don Quijote von der Mancha rein und lauter, ohne alle Verzierung und Verbrämung zu erhalten, welchem übrigens alle Bewohner der Umgegend von Montiel nachrühmen, daß er der keuscheste Liebhaber und der tapferste Ritter gewesen, den man seit langer Zeit in jenen Gegenden gesehen habe. Ich will mir den Dienst eben nicht zu hoch anrechnen, den ich dir erweise, indem ich dich mit einem so achtbaren und ehrenwerten Ritter bekannt mache; doch das will ich hoffen, daß du mir für die Bekanntschaft mit seinem Knappen, dem nicht minder berühmten Sancho Panza, den gebührenden Dank nicht versagen werdest, in dessen Person ich dir, wie mich deucht, alle Knappenschwänke vereinigt dargestellt habe, die in dem ganzen Haufen der schalen Rittergeschichten zerstreut sind.

Und nun Gott befohlen, der auch meiner nicht vergessen wolle.

Lebe wohl!

Erstes Kapitel.

Handelt vom Charakter und der Lebensweise des berühmten Junkers Don Quijote von der Mancha.

In einem Flecken der Mancha, auf dessen Namen ich mich nicht besinnen mag, wohnte vor nicht gar langer Zeit einer von jenen Landjunkern, die über dem Rauchfang eine Lanze, in der Rumpelkammer eine alte Tartsche, im Stalle einen hagern Gaul und ein Windspiel zu besitzen pflegte. Eine Olla*) von mehr Rind- als Schöpsenfleisch, des Abends gewöhnlich kalte Küche, Sonnabends „Kummer und Schmerz,“**) Linsen des Freitags und etwa ein Täubchen als Zugabe für den Sonntag, damit verzehrte er ungefähr drei Viertel seiner Einkünfte. Das übrige ging auf für ein Wams von feinem Tuche nebst Pantalons und Pantoffeln von Samt für die Feiertage, und das Kleid von gutem Halbtuche, welches er an Werktagen zu tragen pflegte.

Sein Hausgesinde bestand aus einer Haushälterin von etwas mehr als vierzig, einer Nichte von etwas weniger als zwanzig Jahren und einem Burschen für die Haus- und Feldarbeit, der ihm nicht bloß das Rößlein sattelte, sondern auch mit der Axt umzugehen wußte.

Das Alter unsers Junkers grenzte an die Fünfzig. Er war von festem Körperbau, nicht mit Fett überladen und hager von Gesicht; er stand gern früh auf und war ein großer Freund der Jagd. Man sagt, sein Geschlechtsname sei Quijada oder Quesada gewesen — die Geschichtschreiber

---

*) Ein Lieblingsgericht der Spanier, bestehend aus allerlei Fleisch und Gemüse.

**) Gesalzenes Fleisch von Schafen, die in den Gebirgen von Wölfen zerrissen oder von den Felsen gestürzt sind und welche die Hirten ihren Herren nach Hause bringen müssen, deren Kummer über den Verlust des Viehes dem Gerichte den Namen gegeben hat.

sind sich darüber nicht ganz einig — wiewohl man aus wahrscheinlichen Gründen vermuten darf, daß er Quijano geheißen. Dies ist jedoch für unsere Geschichte von geringer Bedeutung: es genügt, wenn wir bei Erzählung derselben nicht um ein Tüpfelchen von der Wahrheit abweichen.

Nun müssen wir zunächst dem Leser kund und zu wissen thun, daß besagter Junker, so oft er müßige Stunden hatte (und die hatte er fast alle Tage im Jahr), sich mit solcher Liebe und Hingebung der Lektüre der Rittergeschichten widmete, daß er darüber den Zeitvertreib der Jagd, ja sogar die Verwaltung seines Hauswesens fast gänzlich vergaß: und hierin ging seine Neugier und seine Thorheit so weit, daß er ein Ackerstück nach dem andern verkaufte, um Ritterbücher dafür anzuschaffen, deren er so viele in sein Haus zusammenschleppte, als er nur immer habhaft werden konnte. Von diesen allen gefielen ihm keine so sehr wie die Werke des berühmten Feliciano de Silva, weil die Klarheit seiner Prosa und der komplizierte Flug seiner Gedanken ihm wahre Perlen schienen, zumal wenn er in den Liebeserklärungen und Fehdebriefen Stellen fand wie die folgenden: „Der Grund der Grundlosigkeit, womit ihr meine Vernunft schwächt und zu Grunde richtet, begründet die Klagen, die ich mit Grund über eure Schönheit führe;“ oder: „Die erhabenen Himmel, welche eure Göttlichkeit mit göttlichen Sternen schmücken, machen, daß ihr das Verdienst verdient, welches eure Erhabenheit verdient.“

Ueber diesen und ähnlichen Stellen verlor der arme Junker den Verstand, indem er ganze Nächte durchwachte, um sie zu begreifen und den Sinn derselben herauszuklauben, den wohl selbst ein Aristoteles nicht herausgebracht hätte, wenn er auch ausdrücklich zu diesem Zwecke wieder auferstanden wäre. Die vielen Wunden, welche Don Belianis austeilte und empfing, gefielen ihm nicht sonderlich; denn er meinte, wenn ihn auch die besten Feldscherer verbunden hätten, so müßte er dennoch das Gesicht und den ganzen

Leib voller Schmarren und Narben behalten haben. Doch das lobte er an dem Verfasser, daß er sein Buch mit der Ankündigung eines unausführbaren Abenteuers abgeschlossen hatte, und mehr als einmal wandelte ihn die Lust an, die Feder zu ergreifen und das Versprechen des Verfassers buchstäblich selbst zu erfüllen. Und er würde sich ohne allen Zweifel daran gemacht haben, wenn ihn nicht andere, wichtigere und unabläßige Entwürfe davon abgehalten hätten.

Oft stritt er mit dem Pfarrer des Dorfes, einem gelehrten Mann, der in Siguenza*) graduiert war, über die Frage: wer der tapferste Ritter gewesen wäre, ob Palmerin von England oder Amadis von Gallien. Aber Meister Niklas, der Barbier des Orts, meinte, sie könnten alle beide dem Ritter des Phöbus nicht das Wasser reichen, und wenn man irgend einen andern mit diesem vergleichen könnte, so wäre es Don Galaor, der Bruder des Amadis, weil er zu allem geschickt, kein solcher Zieraffe und Jammermann wie sein Bruder gewesen sei und hinsichtlich der Tapferkeit jenem nichts nachgegeben habe.

Genug, unser Junker vertiefte sich dergestalt in seine Leserei, daß er vom frühen Morgen bis in die Nacht und vom Abend bis zum lichten Tage nicht damit aufhören konnte, so daß ihm infolge des wenigen Schlafens und des vielen Lesens das Gehirn in einem Grade vertrocknete, daß er den Verstand verlor. Seine Phantasie füllte ihm den Kopf mit all den Dingen an, die er in seinen Büchern von Verzauberungen, Fehden, Schlachten, Händeln, Wunden, Liebesgeschichten, Stürmen und abenteuerlichen Märchen gelesen hatte, und diesen Wust von zusammengeträumten Erdichtungen hatte er sich so fest in den Kopf gesetzt, daß es für ihn in der ganzen Welt nichts Wahrhaftigeres gab als diese Geschichten. Er pflegte zu sagen, Cid Ruy Diaz sei zwar ein ganz guter Rittersmann gewesen, allein mit dem

*) Ironisch, da es nur zwei große Universitäten in Spanien gab: Salamanca und Alcala.

Ritter vom flammenden Schwert, welcher mit einem einzigen Streiche zwei grimmige ungeheure Riesen mitten voneinander gehauen, habe er sich doch nicht messen können. Besser gefiel ihm Bernardo del Carpio, weil er bei Roncesval den hieb- und stichfesten Roland umbrachte, indem er sich des Kunstgriffs des Herkules bediente, welcher den Antäus, den Sohn der Erde, in seinen Armen erdrückte. Von dem Riesen Morgan sprach er mit Achtung, weil dieser unter dem ganzen Gelichter des übermütigen, plumpen Riesengeschlechts der einzige Gesprächige und Manierliche gewesen sei. Am besten jedoch war Reinald von Montalban bei ihm angeschrieben, zumal wenn er ihn aus seiner Burg ausziehen und jeden ausplündern sah, der ihm in den Weg kam, und vollends wenn er, wie die Geschichte von ihm erzählt, das aus gediegenem Golde verfertigte Bild des Mohammed raubte. Was den Verräter Ganelon betrifft, so würde er, um ihm einige derbe Rippenstöße versetzen zu können, gern seine Haushälterin und noch obendrein seine Nichte darum gegeben haben.

Als nun seine Verrücktheit aufs höchste gestiegen war, geriet er auf den abenteuerlichsten Einfall, der je einem Narren in den Kopf gekommen ist. Er hielt es nämlich für nützlich und nötig, sowohl zur Mehrung seines eigenen Ruhmes wie zum Frommen des Gemeinwesens, ein fahrender Ritter zu werden, mit Roß und Wehr durch die Welt zu ziehen, um Abenteuer aufzusuchen und alles das zu thun, was laut seiner Bücher die fahrenden Ritter unternommen hatten, nämlich allen Arten von Drangsalen abzuhelfen und keine Gelegenheit zu gefahrvollen Thaten unbenutzt zu lassen, auf daß er durch Ausführung derselben unvergänglichen Ruhm und Ehre sich erwerbe. Schon sah der arme Ritter durch seines Armes Kraft sich mindestens zum Kaiser von Trapezunt gekrönt, und angespornt durch die große Freude, welche ihm diese angenehmen Gedanken bereiteten, eilte er seinen Vorsatz auszuführen.

Sein erstes Geschäft war, eine alte Rüstung aufzuputzen, die einst seinen Urgroßahnen gehört hatte und die seit Jahrhunderten, bestaubt und vom Rost zerfressen, in einen Winkel geworfen und vergessen war. Er säuberte sie und machte sie zurecht so gut er konnte, fand aber, daß etwas Wesentliches daran fehlte, indem kein vollständiger Helm, sondern nur eine bloße Sturmhaube vorhanden war. Diesem Mangel indes wußte sein erfinderischer Geist bald abzuhelfen. Er machte sich von Pappendeckel eine Art von halbem Helm, welcher, an die Pickelhaube angeflickt, ihr die Gestalt eines Turnierhelms gab. Um die Dauerhaftigkeit dieses Helmes zu erproben und zu sehen, ob er hiebfest wäre, zog er sein Schwert und versetzte ihm ein paar Hiebe, von welchen der erste in einem Augenblick die Arbeit einer ganzen Woche zerstörte. Die Leichtigkeit, mit welcher er sein Machwerk zertrümmert hatte, gefiel ihm nicht sonderlich, und um sich für die Zukunft vor dergleichen Gefahren sicher zu stellen, versah er seinen Helm, nachdem er ihn wieder zurecht gemacht, inwendig mit einigen Platten Eisenblech, welche ihm nach seiner Ansicht genügende Festigkeit verliehen; und ohne die Stärke desselben von neuem zu erproben, erklärte er ihn für den schönsten und besten Helm von der Welt.

Hierauf ging er in den Stall, um seinen Gaul in Augenschein zu nehmen. Zwar hatte er mehr Furchen in den Seiten als ein neugepflügter Acker, und mehr Fehler und Gebrechen als die Mähre des Gonela, welche tantum pellis et ossa fuit; aber trotzdem erschien er ihm so vortrefflich, daß Alexanders Bucephalus und der Babieca des Cid mit ihm nicht zu vergleichen wären. Vier Tage gebrauchte er, um einen Namen für ihn zu ersinnen; denn er meinte, es wäre nicht recht, wenn ein Roß, das einem so berühmten Ritter gehörte und das an sich selbst so vortrefflich wäre, ohne einen bedeutenden Namen bliebe. Deshalb bemühte er sich, ihm einen solchen zu geben, der zugleich ausdrückte, was es einst gewesen wäre, ehe es einem fahrenden

Ritter diente, und was es jetzt werden sollte; denn indem der Herr seinen Stand änderte, schien es ihm recht und billig, daß auch das Roß einen andern Namen erhalte, und zwar einen so berühmten und hochtönenden, daß er dem neuen Orden und Berufe, welchem er selbst sich jetzt widme, angemessen wäre. Nachdem er eine Menge Namen erfunden und verworfen, von neuem ausgedacht und mit Hilfe seines erfinderischen Kopfes zusammengesetzt hatte, gab er ihm endlich den Namen Rosinante,*) einen Namen, den er für eben so wohlklingend als bedeutend hielt, weil dadurch ausgedrückt würde, was er einst als bloßer Reitklepper gewesen und was er jetzt als die Perle aller Rosse der Welt geworden wäre.

Da nunmehr sein Pferd einen Namen bekommen hatte, der ihm so ganz nach Wunsch geraten war, versuchte er für sich selbst ebenfalls einen zu erfinden. Acht Tage lang ging ihm die Sache wiederum im Kopfe herum, und endlich entschied er sich für den Namen Don Quijote, woraus, wie gesagt, die Verfasser dieser so wahrhaftigen Geschichte Anlaß genommen haben zu glauben, daß er ohne Zweifel Quijada geheißen und nicht Quesada,**) wie andere behaupten. Da er sich jedoch erinnerte, daß der tapfere Amadis sich nicht damit begnügt hatte, sich schlechtweg Amadis zu nennen, sondern daß er auch den Namen seines Reichs und Vaterlandes hinzugefügt, um es berühmt zu machen, und daß er sich daher Amadis von Gallien genannt, so hielt er als braver Rittersmann es gleichfalls für seine Pflicht, den Namen seines Vaterlandes dem seinen beizufügen und sich Don Quijote von der Mancha zu nennen, wodurch er nach seinem Dafürhalten nicht nur seine Abkunft und sein Vaterland deutlich zu erkennen gab, sondern auch dem letzteren eine hohe Ehre erwies dadurch, daß er von ihm seinen Beinamen entlehnte.

Nachdem er nun seine Waffen vom Roste gereinigt, seine

*) Zusammengesetzt aus rocin Klepper und antes früher.

**) Quijote bedeutet Beinharnisch, quijada Kinnlade, quesada Käsekuchen. Die Endung ote bezeichnet im Spanischen gewöhnlich etwas Lächerliches.

Pickelhaube zum Helm umgeschaffen und sein Rößlein und sich selbst mit Namen versehen hatte, da fehlte ihm, meinte er, nichts mehr als eine Dame, in welche er sich verlieben könnte — denn ein fahrender Ritter ohne Geliebte sei wie ein Baum ohne Blätter und Früchte und wie ein Körper ohne Seele. Wenn mir, dachte er, zu meinem Glück oder Unglück einmal irgend ein Riese in den Weg kommt — was einem fahrenden Ritter gar häufig passiert — und ich hebe ihn beim ersten Anprall aus dem Sattel oder haue ihn mitten entzwei, oder wenn ich ihn überwinde und gefangen nehme, wird es dann nicht gut sein, wenn ich eine Herrin habe, zu welcher ich ihn hinsenden und ihm befehlen kann, daß er meiner holden Gebieterin zu Füßen falle und mit demütiger und hingebender Stimme zu ihr sage: „Gnädige Frau, ich bin der Riese Caraculiambro, Beherrscher der Insel Malindrania, welchen der nimmer genug gepriesene Ritter Don Quijote im Zweikampf überwunden und hergesandt hat, damit ich mich Euer Gnaden vorstelle und Eure Hoheit nach Dero Wohlgefallen mit mir verfahre!" Wie glücklich war unser braver Ritter, als er diese Betrachtung angestellt! Noch glücklicher aber, als er eine Person gefunden, die er zur Herrin seines Herzens erkiesen konnte! Es war das, wie man erzählt, ein hübsches Bauernmädchen aus einem benachbarten Orte, in welches er eine Zeitlang vernarrt gewesen, obschon man behauptet, daß sie weder je etwas davon erfahren noch sich darum gekümmert habe. Sie hieß Aldonza Lorenzo, und diese hielt er für würdig, sie mit dem Titel „Gebieterin meines Herzens" zu beehren. Um nun auch ihr einen Namen beizulegen, welcher dem seinen nicht nachstände und der einigermaßen dem Titel einer Prinzessin und vornehmen Dame ähnlich klänge, nannte er sie Dulcinea von Toboso, weil sie aus Toboso gebürtig war; ein Name, der ihm ebenso wohlklingend, ungewöhnlich und bedeutend schien, wie all die übrigen, welche er für sich und sein Zubehör erkoren hatte.

Zweites Kapitel.

Erzählt des geistreichen Don Quijote ersten Ausritt aus seiner Heimat.

Nach allen diesen Vorbereitungen wollte er nicht länger säumen, seinen Vorsatz auszuführen, wozu er sich gedrungen fühlte durch den Gedanken, daß längeres Zögern der Welt großen Nachteil bringen würde, da er sich nun einmal vorgenommen, überall den Uebelständen abzuhelfen, dem Unrecht zu steuern, Ungebührlichkeiten zu verhindern, Mißbräuche abzustellen und böse Schuldner zur Zahlung anzuhalten. Ohne daher irgend jemand von seinem Vorhaben etwas zu sagen und ohne von jemand bemerkt zu werden, bewaffnete er sich eines Morgens vor Anbruch des Tages (es war einer der heißesten im Juli) mit seiner ganzen Rüstung, bestieg seine Rosinante und, den zusammengeflickten Helm auf dem Kopfe und die Tartsche am Arm, ergriff er seine Lanze und ritt durch ein Hinterpförtchen seines Hofes hinaus aufs Feld, hocherfreut, daß es ihm mit so leichter Mühe gelungen, mit der Ausführung seines löblichen Vorsatzes den Anfang zu machen. Doch kaum befand er sich im freien Felde, als ihm ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf fuhr, ein Gedanke, der ihn beinah bewogen hätte, das begonnene Unternehmen wieder aufzugeben. Es fiel ihm nämlich ein, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen war und daß er folglich nach den Gesetzen des Rittertums gegen keinen Rittersmann die Waffen führen durfte; und gesetzt, er wäre auch schon Ritter, so mußte er doch als Novize im Rittertum einen blanken Schild ohne Wappen führen, bis er sich dieses durch seine Tapferkeit erworben hatte. Diese Betrachtungen machten ihn in seinem Vorsatze fast wankend; da jedoch seine Verrücktheit ihn über jedes Bedenken hinwegsetzte, so nahm er sich vor, von dem ersten besten, der ihm in den Weg kommen würde, sich zum Ritter schlagen zu lassen — nach dem Beispiele vieler andrer, deren die Ritterbücher, die ihm

den Kopf verrückt hatten, Erwähnung thaten. Was den blanken Schild betraf, so beschloß er, den seinen bei erster Gelegenheit so glänzend rein wie ein Hermelin zu putzen, und damit beruhigte er sich und ritt weiter, es seinem Pferde anheimstellend, welchen Weg es sich wählen wollte; denn das, meinte er, sei die richtige Art, auf Abenteuer auszugehen.

Während nun unser nagelneuer Abenteurer seines Weges fürbaß ritt, hielt er folgenden Monolog: „Kein Zweifel, daß der weise Mann, welcher dereinst die wahrhaftige Geschichte meiner Thaten aufzeichnet, wenn er an die Schilderung dieses meines ersten frühen Ausrittes kommt, also beginnen wird: „Kaum hatte der rotwangige Apollo die güldenen Strähne seines glänzenden Haupthaars über das Antlitz der weiten und großen Erde ausgebreitet; kaum begrüßte mit ihren lieblichen Kehlen und mit sanften harmonischen Liedern die Schar der kleinen buntgefiederten Vögel die Ankunft der rosigen Aurora, welche, dem weichen Bette ihres eifersüchtigen Gatten entstiegen, durch die Flügelthüren des kastilianischen Horizonts hervortrat, um sich den Sterblichen zu zeigen: da verließ der berühmte Ritter Don Quijote das müßige Lager, bestieg sein edles Roß Rosinante und zog über die von alters her weitberühmte Ebene von Montiel.“ Es war in der That die genannte Ebene, über welche er ritt. „Glückliche Zeit!“ fuhr er fort, „glückliches Jahrhundert, in welchem meine Thaten dereinst ans Licht gezogen werden! Thaten, welche, nachdem sie in Erz gegraben, in Marmor gehauen und mit unvergänglichen Farben geschildert worden, der Nachwelt zum Andenken hingestellt zu werden verdienen. O du weiser Zauberer! Wer du auch sein magst, den das Schicksal erkoren, diese denkwürdige Geschichte zu beschreiben, ich bitte dich, vergiß nicht meines braven Rosinante, dieses unzertrennlichen Gefährten auf allen meinen Zügen und Fahrten.“

Dann fuhr er fort, als ob er wirklich verliebt wäre: „O Prinzessin Dulcinea, Beherrscherin dieses von dir be-

zwungenen Herzens! Du hast mir ein großes Leid angethan, indem du mich fortsandtest und mir das harte Gebot auferlegtest, nicht vor deinen schönen Augen zu erscheinen. Möchte es dir doch gefallen, meine Gebieterin, dich dieses dir ergebensten Herzens zu erinnern, welches aus Liebe zu dir so vielen Kummer erduldet!"

Noch eine ganze Menge solcher Ungereimtheiten deklamierte er vor sich hin — nach dem Muster derjenigen, welche er aus seinen Büchern gelernt hatte, deren Sprache er so treu wie möglich nachzuahmen suchte. Dabei ritt er so langsam und die Sonne stieg so schnell und mit solcher Hitze am Himmel empor, daß sie ihm sein Gehirn, wäre ihm noch etwas davon übrig geblieben, völlig hätte verrücken müssen. Er ritt fast den ganzen Tag hindurch, ohne daß ihm irgend etwas Erwähnenswertes zustieß, worüber er höchst verdrießlich war, weil er unverzüglich Gelegenheit haben wollte, die Kraft seines tapfern Armes zu erproben. Es giebt Schriftsteller, welche sagen, sein erstes Abenteuer sei ihm bei dem Passe Lapice begegnet. Andere behaupten, er habe den Kampf mit den Windmühlen zuerst bestanden. Aus allem was wir darüber in Erfahrung haben bringen können und was wir in den Jahrbüchern der Mancha aufgezeichnet gefunden, ergiebt sich indessen, daß er diesen ganzen Tag ohne Unterbrechung weiter ritt und daß er und sein Rößlein gegen Abend völlig erschöpft und ausgehungert waren.

Als er sich nun überall umsah, ob er nicht irgend eine Ritterburg oder auch nur eine Schäferei entdeckte, wo er ausruhen und seiner großen Not abhelfen könnte, gewahrte er endlich nicht weit vom Wege eine Schenke, die er als einen Leitstern betrachtete, der ihn an die Pforten, wo nicht gar bis in den Palast seiner Erlösung führen würde. Er ritt in möglichster Eile dahin und kam an, als es eben Abend werden wollte. Vor der Thür standen zufällig ein paar junge Frauenzimmer vom Gewerbe der gefälligen Schwestern, die mit einigen Maultiertreibern nach Sevilla gehen

wollten, welche in der Schenke eingekehrt waren, um daselbst zu übernachten. Da nun alles, was unser Abenteurer dachte, sah oder sich einbildete, in seinem Kopfe die Gestalt und das Wesen derjenigen Dinge annahm, wovon er gelesen, so schien ihm die Schenke in dem Augenblick, da er ihrer ansichtig wurde, ein Schloß mit vier Türmen und silbernen Kuppeln, Zugbrücken, Schloßgräben und mit all dem Zubehör, womit in den Rittergeschichten dergleichen Schlösser geschildert werden. Er näherte sich der Schenke, die er für eine Ritterburg hielt und in geringer Entfernung davon zog er Rosinante die Zügel an, voller Erwartung, daß irgend ein Zwerg zwischen den Zinnen erscheinen und mit der Trompete ein Zeichen geben werde, daß ein Rittersmann sich der Burg näherte. Da er jedoch sah, daß man damit zögerte und daß Rosinante sehr nach dem Stalle verlangte, so ritt er bis an die Thür des Wirtshauses und bemerkte vor derselben die beiden Mädchen, welche er für ein paar schöne Edelfräulein oder anmutige Damen hielt, die sich vor dem Schloßthor in der freien Luft ergingen. Von ungefähr trug es sich zu, daß ein Sauhirt eine Herde Schweine (die ohne Verlaub nun einmal so heißen) von den Stoppeln trieb und, um sie zusammen zu locken, in sein Horn stieß. Don Quijote hielt dieses für das Zeichen, auf welches er gewartet, nämlich daß ein Zwerg seine Ankunft dadurch verkünde, und er näherte sich mit großer Freude der Schenke und den Mädchen, welche, als sie einen Menschen auf eine solche Art geharnischt und mit Schild und Lanze bewehrt herankommen sahen, vor Furcht in die Schenke zurückeilten. Don Quijote, der merkte, daß sie aus Furcht vor ihm flohen, hob das Pappenvisier auf, welches sein hageres und bestaubtes Antlitz verbarg, und sprach mit leutseliger und sanfter Stimme: „Fliehet nicht, meine Gnädigen, und fürchtet von mir nichts Ungebührliches. Dem Orden der Ritterschaft, zu welchem ich mich bekenne, ziemt es nicht, dergleichen zu begehen; am wenigsten gegen so hochgeborne Jungfrauen —

denn als solche gebt ihr euch auf den ersten Blick zu erkennen."

Die Dirnen gafften ihn an und guckten nach seinem unter dem schlechten Visier noch halb verborgenen Gesichte. Als sie aber hörten, daß er sie Jungfrauen nannte, ein Titel, welcher ihrem Gewerbe so wenig angemessen war, konnten sie sich nicht mehr halten und brachen in ein so schallendes Gelächter aus, daß Don Quijote unwillig zu ihnen sagte: „Bescheidenheit ist die Zier der Schönen; hingegen ist es sehr thöricht, über unbedeutende Dinge zu lachen. Ich sage euch das jedoch nicht, um euch zu kränken oder euch zum Unwillen zu reizen; denn mein Wunsch und Wille ist nur, euch zu dienen."

Diese Anrede, von welcher die Dirnen nichts verstanden, und der seltsame Aufzug des Ritters vermehrten nur bei ihnen die Heiterkeit und bei ihm den Zorn; und die Sache hätte üble Folgen haben können, wenn nicht der Wirt, ein ebenso friedfertiger wie wohlbeleibter Mann, noch zu rechter Zeit herbeigekommen wäre, welchen freilich, als er die mißgestaltete Figur des Ritters mit seiner wunderlich zusammengestoppelten Ausrüstung von Zaum, Tartsche, Lanze und Harnisch erblickte, beinahe die Lust anwandelte, den Mädchen in den Ausbrüchen ihrer mutwilligen Laune Gesellschaft zu leisten. Da ihm jedoch seine mit so vielen Kriegsgeräten versehene Gestalt wirklich einige Furcht einflößte, so hielt er es für ratsamer, ihn höflich anzureden. „Herr Ritter," sprach er, „wenn Euer Gnaden Herberge verlangen, so werdet Ihr, abgesehen von einem Bett — denn ein solches haben wir nicht — alles vollauf bei mir vorfinden."

Als Don Quijote den Kommandanten der Citadelle, denn dafür hielt er den Wirt, so zuvorkommend fand, gab er ihm zur Antwort: „Herr Kastellan, mir genügt ein weniges, denn

Mein Geschmeide sind die Waffen,
Kämpfen ist mein Zeitvertreib."

Der Wirt meinte, er habe ihn Kastellano genannt, weil er ihn für einen durchtriebenen Kastilier halte,*) obwohl er ein Andalusier war, und zwar von der Küste von San Lucar, ein ebenso großer Spitzbube wie Kakus und mutwilliger als ein Student oder ein Page. Er gab ihm daher zur Antwort: „Wenn dem so ist, Herr Ritter, so sind auch für Euch ohne Zweifel

Harte Felsen, weiche Polster,
Stetes Wachen süßer Schlaf;

und in diesem Falle könnt Ihr getrost absteigen, und dürft darauf rechnen, daß Ihr in dieser Hütte Anlaß und Gelegenheit genug finden werdet, ein ganzes Jahr, geschweige denn eine einzige Nacht, schlaflos zuzubringen."

Mit diesen Worten trat er heran und hielt den Steigbügel des Ritters, der mit vieler Mühe und Anstrengung abstieg, da er den ganzen Tag noch nichts genossen hatte. Er bat den Wirt, vor allen Dingen Sorge zu tragen für sein Pferd, weil es das beste wäre von allen brotfressenden Tieren der Welt. Der Wirt sah den Gaul darauf an, hielt ihn aber bei weitem nicht halb für so gut, als Don Quijote ihn ausgab. Er zog ihn in den Stall und kam wieder, um zu sehen, ob sein Gast etwas verlangte. Diesen hatten inzwischen die beiden Mädchen, nachdem sie sich mit ihm wieder ausgesöhnt, zu entwaffnen angefangen. Den Panzer und die Armschienen hatten sie ihm schon abgenommen; allein mit dem geflickten Helm und der Halsberge, die mit grünen Schnüren zusammengeknüpft waren, konnten sie nicht fertig werden. Man hätte die Knoten, da sie unauflöslich waren, zerschneiden müssen; das aber wollte er unter keiner Bedingung zugeben und behielt daher den Helm während des ganzen Abends auf dem Kopfe, was äußerst spaßhaft anzusehen war. Da er die beiden Landstreicherinnen, die ihn ent-

*) Un Castellano heißt sowohl ein Kastilier als ein Kastellan, und un sano de Castilla ein durchtriebener Schelm.

waffnet, für vornehme Frauen oder Fräulein des Schlosses hielt, sprach er zu ihnen mit vieler Artigkeit:

„Nie verpflegten einen Ritter
So vorzüglich hohe Damen,
Wie den Ritter Don Quijote,
Als er aus der Heimat zog:
Seiner pflegten edle Fräulein
Und Prinzeßchen seines Rosses,

oder seines Rosinante; denn das, meine Damen, ist der Name meines Rosses, und der meine ist Don Quijote von der Mancha. Es war zwar meine Absicht, mich nicht eher zu erkennen zu geben, als bis die Thaten, die ich in euerm Dienste verrichtet hätte, mich euch verrieten; allein ich konnte mich nicht enthalten, jene alte, auf Lanzelot vom See gedichtete Romanze auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden, und das ist der Grund, warum ihr meinen Namen vor der Zeit erfahren habt. Allein kommen wird der Tag, an welchem Euer Gnaden mir befehlen und ich gehorchen werde und die Tapferkeit meines Armes wird alsdann den Eifer bewähren, womit ich euch aufzuwarten wünsche."

Die Dirnen, welche dergleichen Reden nicht gewohnt waren, erwiderten ihm kein Wort, sondern fragten ihn nur, ob er etwas zu essen wünschte. „Ein wenig," antwortete er, „möchte ich wohl genießen, weil es mir scheint, daß es mir zu statten kommen würde."

Da es gerade Freitag war, so hatte man in der Schenke nichts anderes vorrätig als einige Portionen Stockfisch, den man in Kastilien Aebtchen, in Andalusien Baccalaureus, an einigen Orten Pastörchen und an andern Forellchen nennt. Sie fragten ihn also, ob er mit Forellchen vorlieb nehmen wollte, weil kein anderer Fisch vorrätig wäre.

„Warum nicht?" sprach Don Quijote. „Viele Forellchen sind so gut wie eine Forelle; denn es gilt ja gleich, ob man mir acht einzelne Realen giebt oder ein Geldstück von acht Realen. Vielleicht verhält es sich auch mit den Forell-

chen wie mit dem Kalbfleisch, welches zarter ist als Rindfleisch, so wie ja ein Zicklein auch besser schmeckt als ein Geißbock. Doch dem sei wie ihm wolle, laßt es nur bald kommen, denn die Last und Bürde der Waffen ist schwer zu tragen, wenn man sich nicht mit dem Magen abfindet."

Man deckte ihm den Tisch vor der Thür des Wirtshauses im Kühlen und der Wirt brachte ihm ein Gericht von schlecht geweichtem und noch schlechter gekochtem Stockfisch und ein Brot, das noch schwärzer und schimmliger war als seine Waffen. Es war ein Vergnügen, ihn essen zu sehen; denn da er den Helm auf dem Kopfe hatte und das Visier mit den Händen in die Höhe halten mußte, konnte er nichts zum Munde bringen, wenn es ihm nicht ein andrer hineinsteckte, und diesen Liebesdienst erwies ihm eine von den Damen. Zu trinken hätte man ihm aber vollends nichts geben können, wenn der Wirt nicht ein Röhrchen ausgehöhlt hätte, von welchem er ihm das eine Ende in den Mund steckte, während er ihm durch das andere den Wein eintrichterte. Das alles ließ er sich ruhig gefallen, um nur nicht die Schnüre seines Helmes zerreißen zu müssen.

Während dieser Vorgänge näherte sich der Schenke zufällig ein Schweineschneider und blies, als er dieselbe erreicht hatte, vier- oder fünfmal auf seiner Rohrpfeife. Dadurch wurde Don Quijote vollends in seiner Ansicht bestärkt, daß er sich in einem berühmten Schlosse befinde, daß man ihn mit Musik bediene, daß der Stockfisch Forellen, das Brot Semmel, die Lustdirnen Edeldamen und der Wirt Kastellan des Schlosses sei. Er war daher mit dem gefaßten Entschlusse und seinem ersten Ausritt durchaus zufrieden. Nur das eine lag ihm noch immer schwer auf dem Herzen, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen war; denn er meinte, er dürfe sich nicht mit Fug und Recht in irgend ein Abenteuer einlassen, bevor er den Orden der Ritterschaft empfangen hätte.

Drittes Kapitel.

Erzählt, in welch drolliger Weise Don Quijote zum Ritter geschlagen wurde.

Von diesen Gedanken geplagt, verweilte Don Quijote nur kurze Zeit bei seinem kärglichen Abendmahl. Nach dem Essen rief er den Wirt, schloß sich mit ihm in den Pferdestall ein, fiel vor ihm auf die Kniee und sagte: „Ich werde nicht eher aufstehen, tapfrer Ritter, als bis Ihr mir die Gefälligkeit erweist und mir die Gewährung einer Bitte versprecht, welche Euch zum Ruhm und der ganzen Menschheit zum Heile gereichen wird."

Der Wirt, als er seinen Gast zu seinen Füßen sah und diese Reden von ihm vernahm, stand erstaunt und sah ihn an, ohne zu wissen, was er thun oder sagen sollte. Er bat ihn aufzustehen, was aber jener unter keiner Bedingung eher thun wollte, als bis er ihm versprach, seine Bitte zu gewähren.

„Weniger erwartete ich nicht von Eurer gepriesenen Großmut, mein Herr," sprach Don Quijote. „Ich erkläre Euch daher, daß die Bitte, die ich an Euch zu stellen habe und deren Gewährung Ihr mir zugesagt habt, darin besteht, daß Ihr mich morgen in aller Frühe zum Ritter schlagt, und diese Nacht will ich in der Kapelle Eures Schlosses die Waffenwache halten. Morgen erfüllt Ihr dann meinen Wunsch, damit ich, wie es meine Pflicht erheischt, in allen vier Weltteilen umherziehen und zum Frommen der hilfsbedürftigen Menschheit auf Abenteuer ausgehen kann, wie es sich ziemt für den ritterlichen Stand und einen fahrenden Ritter, wie ich bin, welchen sein Trieb und seine Neigung zu solchen Thaten anspornen."

Der Wirt, der, wie gesagt, ein Schelm war und den es schon geahnt, daß es in dem Kopfe seines Gastes nicht ganz richtig sei, ward durch diese Rede vollends davon überzeugt, und um sich für den Abend einen Scherz zu machen, beschloß

er, auf seine Grillen einzugehen. Er gab ihm daher zur Antwort, sein Wunsch und seine Bitte wären durchaus in der Ordnung und sein Vorsatz sei ebenso natürlich wie löblich für einen Edelmann, wie er einer zu sein scheine; er selbst hätte in seinen jüngern Jahren sich eben solcher ehrenwerter Thaten beflissen, indem er in verschiedenen Teilen der Welt umhergezogen wäre, um Abenteuer aufzusuchen, und nicht versäumt hätte, die Fischdarren zu Malaga, die Riaranschen Inseln, den Stiftskirchhof zu Sevilla, den Markt von Segovia, die Oelgärten zu Valencia, die Mauerstraße in Granada, die Küste von San Lucar, den Springbrunnen in Cordova, die Weinbuden zu Toledo*) und andre ähnliche Plätze zu besuchen, wo er die Schnelligkeit seiner Füße und die Geschicklichkeit seiner Finger erprobt, manches Unrecht begangen, manche Witwe in Versuchung geführt, einige Mädchen zu Falle gebracht, viele Mündel betrogen, kurz, seinen Namen fast bei allen Gerichtshöfen von Spanien berühmt gemacht, endlich aber sich in seinem Schlosse zur Ruhe gesetzt hätte, in welchem er jetzt von seinem eigenen und andrer Leute Vermögen lebe und allerlei fahrende Ritter, wes Standes und Charakters sie auch sein möchten, gern bei sich aufnähme: einzig und allein wegen der großen Zuneigung, die er zu ihnen hege und für die Abtretung eines Teils ihrer Habe — zum Lohn für seinen guten Willen. Er sagte ihm auch, es sei zwar jetzt keine Kapelle im Schlosse vorhanden, weil man die alte niedergerissen habe, um eine neue zu bauen; er wisse jedoch, daß man im Fall der Not die Waffenwache auch an jedem andern Orte halten könne; seinem Gaste stehe daher für diese Nacht der Schloßhof zu Diensten, und morgen, so es Gott gefalle, sollten die nötigen Anstalten getroffen werden, um ihn so vollkommen zum Ritter zu schlagen, als es an irgend einem Orte der Welt nur

*) Lauter öffentliche Plätze, wo die Spitzbuben ihr Wesen trieben und auch gelegentlich ihre Züchtigung bekamen.

geschehen könnte. Er fragte ihn auch, ob er Geld bei sich hätte. Don Quijote sagte, er hätte keinen Heller, weil er nie in einer Rittergeschichte gelesen, daß irgend einer von den Rittern Geld bei sich geführt. Der Wirt erwiderte, er wäre im Irrtum, denn gesetzt auch, daß nichts davon in den Geschichten stände, weil die Schriftsteller es für überflüssig gehalten hätten, so unentbehrliche und selbstverständliche Dinge, wie Geld und reine Wäsche, zu erwähnen, so müßte man daraus keineswegs schließen, daß die Ritter nicht mit beidem versehen gewesen wären: er möchte es daher als gewiß und ausgemacht betrachten, daß alle fahrenden Ritter, von denen so viele Geschichten voll wären, nicht bloß für alle vorkommenden Fälle wohlgefüllte Geldbörsen bei sich gehabt hätten, sondern auch reine Hemden und ein Büchschen mit Wundbalsam, um die empfangenen Wunden zu verbinden; weil man in Wüsten und Einöden, wenn es zum Treffen käme, nicht immer einen Feldscher zur Hand habe; es sei denn, daß man irgend einen geschickten Zauberer zum Freunde hätte, welcher augenblicklich ein schönes Mädchen oder einen Zwerg auf einer Wolke herbeizaubere, mit einem Fläschchen Wasser von solcher Wirkung, daß man nur ein Tröpfchen davon einzunehmen brauche, um von allen Wunden und Beulen so vollkommen geheilt zu werden, als ob einem nie etwas gefehlt hätte. In Ermangelung dessen hätten aber die Ritter früherer Zeiten stets dafür gesorgt, daß ihre Schildknappen mit Geld und andern notwendigen Sachen, wie Charpie und Wundbalsam zum Verbinden gehörig versehen seien. Hätten die Ritter keine Schildknappen gehabt, was jedoch nur äußerst selten der Fall gewesen, so hätten sie selbst alle diese Sachen in einem fast unsichtbaren Mantelsäckchen hinter dem Sattel mit sich geführt, als wäre es sonst etwas von größerer Bedeutung, denn ohne eine derartige Veranlassung wäre es bei den Rittern nicht eben Sitte gewesen, Mantelsäcke bei sich zu haben. Er riete ihm daher — obgleich er es ihm als seinem baldigen Paten auch wohl befehlen könnte —

künftig nie ohne Geld und ohne die mehrbesagten Zurüstungen eine Fahrt anzutreten; und er werde, wenn er vielleicht am wenigsten daran denke, die Erfahrung machen, wie sehr ihm solche zu statten kommen würden.

Don Quijote versprach, seinen Rat aufs pünktlichste zu befolgen, und es ward daher sogleich Anstalt getroffen, daß er seine Wache auf einem großen Hofplatz an der einen Seite des Wirtshauses halten sollte. Don Quijote holte alle seine Waffen herbei und stellte sie auf einen Tränktrog, der neben einem Ziehbrunnen stand, bedeckte sich mit seinem Schilde, nahm seine Lanze und fing an, mit gemessenen Schritten vor dem Tränktrog auf und ab zu gehen. Als er seine Promenade begann, brach gerade die Nacht herein. Der Wirt erzählte allen, die bei ihm waren, von der Verrücktheit seines Gastes, von seiner Schildwacht und von dem Ritterschlage, den er erwartete. Sie wunderten sich sehr über eine so seltsame Art von Verrücktheit und sahen von ferne zu, wie er bald mit langsamen Schritten einherwandelte, bald, auf die Lanze gestützt, seine Waffen eine Zeitlang mit unverwandten Augen betrachtete. Inzwischen war es völlig Nacht geworden; doch schien der Mond so hell, daß er mit derjenigen wetteifern konnte, von welcher er sein Licht borgte, so daß ein jeder sehen konnte, was der Ritternovize machte.

Einer von den Maultiertreibern, die in der Herberge lagen, wollte inzwischen seine Tiere tränken und war daher genötigt, die Waffen des Junkers von dem Tränktroge wegzuräumen. Als dieser ihn kommen sah, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „O du, wer du auch sein magst, verwegener Ritter, der du dich näherst, um die Waffen des tapfersten fahrenden Ritters, den jemals ein Schwert umgürtet hat, anzutasten! Bedenke wohl, was du thust; rühre sie nicht an, wenn du nicht deine Verwegenheit mit dem Leben büßen willst."

Der Maultiertreiber kehrte sich nicht an diese Reden, obwohl es ihm sehr heilsam gewesen wäre, wenn er sich daran

gekehrt hätte, sondern faßte die Waffen bei den Riemen und schleuderte sie weit von sich weg. Als Don Quijote das sah, erhob er die Augen gen Himmel und vermutlich seiner Dulcinea gedenkend, rief er aus: „Stehe mir bei, meine Gebieterin, in dieser ersten Beschimpfung, welche mein dir unterthäniges Herz erfährt. Verlasse mich nicht in diesem ersten Kampfe mit deiner Huld und deinem Beistand.“ Nach diesen und einigen ähnlichen Worten warf er seinen Schild von sich, erhob mit beiden Fäusten seine Lanze und gab mit derselben dem Eseltreiber einen Schlag auf den Kopf, der ihn so übel zugerichtet zu Boden streckte, daß, wenn er ihm noch einen zweiten Hieb versetzt hätte, kein Wundarzt mehr nötig gewesen wäre, um ihn zu verbinden. Dann las er seine Waffen wieder auf und fuhr fort, so ruhig auf und ab zu gehen, wie zuvor.

Einen Augenblick nachher und ohne zu wissen, was geschehen, denn der erste Maultiertreiber lag noch betäubt am Boden, kam ein zweiter, ebenfalls in der Absicht, seinen Tieren Wasser zu geben. Als dieser sich näherte, um die Waffen von dem Troge wegzunehmen, warf Don Quijote nochmals seine Tartsche weg, und ohne diesmal ein Wort zu verlieren oder jemand um Beistand anzurufen, erhob er von neuem seine Lanze und schlug nicht den Schaft, sondern den Schädel des Eseltreibers in Splittern.

Auf das Geschrei desselben liefen alle Leute aus der Schenke herbei und unter ihnen auch der Wirt. Als Don Quijote diesen erblickte, griff er zu seiner Tartsche, schlug mit der Hand an sein Schwert und rief: „O Königin der Schönheit, Kraft und Stärke meines schwachen Herzens! Jetzt ist es Zeit, daß du deine erhabenen Augen auf diesen deinen gefangenen Ritter richtest, dem ein so furchtbares Abenteuer bevorsteht.“ Dadurch bekam er, wie es schien, so viel Mut, daß er nicht von der Stelle gewichen wäre, wenn auch alle Eseltreiber der Welt ihn angegriffen hätten.

Als die Kameraden der Verwundeten diese in ihrem

Blute liegen sahen, fingen sie an, Don Quijote aus der Ferne mit Steinen zu bombardieren, gegen welche er sich, so gut es gehen wollte, mit seinem Schilde schützte, es aber nicht wagte, sich von dem Troge zu entfernen, um seine Waffen nicht im Stiche zu lassen. Der Wirt schrie, man sollte ihn in Ruhe lassen, da er ihnen bereits gesagt, daß er verrückt sei und daß er in seiner Eigenschaft als Narr ohne Strafe davon kommen würde, wenn er sie auch alle totschlüge. Don Quijote aber schrie noch lauter, schalt sie sämtlich Schurken und Verräter und den Herrn des Schlosses einen schlechten, ehrvergessenen Kavalier, weil er es zulasse, daß man fahrende Ritter auf solche Weise behandle, für welche Verräterei er ihn nach Verdienst züchtigen würde, sobald er den Ritterorden empfangen hätte. „Aber um euch andern," rief er, „ihr elendes, verächtliches Gesindel, gebe ich nicht ein Haar. Kommt nur heraus, werft, greift mich an, so wütend als ihr könnt; ihr sollt sehen, welchen Lohn ihr für eure Keckheit bekommen werdet." Er sprach das mit so wackerm Mute, daß er allen Angreifenden nicht wenig Furcht einjagte. Teils aus diesem Grunde, teils auf die Vorstellungen des Wirts hörten sie auf mit ihrem Werfen; dagegen ließ Don Quijote die Verwundeten frei abziehen und bewachte wieder seine Waffen so ruhig und kaltblütig wie vorhin.

Dem Wirte wollten indes die Possen seines Gastes nicht recht behagen, und er beschloß, dem Dinge ein Ende zu machen und ihm den verwünschten Orden des Rittertums unverzüglich zu erteilen, ehe das Uebel noch ärger würde. Er trat daher zu ihm und entschuldigte sich wegen der Frechheit, welche jenes gemeine Volk ohne sein Mitwissen gegen ihn begangen, aber auch für seine Verwegenheit den verdienten Lohn empfangen hätte. Er wiederholte, was er ihm bereits gesagt hatte, daß nämlich in seinem Schlosse keine Kapelle vorhanden wäre, und daß man auch zu dem, was noch zu verrichten übrig bliebe, gar keine bedürfe. Soweit seine eigenen Kenntnisse des Ceremoniells beim Ritterschlage

reichten, bestände die Hauptsache in dem Nackenstreiche und dem Schulterschlage, und die könnte man ebensogut auf freiem Felde geben. Was die Waffenwache beträfe, so hätte er in diesem Stück seine Schuldigkeit bereits gethan; denn zwei Stunden wären genügend und er hätte schon mehr als vier gestanden. Don Quijote glaubte ihm alles und sagte, er wäre bereit ihm zu gehorchen, und er bäte nur, alles in möglichster Kürze abzumachen, denn wenn er, nachdem er zum Ritter geschlagen sei, noch einmal angegriffen würde, so werde er ganz gewiß keinen Menschen im Schlosse am Leben lassen, diejenigen ausgenommen, die er selbst ihm bezeichnen würde, damit er sie aus Achtung vor ihm verschone.

Gewarnt und erschreckt durch diese Erklärung, holte der Burgherr unverzüglich ein Buch zum Vorschein, in welchem er das Futter und die Streu zu verzeichnen pflegte, die er den Fuhrleuten lieferte. Bei einem Endchen Licht, welches ihm ein Knabe vortrug, begab er sich mit den beiden vorhin erwähnten Mädchen zu Don Quijote, befahl ihm, niederzuknieen und murmelte, als ob er ein Gebet verrichte, etwas aus dem Buche vor sich hin. Mitten im Lesen erhob er die Hand, versetzte dem Junker einen derben Schlag in den Nacken und gab ihm dann mit seinem eigenen Schwert einen tüchtigen Hieb über die Schulter, wobei er noch immer zwischen den Zähnen murmelte, als ob er eine Messe lese. Als dieses vorbei war, befahl er einer der Damen, ihn mit dem Schwerte zu umgürten, was sie mit sehr viel Ernst und Anstand vollzog, obwohl sie dessen nicht wenig nötig hatte, um nicht bei jedem Punkte des Ceremoniells laut aufzulachen; allein die Schlagfertigkeit, welche der neue Ritter bereits bewiesen hatte, bewog einen jeden, sich des Lachens zu enthalten. Während die ehrsame Jungfrau ihm das Schwert umgürtete, sagte sie zu ihm: „Gott mache Euer Gnaden zu einem recht glücklichen Ritter und verleihe Euch Sieg im Kampfe.“ Don Quijote bat sich ihren Namen aus, damit er künftig wüßte, wem er für den jetzt geleisteten Dienst ver-

bunden wäre, weil er wünschte, ihr einen Teil des Ruhmes zuzuschreiben, welchen die Tapferkeit seines Armes ihm verschaffen würde. Sie antwortete sehr demütig, man nenne sie die Tolosa (die Toledanerin), denn sie wäre die Tochter eines Schuhflickers aus Toledo, wohne bei den Buden von Sancho Bienaya und stände ihm zu jeder Zeit und überall zu Diensten. Don Quijote bat sie, ihm zu Gefallen sich künftig Donna Tolosa zu nennen, was sie ihm auch versprach. Er ließ sich hierauf von der andern Nymphe die Sporen anlegen und pflog mit ihr fast dieselbe Unterredung, wie mit der Dame vom Schwerte. Auf seine Frage nach ihrem Namen gab sie zur Antwort, man nenne sie Molinera (die Müllerin), denn ihr Vater wäre ein ehrsamer Müller in Antequera. Don Quijote bat auch sie, in Zukunft den Titel Donna anzunehmen, worauf sie ihm ebenfalls ihre Liebesdienste zur Verfügung stellte.

Nachdem in solcher Weise dieses noch nie gesehene Gepränge in möglichster Eile vollzogen war, konnte Don Quijote kaum den Augenblick erwarten, bis er sich zu Pferde sah, um auf Abenteuer auszuziehen. Er sattelte ohne Verzug seinen Rosinante, bestieg ihn, umarmte seinen Wirt, dankte ihm für die Gefälligkeit, daß er ihn zum Ritter geschlagen und sagte ihm so seltsame Dinge, daß es uns unmöglich ist, sie zu erzählen. Der Wirt, der nichts weiter wünschte als ihn los zu werden, antwortete ihm in ebenso hochtrabenden, nur nicht so weitschweifigen Ausdrücken, und ohne ihm für seine Zeche etwas abzuverlangen, ließ er ihn in Gottes Namen von dannen ziehen.

Viertes Kapitel.

Was unserm Ritter begegnete, als er die Schenke verließ.

Es war ungefähr in den ersten Frühstunden, als Don Quijote das Wirtshaus verließ, und zwar so heiter, so gutes Muts und so hochbeglückt über seinen Ritterschlag, daß ihm die Freude fast den Sattelgurt gesprengt hätte. Da ihm je-

doch der Rat seines Wirtes, sich mit den notwendigsten Dingen, besonders mit Geld und Hemden zu versorgen, wieder einfiel, so entschloß er sich, umzukehren und sich zu Hause nicht nur mit diesen Bedürfnissen zu versehen, sondern sich auch einen Schildknappen anzuwerben. Was den letztern betraf, so schmeichelte er sich, für diesen Posten einen seiner Nachbarn zu gewinnen. Zwar war er arm und hatte Frau und Kinder, schien aber sonst für den Knappendienst bei der fahrenden Ritterschaft durchaus geeignet. Er lenkte daher seinen Rosinante wieder um nach seinem Heimatsdorfe; und es war, als hätte Rosinante seine Absicht erraten, denn er begann mit solcher Lust zu traben, daß er mit seinen Füßen kaum den Boden zu berühren schien.

Er war noch nicht weit geritten, als er in einem dichten Gehölz rechts vom Wege die zarte Stimme einer klagenden Person zu vernehmen glaubte. Kaum hörte er sie, so rief er aus: „Dank sei dem Himmel für die Gnade, die er mir zu teil werden läßt, indem er mir so bald Gelegenheit giebt, die Pflichten meines Berufs zu erfüllen und die Früchte meiner löblichen Absichten zu ernten. Diese Stimme kommt ohne Zweifel von einer notleidenden Person, welche meiner Hilfe und meines Beistandes bedarf.“ Er warf daher seinen Rosinante herum und lenkte ihn nach der Gegend, von wo ihm die Stimme zu kommen schien; und kaum war er einige Schritte in den Wald hinein geritten, so fand er einen Gaul an einen Baum gebunden und an einen andern einen Knaben von ungefähr fünfzehn Jahren, nackt bis zum Gürtel, welcher dieses Jammergeschrei erhob, und zwar nicht ohne Grund, denn ein handfester Bauer bläuete ihn mit einem Gurt ganz erbärmlich durch und begleitete jeden Hieb mit einem Verweise und einer Ermahnung, indem er ihm zurief: „Das Maul zu und die Augen auf!“ Der Knabe schrie: „Ich will's nicht wieder thun, Herr. Um der Leiden Christi willen, ich will's nicht wieder thun, ich will künftig besser auf die Herde acht geben.“

Als Don Quijote sah, was vorging, rief er mit zorniger Stimme: „Ungeschlachter Ritter, wie schlecht ziemt es Euch, mit jemand anzubinden, der sich nicht wehren kann. Besteigt Euer Roß und nehmt Eure Lanze — es stand wirklich eine Lanze an den Eichbaum gelehnt, an welchen das Pferd gebunden war — und ich werde Euch zeigen, daß nur Feiglinge so etwas thun können."

Als der Bauer diese bis an die Zähne bewaffnete Gestalt, welche ihre Lanze über seinem Kopfe schwang, erblickte, glaubte er sich dem Tode verfallen und erwiderte mit demütigen Worten: „Herr Ritter, der Bursche, den ich hier züchtige, dient mir als Schäferknabe bei meiner Herde, die in dieser Gegend weidet. Er ist so fahrlässig, daß mir täglich ein Stück fehlt. Weil ich ihn nun für seine Nachlässigkeit oder Schelmerei züchtige, wirft er mir vor, ich thäte es aus Geiz, um ihm seinen verdienten Lohn nicht zu geben. Aber bei Gott und meiner Seele: der Junge lügt!"

„Lügt?" schrie Don Quijote; „und das sagst du mir ins Gesicht, elender Schurke? Bei der Sonne, die uns bescheint, ich möchte dich gleich mit dieser Lanze durchbohren. Bezahle ihn augenblicklich ohne Widerrede, wo nicht, bei dem Gotte, der über uns waltet, ich verderbe und vernichte dich hier auf der Stelle! Augenblicklich laß ihn los!"

Der arme Bauer ließ den Kopf hängen und machte ohne Widerrede seinen Jungen los, und Don Quijote fragte diesen, wieviel ihm sein Herr schuldig wäre.

„Neun Monate Lohn," sprach der Knabe, „zu sieben Realen monatlich."

Don Quijote rechnete nach und fand, daß es dreiundsechzig Realen waren, die er dem Bauer augenblicklich zu bezahlen befahl, wenn er nicht auf der Stelle sterben wolle.

Der geängstete Bauer antwortete: Bei dem Platze, worauf er stände, und bei dem Eide, den er geschworen — er hatte aber noch gar keinen geschworen — es wäre nicht so viel, und es ginge noch dafür ab für drei Paar Schuhe, die er

ihm gegeben, und ein Real für zwei Aderlässe in einer Krankheit, die er gehabt hätte.

„Alles schön und gut," sprach Don Quijote, „aber die Schuhe und die Aderlässe sollen für die Züchtigung abgezogen werden, die er unverdienterweise erhalten hat; denn hat er das Leder an den Schuhen verschliffen, die Ihr ihm gekauft, so habt Ihr ihm dafür das Leder vom Leibe geschunden; und wenn ihm der Barbier in kranken Tagen zur Ader gelassen hat, so habt Ihr ihm das Blut in gesunden Tagen abgezapft; mithin ist er quitt mit Euch."

„Unglücklicherweise," erwiderte der Bauer, „habe ich hier kein Geld bei mir, Herr Ritter. Laßt aber Andreas mit mir kommen, so will ich ihn zu Hause bei Heller und Pfennig bezahlen."

„Ich sollte mit ihm gehen!" rief der Junge, „das wäre noch ärger. Nein, mein Herr, nimmermehr; denn wenn er mich wieder allein hätte, würde er mich vollends schinden wie einen Sankt Bartholomäus."

„Das wird er nicht," sprach Don Quijote. „Mein Befehl reicht hin, um ihm Gehorsam zu gebieten; und wenn er mir diesen bei den Rittergesetzen, die er beschworen hat, gelobt, so entlasse ich ihn und bürge dir für deine Bezahlung."

„Bedenkt doch was Ihr sagt, Herr," sprach der Knabe. „Mein Herr ist ja kein Ritter und hat nie einen Ritterorden bekommen. Er ist der reiche Juan Haldudo aus Quintanar."

„Das thut wenig zur Sache," sprach Don Quijote. „Die Haldudos*) können so gut Ritter sein wie andere Leute; und überdies ist ein jeder der Sohn seiner eigenen Thaten."

„Wohl war," erwiderte Andreas; „aber welcher Thatensohn ist denn mein Herr, da er mir meinen Lohn für meinen Schweiß und meine Arbeit vorenthält?"

„Ich will dir gar nichts vorenthalten, Freund Andreas," sprach der Bauer. „Sei so gut und komm mit mir, so

*) Haldudo heißt Langrock.

schwöre ich dir bei allen Ritterorden der Welt, ich will dich bei Heller und Pfennig bezahlen und noch dazu mit Zinsen."

„Die Zinsen will ich Euch erlassen," sprach Don Quijote. „Gebt ihm nur das Geld in couranter Münze, so bin ich zufrieden. Daß Ihr aber alles erfüllt, was Ihr beschworen habt! Sonst schwöre ich noch einmal, daß ich wiederkommen und Euch aufsuchen werde, um Euch zu züchtigen, und ich werde Euch sicher zu finden wissen, wenn Ihr Euch auch wie eine Eidechse verkriecht. Und wenn Ihr wissen wollt, wer Euch dieses gebietet, damit Ihr Euch für verpflichtet haltet, es zu erfüllen, so merkt Euch: Ich bin der tapfere Ritter Don Quijote von der Mancha, der Rächer alles Unrechts und aller Beleidigungen. Hiermit Gott empfohlen! Vergeßt nicht, was Ihr versprochen und beschworen habt, bei Strafe der angedrohten Ahndung."

Damit gab er seinem Rosinante die Sporen und war bald aus ihren Augen verschwunden. Der Bauer folgte ihm mit seinen Blicken, und als er wieder aus dem Wald hinaus und nicht mehr zu sehen war, nahm er sich seinen Andreas wieder vor. „Komm her, mein Sohn," sprach er, „ich will dir bezahlen, was ich dir schuldig bin, wie mir dieser Rächer alles Unrechts befohlen hat."

„Das ist Euch wahrhaftig zu raten," sprach Andreas, „daß Ihr dem Befehl dieses wackern Ritters, den Gott segne, pünktlich nachkommt. Denn bei Sankt Rochus, er ist so tapfer und gerecht, daß er gewiß wiederkommt und seine Drohung erfüllt, wenn Ihr mich nicht bezahlt."

„Davon bin auch ich überzeugt," versetzte der Bauer. „Da ich dir aber sehr gewogen bin, so will ich meine Schuld erst vergrößern, um auch die Bezahlung zu vergrößern. Damit nahm er ihn beim Arm, band ihn wieder an den Baum und prügelte ihn dermaßen durch, daß er ihn fast für tot liegen ließ. „Rufe mir nun deinen Rächer des Unrechts, Herr Andreas," sprach er, „und sieh' zu, ob er auch dieses rächen wird. Und doch deucht mich fast, daß ich noch nicht einmal

mit dir fertig bin; denn ich habe schier Lust, dich lebendig zu schinden, wie du gesagt hast." Endlich ließ er ihn jedoch los und gab ihm die Erlaubnis, seinen Schiedsrichter aufzusuchen, um sein ausgesprochenes Urteil zu vollziehen.

Andreas schlich mißmutig davon und schwor, den tapfern Don Quijote von der Mancha aufzusuchen und ihm alles zu erzählen, was vorgefallen wäre, damit er es ihn siebenfältig entgelten ließe. Indes ging er weinend von dannen, während sein Herr ihm nachlachte.

So steuerte der tapfere Ritter Don Quijote dem Unrecht. Hoch erfreut über diese Begebenheit, weil er meinte, seine ritterliche Laufbahn in der glücklichsten und rühmlichsten Weise begonnen zu haben, ritt er mit großer Selbstzufriedenheit seinem Dorfe zu und sagte mit halblauter Stimme: „Du magst dich wohl über alle jetzt lebenden Frauen glücklich preisen, o du aller Schönen schönste Dulcinea von Toboso, da das Schicksal dir einen so tapfern und berühmten Ritter unterworfen hat, wie es ist und sein wird Don Quijote von der Mancha, der — wie alle Welt weiß — erst gestern den Ritterschlag empfing und schon heute das höchste Unrecht und die größte Unbill abgestellt hat, welche die Ungerechtigkeit ersann und die Grausamkeit beging. Heute entriß ich die Geißel den Fäusten jenes unbarmherzigen Tyrannen, der so ganz und gar ohne Ursache einen zarten, unschuldigen Knaben mißhandelte."

Inzwischen war er an einen Kreuzweg gekommen und sogleich fiel ihm ein, daß die fahrenden Ritter in solchen Fällen zu überlegen pflegten, welchen Weg sie einschlagen sollten. Ihrem Beispiel folgend hielt er eine Weile still, nachdem er aber lange nachgedacht hatte, ließ er endlich seinem Rosinante die Zügel und stellte dem Pferde die Sache anheim, das seiner ersten Eingebung folgte und den Weg nach dem Stalle einschlug.

Als er ungefähr zwei Meilen geritten war, erblickte Don Quijote einen großen Trupp Leute, die, wie sich später

herausstellte, Kaufleute aus Toledo waren, die nach Murcia reisten, um Seide zu kaufen. Es waren ihrer sechs, sie trugen Sonnenschirme in den Händen und waren begleitet von vier Dienern zu Pferde und von drei Maultiertreibern zu Fuß. Kaum ward Don Quijote ihrer ansichtig, so glaubte er, es erwarte ihn schon wieder ein neues Abenteuer, und bereitete er sich daher auf eine Rolle vor, die er bei dieser Gelegenheit für die zweckmäßigste hielt, um alles, was er von solchen Vorfällen in seinen Büchern gelesen hatte, möglichst getreu nachzuahmen. Mit ebensoviel Anstand als Kühnheit setzte er sich in den Bügeln fest, faßte seine Lanze, warf die Tartsche vor und erwartete, mitten im Wege haltend, die fahrenden Ritter (denn für solche hielt er sie). Sobald sie nahe genug gekommen, um ihn sehen und hören zu können, erhob er seine Stimme und rief in gebieterischem Tone: „Alle Welt halte still, wofern nicht alle Welt bekennen will, daß in der ganzen Welt kein schöneres Weib lebt als die Kaiserin von der Mancha, die unvergleichliche Dulcinea von Toboso."

Die Kaufleute hielten still, als sie diese Anrede hörten und die abenteuerliche Gestalt dessen erblickten, der sie vortrug; und sowohl aus dem Inhalt der Rede wie aus dem Aufzuge schlossen sie sofort auf die Verrücktheit des Redenden. Um jedoch näher zu erfahren, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe mit dem Bekenntnis, das er von ihnen verlangte, erwiderte einer von ihnen, der ein loser Vogel war: „Herr Ritter, wir kennen die ehrenwerte Dame nicht, von welcher Ihr sprecht. Laßt sie uns sehen, und wenn sie wirklich so schön ist, wie Ihr behauptet, so wollen wir gern und ohne alle Ziererei dasjenige als Wahrheit anerkennen, was Ihr von uns verlangt."

„Wenn ich sie euch zeigte," versetzte Don Quijote, „was für ein Verdienst hättet ihr dann, eine so weltkundige Wahrheit zu bekennen? Hier kommt es darauf an, daß ihr, ohne sie gesehen zu haben, es glaubt, bekennt, behauptet, be-

schwört und verfechtet. Wo nicht, ihr halsstarrigen, stolzen Leute, so seid ihr alle mit mir in offener Fehde. Ihr mögt nun einzeln nacheinander euch stellen, wie es die ritterliche Sitte gebietet, oder alle auf einmal, nach dem Brauch und der schlechten Gewohnheit eines Gelichters von eurer Sorte. Hier bin ich und erwarte euch, und vertraue auf die gerechte Sache, die ich auf meiner Seite habe."

„Herr Ritter," erwiderte der Kaufmann, „im Namen all der Prinzen, die hier bei mir sind — und damit wir unsre Gewissen nicht beschweren dadurch, daß wir eine Sache bekennen, von der wir weder etwas gesehen noch gehört haben, zumal solches allen Kaiserinnen und Königinnen in Alcarria und Estremadura so sehr zum Nachteil gereichen würde — bitte ich Euer Gnaden: habt doch wenigstens die Güte, uns irgend ein Bild dieser Dame zu zeigen, wenn es auch nicht größer ist als ein Weizenkörnchen — denn aus dem Faden schließt man ja auf den Knäuel —: so gewinnen wir doch eine Ueberzeugung und Euer Gnaden Wille soll erfüllt werden. Ja mich deucht, Ihr habt uns schon so sehr für diese Dame gewonnen, daß, sollte ihr Bild sie auch mit dem einen Auge schielen und das andere ihr von Schwefel und Zinnober triefen lassen, wir dennoch Euch zu Gefallen zu ihren Gunsten alles sagen würden, was Ihr verlangt."

„Den Teufel trieft's ihr, ehrloses Gesindel, das ihr seid," schrie wütend Don Quijote; „den Teufel trieft's ihr von solchen Dingen. Ihr entquillt nichts als Bisam und Ambra, und sie ist weder schief noch krumm, sondern so gerade wie eine Spindel von Guadarrama. Aber die hämische Lästerung, die ihr gegen die himmlische Schönheit meiner Gebieterin ausgestoßen habt, soll euch teuer zu stehen kommen."

Bei diesen Worten sprengte er mit eingelegter Lanze gegen den, der ihn angeredet hatte, und zwar mit solcher Wut und Raserei, daß dem Kaufmann seine Vermessenheit übel bekommen wäre, hätte sein gutes Glück nicht gewollt, daß Rosinante auf halbem Wege stolperte und stürzte. Rosinante

fiel und schleuderte seinen Herrn weit über sich hin, und als dieser sich wieder aufrichten wollte, ließen ihn Lanze, Tartsche, Sporen, sein Helm und das Gewicht seiner antiken Rüstung nicht wieder auf die Beine kommen. Während er noch vergebens sich wieder zu erheben suchte, rief er: „Fliehet nicht, ihr niederträchtigen Memmen! Haltet stand! Denn nicht durch meine, sondern des Rosses Schuld lieg' ich hier ausgestreckt."

Einer von den Maultiertreibern, der den armen Gefallenen solche Schimpfreden ausstoßen hörte und eben keiner von den Wohlwollendsten sein mochte, konnte sich nicht enthalten, ihm die Antwort auf die Rippen zu geben. Er sprang hinzu, ergriff die Lanze, zerbrach sie in Stücke und bearbeitete mit einem derselben unsern Ritter so lange bis er ihn trotz seinem Harnisch so mürbe gemacht wie Klopffleisch. Seine Herren riefen ihm zwar zu, es nicht zu arg zu machen, allein er war so ergrimmt, daß er das Spiel nicht aufgeben wollte, bis er seine Wut vollständig an ihm ausgelassen. Er raffte also auch die übrigen Bruchstücke der Lanze zusammen und zerschlug sie vollends auf dem armen Eigentümer, welcher trotz dem Prügelregen, der sich über ihn ergoß, dennoch den Mund nicht halten konnte, sondern Himmel und Erde und die Straßenräuber, unter welche er geraten zu sein glaubte, mit Verwünschungen überhäufte. Endlich ward der Bursche des Prügelns müde; die Kaufleute zogen von dannen und konnten sich auf der Weiterreise nicht genug erzählen von dem armen durchgebläuten Rittersmann.

Sobald sich dieser allein befand, versuchte er aufs neue sich aufzurichten; da er das aber nicht vermocht hatte, als er noch heil und unverletzt war, wie wäre es ihm jetzt möglich gewesen, nachdem man ihn schier zu Brei geschlagen hatte! Er suchte sich zwar damit zu trösten, daß dergleichen Unfälle mit dem fahrenden Rittertum unvermeidlich verknüpft wären und daß die ganze Schuld lediglich seinem Rosse beizumessen sei. Vorläufig aber vermochte er vor lauter Beulen sich nicht vom Boden zu erheben.

Fünftes Kapitel.

Die Erzählung von dem Unfall unsres Ritters wird fortgesetzt.

Als er nun sah, daß er sich wirklich nicht rühren konnte, nahm er seine Zuflucht zu seinem gewöhnlichen Mittel, nämlich auf irgend eine Stelle in seinen Büchern zu sinnen. Seine Narrheit brachte ihm die Geschichte von Balduin und dem Markgrafen von Mantua ins Gedächtnis, als nämlich Carloto jenen im Walde tödlich verwundet hatte liegen lassen — ein Märchen, das den Kindern bekannt, den Jünglingen nicht fremd ist, und von Greisen gelobt und wohl gar geglaubt wird und bei alledem so wenig wahr ist, wie die Wunderthaten des Mohammed. Diese Geschichte also schien ihm für seine dermalige Lage so recht zu passen, und er fing an mit der Gebärde des heftigsten Schmerzes sich auf der Erde herumzuwälzen und mit schwacher Stimme die Verse nachzusprechen, die man dem verwundeten Ritter in den Mund legt:

Wo weilst du, Herrin mein, daß dich
Mein Unglück gar nicht rührt?
Du weißt's nicht, oder jemand hat
Zur Untreu' dich verführt.

So fuhr er fort die ganze Romanze herzusagen bis zu den Worten:

Edler Markgraf von Mantua,
Mein treuer Ohm und Herr.

Der Zufall wollte, daß, als er an diesen Vers kam, grade ein Bauer aus seinem Dorfe und noch dazu sein Nachbar, der einen Sack voll Korn zur Mühle gebracht hatte, des Weges kam. Als dieser einen Menschen am Boden liegen sah, trat er zu ihm und fragte ihn, wer er sei und was ihm fehle, daß er so jämmerlich wehklage. Don Quijote, der ohne Zweifel seinen Ohm, den Markgrafen von Mantua, vor sich zu sehen glaubte, fuhr fort, statt jeder Antwort seine Romanze herzusagen und ihm Bericht zu erstatten von seinem Unglück und von der Liebschaft des Kaisersohns mit seiner

Gemahlin, ganz so wie es in der Romanze besungen wird. Der Bauer, erstaunt über diesen Unsinn, hob das von den Lanzenschlägen bereits zerschmetterte Visier auf, wischte dem Ritter den Staub vom Gesichte und erkannte nunmehr seinen Nachbar. „Lieber Herr Quijano," sprach er (so muß er also wohl geheißen haben, als er noch bei Verstande war und der friedliche Landjunker sich noch nicht in einen fahrenden Ritter verwandelt hatte), „wer in aller Welt hat Euch so zugerichtet?" Allein er mochte fragen was er wollte, Don Quijote fuhr fort seine Romanze zu deklamieren. Wie das der ehrliche Bauer sah, löste er ihm, so gut er konnte, den Panzer und die Armschienen, um zu sehen, ob er verwundet wäre; er fand aber weder Blut noch Wunden. Endlich hob er ihn auf und setzte ihn, wennschon nicht ohne viele Mühe, auf seinen Esel, weil ihm das doch eine ruhigere Art des Reitens schien. Die Waffen des Ritters suchte er bis auf die Bruchstücke der Lanze zusammen, band sie Rosinante auf den Rücken, nahm diesen beim Zügel und den Esel bei der Halfter, und zog nach seinem Dorfe, sehr nachdenklich über die unsinnigen Reden, die er von Don Quijote zu hören bekam. Der Ritter, der vor Schmerz und Ermattung sich kaum auf dem Esel aufrecht halten konnte, war nicht weniger nachdenklich, und von Zeit zu Zeit sandte er einen tiefen Seufzer zum Himmel, so daß der Bauer sich von neuem bewogen fühlte, ihn zu fragen, was ihm fehle.

Es war als ob der Teufel ihm all die Geschichten ins Gedächtnis rief, die auf seinen Zustand paßten; denn jetzt dachte er nicht mehr an Balduin, sondern erinnerte sich des Mohren Aben-Darraez, den der Burgvogt von Antequera, Rodrigo von Narvaez, gefangen nahm und nach seiner Burg führte. Als ihn daher der Bauer zum zweitenmal nach seinem Befinden fragte, antwortete er ihm mit denselben Worten und Wendungen, wie der gefangene Abencerrage dem Don Rodrigo, und wie er es in der Diana des Georg von Montemayor, wo diese Geschichte zu finden ist, gelesen hatte.

Und er machte von ihr einen so ausgiebigen Gebrauch, daß der Bauer über einen solchen Wust von Unsinn rein des Teufels werden wollte und nun wohl einsah, daß sein Nachbar ein Narr geworden, und er eilte daher rasch dem Dorfe zu, um des Verdrusses los zu werden, den ihm Don Quijote mit seiner langen Rede verursachte. Diese schloß mit den Worten: „Wisset, Herr Don Rodrigo von Narvaez, daß die schöne Xarifa, deren ich erwähnt, jetzt keine andere ist als die holdselige Dulcinea von Toboso, für die ich die großartigsten Ritterthaten, welche die Welt je gesehen hat, sieht oder sehen wird, vollbracht habe, vollbringe und vollbringen werde."

„Du lieber Gott!" erwiderte der Bauer, „seht mich doch nur an. Ich bin ja weder Don Rodrigo von Narvaez, noch der Markgraf von Mantua, sondern Petro Alonzo, Euer Nachbar, und Euer Gnaden ist weder Balduin, noch Aben-Darraez, sondern der ehrenwerte Junker Herr Quijano."

„Ich weiß, wer ich bin," antwortete Don Quijote, „und weiß, daß ich nicht nur das alles sein kann, was ich gesagt habe, sondern auch alle zwölf Pairs von Frankreich und alle neun Helden des Ruhms; denn meine Thaten werden alles übertreffen, was jene samt und sonders verrichtet haben."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichten sie um die Stunde der Abenddämmerung das Dorf; Pedro wartete jedoch, bis es noch etwas dunkler geworden, damit man den zerschlagenen Ritter nicht so schlecht beritten sehen möchte. Als es Zeit war, zog er in das Dorf ein und nach dem Hause Don Quijotes, wo er alles in großer Aufregung fand, und namentlich auch den Pfarrer des Orts und den Dorfbarbier, welche beide besondere Freunde des Junkers waren, und zu welchen die Haushälterin eben mit lauter Stimme sprach: „Was halten Eure Ehrwürden, Herr Licenciat Pedro Perez (so hieß nämlich der Pfarrer) von dem Unglück meines Herrn? Seit sechs Tagen ist weder von ihm selbst noch von seinem Pferde oder seiner Lanze oder seinem Schilde oder seinen übrigen Waffen etwas zu sehen. O ich Unglückliche!

Es ahnt mir und es ist so gewiß wahr, als ich sterblich geboren bin, daß die vermaledeiten Ritterbücher, die er immer so emsig zu lesen pflegte, ihm den Kopf verrückt haben. Ich erinnere mich, daß er oft vor sich hin zu sagen pflegte, er wollte ein fahrender Ritter werden und in die Welt auf Abenteuer hinausziehen. Daß doch die vertrackten Bücher, die den gescheitesten Kopf in der ganzen Mancha dermaßen verrückt haben, lieber alle in des Satans Klauen wären!"

Dasselbe sagte die Nichte und setzte hinzu: „Jawohl, Meister Niklas — dies war der Name des Barbiers — mehr als einmal hat es sich zugetragen, daß mein Oheim zwei Tage und zwei Nächte hintereinander in diesen gottlosen Unglücksbüchern las. Am Ende warf er dann das Buch aus der Hand, griff zum Schwert und hieb damit gegen die Wände und wenn er sich matt und müde gehalgt hatte, behauptete er, er hätte vier Riesen, so groß wie Kirchtürme, niedergehauen; und wenn er von Schweiß troff, so meinte er, es wäre Blut, das aus seinen Wunden flösse, die er in dem Kampfe bekommen hätte; dann trank er flugs einen großen Krug kaltes Wasser, und wenn er sich dadurch erquickt fühlte, meinte er, dieses Wasser sei ein Wundertrank, den ihm der weise Esquife gebracht hätte, ein mächtiger Zauberer, der ihm gewogen wäre. Doch ich bin selbst schuld an allem, weil ich euch, meine Herren, nicht von den Träumereien meines Oheims Nachricht gegeben habe. Ihr hättet vielleicht Rat geschafft, ehe das Uebel so arg ward, und die vermaledeiten Bücher verbrannt, deren er eine Menge hat und die den Scheiterhaufen so gut verdienen, wie die ärgsten Ketzer."

„Das deucht mich auch," sprach der Pfarrer; „und wahrlich, der morgende Tag soll nicht vergehen, ohne daß wir ein öffentliches Gericht über sie halten und sie alle zum Feuer verdammen, damit sie nicht noch andern, die sie in Zukunft lesen möchten, Anlaß geben, dasselbe zu thun, was mein guter Freund vermutlich gethan hat."

Dies alles hörten der Bauer und Don Quijote, und der erstere, welcher sich dadurch von der Narrheit seines Nachbars völlig überzeugte, rief mit lauter Stimme: „Oeffnet die Thür dem Herrn Baldewein und dem Markgrafen von Mantua, der schwer verwundet ankommt, sowie dem Herrn Mohren Aben-Darraez, den der tapfere Rodrigo von Narvaez, Gouverneur von Antequera, gefangen führt."

Auf diesen Zuruf kamen sie alle hinaus, und als sie ihren Herrn, Freund und Oheim erblickten, der noch nicht vom Esel gestiegen war (weil er nicht konnte), eilten sie alle ihn zu umarmen.

„Laßt mich," sprach er; „ich bin schwer verwundet durch die Schuld meines Rosses. Bringt mich zu Bett und ruft mir womöglich die weise Urganda, damit sie für den Verband meiner Wunden sorge."

„Da seht ihr's; daß sich Gott erbarme!" rief die Haushälterin. „Hat mir's nicht mein Herz ganz richtig gesagt, wo es meinem armen Herrn fehle? Geht hinauf, lieber Herr, in Gottes Namen; wir wollen Euch hier ohne Frau Purganda wohl verbinden. Verflucht und aberhundertmal verflucht mögen die Ritterbücher sein, die Euch dieses angethan haben."

Man brachte den Ritter sogleich zu Bette. Als man nach seinen Wunden suchte, aber keine fand, sagte er, er hätte durch einen Sturz mit seinem Rosinante eine starke Quetschung bekommen, indem er sich mit zehn der fürchterlichsten und ungeheuersten Riesen, die man in der ganzen Welt finden könnte, hätte herumschlagen müssen.

„So, so!" sagte der Pfarrer, „sind Riesen mit im Spiel? Bei meiner Weihe, sie sollen mir morgenden Tages brennen, eh' es Abend wird."

Man richtete noch hunderterlei Fragen an Don Quijote; er antwortete aber weiter nichts, als daß man ihm zu essen geben und ihn schlafen lassen möchte, denn diese beiden Dinge thäten ihm am meisten not. Es geschah. Dann erkundigte

sich der Pfarrer bei dem Bauer genau nach den Umständen, in welchen er den Ritter gefunden hätte. Der Bauer erzählte ihm alles, auch das unsinnige Zeug, welches er unterwegs geschwatzt hatte. Dadurch ward der Licentiat noch mehr in dem Vorsatze bestärkt, welchen er am folgenden Morgen ausführte. Er holte nämlich seinen Freund, den Barbier Meister Niklas, ab und begab sich mit ihm nach der Wohnung des Ritters.

Sechstes Kapitel.

Von dem großen und heitern Gericht, welches der Pfarrer und der Barbier über die Büchersammlung unsers scharfsinnigen Junkers hielten.

Dieser schlief noch, als sie kamen. Der Pfarrer erbat sich von der Nichte den Schlüssel zu dem Zimmer, wo die Bücher standen, die das Unheil angerichtet hatten, und mit dem größten Vergnügen gab sie ihn her. Sie gingen zusammen hinein, und mit ihnen auch die Haushälterin und fanden daselbst mehr als hundert große, sauber gebundene Folianten und noch viele andere kleine Bücher. Als die Haushälterin sie erblickte, eilte sie rasch wieder aus dem Zimmer, und kam zurück mit einem Becken voll Weihwasser und einem Büschel Ysop. „Da, Herr Licentiat," sprach sie, „besprengt nur erst das Zimmer, damit nicht einer von den Zauberern, deren es in diesen Büchern so viele giebt, uns hier bezaubert, um sich an uns dafür zu rächen, daß wir sie aus der Welt schaffen wollen."

Der Pfarrer lächelte über die Einfalt der Haushälterin und bat den Barbier, ihm die Bücher eins nach dem andern zu reichen, damit er sähe, wovon sie handelten, da es doch möglich sei, daß das eine oder andere die Strafe des Feuers nicht verdiente.

„Nein, nein!" sprach die Nichte; „man darf keinem von ihnen Gnade erweisen; denn sie haben alle gesündigt. Werft sie nur sämtlich zum Fenster hinaus auf den Hof, macht einen Scheiterhaufen daraus und steckt sie in Brand; oder

laßt sie auf den Hühnerhof hinaustragen und dort den Scheiterhaufen machen, damit der Rauch niemand beläftigt."

Denselben Rat gab die Haushälterin, so eifrig suchten sie beide diese Unschuldigen hinzurichten. Der Pfarrer wollte jedoch nicht darauf eingehen; wenigstens wollte er zuvor die Titel lesen.

Die ersten Bände, welche der Barbier ihm reichte, waren die vier Bücher des Amadis von Gallien. „Das scheint mir fast eine Fügung des Schicksals," sprach der Pfarrer; „denn wie ich gehört habe, so ist dies das erste Ritterbuch gewesen, welches in Spanien gedruckt worden, und alle übrigen verdanken ihm ihren Ursprung. Ich bin daher der Meinung, daß wir es, als den Stifter einer so bösen Sekte, ohne weiteres Verhör zum Feuer verdammen."

„Nein, mein Herr," sprach der Barbier; „denn ich habe gehört, dieses sei das beste der Bücher, die in dieser Art geschrieben worden. Als dem einzigen seiner Gattung könnte man ihm also wohl Gnade widerfahren lassen."

„Das ist wahr," sprach der Pfarrer. „Für diesmal sei ihm also das Leben geschenkt. Laßt sehen, wer der andere ist, der neben ihm steht."

„Es sind die Heldenthaten des Esplandian," sprach der Barbier, „eines leiblichen Sohnes des Amadis von Gallien."

„Das Verdienst des Vaters," versetzte der Pfarrer, „soll aber wahrlich dem Sohne nicht zu gute kommen. Da, Frau Haushälterin; öffnet das Fenster und hinaus mit ihm in den Hof, um den Grund zu dem Scheiterhaufen zu legen, den wir machen wollen."

Mit Freuden vollzog die Haushälterin den Befehl, und der arme Esplandian flog zum Fenster hinaus, um im Hofe geduldig das Feuer zu erwarten, wozu er verdammt war. „Nur weiter!" sprach der Pfarrer.

„Hier," sagte der Barbier, „ist Amadis von Griechenland, und diese ganze Reihe scheint mir zu der Sippschaft des Amadis zu gehören."

„In den Hof mit dem ganzen Gelichter," sprach der Pfarrer; „denn um die Königin Pintiquinieſtra, den Schäfer Darinel mit ſeinen Hirtengedichten und all das verteufelte kauderwelſche Geſchwätz ihrer Geſchichtſchreiber in Aſche zu verwandeln, würde ich meinen leiblichen Vater mit ihnen dem Scheiterhaufen überantworten, wenn er ſich in der Geſtalt eines fahrenden Ritters betreten ließe."

„Der Meinung bin auch ich," ſprach der Barbier.

„Und ich auch," liſpelte die Nichte.

„Wenn dem ſo iſt," ſprach die Haushälterin, „nur her damit und in den Hof mit ihnen." Man gab ſie ihr, und es waren ihrer nicht wenige. Um ſich die Mühe des Treppenſteigens zu erſparen, warf ſie alle zum Fenſter hinaus.

„Was für ein Stückfaß ſteht dort?" fragte der Pfarrer.

„Es iſt Don Olivante von Laura," antwortete der Barbier.

„Der Verfaſſer dieſes Buches," ſprach der Pfarrer, „iſt derſelbe, der den Blumengarten geſchrieben hat, und ich weiß wahrlich nicht, welches von dieſen beiden Büchern die meiſte Wahrheit oder vielmehr die wenigſten Lügen enthält. Das weiß ich aber, daß es wegen ſeines Schwulſtes und ſeiner Geſchmackloſigkeit auf den Hof hinaus muß."

„Der nächſtfolgende," ſprach der Barbier, „iſt Florismarte von Hyrkanien."

„Iſt Herr Florismarte hier? Geſchwind hinaus mit ihm," ſprach der Pfarrer, „trotz ſeiner wunderſamen Geburt und ſeiner erträumten Abenteuer; denn ſein harter, trockener Stil verdient nichts Beſſeres. In den Hof mit ihm und mit jenem andern, Frau Haushälterin."

„Von Herzen gern," erwiderte ſie und vollzog fröhlich ſeinen Befehl.

„Hier iſt auch der Ritter Platir," ſagte der Barbier.

„Ein alter Tröſter," verſetzte der Pfarrer, „an welchem ich nichts zu finden wüßte, was Gnade verdiente. Laßt ihn ohne Umſtände den andern Geſellſchaft leiſten."

Es geschah; ein anderes Buch ward aufgeschlagen und der Titel nannte den Ritter vom Kreuze. „Um eines so frommen Titels willen," sagte der Pfarrer, „könnte man dem Buche wohl etwas Dummheit zu gute halten; allein man pflegt zu sagen: hinter dem Kreuze steckt der Teufel: also ins Feuer mit ihm."

Der Barbier nahm ein Buch und las: „Der Spiegel der Ritterschaft."

„Den habe ich die Ehre zu kennen," sagte der Pfarrer. „Hier finden wir den Herrn Reinhold von Montalban mit seinen Freunden und Gesellen, ärgere Spitzbuben als Cacus; ferner die zwölf Paire und den wahrhaftigen Geschichtschreiber Turpin; und ich hätte fast Lust, sie nur zu ewiger Verbannung zu verurteilen; wäre es auch nur, weil manches von der Erfindung des berühmten Matteo Bojardo darin enthalten ist, nach welcher auch der christliche Dichter Lodovico Ariosto sein Gewebe genommen. Finde ich diesen hier und er spricht eine andere Sprache als seine Muttersprache, so werde ich keine Achtung vor ihm haben, spricht er aber seine Muttersprache, so werde ich den Hut vor ihm ziehen."

„Ich habe ihn italienisch," sprach der Barbier; „allein ich verstehe ihn nicht."

„Es wäre auch nicht gut, wenn Ihr ihn verständet," antwortete der Pfarrer; „und man würde es einem gewissen Herrn Hauptmann gerne verzeihen, wenn er ihn nicht zu uns herübergebracht und ihn zum Spanier gemacht hätte. Er hat ihm vieles von seiner natürlichen Kraft entzogen; und so geht es mit jedem, der ein in Versen geschriebenes Werk in eine andere Sprache übersetzen will; denn aller Sorgfalt und Geschicklichkeit ungeachtet wird er doch nie die Vollendung des Originals erreichen. Wir wollen indessen dieses Buch und alle diejenigen, welche von französischen Geschichten handeln, in einem trockenen Ziehbrunnen so lange aufbewahren, bis wir mit mehr Muße überlegen können, was mit ihnen anzufangen sei; ausgenommen einen

gewissen Bernardo del Carpio, der sich hier herumtreibt, und noch einen andern, der sich Ronceval nennt. Wenn diese mir in die Hände fallen, so sollen sie in die Hände der Haushälterin und aus diesen ins Feuer wandern."

Der Barbier fand das alles recht und billig; denn er hielt den Pfarrer für einen so guten Christen und für einen solchen Freund der Wahrheit, daß er um alles in der Welt nichts sagen würde, das ihr zuwiderliefe. Das nächste Buch, welches er öffnete, war Palmerin von Oliva, und neben ihm stand ein anderes, Palmerin von England genannt. Als der Licentiat sie erblickte, rief er: „Zerschneidet mir augenblicklich die Olive, verbrennt sie und streut ihre Asche in die Luft. Aber diese Palme von England ist wert, daß man sie als eine Seltenheit aufhebe und für sie ein ebenso kostbares Kästchen verfertige, wie jenes war, welches Alexander unter den Schätzen des Darius fand und worin er die Werke des Homer aufzubewahren befahl. Dieses Buch, Herr Gevatter, ist aus zwei Gründen wichtig; einmal weil man es für das Werk eines sehr weisen Königs von Portugal hält, und zweitens weil es an und für sich sehr gut ist. Die Abenteuer von dem Schlosse Miraguarda sind vortrefflich und kunstgemäß erfunden, der Stil ist klar und zierlich und die Reden sind mit viel Einsicht und Geschmack dem Charakter der redenden Personen angepaßt. Ich meine daher — vorbehaltlich eures Gutachtens — wir sprechen diesen und den Amadis von Gallien vom Scheiterhaufen frei und verdammen alle übrigen ohne viel Federlesens zum Tode."

„Nein, Herr Gevatter," erwiderte der Barbier; „denn hier ist auch der berühmte Don Belianis."

„Er hat," versetzte der Pfarrer, „wenigstens im zweiten, dritten und vierten Teil eine kleine Portion Rhabarber nötig, um ihm die überflüssige Galle abzutreiben. Man müßte auch alles wegstreichen, was von dem Schlosse des Ruhms darin steht, nebst anderen noch größeren Ungereimtheiten. Zu dem Ende kann man ihm eine Art Galgenfrist

verstatten, und nach Maßgabe seiner Besserung können wir dann mit Gnade oder mit Strenge mit ihm verfahren. Nehmt vorläufig die Bücher mit nach Hause, Gevatter, laßt aber nur keinen andern hineingucken."

„Ich bin's zufrieden," sagte der Barbier; und da er keine Lust hätte, länger in Ritterbüchern zu blättern, so befahl er der Haushälterin, alle übrigen dicken Bände wegzunehmen und in den Hof zu werfen. Da sie nun zweimal so viele Lust hatte, all die Folianten in den Flammen zu sehen, als das beste und feinste Stück Leinwand zu weben, so ließ er sich das Ding nicht zweimal sagen, sondern raffte wohl ein Dutzend zusammen und warf sie zum Fenster hinaus. Da sie ihrer viele zugleich nahm, fiel ihr ein Band aus den Händen und dem Barbier vor die Füße. Neugierig hob er es auf und las auf dem Titel: „Geschichte des berühmten Ritters Tirante des Weißen."

„Potz Tausend!" rief der Pfarrer, „ist Tirante der Weiße auch da? Gebt mir ihn her, Gevatter; ich denke, ich habe einen Schatz von Unterhaltung und eine Fundgrube von Zeitvertreib an ihm gefunden. Hier haben wir einen Don Kyrie-Eleison von Montalban und seinen Bruder Thomas, einen Ritter Fonseca, den Kampf des Tirante mit dem Bullenbeißer, die witzigen Reden des Fräuleins Lebenslust, nebst den Liebschaften und Ränken der Witwe Reposada, und die Geschichte einer Kaiserin, die sich in ihren Stallmeister Hippolyt verliebt. Ich versichere Euch, Herr Gevatter, der Stil des Buchs ist vortrefflich. Da essen und trinken die Ritter, schlafen und sterben in ihren Betten und machen vor ihrem Tode ihr Testament nebst mehr dergleichen Dingen, von welchen in keinem andern Ritterbuche die Rede ist. Bei alledem muß ich Euch sagen, daß der Verfasser verdient hätte, Zeitlebens auf die Galeeren geschickt zu werden, weil er manches tolle Zeug im Ernste vorträgt. Nehmt das Buch mit nach Hause und lest es, so sollt Ihr sehen, daß ich Euch die Wahrheit sage."

„Das will ich thun," sprach der Barbier. „Was machen wir aber mit den kleinen Büchern, die noch hier stehen?"

„Das sind vermutlich keine Ritterbücher, sondern Gedichte," erwiderte der Pfarrer, und indem er eins derselben aufschlug, fand er, daß es die Diana des Georg von Montemayor war. Da er nun glaubte, daß die übrigen gleichen Inhalts sein würden, sagte er: „Diese haben nicht, wie die andern, den Scheiterhaufen verdient, weil sie nicht so viel Unheil angerichtet haben, noch anrichten werden, wie die Ritterbücher, sondern vielmehr Unterhaltung für den Verstand und den Witz gewähren, ohne jemand zu schaden."

„Ach lieber Herr Pfarrer!" sagte die Nichte, „Ihr solltet sie nur immer mit den andern ins Feuer schicken; denn wenn mein Oheim von der Ritterſucht genesen sollte, so wär' es kein Wunder, wenn ihn beim Lesen dieser Bücher die Lust anwandelte, ein Schäfer zu werden und in Wiesen und Wäldern singend und spielend herumzuschwärmen, oder — was noch schlimmer — ein Dichter zu werden, eine Krankheit, die, wie die Leute sagen, von allen die ansteckendste und unheilbarste ist."

„Die Jungfer hat recht," sprach der Pfarrer, „und wir werden wohl thun, unserm Freunde auch diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Was nun zunächst die Diana des Montemayor betrifft, so denk' ich, wir verschonen sie mit dem Feuer und streichen nur alles weg, was von der klugen Felicia und dem verzauberten Wasser darin steht, nebst den größern Gedichten, und lassen ihr die prosaischen Stellen und die Ehre, das erste Buch dieser Art zu sein."

„Hier ist noch eine zweite Diana von dem Salamanker," sprach der Barbier, „und eine dritte von Gil Polo."

„Die des Salamankers," sagte der Pfarrer, „mag zu den Verurteilten in den Hof wandern und ihnen Gesellschaft leisten; aber die von Gil Polo muß man aufheben, als ob Apollo selbst sie gedichtet hätte. Nur weiter, Gevatter; denn es wird Abend und wir müssen machen, daß wir fertig werden."

„Hier," sprach Meister Niklas, ein anderes Buch aufschlagend, „sind die zehn Bücher des sardinischen Dichters Antonio dello Frasso von den Schicksalen der Liebe."

„Bei der Weihe, die ich empfangen habe," rief der Pfarrer, „seitdem Apoll Apoll, die Musen Musen und die Dichter Dichter sind, ist noch nie ein so lustiges und tolles Buch geschrieben worden. Es ist in seiner Art das beste und das seltsamste, was jemals ans Licht getreten ist, und wer es nie gelesen hat, kann kühn behaupten, daß er nie etwas Unterhaltendes gelesen habe. Gebt es mir her Gevatter; der Fund ist mir lieber, als wenn mir jemand einen neuen Chorrock von der besten Florentiner Seide geschenkt hätte."

Er steckte es mit Vergnügen zu sich und der Barbier fuhr fort: „Hier haben wir noch den Schäfer von Iberien, die Nymphen von Henares und die geheilte Eifersucht."

„Man kann sie alle," sprach der Pfarrer, „dem weltlichen Arme der Haushälterin überantworten, ohne sich zu fragen warum; denn damit würde nur Zeit verloren."

„Hier kommt Philidens Schäfer."

„Fürwahr, kein gemeiner Schafhirt," sprach der Pfarrer, „sondern ein feiner Hofmann. Hebt ihn als ein köstliches Kleinod auf."

„Der große, der jetzt kommt," sagte der Barbier, „ist betitelt: „Schatz verschiedener Gedichte."

„Wenn ihrer nicht so viele wären," versetzte der Pfarrer, „hätten sie einen größern Wert. Dieses Buch muß gesichtet und von vielen Gemeinplätzen gesäubert werden, die mit den schönen erhabenen Stellen vermengt sind. Man kann es aufheben; denn der Verfasser ist mein Freund, und hat manches andere gehaltvolle und schätzbare Werk geschrieben."

Der Barbier fuhr fort: „Hier ist die Liedersammlung des Lopez Maldonado."

„Der Verfasser dieses Buchs," sagte der Pfarrer, „ist ebenfalls ein guter Freund von mir. Die Verse aus seinem Munde werden von jedermann bewundert, der sie hört; und

wenn er sie vorsingt, wird man von der Sanftheit seiner Stimme bezaubert. Seine Schäfergedichte sind bisweilen ein wenig gedehnt; allein des Guten bekommt man nicht leicht zu viel. Hebt ihn auf mit den Auserwählten. Was für ein Buch steht dort noch neben ihm?"

„Es ist die Galatea des Michael Cervantes."

„Dieser Cervantes," sprach der Pfarrer, „ist mir seit vielen Jahren ein teurer Freund, und ich weiß, daß er im Unglück bewanderter ist als im Versemachen. Der Plan seines Buchs ist nicht übel angelegt; allein er hat vieles angefangen und nichts ausgeführt. Man muß den zweiten Teil abwarten, welchen er verspricht; wer weiß, ob das Ganze, wenn er sich bessert, nicht denjenigen Beifall verdient, den man ihm jetzt noch versagen muß? Haltet ihn inzwischen in Euerm Hause verborgen, Herr Gevatter."

„Sehr gern," erwiderte der Barbier. „Hier kommen noch drei zusammen, die Araucana von Don Alonzo de Ercilla, die Austriada von Juan Rufo, die Geschworenen von Cordova und der Monserate von Cristoval de Virues, einem Dichter aus Valencia."

„Alle drei," sprach der Pfarrer, „gehören zu den besten Werken, die in spanischer Sprache in heroischen Versen geschrieben sind, und man kann sie den besten italienischen zur Seite stellen. Hebt sie auf, als den Ausbund der vorzüglichsten Gedichte, welche Spanien bisher geliefert hat."

Der Pfarrer, der es bereits müde war, noch mehr Bücher zu durchblättern, wollte bereits alle übrigen in Bausch und Bogen dem Feuer überliefern, als der Barbier noch eins aufschlug, welches die Thränen der Angelica betitelt war. „Ich selbst hätte Thränen geweint," sagte der Pfarrer, als er den Titel hörte, „wenn ich dieses Buch dem Feuer übergeben hätte. Der Verfasser war einer der berühmtesten Dichter, nicht nur Spaniens, sondern der ganzen Welt, und er hat einige von Ovids Fabeln sehr glücklich übersetzt."

Siebentes Kapitel.

Von dem zweiten Ausritt unsers guten Ritters Don Quijote von der Mancha.

Als sie so weit gekommen waren, erhob Don Quijote seine Stimme und schrie: „Frisch auf, frisch auf, ihr wehrhaften Ritter! Jetzt kommt es darauf an, die Kraft eurer tapferen Arme zu zeigen, sonst gewinnen die Höflinge den besten Preis des Turniers."

Als der Pfarrer und der Barbier dieses Lärmen und Schreien hörten, liefen sie eiligst herbei und so geriet die Untersuchung der übrigen Bücher ins Stocken, und man glaubt, daß die Carolea, der Löwe von Spanien und die Thaten des Kaisers von Don Luis von Avila ungesehen und ungehört mit zum Scheiterhaufen gewandert sind, weil sie ohne Zweifel unter den übrigen sich befanden, und wer weiß, ob sie diesem harten Schicksal nicht würden entgangen sein, wenn der Pfarrer sie bemerkt hätte?

Als sie zu dem Ritter kamen, war er bereits vom Bette aufgestanden und fuhr noch immer fort, unter Lärm und Geschrei um sich zu hauen, obgleich er so wach war, als ob er gar nicht geschlafen hätte. Sie faßten ihn um den Leib und brachten ihn wieder zu Bett. Als er ein wenig ruhiger geworden, redete er den Pfarrer also an: „Herr Erzbischof Turpin, es ist doch eine große Schande für uns, die wir uns die zwölf Paire nennen, daß wir uns von den Hofschranzen so um nichts und wieder nichts den Sieg des Turniers abjagen lassen, nachdem wir fahrenden Ritter während der ersten drei Tage beständig den Preis davongetragen haben."

„Seid nur ruhig, Herr Gevatter," antwortete der Pfarrer; „der Himmel wird geben, daß sich das Blatt wendet und daß wir morgen gewinnen, was wir heute verlieren. Sorgt nur jetzt für Eure Gesundheit; denn mich deucht, Ihr müßt außerordentlich erschöpft, wo nicht gar schwer verwundet sein."

„Verwundet bin ich nicht," antwortete Don Quijote; „aber mürbe und zerschlagen bin ich allerdings; denn der Bastard Don Roland hat mich mit einem Eichbaum zerdroschen, und zwar aus reinem Neid, weil ich allein seinem tapfern Arme Widerstand leiste. Aber ich will nicht Reinhold von Montalban heißen, wenn er mir es nicht trotz allen seinen Verzauberungen entgelten soll, sobald ich von meinem Lager wieder aufstehen kann. Und nun laßt mir nur zu essen geben, da mir das jetzt am nötigsten ist, und für meine Rache laßt mich selbst sorgen."

Sie thaten es und brachten ihm etwas zu essen; er schlief wieder ein, und sie konnten sich über seine Narrheit nicht genug wundern. Am Abend verbrannte die Haushälterin alle Bücher, die sich auf dem Hofe und im ganzen Hause befanden, und dabei ward vielleicht manches ein Raub der Flammen, welches verdient hätte zu ewigem Andenken aufbewahrt zu werden; doch das Verhängnis und die Trägheit des Untersuchungsrichters fügten es anders, und so ging auch diesmal das Sprichwort in Erfüllung, daß nicht selten der Gerechte mit dem Ungerechten büßen muß.

Unter andern Mitteln, welche der Pfarrer und der Barbier vorläufig versuchten, um ihren Freund von seinem Uebel zu heilen, wollten sie ihm seinen Bücherssaal vermauern und die Stelle übertünchen, damit er seine Bücher nicht wieder finden könnte, wenn er wieder aufstände, und wenn die Ursache seines Uebels nicht mehr vorhanden wäre, so würde vielleicht auch die Wirkung sich verlieren; denn man könnte ihm sagen, daß ein Zauberer ihm Bücher und Bücherzimmer, alles miteinander entführt hätte. Und dieser Plan ward in möglichster Eile ausgeführt.

Nach zwei Tagen stand Don Quijote auf und sein erster Gang war nach seinem Bücherssaale. Als er ihn an dem Orte nicht fand, wo er ihn gelassen hatte, ging er überall umher, um ihn zu suchen. Als er an die Stelle kam, wo sonst die Thür gewesen, betastete er sie mit den Händen und

sah sich überall um, ohne ein Wort zu sagen. Endlich aber fragte er seine Haushälterin, wo sein Bücherzimmer wäre. Da man ihr die Antwort bereits in den Mund gelegt hatte, sagte sie: „Was für ein Zimmer oder was sonst suchen Euer Gestrengen? Hier im Hause giebt es weder Bücher noch Bücherzimmer; denn der leibhaftige Teufel hat alles geholt."

„Nein, ein Teufel war es nicht," sagte die Nichte; „sondern ein Zauberer kam an dem Abend nach Euerm Ausritt auf einer Wolke angezogen, stieg von seinem Drachen ab und ging in Euer Zimmer. Was er darin machte, weiß ich nicht; allein nach einer kleinen Weile fuhr er wieder zum Dache hinaus und ließ das ganze Haus voll Rauch zurück. Als wir zusehen wollten, was er gemacht hätte, waren weder Bücher noch Zimmer mehr zu finden; doch das erinnern wir uns beide noch sehr gut, ich und die Haushälterin, daß der alte Graubart beim Hinausfahren mit lauter Stimme rief, er habe aus Feindschaft gegen den Herrn und Besitzer der Bücher und des Zimmers einen Schaden angerichtet, den man hernach entdecken würde. Er sagte auch, er hieße der weise Munnaton."

„Freston wird er gesagt haben," erinnerte Don Quijote.

„Ich weiß nicht, ob er Freßton oder Sauston sagte," sprach die Haushälterin; „aber soviel weiß ich wohl, daß sein Name auf ton endigte."

„Jawohl, so ist's," sagte Don Quijote; „denn dieser verschmitzte Zauberer ist einer von meinen Feinden und ist mir nur darum gram, weil er durch seine Kunst und Wissenschaft gefunden, daß ich dereinst mit einem Ritter, dem er sehr gewogen ist, anbinden und ihn im Zweikampf überwinden werde, ohne daß er es verhindern kann. Daher sucht er mir allen möglichen Schabernack anzuthun. Ich kann ihm aber sagen, daß er mit allen seinen Künsten nichts ändern oder verhindern kann, was der Himmel bestimmt hat."

„Wer zweifelt daran," sagte die Nichte. „Aber lieber Oheim, wer zwingt Euch zu solchen Kämpfen? Wär' es

nicht besser, Ihr bliebt zu Hause und zögt nicht in der Welt herum, um etwas Besseres zu suchen, ohne zu bedenken, daß mancher nach Wolle geht und selbst geschoren heimkehrt?"

„Nichtchen, Nichtchen!" erwiderte Don Quijote. „Du weißt nicht, was du sprichst. Ehe ich mich scheren lasse, zieh' ich einem jeden das Fell über die Ohren, der sich's einfallen läßt, mir nur ein Haar zu krümmen."

Da sie beide merkten, daß ihm die Galle anfing überzulaufen, so verging ihnen die Lust, ihm länger zu widersprechen. Er blieb indes wohl vierzehn Tage sehr ruhig zu Hause, ohne einen Hang zu seinen frühern Narrheiten merken zu lassen. Während dieser Zeit führten er und seine beiden Gevattern, der Pfarrer und der Barbier, manche unterhaltende Gespräche über seine Behauptung, daß die Welt nichts dringender bedürfe als fahrende Ritter und die Wiederherstellung des fahrenden Rittertums. Zuweilen widersprach ihm der Pfarrer, und zuweilen gab er ihm nach; denn ohne dieses kluge Verfahren hätte er mit ihm nicht fertig werden können.

Mittlerweile bewarb sich Don Quijote um einen Bauer in seiner Nachbarschaft, der zwar ein Ehrenmann war — wenn anders ein armer Teufel auf diesen Titel Anspruch machen darf — aber eben keinen Ueberfluß an Verstand hatte. Durch vieles Zureden und durch Versprechungen brachte er es dahin, daß dieser arme Bauer sich entschloß, als Schildknappe mit ihm zu ziehen. Unter anderem sagte Don Quijote ihm, er möchte nur getrosten Mutes mit ihm gehen: denn es könnte ihm leicht einmal ein so glückliches Abenteuer begegnen, daß er im Handumdrehen eine Insel eroberte und ihn dann zum Statthalter derselben machte. Durch diese und andere ähnliche Versprechungen angelockt ließ sich Sancho Panza (so hieß der Bauer) bewegen, Weib und Kind zu verlassen und sich bei seinem Nachbar als Schildknappe zu verdingen. Don Quijote machte daher unverzüglich Anstalt, Geld aufzutreiben, und indem er das

eine verkaufte, das andere versetzte und alles verschleuderte, brachte er eine ziemliche Summe zusammen. Er versah sich mit einem runden Schilde, den er von einem Freunde borgte, flickte, so gut er konnte, seinen zerschlagenen Helm wieder zusammen, verabredete mit seinem Knappen Sancho Tag und Stunde des Aufbruchs und empfahl ihm, sich mit allem zu versehen, was er für unentbehrlich hielt, und vor allen Dingen mit einem Schnappsack. Sancho versprach es zu thun und auch einen sehr guten Esel, den er hätte, gedenke er mitzunehmen, weil er an Fußreisen nicht eben gewöhnt sei.

Hinsichtlich des Esels äußerte Don Quijote einige Bedenken und dachte darüber nach, ob wohl jemals ein fahrender Ritter einen asinatim berittenen Schildknappen gehabt hätte; aber er konnte sich keines erinnern. Zuletzt erlaubte er ihm jedoch den Esel mitzunehmen, und nahm sich fest vor, ihn besser beritten zu machen, sobald ihm der erste unhöfliche Ritter begegnete, dem er sein Streitroß abgewinnen könnte. Mit Hemden und mit den übrigen Sachen, die ihm der Wirt empfohlen hatte, versah er sich gleichfalls, so gut es möglich war. Nachdem dieses geschehen und alles in Ordnung gebracht war, zogen sie beide (Sancho Panza, ohne von seiner Frau und seinen Kindern, und Don Quijote, ohne von seiner Nichte und seiner Haushälterin Abschied zu nehmen) an einem Abend, von jedermann unbemerkt, aus ihrem Dorfe, und kamen noch in derselben Nacht so weit, daß sie bei anbrechendem Tage unbesorgt waren, von jemand eingeholt zu werden, wenn man ihnen auch nachgesetzt hätte. Sancho Panza ritt auf seinem Esel wie ein Patriarch einher, den Schnappsack und den Weinschlauch hintenauf, voll Verlangen, sich bald mit der Statthalterschaft der Insel belohnt zu sehen, die sein Herr ihm versprochen hatte. Es traf sich, daß Don Quijote denselben Weg einschlug, den er bei seinem ersten Ausritte genommen hatte, nämlich über die Ebene von Montiel, über welche er jedoch diesmal mit weniger Beschwerlichkeit zog; denn da es in der Frühstunde war,

hatten sie die Sonne von der Seite und wurden von ihren Strahlen weniger belästigt.

„Vergeßt nur nicht, gestrenger Herr fahrender Ritter," sprach Sancho zu seinem Herrn, „was Ihr mir wegen der Insel versprochen habt. Sie mag so groß sein wie sie will, ich werde sie schon zu regieren wissen."

Don Quijote erwiderte: „Du mußt wissen, Freund Sancho Panza, daß es seit uralten Zeiten die Gewohnheit der fahrenden Ritter war, ihre Schildknappen mit der Regierung der Inseln und Reiche, die sie gewannen, zu belohnen, und will ich nicht, daß durch mein Verschulden diese löbliche Sitte in Verfall gerate. Ich werde vielmehr suchen, es andern in diesem Stücke noch zuvor zu thun. Denn sehr oft (und vielleicht die meiste Zeit) warteten die Ritter so lange, bis ihre Knappen alt und grau wurden, und wenn sie sich müde gedient und viele böse Tage und noch schlimmere Nächte ausgestanden hatten, so machte man sie am Ende zu Grafen oder wenigstens zu Markgrafen von diesem oder jenem kleinen Ländchen oder Provinz von mehr oder minder Bedeutung. Wenn wir beiden hingegen leben und gesund sind, so kann es sich leicht zutragen, daß ich, ehe eine Woche vergeht, ein Reich erobere, zu welchem noch einige andere gehören, die sich ganz dazu eignen, dich in einem derselben zum Könige krönen zu lassen. Laß dich das nur nicht wundern; denn derartige Dinge begegnen den fahrenden Rittern oft auf eine so unerwartete und unerhörte Weise, daß ich dir vielleicht noch mehr geben kann, als ich dir verspreche."

„Wenn ich denn," sprach Sancho, „durch solch ein Wunder, wie Euer Gnaden sagen, mal König würde, so müßte ja wohl Therese, meine Ehehälfte, wenigstens Königin und meine Kinder Infanten werden."

„Wer zweifelt daran?" fragte Don Quijote.

„Ich," versetzte Sancho; „denn wenn unser Herrgott auch Kronen auf die Erde regnen ließe, so glaub' ich doch,

daß keine einzige auf den Kopf meiner Therese passen würde. Ich muß Euch sagen, daß sie zu einer Königin nicht einen Heller wert ist, zur Gräfin möchte sie sich noch eher schicken, und auch das nur mit genauer Not."

„Laß du den Himmel nur walten, Sancho," erwiderte Don Quijote; „er wird ihr geben, womit ihr am besten gedient ist. Aber demütige dich nicht so weit, daß du mit weniger als einer Statthalterschaft dich begnügen wolltest."

„Das werd' ich auch nicht thun," antwortete Sancho; „zumal da ich an Euer Gnaden einen so vortrefflichen Herrn habe, der mir alles das zu geben wissen wird, was mir nützt und was meine Schultern tragen können."

Achtes Kapitel.

Von dem Glücke, das der tapfere Don Quijote in dem fürchterlichen und unerhörten Abenteuer mit den Windmühlen hatte; nebst andern Begebenheiten, die eines bleibenden Andenkens würdig sind.

In diesem Augenblick entdeckten sie dreißig bis vierzig Windmühlen, die auf jener Ebene stehen. Als Don Quijote sie erblickte, rief er seinem Knappen zu: „Das Glück leitet unsere Angelegenheiten besser, als wir selbst es hätten wünschen können. Siehst du wohl, Freund Sancho, wie sich dort dreißig oder mehr ungeheure Riesen zeigen. Ich bin gesonnen mit ihnen anzubinden und sie alle niederzumachen, und mit ihrer Beute wollen wir anfangen uns zu bereichern; denn dies ist ein gerechter Krieg, und man thut Gott einen wahren Dienst, wenn man solch böses Gezücht vom Erdboden vertilgt."

„Welche Riesen?" fragte Sancho Panza.

„Die du dort siehst," antwortete sein Herr, „die mit den gewaltigen Armen, die bei einigen wohl zwei Meilen lang sind."

„Was dort vor uns steht," sagte Sancho, „sind keine Riesen, sondern Windmühlen, und was Ihr für Arme haltet, sind die Flügel, die vom Winde bewegt werden und den Mühlstein umtreiben."

„Man sieht wohl," erwiderte Don Quijote, „daß du wenig von Abenteuern verstehst. Riesen sind es, und wenn du dich vor ihnen fürchtest, so bleibe zurück und verrichte dein Gebet, während ich mit ihnen mich in einen fürchterlichen und ungleichen Kampf einlasse."

Mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen, ohne sich an das Schreien seines Knappen zu kehren, der ihm noch immer zurief, daß es wirklich Windmühlen und keine Riesen wären, mit welchen er kämpfen wollte. Allein seine Ueberzeugung, es seien Riesen, stand so fest, daß er weder auf die Stimme seines Knappen hörte, noch seine eigenen Augen gebrauchte, obgleich er schon nahe genug war, um sie als das zu erkennen, was sie wirklich waren. Er schrie vielmehr mit lauter Stimme: „Flieht nicht, ihr Nichtswürdigen; ein einzelner Ritter ist es, der euch die Stirn bietet."

Gleichzeitig erhob sich ein leiser Wind, welcher die großen Flügel in Bewegung setzte. Als Don Quijote das sah, rief er: „Wenn ihr auch mehr Arme ausstreckt als der Riese Briareus, so sollt ihr es mir dennoch bezahlen." Hierauf empfahl er sich von ganzem Herzen seiner Gebieterin Dulcinea, bat sie, ihm in dieser Gefahr beizustehen, deckte sich mit seinem Schilde, legte die Lanze ein und ließ seinen Rosinante im vollen Galopp gegen die vorderste Windmühle ansprengen. Aber in dem Augenblick, als er seine Lanze in den Flügel bohrte, drehte diesen der Wind mit solcher Gewalt herum, daß die Lanze zersplitterte, Roß und Reiter aber in die Höhe gehoben und übel zugerichtet weit ins Feld hinausgeschleudert wurden.

Sancho Panza eilte herbei, so schnell sein Esel laufen konnte und fand seinen Herrn von dem Falle so übel zugerichtet, daß er nicht imstande war sich zu rühren, so arg war der Sturz, den Rosinante mit ihm gethan hatte. „Gott steh' mir bei!" sprach Sancho, „hab' ich's Euer Gnaden nicht genug gesagt, Ihr solltet zusehen was Ihr thätet; es wären

Windmühlen, und wer das nicht sehen könnte, der müßte selbst welche im Kopf haben."

„Schweige, Freund Sancho," antwortete Don Quijote. „Das Kriegsglück ist mehr als irgend etwas andres dem Wechsel unterworfen; um wie viel mehr, wenn in der That, wie ich glaube, dieser Zauberer Freston, der mir neulich mein Zimmer mit allen meinen Büchern entführte, auch diese Riesen in Windmühlen verwandelt hat, um mir den Ruhm des Sieges zu rauben. So weit treibt er es mit seiner Feindschaft gegen mich; aber endlich, endlich wird doch seine ganze schwarze Kunst gegen die Güte meines Schwertes nichts vermögen."

„Mach' es unser Herrgott wie er kann!" sagte Sancho, indem er ihm wieder auf die Beine half. Don Quijote bestieg seinen Rosinante, der halb buglahm geworden, und unter Gesprächen über das vorgefallene Abenteuer setzten sie ihren Weg nach dem Passe Lapice fort; denn an diesem sehr besuchten Orte, meinte Don Quijote, könnte es an Abenteuern nicht fehlen, und es that ihm nur leid, daß seine Lanze zerbrochen war. Indem er dies seinem Schildknappen klagte, sagte er: „Ich erinnere mich jedoch gelesen zu haben, daß ein spanischer Held, Namens Diego Perez von Vargas, als ihm einst in einer Schlacht sein Schwert zersprang, einen tüchtigen Zweig oder Ast von einem Eichbaum abbrach, mit welchem er an demselben Tage so viele Heldenthaten verrichtete und so viele Mauren niederschmetterte, daß er sich dadurch den Beinamen Machuca, der Zerschmetterer, erwarb; daher auch seine Nachkommen bis auf diesen Tag die Namen Vargas-Machuca führen. Ich erzähle dir diese Begebenheit, weil ich willens bin, von der ersten Rot- oder Steineiche, auf die ich stoße, einen ähnlichen ebenso derben Ast abzureißen, und ich hoffe mit demselben solche Thaten zu vollbringen, daß du dich glücklich preisen wirst, gewürdigt worden zu sein, sie mit anzusehen und Zeuge von Dingen zu sein, die man kaum glauben wird."

„In Gottes Namen!“ sprach Sancho. „Ich glaube alles, was Euer Gnaden sagen; aber richtet Euch doch ein wenig in die Höhe, denn Ihr sitzt ganz windschief, und das kommt wohl von der Quetschung, die Euer Fall Euch zugezogen hat.“

„Das thut es freilich,“ versetzte Don Quijote; „und wenn ich mich darüber nicht beklage, so geschieht es nur, weil es sich für fahrende Ritter nicht ziemt, sich über irgend eine Verletzung zu beklagen, wenn ihnen auch die Gedärme zum Leibe heraushängen.“

„Wenn dem so ist,“ sprach Sancho, „so hab' ich nichts dagegen; allein Gott weiß, es wäre mir doch lieber, wenn Euer Gnaden sich beklagten, wenn Euch was fehlt. Was mich betrifft, so muß ich Euch sagen, daß ich mich über den geringsten Schmerz beklagen werde, wenn es sich nicht etwa von selbst versteht, daß die Knappen der fahrenden Ritter sich ebenfalls nicht beklagen dürfen.“

Don Quijote konnte nicht umhin, über die Einfalt seines Knappen zu lächeln. Er versicherte ihn, daß es ihm erlaubt sei, sich zu beklagen, wann und wie er wolle, gern oder ungern, denn er habe bisher in den Vorschriften der Ritterschaft nichts gefunden, was dem widerspräche.

Sancho erinnerte ihn jetzt, daß es Zeit sei zu essen. Sein Herr antwortete ihm, er selbst hätte noch keinen Hunger; ihm aber stände es frei zu essen, wenn er Lust hätte. Mit dieser Erlaubnis setzte sich Sancho, so bequem es ging, auf seinem Esel zurecht, langte aus seinem Schnappsack hervor was er mitgebracht hatte, und ritt, gemächlich kauend, hinter seinem Herrn her, wobei er zugleich von Zeit zu Zeit seinem Schlauche mit solchem Wohlbehagen zusprach, daß der wohlgenährteste Weinschenk von Malaga ihn hätte beneiden können und so lange er fortfuhr zu kauen und zu schlürfen, dachte er gar nicht mehr an die Verheißungen seines Herrn, und hielt es für keine Mühe, sondern für einen behaglichen Zeitvertreib, auf Abenteuer auszuziehen, wenn sie auch noch so gefährlich wären. Dann brachten sie die Nacht unter

einigen Bäumen zu, und von einem derselben brach sich Don Quijote einen dürren Ast, der ihm als Lanze dienen sollte und an dessen Ende er die Spitze seiner zersplitterten Lanze befestigte. Er schlief die ganze Nacht nicht, sondern dachte an seine Gebieterin Dulcinea, nach der Weise der Ritter in seinen Büchern, welche viele Nächte in Wüsten und Wäldern ohne Schlaf zubrachten, nur an ihre Gebieterinnen denkend. Sancho Panza hielt es damit ganz anders; denn da er seinen Magen wohl gefüllt hatte — und zwar nicht mit Cichorienwasser — so schnarchte er die ganze Nacht in einem fort; und wenn ihn nicht sein Herr angerufen hätte, so würden weder die Strahlen der Sonne, die ihm schon heiß ins Gesicht schienen, noch der Gesang der Vögel, welche zahlreich und fröhlich die Ankunft des neuen Tages feierten, ihn geweckt haben. Beim Aufstehen that er einen Zug aus seinem Schlauche, und fand ihn etwas schlaffer als des Abends vorher; und das ging ihm sehr zu Herzen, da er bedachte, daß er sich nicht auf einem Wege befände, wo er dem Mangel bald wieder abhelfen könnte. Don Quijote hatte keine Lust zu frühstücken, weil er, wie gesagt, sich nur an angenehmen Gedanken labte. Sie setzten ihren Weg nach dem Passe Lapice fort, und erblickten ihn ungefähr um zehn Uhr morgens. „Hier," sprach Don Quijote, „hier, Bruder Sancho Panza, können wir unsere Arme bis über die Ellbogen in Abenteuer tauchen. Aber merke dir, daß, wenn du mich auch in der größten Gefahr von der Welt sehen solltest, du nie die Hand an das Schwert legen darfst, um mir beizustehen; es sei denn, daß ich von gemeinen Leuten und Pöbelvolk angefallen würde — in einem solchen Falle magst du mir nur zu Hilfe kommen. Sind es aber ritterliche Personen, so erlauben oder vergönnen die Gesetze des Rittertums dir keineswegs, mir beizustehen, so lange du noch nicht zum Ritter geschlagen bist."

„Verlaßt Euch drauf, gestrenger Herr," erwiderte Sancho, „daß ich Euch in diesem Punkte gewissenhaft gehorchen werde,

und zwar um so mehr, als ich von Natur friedfertig bin und mich nicht gern in fremde Händel mische. Zwar was meine eigene Person betrifft, werde ich mich nicht viel um solche Gesetze bekümmern, da sowohl die göttlichen wie die menschlichen Gesetze einem jeden erlauben, sich seiner Haut zu wehren, wenn ihm jemand etwas zuleide thun will."

„Das leugne ich nicht," sprach Don Quijote. „Wenn du mir aber gegen Ritter beistehen wolltest, müßtest du deine natürliche Hitze etwas im Zaume halten."

„Das will ich geloben," sagte Sancho, „und daß ich dieses Gebot so heilig halten will, als den Sonntag."

Während sie noch miteinander sprachen, zeigten sich auf der Heerstraße ein paar Benediktinermönche, welche auf zwei Dromedaren ritten; denn kleiner waren die Maulesel nicht, auf welchen sie saßen. Sie trugen Staubbrillen und Sonnenschirme, und hinter ihnen kam eine Kutsche mit vier oder fünf Begleitern zu Pferde und zwei Maultiertreibern zu Fuß. In der Kutsche saß, wie sich in der Folge zeigte, eine Edeldame aus Biscaya, die nach Sevilla wollte, woselbst ihr Gemahl sich aufhielt, der im Begriffe war in einem sehr ehrenvollen Auftrage nach Indien zu gehen. Die Mönche gehörten nicht zu ihrem Gefolge, obgleich sie dieselbe Straße zogen; aber kaum ward Don Quijote ihrer ansichtig, als er zu seinem Schildknappen sagte: „Ich müßte mich sehr irren, wenn dies nicht das ausgezeichnetste Abenteuer wird, das man je gesehen hat. Jene schwarzen Gestalten, welche sich dort blicken lassen, sind gewiß ein paar Zauberer, die irgend eine Prinzessin in der Kutsche entführen wollen; und eine solche Gewaltthat muß ich aus allen Kräften hintertreiben."

„Das wird noch schlimmer ablaufen als das Abenteuer mit den Windmühlen," sagte Sancho. „Seht doch, Herr, das sind ja ein paar Benediktiner, und in der Kutsche werden wohl Reisende sein. Folgt meinen Worten; bedenkt, was Ihr thut und laßt Euch nicht wieder vom Teufel einen Schabernack spielen."

„Ich habe dir schon gesagt, Sancho," sprach Don Quijote, „daß du wenig von Abenteuern verstehst. Was ich dir sage, ist Wahrheit, und das wirst du bald sehen." Mit diesen Worten sprengte er vor und stellte sich mitten auf den Weg, den die Mönche geritten kamen. Als sie so nahe waren, daß er glaubte, sie könnten hören, was er sprach, rief er mit lauter Stimme: „Ihr gottloses teuflisches Gesindel! Hebt euch augenblicklich fort von den erlauchten Prinzessinnen, die ihr mit Gewalt in diesem Wagen entführt; wo nicht, so macht euch bereit, zur verdienten Strafe für euer frevelhaftes Beginnen eines jähen Todes zu sterben."

Die Mönche hielten still und waren nicht weniger über den Aufzug des Ritters als über seine Reden erstaunt, auf welche sie erwiderten: „Herr Ritter, wir sind weder gottloses noch teuflisches Gesindel, sondern zwei Mönche vom Orden des heiligen Benediktus. Wir ziehen ruhig unseres Weges und wissen nicht, ob in jener Kutsche geraubte Prinzessinnen sich befinden oder nicht."

„Glatte Worte gelten bei mir nicht. Ich kenne euch Lumpengesindel, das ihr seid," erwiderte Don Quijote, und ohne weiter auf Antwort zu warten, gab er Rosinante die Sporen und rannte mit eingelegter Lanze gegen den einen der Mönche mit solcher Wut und Heftigkeit, daß er ihn aus dem Sattel gehoben und schwer verwundet, wo nicht gar getötet haben würde, wenn der Bruder sich nicht eiligst von seinem Maultier herabgeworfen hätte. Als der andere Mönch sah, wie übel seinem Gefährten mitgespielt wurde, setzte er seinem Maultier die Fersen in die Rippen und galoppierte wie der Wind querfeldein auf und davon.

Als Sancho Panza den Mönch auf der Erde liegen sah, stieg er hurtig von seinem Esel, machte sich über ihn her und fing an ihm die Kleider auszuziehen. Die Bedienten des Geistlichen kamen dazu und fragten, warum er ihn auskleide. Sancho antwortete: ihm käme dieses von Rechts wegen zu als Beute des Sieges, den sein Herr Don Quijote errungen hätte. Die Knechte, welche keinen Spaß verstanden

und nicht begriffen, was er mit dem Siege und der Beute meinte, machten sich über den Sancho her, da sie sahen, daß Don Quijote schon weit weg und mit der Gesellschaft in der Kutsche im Gespräch begriffen war. Sie warfen ihn zu Boden, zerzausten ihm den Bart und walkten ihm den Pelz, bis er Besinnung und Atem verlor. Der Mönch säumte jetzt keinen Augenblick, sondern stieg, blaß und bleich vor Angst und Schrecken, wieder auf sein Maultier und jagte seinem Mitbruder nach, der in einer ziemlichen Entfernung wartete, um zu sehen, wie dieser Ueberfall ablaufen würde; und ohne sich um den ferneren Verlauf des Abenteuers zu kümmern, ritten sie beide weiter und schlugen mehr Kreuze, als wenn der Teufel ihnen auf den Fersen gesessen hätte.

Don Quijote sprach indes, wie gemeldet, mit der Dame in der Kutsche. „Eure Schönheit, meine Gebieterin," sagte er, „kann jetzt wieder mit ihrer Person schalten und walten, wie es Euch beliebt; denn schon liegt der Uebermut Eurer Entführer, von diesem meinem starken Arme bezwungen in den Staub gestreckt. Und damit Ihr nicht in Verlegenheit geratet, den Namen Eures Befreiers zu erfahren, so wißt, ich bin Don Quijote von der Mancha, fahrender Ritter, Abenteurer und Gefangener der unvergleichlich schönen Dulcinea von Toboso. Zum Dank für den Dienst, den ich Euch geleistet, begehre ich nichts weiter, als daß Ihr umkehrt nach Toboso und Euch dieser Dame in meinem Namen vorstellt und ihr sagt, was ich gethan habe, um Euch zu befreien."

Alles was Don Quijote sagte, hatte einer von den Begleitern der Edelfrau gehört, der ein Biscayer war. Als dieser sah, daß er den Wagen nicht weiterfahren lassen wollte, sondern verlangte, daß er sogleich wieder nach Toboso zurückkehren solle, ritt er auf ihn zu, griff ihn bei der Lanze und sagte in einem aus schlechtem Kastilisch und noch schlechterem Biscayisch zusammengesetzten Kauderwelsch: „Gehens zum Teufel, Ritter; lassens fahren Kutsch, oder bei der Gott mick erschafft hat, ick schlackens tott, kewiß als ick sein Biscayer."

Don Quijote verstand wohl, was er sagen wollte, und gab ihm kaltblütig zur Antwort: „Wärst du ein Ritter, wie du es nicht bist, so hätt' ich dich bereits für deinen Aberwitz und deine Verwegenheit gezüchtigt, du Lumpenkerl!"

„Ich nicht Ritter?" schrie der Biscayer. „Ich schwörens bei Gott, du lügenst wie Christenmensch. Werfens weg Lanz und ziehens aus Schwert, so sollens sehen, wer führen Wasser zu Katz. Biscayer zu Land, Edelmann zu See Edelmann bei der Teufel! und du lügenst, wenn sagenst anders."

„Das wollen wir sehen, sprach Agrages," erwiderte Don Quijote, warf seine Lanze von sich, zog sein Schwert, warf den Schild vor und ging auf den Biscayer los, ihn zusammen zu hauen. Dieser, der ihn so ankommen sah, wäre gern von seiner Mauleselin abgestiegen, auf die er sich nicht verlassen konnte, da sie gemietet und also schlecht war; allein er hatte kaum Zeit, sein Schwert zu ziehen. Zu seinem Glück befand er sich jedoch so nahe bei der Kutsche, daß er ein Sitzkissen herausnehmen und es als Schild gebrauchen konnte; und nun gingen die beiden wie Todfeinde aufeinander los. Die andern suchten zwar Frieden zwischen ihnen zu stiften; allein es ging nicht, denn der Biscayer erklärte in seinem Kauderwelsch, die Edelfrau und ihr ganzes Gefolge umzubringen, wenn sie ihn hindern wollten, seine Sache auszufechten.

Verwundert und erschrocken über alles, was vorging, befahl die Dame ihrem Kutscher, ein wenig aus dem Wege zu fahren, und sah in einiger Entfernung dem fürchterlichen Kampfe zu, in welchem zuerst der Biscayer dem Ritter einen so gewaltigen Hieb über die Schulter des Schildarms versetzte, daß er ihn bis an den Gürtel voneinander gehauen haben würde, wenn ihn der Schild nicht geschützt hätte. Don Quijote, das Gewicht dieses fürchterlichen Hiebes fühlend, erhob seine Stimme und rief: „O Dulcinea, Königin meines Herzens, Blume der Schönheit! Hilf deinem Ritter,

welcher, um deiner hohen Vollkommenheit Genugthuung zu verschaffen, in diesen schweren Kampf sich eingelassen."

Diese Worte sprechen, sein Schwert ergreifen, den Schild vorwerfen und den Biscayer anfallen, das alles war bei ihm das Werk eines Augenblicks, da er fest entschlossen war, daß dieser eine Hieb alles entscheiden sollte. Der Biscayer, der ihn heransprengen sah und aus seinem raschen Anlauf auf seinen Mut schloß, wollte ihm nichts nachgeben und erwartete unter dem Schirme des Wagenpolsters seinen Angriff, konnte aber sein Maultier weder rechts noch links wenden, denn vor Müdigkeit und weil es an solche Possen nicht gewöhnt war, konnte es keinen Schritt von der Stelle thun.

Don Quijote ging also auf den schlagfertigen Biscayer mit geschwungenem Schwerte und dem festen Vorsatz los, ihn mitten auseinander zu hauen; und der Biscayer erwartete ihn ebenfalls mit gezücktem Schwert und vorgehaltenem Sitzkissen. Alle Umstehenden waren voll ängstlicher Erwartung, was aus den schrecklichen Hieben werden sollte, mit welchen sie einander bedrohten, und die Edelfrau und ihre Zofen thaten tausend Gelübde an alle Andachtskapellen in Spanien, daß Gott ihren Begleiter und sie selbst aus der großen Gefahr, in welcher sie schwebten, erretten möge.

Allein gerade an dieser Stelle und in dieser Lage der Dinge hat unglücklicherweise der Verfasser dieser Geschichte den Faden seiner Erzählung abgebrochen und den Ausgang des Kampfes unentschieden gelassen. Er entschuldigt sich damit, daß er nichts weiter von den Thaten des Ritters Don Quijote aufgezeichnet gefunden, als was er bereits erzählt habe. Der Herausgeber dieses Werks konnte jedoch unmöglich glauben, daß eine so merkwürdige Geschichte das Schicksal gehabt haben sollte, der Vergessenheit zu verfallen, oder daß die Gelehrten der Mancha so wenig neugierig gewesen wären, daß nicht in ihren Geheimschränken oder Pulten sich noch einige Nachrichten finden sollten, welche von

unserm berühmten Ritter handelten, und dieses erwägend, gab er die Hoffnung nicht auf, irgendwo die Fortsetzung seiner unterhaltenden Geschichte zu finden, was ihm denn auch mit des Himmels Gunst in einer Weise geglückt ist, welche im folgenden Kapitel erzählt werden soll.

Neuntes Kapitel.

Ausgang und Ende des staunenswerten Kampfes zwischen dem handfesten Biscayer und dem tapfern Ritter von der Mancha.

In dem vorhergehenden Kapitel dieser Geschichte verließen wir den mutigen Biscayer und den berühmten Don Quijote mit gezückten blanken Schwertern, im Begriffe, ein paar so furchtbare Hiebe auszuteilen, daß sie einander, wenn sie sich voll getroffen hätten, zum mindesten von oben bis unten entzweigehauen und wie Granatäpfel zerspalten haben würden. Doch in diesem entscheidenden Augenblicke war diese anziehende Geschichte wie abgeschnitten, ohne daß ihr Verfasser uns einen Wink gegeben, wo die Fortsetzung zu finden sei. Dieser Umstand machte mir viel Verdruß, und das Vergnügen, welches mir jene wenigen Zeilen gewährt hatten, verwandelte sich sehr bald in Aerger bei dem Gedanken, wie schwer es sein werde, das viele aufzufinden, das nach meinem Dafürhalten an dieser anmutigen Erzählung noch fehlte. Es schien mir unmöglich, oder wenigstens mit der hergebrachten Sitte unverträglich, daß es einem so wackeren Ritter an einem weisen Manne gefehlt haben sollte, der seine unerhörten Thaten beschrieben hätte, da es noch keinem einzigen der fahrenden Ritter, die auf Abenteuer ausgezogen, an einem solchen gemangelt hat. Jeder von ihnen fand einen oder ein paar geschickte Männer, welche nicht nur ihre Handlungen beschrieben, sondern uns auch die geringfügigsten und geheimsten ihrer Gedanken und Kinderstreiche schilderten. Unmöglich konnte ein so vortrefflicher Ritter so viel Unglück haben, daß er dessen hätte ermangeln müssen, was einem Platir und seinesgleichen im Ueberfluß zu teil

ward. Ich konnte es daher nicht über mich gewinnen zu glauben, daß eine so thatenvolle Geschichte unvollständig und verstümmelt geblieben wäre; und ich schob die Schuld auf die Tücke der alles verschlingenden und verzehrenden Zeit, welche vermutlich auch diese Geschichte entweder schon verzehrt hatte, oder zum künftigen Fraß verborgen hielt.

Auf der andern Seite schien es mir wieder, daß die Geschichte des Ritters doch wohl nicht sehr alt sein könnte, da sich unter seinen Büchern so neue Werke gefunden, wie „Die geheilte Eifersucht" und „Die Nymphen und Schäfer von Henares," und wenn sie auch nicht schriftlich vorhanden wäre, so müßte sie doch bei den Leuten seines Dorfes und der benachbarten Gegenden noch in frischem Andenken sein. Diese Gedanken gingen mir beständig im Kopfe herum und machten mich begierig nach einer echten wahrhaftigen Beschreibung des Lebens und der Großthaten unsers berühmten Spaniers Don Quijote, dieser Leuchte und dieses Spiegels der Manchaner Ritterschaft, des ersten, der in unserm Jahrhundert und in diesen trübseligen Zeiten sich den Gefahren und Mühseligkeiten des fahrenden Rittertums unterzogen hatte, um Beleidigungen zu rächen, Witwen beizuspringen und Jungfrauen zu beschützen, zumal diejenigen, die mit ihrer ganzen Jungferschaft beladen und mit der Reitgerte in der Hand auf ihren Zeltern von Berg zu Berg, von Thal zu Thal zogen; denn wenn nicht irgend ein Taugenichts oder ein unverschämter, mit Streitaxt und Pickelhaube bewaffneter Buschklepper oder ein heidnischer Riese sie notzüchtigte, gab es in früheren Zeiten Jungfrauen, welche am Ende von achtzig und mehr Jahren — obschon sie die ganze Zeit über nicht eine Nacht unter einem Dache geschlafen — so unbefleckt sich ins Grab legten wie ihre Mutter, die sie geboren. Aus diesen und manchen anderen Gründen verdient unser tapferer Don Quijote unvergängliches und immerwährendes Lob, und einen Teil desselben sollte man auch mir nicht versagen für die Mühe und den Fleiß, die ich angewandt, um die

Fortsetzung dieser fesselnden Geschichte aufzufinden, obgleich ich gleichzeitig gestehen muß, daß ohne die Gunst des Himmels, des Glücks und des Zufalls der Welt dennoch das Vergnügen und den Zeitvertreib hätte entbehren müssen, welche sie dem, der sie mit Aufmerksamkeit liest, wohl einige Stunden gewähren wird. Mit meinem Funde nun ging es folgendermaßen zu: Als ich mich eines Tages auf dem Krammarkte zu Toledo befand, kam ein Knabe zu einem Seidenhändler und bot ihm einige alte Schriften und Papiere feil. Da ich nun gern alles lese, wären es auch nur zerrissene Papiere von der Straße, so nahm ich, von meinem natürlichen Hange getrieben, eines von den Heften, die der Knabe verkaufen wollte, zur Hand und fand, daß sie in arabischer Sprache geschrieben waren. Da ich aber das Arabische nicht verstehe, so sah ich mich nach einem gelehrten Morisken um, der mir die Schrift deute. Ein solcher Dolmetsch war nicht schwer zu finden; denn wenn ich auch einen gesucht hätte, um mir etwas aus einer noch besseren und älteren Sprache zu übersetzen, so würde ich ihn wohl gefunden haben. Genug, der Zufall führte mir einen solchen Mann zu; ich teilte ihm meinen Wunsch mit und übergab ihm das Buch. Er schlug es in der Mitte auf, las ein wenig darin und fing an zu lachen. Ich fragte ihn, worüber er lache. „Ueber eine Randglosse," sprach er, „die ich hier finde." Ich bat ihn, sie mir vorzulesen, und noch immer lachend gab er mir zur Antwort: „Hier steht am Rande geschrieben: Diese Dulcinea von Toboso, von welcher in dieser Geschichte so oft die Rede ist, soll unter allen Weibern in der Provinz Mancha die fertigste Hand zum Einpökeln von Schweinefleisch gehabt haben."

Als ich den Namen Dulcinea von Toboso hörte, ward ich erstaunt und verwundert, weil ich mir sogleich dachte, diese Hefte müßten die Geschichte des Don Quijote enthalten. In dieser Vermutung bat ich ihn sofort, den Titel zu lesen, den er mir auch sogleich, aus dem Arabischen ins Spanische übersetzt, folgendermaßen vorlas: „Geschichte des

Don Quijote von der Mancha, geschrieben von Cid Hamed ben Engeli,*) arabischer Geschichtschreiber."

Es kostete mir nicht wenig Mühe, meine Freude zu verbergen, als ich den Titel des Buchs vernahm; ich kam dem Seidenhändler zuvor und kaufte dem Knaben für einen halben Real alle sein Makulatur ab. Wenn er nur halbwegs erraten hätte, wie sehr mir daran gelegen war, sie zu besitzen, so hätte er leicht ein halbes Dutzend Realen für seine Ware lösen können.

Ich eilte ohne Verzug mit meinem Morisken nach dem Kreuzgange der Hauptkirche und bat ihn, mir aus diesen Heften alles zu übersetzen, was von Don Quijote handle, ohne etwas wegzulassen oder hinzuzusetzen; wofür ich mich erbot ihm zu bezahlen, was er verlangen würde. Er begnügte sich mit einem Centner Rosinen und zwei Scheffeln Weizen und versprach mir, alles gut und treu und in möglichster Eile zu übersetzen. Um jedoch das Ding noch kürzer zu machen und meinen Fund nicht aus den Händen zu geben, nahm ich den Morisken mit nach meinem Hause, wo er mir in weniger als anderthalb Monaten die ganze Geschichte wörtlich so übersetzte, wie ich sie hier mitteile.

In dem ersten Hefte befand sich eine recht anschauliche Abbildung von dem Kampfe des Ritters mit dem Biscayer; beide standen in der Stellung, in welcher die Geschichte sie schildert, mit hoch gezückten Schwertern, der eine mit seinem Schilde und der andere mit dem Kutschenpolster gedeckt, und die Mauleselin des Biscayers so nach dem Leben gezeichnet, daß man sie schon auf Schußweite für eine gemietete gehalten hätte. Zu den Füßen des Biscayers stand geschrieben: Don Sancho von Azpeytia, was ohne Zweifel sein Name war, und zu Rosinantens Füßen stand die Unterschrift: Don Quijote. Rosinante war wunderbar gezeichnet: so

*) Engeli ist ein arabisches Adjektiv, das dem spanischen Wort Cervantes entspricht. Die Wurzel von Engeli ist das Substantiv eggel, wie die von Cervantes das Wort ciervo Hirsch.

hochbeinig und gestreckt, so abgemergelt und hager, so knöchern und schwindsüchtig, daß man es ihm deutlich ansah, mit wie viel Einsicht und Recht man ihm den Namen Rosinante beigelegt hatte. Neben ihm stand Sancho Panza, der seinen Esel am Halfterriemen hielt, und zu seinen Füßen die Unterschrift: Sancho Zancas; vermutlich deshalb, weil er, nach der Zeichnung zu urteilen, einen dicken Bauch, eine kurze Statur und breite Füße hatte, weshalb man ihm die Namen Panza, d. h. Dickbauch, und Zancas, d. h. Latschbein gegeben, unter welchen beiden Benennungen er mehrmals in dieser Geschichte auftritt. Es wären noch einige andere Kleinigkeiten zu erwähnen, allein sie sind von geringer Bedeutung und tragen nichts dazu bei, der Geschichte ein stärkeres Gepräge der Wahrheit zu geben; denn keine Geschichte ist schlecht, wenn sie nur wahr ist. Wollte man gegen die Wahrheit der gegenwärtigen irgend einen Zweifel erheben, so könnte dieses aus keinem andern Grunde geschehen, als daß der Verfasser ein Araber war, da dieses Volk einen natürlichen Hang zum Lügen hat. Da sie uns aber so feindlich gesinnt ist, so läßt sich auf alle Fälle vermuten, daß der Verfasser eher zu wenig, als zu viel werde gesagt haben. Dies scheint mir denn auch wirklich der Fall zu sein; denn bei mancher Gelegenheit, wo er vieles zum Lobe eines so trefflichen Ritters hätte sagen können und sollen, scheint er vielmehr manches verschwiegen zu haben. Ein schlechtes Verfahren, das von noch schlechterer Gesinnung zeugt! Denn ein Geschichtschreiber soll peinlich wahrheitsliebend und leidenschaftslos sein und weder Furcht noch Eigennutz, weder Haß noch Liebe sollen ihn verleiten, den Pfad der Wahrheit zu verlassen, welche die Mutter der Geschichte ist — diese Nebenbuhlerin der Zeit, diese Aufbewahrerin der Thaten, diese Zeugin der Vergangenheit, dieser Spiegel, diese Lehrerin der Gegenwart, diese Prophetin der Zukunft.

Ich bin überzeugt, daß man in der vorliegenden Geschichte alles finden wird, was man von einer anmutigen

Erzählung nur erwarten darf, und wenn es ihr doch noch an etwas von diesem fehlen sollte, so liegt, wie ich glaube, die Schuld mehr an dem Hund von Verfasser, als an dem Gegenstande selbst. Kurz, die Fortsetzung beginnt nach der Uebersetzung folgendermaßen: Die scharfen Schwerter der beiden tapfern und erboßten Kämpen waren so hoch erhoben, daß sie mit ihren Streichen Himmel, Erde und Hölle zugleich zu bedrohen schienen; so groß war ihre Wut und so feindselig ihre Haltung. Der, welcher den ersten Hieb that, war der ergrimmte Biscayer, der mit solcher Wut und Kraft ausholte, daß, wenn sein Schwert nicht eine schiefe Richtung genommen hätte, dieser einzige Hieb genügt hätte, dem hitzigen Kampfe und zugleich allen Abenteuern des Ritters ein Ende zu machen. Allein das Schicksal, welches ihn zu wichtigern Dingen bestimmt hatte, lenkte das Schwert seines Gegners so, daß es ihm zwar die linke Schulter traf, ihm aber weiter keinen Schaden that, als daß es ihm an dieser Seite seine ganze Rüstung, und unterwegs auch ein großes Stück von seinem Helm und die Hälfte des Ohres mit wegnahm, was alles in Trümmern zur Erde fiel und den Ritter übel zurichtete.

Du lieber Gott! wer wäre imstande, die fürchterliche Wut zu beschreiben, welche die Brust unsers Ritters entflammte, als er sich so mißhandelt sah? Wir sagen weiter nichts, als daß er sich von neuem in den Bügeln erhob, das Schwert mit beiden Händen faßte, es mit solchem Ungestüm auf den Biscayer herabschwang und ihn trotz seiner Verschanzung hinter dem Wagenpolster so wuchtig auf den Schädel traf, als wenn ein Berg auf ihn herabstürzte, so daß ihm das Blut aus Nase, Mund und Ohren strömte, und er in Gefahr war, von seinem Maultier zu fallen, was auch wirklich geschehen wäre, wenn er nicht mit beiden Armen den Hals des Tieres fest umschlungen hätte. Er verlor jedoch die Bügel und mußte bald darauf auch die Arme loslassen, worauf das Maultier, von dem fürchter-

lichen Hiebe erschreckt, mit ihm davonlief, und nach einigen Sätzen seinen Reiter abwarf. Don Quijote sah kaltblütig zu; sobald er aber den Biscayer zu Boden fallen sah, sprang er vom Pferde, eilte zu ihm hin, hielt ihm die Spitze seines Schwertes vor die Augen und befahl ihm, sich zu ergeben, wenn er nicht wollte, daß er ihm den Kopf abschlagen solle. Der Biscayer war so betäubt, daß er kein Wort erwidern konnte, und da Don Quijote vor Zorn blind war, so wäre es ihm übel ergangen, wenn nicht die Damen aus der Kutsche, die bisher den Kampf mit Angst und Schrecken angesehen, sich dem Ritter genähert und ihn flehentlich gebeten hätten, ihnen die Gnade und Güte zu erzeigen, ihrem Stallmeister das Leben zu schenken. Don Quijote erwiderte mit stolzer und ernster Miene: „Es soll mir freilich lieb sein, schöne Frauen, euch zu gewähren, was ihr von mir begehrt; allein es kann nur unter der Bedingung und mit dem Vorbehalt geschehen, daß dieser Ritter verspreche, nach Toboso zu gehen und sich in meinem Namen der unvergleichlichen Dulcinea vorzustellen, damit sie nach ihrem Belieben und Wohlgefallen über ihn verfüge."

Die erschrockenen und geängsteten Frauen versprachen, ohne zu verstehen, was Don Quijote forderte und ohne zu fragen, wer Dulcinea sei, daß ihr Begleiter alles thun solle, was er befehle.

„Wohlan," erwiderte Don Quijote, „im Vertrauen auf dieses Versprechen will ich ihm weiter kein Leid zufügen, so sehr er es auch verdient hätte."

Zehntes Kapitel.

Kurzweilige Gespräche zwischen Don Quijote und seinem Schildknappen Sancho Panza.

Ziemlich mürbe von den Schlägen, die ihm die Knechte der Benediktiner gegeben, war Sancho Panza inzwischen wieder auf die Beine gekommen, hatte dem Kampfe seines Herrn aufmerksam zugesehen, und in seinem Herzen zu Gott

gebetet, daß er ihm in dieser Fehde den Sieg verleihen und ihn eine Insel gewinnen lassen möchte, auf welcher er ihn, wie er versprochen, zum Statthalter machen könnte. Sobald er nun sah, daß der Handel abgethan war, und daß sein Herr den Rosinante wieder besteigen wollte, kam er ihm den Bügel zu halten, und ehe Don Quijote zu Pferde stieg, warf er sich vor ihm auf die Kniee, ergriff und küßte seine Hand und sagte: „Seid jetzt so gut, gestrenger Herr Don Quijote, und übertragt mir die Statthalterschaft der Insel, die ihr in dem harten Kampf gewonnen habt; denn so groß sie auch sein mag, ich fühle die Kraft in mir, sie so gut und so geschickt zu regieren, als irgend ein anderer in der Welt je eine Insel regiert hat."

„Merke es dir, Freund Sancho," antwortete Don Quijote, „daß dieses und ähnliche Abenteuer keine Inselabenteuer, sondern Landstraßenabenteuer sind, bei welchen man sich nichts anderes holt, als Löcher im Kopf und zerfetzte Ohren. Aber gedulde dich; es werden schon Abenteuer kommen, wobei ich dich nicht nur zum Statthalter, sondern noch zu etwas mehr machen kann."

Sancho bedankte sich sehr bei ihm, und indem er ihm nochmals die Hand und den Saum des Panzerrocks küßte, half er ihm den Rosinante besteigen, kletterte auf seinen Esel und folgte seinem Herrn, welcher ohne von der Gesellschaft in der Kutsche Abschied zu nehmen, oder ihr ein Wort weiter zu sagen, in vollem Trabe in einen nahen Wald hinein ritt. Sancho folgte ihm so stark er traben konnte; Rosinante schritt aber so rasch vorwärts, daß er, um nicht zurückzubleiben, seinem Herrn zurufen mußte, er möchte doch auf ihn warten. Don Quijote hielt Rosinanten die Zügel an, bis sein abgematteter Schildknappe ihn einholte, welcher, indem er sich näherte, zu seinem Herrn sagte: „Mich deucht, gestrenger Herr, wir thäten nicht übel, wenn wir uns irgendwo in eine Kirche flüchteten; denn da Ihr Euern Gegner so übel zugerichtet habt, so wär' es eben kein Wunder, wenn man es

der heiligen Brüderschaft*) anzeigte und uns einstecken ließe, und wenn das geschähe, so würden wir schwitzen müssen, ehe wir wieder aus dem Kerker kämen."

„Sei ruhig," sprach Don Quijote. „Wo hast du jemals gehört oder gesehen, daß ein fahrender Ritter vor Gericht gefordert worden wäre, wenn er auch noch so viele Homicidien begangen hätte?"

„Ich weiß nicht, was Omicilien sind," antwortete Sancho, „und habe mich nie darum bekümmert, aber das weiß ich wohl, daß die heilige Brüderschaft sich um die kümmert, die sich auf den Landstraßen herumbalgen. Alles andere geht mich nichts an."

„Sei nur unbesorgt, mein Freund," sprach Don Quijote. „Ich würde dich aus den Händen der Chaldäer erretten; wie viel mehr aus den Händen der Polizei. Aber sage mir, ich bitte dich, hast du in der ganzen bekannten Welt einen tapferern Ritter gesehen als mich? Hast du jemals in den Geschichten von einem gelesen, der mehr Kühnheit im Angriff, Festigkeit in der Ausdauer, mehr Gewandtheit im Dreinhauen und mehr Kraft in seinen Hieben zeigte, oder gezeigt hat?"

„Die Wahrheit zu sagen," erwiderte Sancho, „ich habe nie Geschichten gelesen, weil ich weder lesen noch schreiben kann. Aber darauf will ich wohl wetten, daß ich in meinem Leben noch keinem beherztern Herrn gedient habe, als Euer Gnaden; und Gott gebe nur, daß Euch diese Kühnheit nicht so vergolten werden möge, wie ich gesagt habe. Was ich jetzt bitten will, ist, daß Ihr Euch verbinden laßt; denn das Ohr blutet Euch sehr stark, und ich habe hier Charpie und ein wenig Bleiweißsalbe in meinem Schnappsacke."

„Das alles könnten wir entbehren," sprach Don Quijote, „wenn ich daran gedacht hätte, ein Fläschchen von dem

*) La santa hermandad war in Spanien eine Innung, welche für die Sicherheit der Landstraßen zu sorgen hatte, so wie heutzutage bei uns die Land-Dragoner und Gendarmen.

Balsam des Fierabras zu bereiten, von welchem ein einziges Tröpfchen uns viele Zeit und Arznei ersparen würde."

„Was ist denn das für ein Balsam?" fragte Sancho.

„Ein Balsam," erwiderte Don Quijote, „dessen Rezept ich auswendig weiß und mit dessen Hilfe man den Tod nicht zu fürchten braucht, weil man dann an keiner Wunde sterben kann. Wenn ich ihn anfertige und ihn dir anvertraue, so hast du weiter nichts zu thun, wenn du dereinst siehst, daß man mich in einem Kampfe mitten voneinander gehauen hat, was oft zu geschehen pflegt, als daß du die eine Hälfte meines Körpers, die zu Boden gefallen ist, behutsam aufhebst und sie, ehe das Blut gerinnt, säuberlich auf die andere Hälfte, die im Sattel sitzen geblieben, aufsetzest, und sie richtig und genau wieder anfügst. Hierauf giebst du mir nur ein paar Tropfen von besagtem Balsam zu trinken, und du wirst sehen, daß ich wieder so gesund werde wie ein Apfel."

„Wenn dem so ist," sagte Sancho, „so begeb' ich mich von Stund' an der Statthalterschaft der versprochenen Insel, und verlange für meine vielen treuen Dienste nichts weiter, als das Rezept zu diesem Wunderbalsam, wovon die Unze meines Erachtens überall unter Brüdern ihre zwei Realen wert sein muß, und mehr brauch' ich nicht, um ehrlich und ruhig zu leben. Doch muß ich erst wissen, ob es auch viel kostet, den Balsam zu machen."

„Mit weniger als drei Realen," sprach Don Quijote, „kann man mehr als sechs Schoppen verfertigen."

„Gott steh' mir bei!" rief Sancho; „warum macht Ihr ihn denn nicht gleich, und lehrt mich die Kunst auch?"

„Warte nur, Freund," erwiderte Don Quijote, „ich will dich noch größere Geheimnisse lehren und dir noch größere Wohlthaten erweisen; aber jetzt wollen wir uns verbinden, denn das Ohr schmerzt mich mehr, als mir lieb ist."

Sancho zog Charpie und Salbe aus seinem Quersack; als aber Don Quijote den Schaden an seinem Helm sah,

wollte er fast aus der Haut fahren. Er schlug mit der Hand an sein Schwert und sprach mit gen Himmel gehobenen Augen: „Ich schwöre bei dem Schöpfer aller Dinge und bei den vier heiligen Evangelien, wo sie am ausführlichsten sind, daß ich dieselbe Lebensweise beobachten will, die der Markgraf von Mantua geführt hat, als er schwor, den Tod seines Neffen Balduin zu rächen, und bis dahin kein Brot am Tische zu essen, noch mit seinem Weibe der Liebe zu pflegen, nebst anderen Dingen, deren ich mich zwar nicht erinnere, die ich aber sämtlich für ausgesprochen erkläre, bis ich Rache an dem genommen, der mir diese Unbill angethan hat."

Als Sancho diesen Schwur hörte, sprach er: „Bedenken Euer Gnaden doch, Herr Don Quijote, wenn jener Ritter thut was Ihr ihm befohlen habt, und macht meinem gnädigen Fräulein Dulcinea von Toboso die Aufwartung, daß er dann seiner Schuldigkeit nachkommt und weiter keine Strafe verdient, wenn er sich nichts Neues zu schulden kommen läßt."

„Du hast wahr und richtig gesprochen," versetzte Don Quijote. „Ich widerrufe daher meinen Schwur, insofern er die Ausübung meiner Rache betrifft, allein ich erneuere und bestätige ihn hinsichtlich meines Vorsatzes, die besagte Lebensweise so lange zu führen, bis ich einem andern Ritter mit Gewalt einen Helm abgewinne, der ebensogut wie der meinige ist. Du mußt auch nicht denken, daß ich dieses nur so um nichts und wieder nichts thue, sondern ich weiß wohl, wem ich in diesem Stücke nachahme; denn das alles begab sich einst buchstäblich so mit Mambrins Helme, der dem Sacripante so teuer zu stehen kam."

„Zum Teufel, laßt doch solche Schwüre, lieber Herr," erwiderte Sancho, „wodurch Eure Gesundheit ebenso sehr gefährdet wird, wie Euer Gewissen. Denn sagt mir nur, was wollen wir anfangen, wenn uns vielleicht in langer Zeit kein Mensch begegnet, der einen Helm trägt? Wollt Ihr dann trotz allem Ungemach und allen Unbequemlichkeiten Euern Schwur halten, in voller Rüstung und unter freiem

Himmel schlafen und Euch tausend andern Mühseligkeiten unterwerfen, die in dem Schwur des alten närrischen Markgrafen von Mantua enthalten sind, den Ihr heutzutage wieder aufwärmen wollt? Bedenkt doch, daß auf allen diesen Straßen keine Männer im Harnisch umherziehen, sondern nur Fuhrleute und Saumer, die nicht nur keine Helme tragen, sondern vielleicht in ihrem Leben keine gesehen haben."

„Darin irrst du sehr," sprach Don Quijote. „Vielleicht begegnen uns auf diesen Kreuzwegen, ehe zwei Stunden vergehen, mehr bewaffnete Leute, als gegen Albraka auszogen, um sich der schönen Angelika zu bemächtigen."

„Meinetwegen mag es so sein," sprach Sancho, „und gebe nur Gott, daß es uns gut gehe, und daß die Zeit bald komme, wo wir diese Insel erobern, die mich so teuer zu stehen kommt, wenn ich auch gleich darauf sterben müßte."

„Ich habe dir schon gesagt, Sancho," erwiderte Don Quijote, „daß du dich deshalb nicht zu beunruhigen brauchst. Denn wenn es auch mit der Insel fehlschlüge, so haben wir noch das Königreich Dänemark oder das Königreich Sobradisa, die dir passen würden, wie der Ring am Finger, und die dir um so lieber sein müßten, als sie auf dem festen Lande liegen. Doch wir wollen dieses der Zeit überlassen. Sieh' zu, ob du in deinem Schnappsacke etwas für den Magen hast; hernach wollen wir uns nach einem Schloß umsehen, wo wir übernachten können und wo ich den Balsam bereiten kann; denn ich schwöre dir bei Gott, daß mich das Ohr ganz abscheulich schmerzt."

„Eine Zwiebel, ein wenig Käse und etliche Brocken Brot hab' ich hier," sprach Sancho; „aber das sind wohl keine Gerichte, die sich für einen so tapfern Ritter wie Euer Gnaden schicken."

„Wie sehr irrst du dich, Sancho!" antwortete Don Quijote. „Du mußt wissen, daß die fahrenden Ritter sich eine Ehre daraus machen, monatelang zu fasten, und daß, wenn

sie etwas genießen, sie sich mit dem begnügen, was sie gerade zur Hand haben, und das würdest du längst wissen, wenn du so viele Geschichten gelesen hättest, wie ich; denn so viele deren auch waren, so habe ich doch in keiner einzigen gefunden, daß die fahrenden Ritter gegessen hätten, außer wenn es sich von ungefähr traf, daß man ihnen irgendwo ein kostbares Gastmahl gab. Im übrigen lebten sie wie von der Luft und obwohl es sich auch von selbst versteht, daß sie nicht leben konnten, ohne zu essen und zu trinken, und ohne die andern Bedürfnisse der Natur zu befriedigen, da sie doch auch Menschen waren wie wir: so versteht es sich doch nicht minder von selbst — da sie die meiste Zeit in Wüsten und Wäldern ohne Koch zubrachten — daß sie sich gewöhnlich mit solcher Hausmannskost behelfen mußten, wie du mir jetzt anbietest. Nimm also keinen Anstoß an dem, was mir Vergnügen macht und versuche nicht die Welt umzuschaffen oder das fahrende Rittertum aus seinen Angeln zu heben."

„Verzeiht mir, gestrenger Herr," sprach Sancho. „Da ich aber weder lesen noch schreiben kann, wie ich schon einmal gesagt, so sind mir die Regeln der fahrenden Ritter weder bewußt noch bekannt. Ich will aber künftig meinen Schnappsack immer versorgt halten mit allerhand trocknen Früchten für Euer Gnaden, weil Ihr ein Ritter seid, für mich aber, der ich kein Ritter bin, mit derberer und nahrhafterer Kost."

„Ich sage nicht," erwiderte Don Quijote, „daß die Ritter nichts als solche Früchte essen dürfen, sondern nur, daß diese vermutlich ihre gewöhnlichste Nahrung waren, so wie auch gewisse Kräuter und Gewächse, welche sie kannten, und welche ich ebenfalls kenne."

„Es ist eine schöne Sache, solche Kräuter zu kennen," sprach Sancho; „denn ich glaube, wir werden mit der Zeit mal Gelegenheit haben von dieser Kenntnis Gebrauch zu machen."

Hierauf langte Sancho seinen Vorrat heraus und sie begannen friedlich und gesellig zusammen zu speisen. Da sie

aber ein Nachtlager zu finden wünschten, so beendeten sie in aller Geschwindigkeit ihr kärgliches und trockenes Mahl. Hierauf bestiegen sie ihre Tiere und eilten weiter, um noch vor Anbruch der Nacht irgend ein Dorf zu erreichen; allein die Sonne ging unter und damit ihre Hoffnung, ihren Wunsch erfüllt zu sehen, als sie eben bei den Hürden einiger Ziegenhirten ankamen, bei welchen sie sich daher entschließen mußten zu übernachten. So sehr es Sancho bedauerte, daß er nicht unter Obdach schlafen sollte, so lieb war es seinem Herrn, unter freiem Himmel zu übernachten, weil er jedesmal, wenn ihm dergleichen begegnete, eine Urkunde mehr zu erhalten glaubte, welche ihm seine Ritterprobe erleichterte.

Elftes Kapitel.

Was Don Quijote mit einigen Ziegenhirten begegnete.

Er fand bei den Ziegenhirten eine freundliche Aufnahme, und nachdem Sancho es dem Rosinante und seinem Grauen so bequem als möglich gemacht, ging er dem Geruche nach, welchen einige Stücke Ziegenfleisch verbreiteten, die in einer Pfanne am Feuer schmorten. Obwohl er gern augenblicklich versucht hätte, ob sie schon gar genug wären, um aus der Pfanne in den Magen versetzt zu werden, so mußte er doch davon Abstand nehmen, da die Hirten sie grade vom Feuer hoben und, nachdem sie einige Schaffelle auf den Boden ausgebreitet, in großer Eile ihre ländliche Tafel zurecht machten, und ihre beiden Gäste mit großer Zuvorkommenheit einluden, ihr Mahl mit ihnen zu teilen. Es waren ihrer Sechs bei den Hürden, und sie setzten sich in der Runde auf die Felle, nachdem sie Don Quijote mit bäurischer Höflichkeit ersucht hatten, sich auf einen umgestülpten Trog zu setzen, den sie ihm hingestellt hatten. Don Quijote setzte sich, Sancho aber blieb neben ihm stehen, um ihm den Trinkbecher zu reichen, der von Horn war. Als sein Herr ihn stehen sah, sprach er zu ihm: „Damit du siehst, Sancho, welche Vorteile das fahrende Rittertum gewährt,

und wie bald diejenigen, welche demselben in irgend einer Weise Dienste leisten, in der Welt zu Ehren und Ansehen gelangen können, so erlaube ich dir, dich hier an meiner Seite zu diesen guten Leuten zu setzen, und dich mir, deinem Herrn und natürlichen Gebieter, gleichzustellen, und mit mir aus einer Schüssel zu essen und aus einem Becher zu trinken; denn von der fahrenden Ritterschaft gilt dasselbe, was man von der Liebe sagt, nämlich daß sie alle Dinge gleich macht."

„Großen Dank!" sprach Sancho. „Ich muß Euer Gnaden aber bemerken, daß ich, wenn man mir nur gut zu essen giebt, ebenso gern und noch lieber stehend und für mich allein essen mag, als sitzend an der Seite des Kaisers. Und wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, so schmeckt mir alles weit besser, was ich in meinem Winkel ohne Zwang und Umstände genieße — wenn's auch nur ein Stück Brot und eine Zwiebel ist — als ein Truthahn an fremdem Tische, wo ich langsam essen, wenig trinken und mir jeden Augenblick den Mund wischen muß, weder niesen noch husten darf, wenn's mich ankommt, und manche andere Dinge unterlassen muß, die man sich in der Freiheit und Einsamkeit wohl erlauben kann. Es soll mir daher lieber sein, wenn Euer Gnaden die Ehre, die Ihr mir als Euerm Schildknappen und einem Diener und Mitgliede der fahrenden Ritterschaft zugedacht habt, in etwas andres verwandeln, was mir nützlicher und einträglicher wäre. Was jene Ehre betrifft, so nehme ich sie als genossen an, verzichte aber darauf von nun an und auf immer bis ans Ende der Welt."

„Nichtsdestoweniger," erwiderte Don Quijote, „sollst du dich setzen, denn wer sich selbst erniedrigt, den erhöhet Gott." Damit nahm er ihn beim Arm und nötigte ihn, sich an seine Seite zu setzen.

Die Hirten begriffen nichts von dem Kauderwelsch von Knappen und fahrenden Rittern, sondern aßen, schwiegen und sahen zu, wie ihre Gäste mit großem Anstand und Behagen faustgroße Stücke Ziegenfleisch hinunterschoben. Nach-

dem das Fleischgericht verzehrt war, schütteten sie eine Menge trockener Eicheln*) auf die Felle und stellten einen halben Käse dazu, der so hart war, als wäre er aus Thon gebacken. Auch das Horn stand unterdessen nicht müßig, sondern ging beständig im Kreise herum, bald voll, bald leer, wie der Eimer am Ziehbrunnen, so daß von den mitgebrachten Schläuchen der eine in kurzer Zeit geleert wurde.

Nachdem Don Quijote sich mit seinem Magen abgefunden, nahm er eine Handvoll Eicheln, betrachtete sie gedankenvoll und erhob dann seine Stimme zu nachfolgender Rede: „Glückliche Zeiten, glückliche Jahrhunderte, denen die Alten den Namen das goldene Zeitalter gaben, und zwar nicht darum, weil man etwa das Gold, welches in unserm eisernen Zeitalter so sehr geschätzt wird, in jenen glücklichen Tagen ohne alle Mühe gewonnen hätte, sondern weil die guten Menschen, die damals lebten, die Wörter Mein und Dein nicht kannten. In jenen seligen Zeiten war alles Gemeingut. Niemand brauchte, um sich seine tägliche Nahrung zu verschaffen, mehr zu thun, als seine Hand auszustrecken und von den mächtigen Eichen zu pflücken, welche freigebig mit ihren süßen, reifen Früchten zum Genusse einluden. Klare Quellen und rieselnde Bäche boten krystallhelles, wohlschmeckendes Wasser in verschwenderischer Fülle. In Felsenritzen und in hohlen Bäumen bildeten die klugen und emsigen Bienen ihre kleine Republik und beschenkten uneigennützig jede Hand mit dem fruchtbaren Ertrag ihrer süßen Arbeit. Hochstämmige Korkbäume ließen sich freiwillig und ohne Mühe ihrer breiten, leichten Rinde berauben, mit welcher man die ersten, von schlichten Pfählen gestützten, ländlichen Hütten deckte, um sich nur vor den Unannehmlichkeiten der Witterung zu schützen. Damals war alles Friede, Freundschaft, Eintracht. Das schneidende Eisen des gekrümmten Pfluges hatte noch nicht die heiligen Ein-

*) Es giebt in Spanien eine Art eßbarer Eicheln.

geweide unsrer Urmutter zu zerreißen und zu durchwühlen gewagt; denn ohne Zwang gewährte sie aus ihrem weiten und fruchtbaren Schoße ihren Kindern alles, was sie nähren, sättigen und erfreuen konnte. Damals wandelten die schönen, unschuldigen Schäferinnen von Thal zu Thal und von Hügel zu Hügel, mit aufgelöstem Haar und nicht weiter bekleidet, als nötig war, um das zu verschleiern, was die Ehrbarkeit zu verschleiern gebietet und stets zu verschleiern geboten hat. Ihr Schmuck war nicht der in unsern Tagen beliebte, den der tyrische Purpur und die vielfältig zermarterte Seide verteuert; sondern er bestand aus Blättern und grünen Zweigen von Bäumen und Stauden, mit Epheu durchflochten, womit sie vielleicht ebenso anständig und zierlich geschmückt einhergingen, wie heutzutage unsre Hofdamen mit dem seltsamen und wunderlichen Geschmeide, das die müßige Neugierde für sie erfand. Damals pflegte noch die Liebe sich ebenso rein und aufrichtig auszudrücken, wie das Herz sie empfand, ohne nach erkünstelten Worten und Wendungen zu suchen, um sie zu steigern. List, Betrug und Bosheit erschienen noch nicht in den Gewändern der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Die Gerechtigkeit blieb fest in ihren Grenzen und ließ sich weder von der Gunst noch vom Eigennutz irre machen, welche sie jetzt so oft verwirren, verdrehen und verkehren. Das Gesetz der Willkür hatte sich des Geistes der Richter noch nicht bemächtigt, denn damals gab es weder Richter noch Parteien. Die jungfräuliche Ehrbarkeit wandelte damals, wie schon gesagt, frei und ungestört, wohin es ihr beliebte, ohne befürchten zu müssen, von fremder Zügellosigkeit oder unkeuschen Begierden behelligt zu werden; und wenn sie sich ergab, so geschah es aus eigner Wahl und Neigung. Aber in unserm heutigen verderbten Zeitalter ist keine weibliche Tugend mehr sicher, verschlösse und versteckte sie auch ein neues Labyrinth, wie jenes in Kreta; denn selbst dort würde die Liebespest mit ihrer verwünschten Begier durch die Ritzen der Mauern oder durch

die Luft sie erreichen und sie trotz aller Vorsicht zu Falle bringen. Zu ihrem Schutze ward im Verlauf der Zeiten, als die Bosheit immer höher stieg, der Orden der fahrenden Ritter gestiftet, um die Jungfrauen zu beschirmen, die Witwen zu verteidigen und den Waisen und Notleidenden beizustehen. Zu diesem Orden, Brüder Ziegenhirten, gehöre ich, und ich danke euch für die gute Bewirtung, die ihr mir und meinem Schildknappen angedeihen laßt. Denn obgleich nach dem Naturgesetz alles, was da lebt, verpflichtet ist, den fahrenden Rittern hilfreiche Hand zu leisten, so weiß ich doch, daß ihr uns aufgenommen und bewirtet habt, ohne von dieser Pflicht etwas zu wissen; daher ist es recht und billig, daß ich euch mit möglichst gutem Willen für den eurigen danke."

Diese lange Rede, welche er sich füglich hätte ersparen können, hielt unser Ritter, weil die Eicheln, die man ihm vorsetzte, ihn an das goldene Zeitalter erinnerten, und ihn auf den Einfall brachten, diese überflüssige Predigt an die Hirten zu halten, welche, ohne ihm ein Wort zu erwidern, stumm und staunend zuhörten. Sancho schwieg ebenfalls und aß Eicheln, wobei er zugleich dem zweiten Schlauche fleißig zusprach, den sie, um den Wein frisch zu erhalten, an einem Korkbaume aufgehängt hatten.

Don Quijotes Rede hatte länger gedauert als die Mahlzeit. Als er zu Ende war, sagte einer der Hirten: „Damit Ihr mit noch mehr Wahrheit sagen könnt, daß wir Euch mit dem besten Willen aufgenommen haben, Herr fahrender Ritter, so soll einer unsrer Kameraden, der bald hier sein wird, Euch mit seinem Gesang unterhalten. Er ist ein geschickter Junge und sehr verliebt, kann überdies lesen und schreiben und schlägt die Zither, daß man es sich nicht schöner wünschen kann."

Kaum hatte er ausgeredet, als man den Ton einer Zither vernahm, und bald erschien auch derjenige, der sie schlug, ein junger Bursch von ungefähr zweiundzwanzig Jahren und

von sehr schönem Aeußern. Seine Kameraden fragten ihn, ob er schon gegessen hätte, was er bejahte. Derjenige, welcher dem Ritter das Anerbieten gemacht, versetzte: „So kannst du uns wohl den Gefallen thun, Antonio, uns etwas zu singen, damit unser Herr Gast sieht, daß es auch in den Bergen und Wäldern Leute giebt, die etwas von Musik verstehen. Wir haben ihm von deiner Geschicklichkeit gesprochen und wünschen, daß du unser Wort wahr machst. Setze dich also hin und singe uns das Lied von deiner Liebschaft, das dir dein Oheim, der Pfründner gedichtet hat, und das den Leuten im Dorfe so wohl gefällt."

„Sehr gern," versetzte der Jüngling, und ohne sich weiter bitten zu lassen, setzte er sich auf den Stumpf einer abgehauenen Eiche, stimmte seine Zither und sang mit großer Anmut folgende Romanze:

Ja, du liebst mich doch, Olalla,
Willst du mir's gleich nicht gestehen,
Nicht einmal durch holde Blicke —
Stumme Zungen der Verliebten.

Doch dein Scharfblick, den ich kenne,
Läßt mich Gegenliebe hoffen;
Denn die Liebe, die bemerkt wird,
Bleibt nicht lange unerwidert.

Zwar verstellst du dich bisweilen,
Suchest mich zu überreden,
Ehern sei dein Herz im Busen,
Und die weiße Brust ein Schneefels.

Aber selbst in deinem Zürnen,
In dem züchtigspröden Sträuben
Zeigt mir doch die süße Hoffnung
Stets den Saum von ihrem Kleide.

Fröhlich hüpft dann auf den Lockern
Meine Treue, die sich niemals
Mindern kann, von dir verworfen,
Nie, belobt von dir, sich mehren.

Ist die Lieb' ein freundlich Wesen,
O so sagt mir dein Betragen,

Daß dereinst auch meiner Hoffnung
Ein erwünschtes Ziel bevorsteht.

Und vermögen Liebesdienste
Uns ein Herz geneigt zu machen,
So sind die, die ich dir leiste,
Mir gewiß kein kleiner Vorschub.

Denn wie oft hast du gesehen —
Wenn du anders mich bemerkt hast —
Daß ich noch den ganzen Montag
Meinen Sonntagsstaat getragen!

Festtagsputz und Liebe wandeln
Gerne ja dieselben Wege,
Darum liebt' ich's, deinen Augen
Stets mich fein geputzt zu zeigen.

Daß ich dir zuliebe tanze,
Daß ich dir manch Ständchen bringe,
Bis der Hahn den Tag verkündet —
Damit will ich mich nicht rühmen.

Auch nicht, daß ich gern dich lobe,
Gern von deiner Schönheit rede
Und mir, wenn mein Lob gleich wahr ist,
Manche Feindin damit mache.

Denk' nur, was Therese sagte,
Wie ich jüngst so laut dich lobte:
„Mancher hält ein kleines Aeffchen,
Weil er's liebt, für einen Engel —

„Dank dem bunten Flitterstaate
Und den schönen falschen Locken
Und den heuchlerischen Reizen,
Die selbst Amor täuschen könnten."

Wie ich sie da Lügen strafte,
Wie sie's ihrem Vetter klagte,
Wie mich der herausgefordert —
Nun, du weißt ja, was wir thaten!

Nein, ich werbe nicht aus Leichtsinn,
Widme dir nicht meine Dienste,
Um dich treulos zu verführen:
Redlicher ist meine Absicht.

Sanft ja ist das Joch der Ehe,
Angeschirrt mit seidnen Schnüren.
Steck' den Kopf ins eine Halsstück —
Fröhlich schlüpf' ich in das andre.

Sonst — ich schwör' es dir, Olalla,
Bei dem Größten aller Heil'gen —
Geh' ich hier aus dem Gebirge
Stracks ins Kapuzinerkloster.

Hier endete das Lied des Ziegenhirten, und obwohl Don Quijote ihn bat, noch etwas mehr zu singen, so wollte doch Sancho es nicht zugeben, weil er mehr Lust hatte zu schlafen als Lieder anzuhören. Er sagte daher zu seinem Herrn: „Euer Gnaden sollten sich nur bald nach einem Ruheplatz umsehen; denn die Arbeit, welche diese guten Leute den ganzen Tag verrichten müssen, erlaubt ihnen nicht, die Nacht mit Singen zuzubringen."

„Ich verstehe dich, Sancho," versetzte Don Quijote, „ich begreife sehr wohl, daß die Besuche bei dem Schlauche mehr zum Schlaf als zur Musik einladen."

„Es hat uns allen, Gott sei Dank, recht gut geschmeckt," antwortete Sancho.

„Ich leugne das auch nicht," erwiderte Don Quijote, „doch mache du es dir bequem, wo du willst. Leuten von meinem Berufe ziemt es besser zu wachen als zu schlafen. Indes kann es nicht schaden, wenn du mir vorher noch einmal das Ohr verbindest, denn es schmerzt mich mehr als nötig ist."

Sancho that was ihm befohlen war, und indem einer von den Hirten die Wunde besah, bat er den Ritter, unbesorgt zu sein, weil er ihm ein Mittel geben wollte, welches sie bald heilen würde. Er nahm einige Rosmarinblätter, die dort in Menge wuchsen, kaute sie, that etwas Salz dazu, legte es ihm auf das Ohr und verband dieses sehr fest, mit der Versicherung, daß kein andres Heilmittel mehr nötig wäre, und so verhielt es sich auch wirklich.

Zwölftes Kapitel.

Was einer der Ziegenhirten seinen Kameraden und dem Ritter erzählte.

Mittlerweile kam einer von den Hirten, welche ihren Kameraden die Lebensmittel aus dem Dorfe zu holen pflegten, und sagte: „Wißt ihr, Kameraden, was im Dorfe vorgeht?“

„Woher sollten wir das wissen?“ versetzte einer von ihnen.

„Nun, so kann ich euch sagen,“ fuhr jener fort, „daß diesen Morgen der berühmte Schäferstudent Chrysostomus gestorben ist, und man behauptet, daß er vor Liebe zu der verteufelten Marcella gestorben sei, der Tochter des reichen Wilhelm, der, als Schäferin verkleidet, sich hier in der Wildnis herumtreibt.“

„Aus Liebe zur Marcella?“ fragte einer.

„Wie gesagt, aus Liebe zur Marcella; und was das Schönste ist, er hat in seinem Testament befohlen, daß man ihn wie einen Mauren auf freiem Felde begraben soll, und zwar am Fuße des Felsens, bei der Quelle neben dem Korkbaum; denn an dieser Stelle sagt man — und er selbst soll es gesagt haben — daß er sie zuerst gesehen habe. Er hat auch noch andre ähnliche Dinge verordnet, die aber die Geistlichen nicht zugeben wollen, weil sie nach dem Heidentum schmecken. Aber sein großer Freund, der gelehrte Ambrosio, der sich ihm zuliebe gleichfalls als Schäfer verkleidet hat, besteht darauf, daß alles buchstäblich so geschehen soll, wie es Chrysostomo verordnet hat; und darüber ist nun das ganze Dorf in Aufruhr. Man meint jedoch, daß am Ende Ambrosio und seine Freunde ihren Willen bekommen, und morgen den Chrysostomus mit großer Feierlichkeit an dem besagten Orte begraben werden. Ich glaube, der Aufzug wird sehenswert sein. Ich für meinen Teil werde wenigstens nicht versäumen, hinzugehen, wenn ich auch wüßte, daß ich morgen nicht wieder nach Hause kommen könnte.“

„Wir thun alle mit," sagten die andern Hirten; „wir wollen losen, wer inzwischen für alle andern die Ziegen hüten soll."

„Du hast recht, Pedro," sprach einer von ihnen; „doch mit dem Losen braucht ihr euch nicht zu bemühen; ich will wohl für euch alle hier bleiben, und ihr braucht mir das weder zum Verdienst noch als einen Mangel an Neugier anzurechnen, sondern der Dorn, den ich mir neulich in den Fuß getreten, hindert mich noch am Gehen."

„Nichtsdestoweniger sind wir dir dankbar," sprach Pedro.

Don Quijote bat diesen, ihm zu sagen, wer der Verstorbene und die Schäferin wären. Pedro antwortete ihm, er wüßte bloß, daß der Verstorbene ein reicher Edelmann aus einem benachbarten Orte im Gebirge gewesen wäre, welcher einige Jahre in Salamanka studiert habe, und mit dem Rufe eines sehr belesenen und gelehrten Jünglings in seine Heimat zurückgekehrt sei. „Namentlich," setzte Pedro hinzu, „soll er sich sehr auf die Sterne verstanden und alles gewußt haben, was am Himmel mit der Sonne und dem Mond vorgeht; denn er sagte uns ihre Ellipsen immer richtig vorher."

„Ellipsen, guter Freund, und nicht Ellipsen," sprach Don Quijote, „werden die Verfinsterungen jener beiden großen Himmelskörper genannt."

Pedro, der sich an solche Kleinigkeiten nicht kehrte, fuhr fort: „Er konnte uns auch prophezeien, ob das Jahr eine gute Ernte verspräche oder ob Mistwachs eintreten würde."

„Mißwachs wollt Ihr sagen," unterbrach ihn Don Quijote.

„Mißwachs oder Mistwachs, wie Ihr wollt," sprach Pedro. „Genug, ich sage, seine Prophezeiungen machten seinen Vater und seine Freunde, die ihm folgten, zu reichen Leuten, denn sie thaten immer, was er ihnen riet, wenn er sagte: Dies Jahr müßt ihr Gerste und nicht Weizen säen; in jenem säet Erbsen und keine Gerste; künftiges Jahr giebt's

ein reiches Oeljahr; in den drei folgenden bekommt ihr keinen Tropfen u. s. w."

„Diese Wissenschaft nennt man die Astrologie," bemerkte Don Quijote.

„Ich weiß nicht, wie man sie nennt," sprach Pedro, „aber ich weiß wohl, daß er das alles verstand, und noch mehr. Kurz, einige Monate nach seiner Rückkehr von Salamanka kam er eines Morgens, als Schäfer verkleidet, mit seiner Herde, hatte eine Schäferjacke statt seines weiten Studentenrocks angezogen, und auch sein vertrauter Freund Ambrosio, der mit ihm studiert hatte, kam in Schäferkleidern mit ihm. Ich darf nicht vergessen zu sagen, daß der verstorbene Chrysostomo sehr gewandt im Versemachen war, und daß er uns immer die Weihnachtslieder für den Christabend und die Schauspiele für das Fronleichnamsfest machte, welche die jungen Leute unsers Dorfes aufführten; und jeder fand sie vortrefflich. Als die Leute aus dem Dorfe auf einmal die beiden Studenten in Schäferkleidern sahen, verwunderten sie sich sehr und konnten nicht begreifen, was sie zu dieser sonderbaren Verwandlung bewogen hätte. Der Vater des Chrysostomo war damals schon tot und hatte ihm ein großes Vermögen hinterlassen, sowohl an fahrender Habe, als an Grundstücken, an großem und kleinem Vieh, und eine große Menge Geld, und über das alles war nun der junge Mann ganz unumschränkter Herr und das verdiente er auch wirklich; denn er war ein sehr guter Gesellschafter, wohlthätig und freundlich gegen alle guten Leute, und sah aus wie Milch und Blut. Später klärte es sich auf, daß er sich bloß deshalb verkleidet hatte, um in dieser Wildnis der schönen Marcella nachgehen zu können, von der unser Kamerad vorhin erzählte, und in die der verstorbene Chrysostomo sich verliebt hatte. Ich muß Euch nun aber sagen, wer dieses Mädchen ist, damit Ihr es wißt; denn ich glaube, oder vielmehr ich bin versichert, daß Ihr in Euerm Leben nie eine solche Geschichte hören werdet, wenn Ihr auch so alt werdet, wie Jerusalem."

„Sagt Methusalem," erinnerte Don Quijote, der es nicht leiden konnte, daß der Hirt die Worte so verwechselte.

„Jerusalem hat lange genug gestanden," erwiderte Pedro, „und wenn Ihr mir jeden Augenblick die Worte bekritteln wollt, so werden wir nimmer fertig."

„Verzeiht, Freund," sprach Don Quijote. „Ich sagte das nur, weil zwischen Jerusalem und Methusalem ein so großer Unterschied ist; übrigens habt Ihr recht, daß Jerusalem reichlich so lange gestanden, als Methusalem gelebt hat. Fahret nur fort in Eurer Geschichte; ich werde Euch nicht mehr unterbrechen."

„Nun, so will ich Euch denn sagen, mein Herzensherr," fuhr Pedro fort, „daß wir in unserm Dorf einen Bauern hatten, der wohl noch reicher war als der Vater des Chrysostomo und Guillermo hieß, welchem Gott außer vielen und großen Reichtümern auch eine Tochter geschenkt hatte, bei deren Geburt ihre Mutter starb, die wohl das trefflichste Weib in dieser ganzen Gegend war. Es ist mir, als wenn ich sie noch vor mir sähe mit ihrem Gesichtchen, das auf der einen Seite wie die Sonne und auf der andern wie der Mond glänzte; und vor allen Dingen war sie so wirtschaftlich und so gut gegen die Armen, daß ihre Seele zu dieser Stunde gewiß bei Gott im Himmel sein muß. Vor Gram über den Tod einer so guten Ehefrau starb auch ihr Mann Guillermo, und hinterließ seine junge, reiche Tochter Marcella unter der Vormundschaft ihres Oheims, welcher Pfarrer in unserm Dorf ist. Das Mädchen wuchs heran und ward so schön, daß sie uns oft an ihre Mutter erinnerte, die selbst eine große Schönheit gewesen; und dennoch schien es, daß die Schönheit ihrer Tochter die ihrige noch übertreffen würde. Und so geschah es auch; denn als sie ihr vierzehntes oder fünfzehntes Jahr erreichte, konnte sie niemand ansehen, der nicht Gott dafür pries, daß er sie so schön geschaffen hatte, und die meisten wurden vor Liebe zu ihr fast verrückt. Ihr Oheim erzog sie zwar in der Stille und Eingezogenheit;

aber dennoch verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit so sehr, daß sowohl deshalb als auch wegen ihres Reichtums nicht nur die Jünglinge aus unserm Dorfe, sondern aus andern Orten auf viele Meilen umher, und zwar die besten unter ihnen, bei ihrem Oheim um sie anhielten. Er wollte aber, als ein rechtschaffener Mann und guter Christ, sie nicht gegen ihre Neigung verheiraten, obwohl er von dem Augenblick an, da sie das erforderliche Alter erreicht, nicht abgeneigt war, sie zu versorgen, so vorteilhaft es auch für ihn sein mochte, ihre Verheiratung zu verzögern und ihr Vermögen in seinen Händen zu behalten; und dieses ward dem guten Pfarrer auch wirklich an mehr als einem Ende des Dorfs mit Ruhm nachgesagt. Denn Ihr müßt wissen, Herr fahrender Ritter, daß man an solchen kleinen Orten von allem spricht und alles durch die Hechel zieht; und Ihr könnt's Euch merken, wie ich mir's gemerkt habe, daß ein Pfarrer ein kreuzbraver Mann sein muß, wenn er will, daß seine Pfarrkinder ihm Gutes nachreden sollen, besonders auf dem Lande."

„Das ist wahr," sprach Don Quijote. „Fahret nur fort; Eure Geschichte ist sehr schön, und Ihr habt eine gute Gabe, sie zu erzählen, Freund Pedro."

„Gott lasse mir nur seine Gnade nicht fehlen!" sprach Pedro; „denn das ist die beste Gabe. Uebrigens muß ich Euch sagen, daß der Oheim seiner Nichte zwar jeden Freier vorschlug, ihr seine Verhältnisse und Eigenschaften schilderte, und sie ermahnte, einen unter den vielen nach ihrer eigenen Neigung zu wählen; sie gab ihm aber stets zur Antwort, sie wünschte noch nicht zu heiraten und sie wäre noch zu jung, um die Beschwerlichkeiten des Ehestandes zu ertragen. Der Oheim, der die Gründe ihrer Weigerung vernünftig fand, wollte nicht in sie dringen, sondern lieber warten, bis sie bei reifern Jahren einen Gatten nach ihrem Wunsche wählen würde. Denn er sagte, und das mit Recht: Eltern und Vormünder müssen junge Leute nie zwingen, wider ihre Neigung zu heiraten. Aber was geschah? Eines Tages, ehe

man sich's versah, ward die sittsame Marcella eine Schäferin, und ohne daß ihr Oheim, oder irgend jemand im Dorfe sie davon abhalten konnte, ging sie mit den andern Schäfermädchen auf das Feld und fing an, ihre Schafe zu hüten. Sobald sie nun öffentlich erschien und ihre Schönheit vor niemand mehr verbarg, so kann ich Euch nicht genug beschreiben, wie viele reiche Jünglinge, Edelleute sowohl als Dorfbewohner, sich ebenso, wie Chrysostomo, als Schäfer verkleideten, und sie auf diesen Fluren mit Liebeserklärungen verfolgten. Einer von diesen war, wie gesagt, der Verstorbene, welcher sie, wie man versichert, nicht bloß liebte, sondern — anbetete. Denket aber nur nicht, daß Marcella, trotz des freien Lebens, das sie führte, und das sich mit strenger Zucht so wenig zu vertragen schien, auch nur den geringsten Anlaß gegeben hätte, ihre Sittsamkeit und Ehrbarkeit in Zweifel zu ziehen; sie wacht vielmehr so strenge über sich selbst, daß unter den vielen, die sich um sie bewerben, auch nicht einer ist, der sich berühmt, oder sich mit Wahrheit berühmen kann, daß sie ihm nur die geringste Hoffnung gegeben hätte, seinen Zweck bei ihr zu erreichen. Sie flieht zwar die Gesellschaft der Schäfer nicht und vermeidet es nicht mit ihnen zu reden, sondern begegnet ihnen artig und freundlich; allein sobald einer von ihnen sich etwas von Liebe merken läßt, seine Absicht mag so redlich und löblich sein wie sie wolle, so stößt sie ihn mit Unwillen von sich. Durch dieses Betragen richtet sie in unsern Gegenden mehr Unheil an, als die tödlichste Seuche; denn ihre Schönheit und Leutseligkeit machen ihr auf der einen Seite alle Herzen unterthänig, während auf der andern ihre Sprödigkeit und Unerbittlichkeit sie alle zur Verzweiflung treibt; so daß man sich nicht enthalten kann, sie rundheraus eine Grausame und Undankbare zu nennen, und ihr noch mehr dergleichen Namen zu geben, welche ihre Sinnesart kräftig kennzeichnen. Wenn Ihr eine Zeitlang hier bliebt, so würdet Ihr alle diese Berge und Thäler erschallen hören von lauter Klageliedern

verschmähter Liebhaber, die ihr nachgehen. Auf einem Anger, nicht weit von hier, stehen ein paar Dutzend Buchen, unter welchen sich keine einzige befindet, in deren weiße Rinde der Name Marcella nicht eingeschnitten oder eingeschrieben wäre, und hin und wieder ist sogar eine Krone eingegraben, als wollten ihre Liebhaber sie damit öffentlich für die Krone aller menschlichen Schönheit erklärt haben. Hier seufzt ein Schäfer, dort klagt ein anderer; an diesem Orte hört man Liebeslieder singen, an jenem tönt die Klage der Verzweiflung. Der eine sitzt die ganze lange Nacht hindurch am Fuße eines Eichbaums, oder eines Felsens, und die Morgensonne findet ihn noch an derselben Stelle, wo er, versunken in Thränen und Träume, kein Auge geschlossen hat. Mancher hält in seinem Seufzen so wenig Maß und Ziel, daß er in den heißen Mittagsstunden sich im glühenden Sande herumwälzt, und den barmherzigen Himmel um Mitleid anfleht. Und über den einen wie über den andern triumphiert die schöne Marcella mit leichtem und unbekümmertem Herzen. Wir alle, die wir sie kennen, fragen mit Ungeduld, wann ihr Stolz ein Ende nehmen und wer der Glückliche sein wird, dem es gelingt, ein so hartes Herz zu erweichen, und in den Besitz einer so vollendeten Schönheit zu gelangen. Da nun alles, was ich Euch erzählt habe, die lauterste Wahrheit ist, so will ich wohl glauben, daß auch das wahr ist, was unser Kamerad Euch von der Ursache des Todes des Chrysostomo gesagt hat. Ich rate Euch daher, Herr, daß Ihr nicht versäumt, morgen seinem Begräbnis beizuwohnen: denn es wird sehr sehenswert sein, da Chrysostomo viele Freunde hatte; auch ist der Begräbnisplatz nur eine halbe Meile von hier entfernt."

„Ich werde es nicht versäumen," sprach Don Quijote, „und ich danke Euch für das Vergnügen, das Ihr mir mit Eurer unterhaltenden Erzählung gemacht habt."

„Ach!" sagte der Hirt, „ich weiß nicht die Hälfte von all den Geschichten, die sich mit den Liebhabern der Marcella

zugetragen haben; aber morgen treffen wir vielleicht unterwegs den einen oder den andern Schäfer an, der uns mehr davon sagen kann. Jetzt aber rate ich, Euch unter Dach und Fach schlafen zu legen, denn die Nachtluft könnte Eurer Wunde nachteilig sein, obgleich der Verband, den man Euch angelegt hat, Euch vor schlimmen Folgen sichert."

Sancho Panza, der den Hirten mit seinem langweiligen Geschwätz schon längst zum Teufel gewünscht hatte, bat seinen Herrn gleichfalls, er möchte sich in Pedros Hütte schlafen legen. Don Quijote that es und vertrieb sich den übrigen Teil der Nacht mit zärtlichen Gedanken an seine Gebieterin Dulcinea — ganz wie die Anbeter Marcellas. Sancho lagerte sich zwischen seinen Esel und Rosinante und schlief, nicht wie ein unglücklicher Liebhaber, sondern wie einer, der sich wie ein Stockfisch hatte ausklopfen lassen.

Dreizehntes Kapitel.

Schluß der Erzählung von der Schäferin Marcella nebst andern Begebenheiten.

Kaum war der neue Tag durch die Fenster des Ostens zum Vorschein gekommen, als fünf von den sechs Ziegenhirten aufstanden, Don Quijote weckten und ihm sagten, daß sie bereit wären, ihn zu begleiten, wenn er noch bei seinem Vorsatze verharre, das seltsame Begräbnis des Chrysostomo mit anzusehen. Don Quijote, der nichts eifriger wünschte, stand auf und befahl Sancho, augenblicklich Roß und Esel zu satteln, was dieser auch ungesäumt that, worauf die ganze Gesellschaft sich auf den Weg machte. Sie hatten kaum eine Viertelmeile zurückgelegt, als sie auf einem Kreuzwege ein halbes Dutzend Schäfer auf sich zukommen sahen — in schwarzen Pelzen, mit Cypressen und düsterm Oleander bekränzt und mit großen Dornstöcken in den Händen. Zugleich mit diesen kamen ein paar Edelleute zu Pferde in schönen Reisekleidern, von drei Dienern zu Fuße begleitet. Nach gegenseitiger Begrüßung fragten sie einander, wohin

die Reise ginge, und da es sich zeigte, daß sie alle nach dem Begräbnisplatz wollten, setzten sie ihren Weg zusammen fort. Einer von den Herren zu Pferde sagte zu seinem Gefährten: „Ich glaube, Herr Vivaldo, es wird uns nicht verdrießen, daß wir uns bereden ließen, uns aufzuhalten, um dieses Begräbnis mit anzusehen; denn nach all den sonderbaren Dingen zu urteilen, welche diese Schäfer uns von dem Verstorbenen und von der männertötenden Schäferin erzählt haben, wird es seltsam genug dabei zugehen."

„Das denke ich auch," antwortete Vivaldo, „und ich würde mich nicht nur einen Tag, sondern wohl vier aufhalten, es mit anzusehen."

Don Quijote fragte sie, was sie von Marcella und Chrysostomo gehört hätten. Der Reisende antwortete, sie hätten in der Frühstunde diese Schäfer angetroffen, deren trauriger Aufzug sie bewogen hätte, nach der Veranlassung desselben zu fragen, worauf einer von den Schäfern ihnen vieles erzählt hätte von der außerordentlichen Schönheit und den eigensinnigen Launen einer gewissen Schäferin Marcella, von den vielen Liebhabern, die sich um sie beworben hätten, und von dem Tode des Chrysostomo, zu dessen Begräbnis sie jetzt gingen. Genug, er erzählte alles so, wie es Pedro Don Quijote geschildert. Ein Gespräch gab das andere und Vivaldo fragte Don Quijote, was ihn bewegen könnte, in einem friedlichen Lande so bewaffnet umherzuziehen.

„Die Ausübung meines Berufes," sprach Don Quijote, „erlaubt mir nicht anders einherzugehen. Reiche Kleider, wohlbesetzte Tafeln und weichliche Ruhe sind nur für geschmeidige Höflinge erfunden; aber Mühseligkeit, Unruhe und Waffen sind allein denen bestimmt und beschieden, welche die Welt „fahrende Ritter" nennt, unter denen ich, wiewohl unwürdig dieser Ehre, einer der geringsten bin."

Diese Rede überzeugte sie alle von seiner Narrheit, und um sich noch besser davon zu überzeugen und zu sehen, zu welcher Art von Narren er gehöre, fragte ihn Vivaldo, was

es eigentlich mit den fahrenden Rittern für eine Bewandtnis habe.

„Haben Euer Gnaden die Jahrbücher und die Geschichte von England nicht gelesen," fragte Don Quijote, „worin die berühmten Thaten des Königs Arthur beschrieben sind, den wir in unserer spanischen Sprache gewöhnlich König Artus nennen, und von welchem in dem ganzen Königreiche Großbritannien die alte und allgemein bekannte Sage geht, daß er nicht gestorben, sondern durch Zauberei in einen Raben verwandelt sei, und daß er mit der Zeit wieder zu Krone und Scepter gelangen und seine Regierung wieder antreten werde? Daher man auch nie finden wird, daß seit der Zeit ein Engländer je einen Raben getötet hätte. Wohlan, zur Zeit dieses guten Königs ward der berühmte Orden der Ritter von der Tafelrunde gestiftet, und damals begaben sich auch buchstäblich so wie sie erzählt werden all die Liebesgeschichten zwischen dem Ritter Lanzelot vom See und der Königin Ginebra, zwischen welchen die sehr ehrsame Dame Quintannona die Vertraute und Mittelsperson machte, und woher auch das bekannte Lied stammt, das man so häufig in Spanien singen hört:

Niemals ward ein edler Ritter
So von Damen wohl bedient
Wie Herr Lanzelot vom See,
Als er aus Britannien kam —

worauf dann die liebliche, holde Geschichte seiner Liebes- und Heldenthaten folgt. Von der Zeit an breitete der Orden der Ritterschaft sich allmählich über die verschiedensten Länder aus. Vorzüglich berühmt waren in demselben durch ihre Großthaten der tapfere Amadis von Gallien mit allen seinen Söhnen und Enkeln bis ins vierte und fünfte Glied, der mannhafte Felixmarte von Hyrkanien und der über alles Lob erhabene Tirante der Weiße; und fast sehen, sprechen und hören wir noch in unsern Tagen den wehrhaften und

unüberwindlichen Ritter Don Belianis von Griechenland. Diese Bewandtnis, meine Herren, hat es mit den fahrenden Rittern; ihr Orden ist derjenige, von welchem ich euch erzählt habe, und von welchem ich, wie ich vorhin erwähnt, ein — wenn auch unwürdiges — Mitglied bin, und die Regeln, welche jene Ritter beobachteten, befolge auch ich. So ziehe ich denn umher in diesen Wüsten und Einöden, um Abenteuer aufzusuchen, mit dem wohlüberlegten Vorsatz, meinen Arm und meine Person an die gefährlichsten zu wagen, welche das Schicksal mir sendet, um den Schwachen und Hilfsbedürftigen beizustehen."

Durch diese Worte des Ritters wurden die Reisenden vollends überzeugt, daß es mit seinem Verstande nicht richtig sei, und sie wußten jetzt, welche Art von Narrheit es war, die ihm den Kopf verrückt hatte, worüber sie — wie jeder, der ihn zum erstenmal kennen lernte — sich nicht wenig verwunderten. Vivaldo, der ein sehr gescheiter und aufgeweckter Mann war, wollte ihm Gelegenheit geben, noch mehr Thorheiten auszukramen, um die kurze Strecke Weges bis zu der Grabstätte desto angenehmer zurückzulegen. Er sagte daher zu ihm: „Mich deucht, Herr fahrender Ritter, Euer Gnaden haben sich einen der strengsten Orden gewählt, die es auf der Welt giebt, und ich glaube wahrhaftig, daß selbst der Orden der Kartäuser wohl kaum so strenge sein dürfte."

„Eben so strenge vielleicht," erwiderte Don Quijote; „ob aber auch ebenso notwendig, das möchte ich fast bezweifeln. Denn wenn man die Wahrheit bekennen will, so thut der gemeine Soldat, der die Befehle seines Hauptmanns ausführt, nicht weniger als der Hauptmann selbst, der sie ihm erteilt. Ich will damit sagen, daß die Geistlichen in aller Ruhe und Frieden den Himmel um das Wohl der Erdbewohner bitten; wir Soldaten und fahrenden Ritter hingegen führen das aus, um welches jene bitten, indem wir die Welt durch die Kraft unserer Arme und mit der Schärfe unserer Schwerter beschützen, und zwar nicht unter schirmen-

dem Dache, sondern unter freiem Himmel, im Sommer den brennenden Strahlen der Sonne und im Winter dem lähmenden Frost ausgesetzt. Wir sind daher Diener Gottes auf Erden und der Arm, welcher seine Gerechtigkeit handhabt. Da nun alles, was zum Kriege gehört und damit verbunden ist, nicht anders als mit Schweiß, Mühe und Arbeit vollbracht werden kann, so folgt daraus, daß die, welche sich demselben widmen, weit mehr Mühseligkeiten auszustehen haben, als jene, welche mit Muße und Bequemlichkeit Gott bitten sich der Schwachen anzunehmen. Ich will damit nicht sagen, oder es mir nur einfallen lassen, daß der Stand der fahrenden Ritter dem Stande des eingesperrten Klosterbruders gleichzustellen sei, sondern ich will nur aus dem, was ich selbst erdulde, den Schluß ziehen, daß er ohne Zweifel beschwerlicher, kummervoller, hungriger, elender, lumpiger und lausiger ist; denn es leidet keinen Zweifel, daß die fahrenden Ritter auch in frühern Zeiten ihr Lebenlang mancherlei Ungemach zu ertragen hatten. Und wenn auch einige von ihnen durch die Kraft ihres Arms bis zur Kaiserwürde sich emporschwangen, so mußten sie doch erst viel Blut und Schweiß darum vergießen; ja, wenn es denen, welche zu solchen hohen Stufen emporstiegen, an der Hilfe weiser und mächtiger Zauberer gefehlt hätte, so würden manche das Ziel ihrer Wünsche nicht erreicht, sondern sich in ihren Hoffnungen sehr getäuscht gefunden haben."

„Dieser Meinung bin auch ich," versetzte Vivaldo. „Aber eines unter vielem andern hat mir an den fahrenden Rittern nie gefallen wollen: daß sie nämlich, wenn sie ein großes und gefährliches Abenteuer zu bestehen haben, in welchem augenscheinlich Leib und Leben aufs Spiel gesetzt werden müssen, anstatt in dem Augenblick, wo der Kampf beginnt, daran zu denken, ihre Seele Gott zu empfehlen — wie jeder Christ in derartigen Gefahren zu thun verpflichtet ist — ihre Stoßgebete vielmehr mit solcher Inbrunst und Andacht an ihre Damen richten, daß man denken sollte, sie hielten diese

für ihre Göttinnen. Das scheint mir denn doch ein wenig nach dem Heidentume zu schmecken."

„Mein Herr," erwiderte Don Quijote, „das läßt sich nun einmal nicht vermeiden, und der fahrende Ritter, der etwas daran ändern wollte, würde übel ankommen. Denn es ist schon bei der fahrenden Ritterschaft so eingeführt und hergebracht, daß der Ritter, wenn er ein großes Wagestück unternimmt, sich seine Dame vergegenwärtige und seine Augen sanft und zärtlich zu ihr erhebe, als bäte er sie durch seine Blicke um ihre Gunst und ihren Beistand in seinem gefährlichen Unternehmen. Wenn ihn aber auch niemand hört, so muß er dennoch einige Worte zwischen den Zähnen murmeln, wodurch er sich ihr von ganzem Herzen empfiehlt; und davon finden wir in den Geschichten unzählige Beispiele. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß er es ganz unterlassen sollte, sich Gott zu empfehlen; denn dazu bleibt ihm auch während des Kampfes noch Zeit und Gelegenheit genug übrig."

„Damit benehmt Ihr mir noch nicht meinen Zweifel," antwortete Vivaldo; „ich habe nämlich oft gelesen, daß zwei fahrende Ritter in einen Wortwechsel geraten, bei welchem nach und nach beiden die Galle überläuft, so daß sie plötzlich ihre Rosse herumwerfen, eine gute Strecke ins Feld jagen, ohne weitere Umstände in vollem Galopp gegeneinander anrennen, mitten im Rennen ein Stoßgebet an ihre Damen richten, und daß gewöhnlich die Folge davon ist, daß der eine, mit der Lanze durch und durch gebohrt, rücklings vom Pferde stürzt, und daß auch der andere zu Boden fallen würde, wenn er sich nicht noch eben zu rechter Zeit an der Mähne seines Rosses festhielte. Da weiß ich doch wahrlich nicht, wie der erschlagene Ritter bei einem so jähen Verlauf der Dinge Zeit gehabt haben sollte, Gott seine Seele zu empfehlen. Besser wäre es doch gewesen, wenn er die Worte, die er während des Anrennens an seine Dame verschwendete, so angewandt hätte, wie er sollte und wie es einem guten

Christen ziemt, um so mehr, da ich der Ansicht bin, daß doch nicht alle fahrenden Ritter Damen haben, denen sie sich empfehlen können, denn sie werden doch wohl nicht alle verliebt sein."

„Das sind sie allerdings," versetzte Don Quijote. „Ich behaupte, es ist unmöglich, daß ein fahrender Ritter keine Dame haben sollte; denn er kann von Haus aus so wenig ohne Liebe sein, als der Himmel ohne Sterne; und sicherlich hat man noch nie eine Geschichte gelesen, in der ein fahrender Ritter ohne Liebe vorgekommen wäre, und derjenige, dem es daran gefehlt hätte, würde nie für einen echten Ritter gegolten haben, sondern man hätte ihn als einen Bastard betrachtet, welcher in die Burg des Rittertums nicht durch das Thor eingezogen, sondern wie ein Dieb und Räuber durch das Fenster eingedrungen wäre."

„Nichtsdestoweniger," sagte Vivaldo, „meine ich, wenn ich mich recht entsinne, doch gelesen zu haben, daß Don Galaor, der Bruder des tapfern Amadis von Gallien, nie eine bestimmte Dame hatte, welcher er sich hätte befehlen können; und doch wurde er darum nicht geringer geachtet, sondern galt für einen sehr tapfern und berühmten Ritter."

„Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer," versetzte Don Quijote; „wenn man es auch nicht wüßte, daß dieser Ritter insgeheim sehr verliebt war — ohne seines natürlichen Temperaments zu gedenken, vermöge dessen er sich nicht erwehren konnte, sich in alles, was er hübsch fand, zu verlieben. Es ist jedoch eine ausgemachte Sache, daß er sich eine Dame besonders zu seiner Gebieterin erkoren hatte, welcher er sich sehr oft, wenn auch ganz im geheimen, empfahl; denn er rechnete es sich zur Ehre, ein verschwiegener Ritter zu sein."

„Wenn es denn so wesentlich ist," erwiderte Vivaldo, „daß ein jeder fahrende Ritter verliebt sei, so darf man wohl annehmen, daß auch Ihr es seid, da Ihr zu diesem Orden gehört; und wenn Euer Gnaden nicht etwa ebenso ver-

schwiegen sind, wie Don Galaor, so bitte ich so inständig als möglich, im Namen dieser ganzen Gesellschaft und in meinem eignen, uns Namen, Geburtsort, Stand und Schönheit Eurer Dame kundzuthun; denn sie wird sich ohne Zweifel glücklich schätzen, wenn alle Welt weiß, daß ein solcher Ritter, wie Ihr seid, ihr seine Liebe und seine Dienste weiht."

Don Quijote seufzte tief auf und sagte: „Ich weiß nicht, ob meine süße Feindin es wünscht oder nicht, daß die Welt es wisse, daß ich ihre Ketten trage. Da ich aber mit so viel Höflichkeit gebeten werde, kann ich nicht umhin, zu antworten: ihr Name ist Dulcinea, ihr Geburtsort Toboso, ein Flecken in der Mancha; ihrem Stande nach ist sie mindestens eine Prinzessin, weil sie meine Königin und Gebieterin ist; ihre Schönheit ist übermenschlich, denn die unglaublichsten und unbegreiflichsten Eigenschaften der Schönheit, mit welchen die Dichter ihre Damen einzeln ausstatten, finden sich in ihr vereinigt; ihre Locken sind Gold, ihre Stirn elysische Gefilde, ihre Brauen Regenbogen, ihre Augen Sonnen, Rosen ihre Wangen, ihre Lippen Korallen, Perlen ihre Zähne, ihr Hals Alabaster, Marmor ihre Brust, Elfenbein ihre Hände, blendend wie Schnee ihre weiße Haut; und diejenigen Teile, welche ihre Schamhaftigkeit den Augen der Sterblichen entzieht, sind nach meiner Ansicht und Ueberzeugung so beschaffen, daß die verschwiegene Liebe sie nur bewundern, aber mit nichts vergleichen kann."

„Dürfen wir," versetzte Vivaldo, „nicht auch etwas von ihrem Stammbaum, ihrem Geschlecht und ihrer Verwandtschaft erfahren?"

Hierauf antwortete Don Quijote: „Sie stammt weder von den Curtiern, Gracchen und Scipionen des alten, noch von den Colonnas und Orsinis des neuen Rom; weder von den Moncadas oder Requesenes Kataloniens, noch von den Rebellas und Villanovas Valencias; auch nicht von den Palafoxes, Nuzas, Rocabertis, Corellas, Lunas, Alagones, Urreas, Foces und Gurreas Aragoniens, nicht von den Cer-

das, Manriques, Mondezas und Guzmans Kastiliens, oder von den Alencastres, Pallas und Menezes Portugals, sondern von den Tobosos in der Mancha, einem Geschlechte, das zwar zu den neueren gehört, das aber den erlauchtesten Geschlechtern künftiger Jahrhunderte einen adligen Ursprung geben kann: und dawider lasse ich mir von niemand etwas einwenden, es sei denn unter der Bedingung, welche Zerbino unter die aus Rolands Waffen errichtete Trophäe schrieb:

Niemand rühre diese Waffen an,
Der mit Roland sich nicht messen kann."

„Ich selbst," erwiderte Vivaldo, „stamme zwar von den Cachopines*) von Laredo; aber ich unterstehe mich doch nicht, diese mit den Tobosos von der Mancha zu vergleichen, obwohl ich bekennen muß, daß ich von einem Geschlechte dieses Namens noch nie gehört habe."

„Darüber bin ich höchlich erstaunt," erwiderte Don Quijote.

Alle übrigen horchten aufmerksam auf das Gespräch dieser beiden, und selbst die Ziegenhirten und Schäfer merkten, bis zu welch hohem Grade die Verrücktheit des Ritters gestiegen war. Nur Sancho Panza glaubte, daß alles lautere Wahrheit sei, was sein Herr sagte, da er ihn von Jugend auf gekannt hatte und wußte, wer er war. Nur hinsichtlich der reizenden Dulcinea von Toboso hegte er noch einige Zweifel, da er von einem solchen Namen oder von einer solchen Prinzessin noch nie etwas gehört hatte, obwohl er so nahe bei Toboso zu Hause war.

Unter solchen Gesprächen dahinziehend, sahen sie aus einem Hohlwege zwischen zwei hohen Bergen ungefähr zwanzig Schäfer hervorkommen, sämtlich in schwarzen wollenen Jacken und teils mit Eiben, teils mit Cypressen bekränzt. Sechs von ihnen trugen eine mit mancherlei Blumen und

*) Cachopin oder cachupin nannte das spanische Volk jeden, den die Not nach Westindien trieb.

Zweigen bedeckte Bahre. Als einer von den Ziegenhirten sie bemerkte, rief er: „Dort kommen schon die Träger mit der Leiche des Chrysostomo, und am Fuße jenes Berges ist die Stelle, die er sich zum Begräbnisplatze gewählt hat.“ Sie eilten dahin und kamen an, als die Träger eben ihre Bahre niedergesetzt hatten und vier von ihnen anfingen mit scharfen Keilhacken ein Grab an einer Seite des Berges in den harten Felsen zu hauen. Man grüßte sich von beiden Seiten höflich, und Don Quijote und seine Begleiter traten zu der Bahre und erblickten in derselben den Leichnam eines Jünglings von ungefähr dreißig Jahren, als Schäfer gekleidet und mit Blumen bedeckt, welchem man im Tode noch ansehen konnte, daß er ein schönes Gesicht und ein heiteres Gemüt gehabt haben mußte. Neben ihm lagen auf der Bahre verschiedene Bücher und eine Menge offener und versiegelter Papiere, und sowohl die Leichenbegleiter, wie diejenigen, welche das Grab öffneten, und alle, die sich daselbst versammelt hatten, beobachteten ein feierliches Schweigen, bis einer von den Leichenträgern zu einem andern sagte: „Sieh' zu, Ambrosio, ob dies auch die Stelle ist, die Chrysostomo bezeichnet hat; da du doch willst, daß alles, was er in seinem letzten Willen verordnet, genau befolgt werde.“

„Ja wohl ist sie's,“ antwortete Ambrosio, „wie oft hat mir mein unglücklicher Freund an dieser Stelle die Geschichte seiner Leiden erzählt. Hier sah er zum erstenmal diese Todfeindin des Menschengeschlechts, wie er mir sagte; hier entdeckte er ihr auch zuerst seine ebenso reine wie zärtliche Liebe, und hier endlich ließ ihn Marcella zum letztenmal so sehr empfinden, wie wenig sie ihn achtete, daß er dem Trauerspiele seines elenden Lebens ein Ende machte. Darum hat er auch verlangt, daß man ihn hier zum Andenken seiner vielen Leiden in den Schoß der ewigen Vergessenheit versenken sollte.“ Indem er sich jetzt an Don Quijote und die Reisenden wandte, setzte er hinzu: „Dieser Leichnam, meine Herren, den ihr jetzt mitleidig betrachtet, war einst die Hülle

einer Seele, in welche der Himmel einen unendlich großen Teil seiner Schätze niedergelegt hatte. Dieser Chrysostomo war der hellste Kopf, der feinste und angenehmste Gesellschafter, der Phönix der Freundschaft, freigebig ohne Großthun, stolz ohne Anmaßung, fröhlich ohne Ausgelassenheit; kurz, er war einzig in allem was gut, und beispiellos in allem was unglücklich genannt werden konnte. Er liebte und ward verabscheut; er betete an und ward verschmäht; er flehte um Gnade bei einer Tigerin, suchte Mitleid bei einem Marmor, haschte nach dem Winde, klagte den Einöden und diente einer Undankbaren, die ihm dadurch lohnte, daß sie ihn dem Tode zur Beute überließ, in der Mitte eines Lebenslaufs, welchen eben diejenige abkürzte, die er zu verewigen und deren Andenken er in der Welt lebendig zu erhalten suchte; das könntet ihr aus den Papieren ersehen, die hier vor euch liegen, wenn er mir nicht befohlen hätte, sie dem Feuer zu übergeben, sobald wir seinen Leib zur Erde bestattet haben."

„Dann würdet Ihr strenger und grausamer mit ihnen verfahren," sagte Vivaldo, „als ihr eigner Verfasser; denn man handelt weder gerecht noch weise, wenn man Verordnungen ausführt, welche wider die gesunde Vernunft sind, und Augustus würde nicht gut daran gethan haben, wenn er in die Ausführung dessen gewilligt hätte, was der göttliche Mantuaner einst in seinem letzten Willen verordnete. Wenn Ihr also, lieber Herr Ambrosio, die Leiche Eures Freundes der Erde übergebt, so übergebt nicht zugleich seine Schriften der Vergessenheit: denn was er aus Unmut verordnet hat, das dürft Ihr nicht aus unüberlegtem Eifer erfüllen. Ihr solltet vielmehr, indem Ihr diesen Papieren das Leben schenkt, das Andenken an Marcellas Grausamkeit lebendig erhalten, damit die Lebenden in künftigen Zeiten dadurch gewarnt werden, sich zu hüten, und sich vorzusehen, daß sie sich nicht in ähnliche Abgründe stürzen; denn ich und alle, die mit mir gekommen sind, wissen bereits die Geschichte Eures verliebten

und unglücklichen Freundes, und haben von Eurer Freundschaft für ihn, von der Ursache seines Todes und von seinem letzten Willen bereits gehört, und aus dieser traurigen Geschichte kann man abnehmen, wie groß die Grausamkeit der Marcella, die Liebe des Chrysostomo und das Vertrauen auf Eure Freundschaft gewesen, und wohin diejenigen geraten können, die mit verhängtem Zügel den Pfad verfolgen, auf welchen die Verblendung der Liebe sie führt. Gestern Abend hörten wir von dem Tode des Chrysostomo, und daß man ihn an dieser Stelle begraben würde; und aus Neugier und Mitleiden wichen wir ab von unserm geraden Wege, um das mit eignen Augen zu sehen, was uns schon beim Anhören so tief gerührt hatte. Zum Lohn für unser Mitleid und für das Bedauern, daß wir dieses Unglück nicht haben verhüten können, bitten wir dich, weiser Ambrosio — wenigstens bitte ich dich — statt diese Papiere dem Feuer zu übergeben, lasse mich einige davon mitnehmen." Und ohne die Antwort des Schäfers abzuwarten, streckte Vivaldo die Hand aus und raffte einige von den Papieren auf, die ihm am nächsten lagen. Ambrosio, der es sah, sagte: „Ich will Euch, mein Herr, diejenigen aus Gefälligkeit lassen, die Ihr aufgenommen habt, allein Ihr müßt mir nicht zumuten die übrigen den Flammen zu entziehen." Vivaldo, welcher neugierig war zu sehen, was die Papiere enthielten, schlug eines derselben auseinander und fand den Titel: „Lied der Verzweiflung." „Dies ist das letzte," sagte Ambrosio, „welches der Unglückliche schrieb, und damit ihr alle seht, wie weit ihn sein Unglück getrieben, so leset es laut, mein Herr: Ihr habt Muße genug dazu, während das Grab geöffnet wird." — „Sehr gern," sprach Vivaldo, und da alle Umstehenden es ebenfalls zu hören wünschten, schlossen sie einen Kreis um ihn, und er las mit vernehmlicher Stimme folgendes Gedicht:

Vierzehntes Kapitel.

Das verzweiflungsvolle Gedicht des verstorbenen Schäfers, nebst andern unerwarteten Ereignissen.

Lied des Chrysostomo.

Grausame! Willst du, daß von Pol zu Pol,
Von Land zu Land, von einem Volk zum andern
Der Ruf von deinem Stolz die Welt durchwandern
Und zu den fernsten Zonen dringen soll —
So soll die Hölle selbst mir Worte leihen,
Mein Innerstes in Klagen auszuspeien.

Die sanfte Leier will ich nicht entweihen,
Die sonst von Lieb' erklang; nein, deinem Ohr
Trägt mein Gesang nur Schreckenstöne vor
Und mischt sie, zur Vermehrung meiner Schmerzen,
Mit blut'gen Stücken vom zerriss'nen Herzen.

Horch denn und staune. Leise Klage nicht,
Nein lauter Zeterschrei ist mein Gedicht;
Dein hartes Herz und meine Leiden bringen
Zum Wahnsinn mich, und die zerriss'ne Brust
Soll mir zur Lust und dir zur Marter singen.

Gebt mir, ihr Wölfe, eu'r Geheul; der Leu
Soll mir sein fürchterlich Gebrüll; sein Krächzen
Der Rabe leihn; das Leichhuhn sein Geschrei.
Gebt mir des Sturmes Wut, des Faultiers Aechzen,
Eu'r Zischen leiht, beschuppte Drachen, mir,
Und du dein Röcheln, speerdurchrannter Stier.

Leiht, ihr Hyänen, leiht mir jedes Tier
Der Wüste, eu'r Gelaut, ihr Wölfe eu'r Gebelle;
Gebt mir, gequälte Scharen aus der Hölle,
Eu'r Zähneklappern; leihe dein Gegirr,
Du gattenlose Turteltaube, mir.

Verschmelzen soll es dann in Feuerflammen
Mein glühend Herz zu einem Ton zusammen,
Der jedes Ohr und jede Brust zerfleischt,
Im Lied, das, um die Martern, die mich quälen,
Treu zu erzählen, neue Worte heischt.

Nicht an des Bätis ölbaumreichen Strande
Ertönt mit wilder Wut mein Klaggedicht;
Auch hört's dein Ufer, goldner Tajo, nicht.
Da, wo der schwarze Waldstrom rauscht, am Rande
Der Felswand, wo im Sumpf die Unke ruft,
Wo in den jähen Schluchten sich die Kluft,

Weitgähnend öffnet, wo im öden Sande
Der Fuß des Wanderers noch nie geweilt,
Wo nie der Sonnenstrahl sich mitgeteilt,
Wo Molche schleichen in den Felsenhallen,
Dort soll mein gellender Gesang erschallen.

Wenn echogleich nur ungewiß mein Lied
Mir nachhallt, wird doch Fama, wenn sie sieht,
Wie du mich unbarmherzig hast gequälet,
Mich rächen, wenn sie, meinem Schmerz zum Lohn,
Mit lautem Ton ihn aller Welt erzählet.

Verachtung tötet; quälender Verdacht
(Auch ohne Grund) schlägt alle Hoffnung nieder.
Das Herz durchdringt mit eilendem Gefieder
Der Pfeil der Eifersucht; Entfernung macht
Oft Angst und Herzweh; denn die Zuversicht
Geliebt zu sein, hemmt die Besorgnis nicht.

Wo ist ein Herz, das solche Qual nicht bricht?
Und doch — o Wunder! — ich, verschmäht, verlacht;
Ich, den die Eifersucht halb rasend macht;
Ich, fern von dir, verworfen und verhaßt;
Ich lebe noch, und liebe, die mich haßt.

Und bei den tausend Qualen, die mich drücken,
Läßt sich auch nicht ein Strahl von Hoffnung blicken;
Ja, ich begehre selbst der Hoffnung nicht.
Ich schwöre, zur Vermehrung meiner Plagen,
Ihr zu entsagen, wenn mein Herz auch bricht.

Kann mit der Furcht die Hoffnung sich vertragen?
Wenn Trübsal, Sorgen, Kummer und Verdruß
Mich ängstigen, daß ich verzweifeln muß,
Ist's dann nicht Zeit, der Hoffnung zu entsagen?
Kann ich, nachdem der Pfeil mein Herz zerrissen,
Die Augen vor der Eifersucht verschließen?

Wer wird nicht Thor und Thüren angelweit
Dem Argwohn und den Zweifeln öffnen müssen,
Wenn sie mit ihren Schlangengeißeln dräut?
Wenn sie — o Trug! — zur Wahrheit den Verdacht
Und Wahrheit selbst zur schnöden Lüge macht?

So gieb denn, wilde Mörderin der Liebe,
Gieb, Eifersucht, du Feindin sanfter Triebe,
Den Dolch mir; gieb, Verzweiflung, mir den Strick —
Doch weh! wer ruft ein teures Angedenken,
Um mich zu kränken, in mein Herz zurück?

Ich sterbe; doch im Tode wie im Leben
Bleib' ich noch meiner Zärtlichkeit getreu,
Und weiß den süßen Wahn nicht aufzugeben,
Daß warme Liebe Himmelswonne sei,
Und daß nur der als freier Mann sich zeiget
Der tief vor Amors Scepter sich verneiget.

Die holde Feindin, die mich niederbeuget,
Ist reich, sag' ich, an Liebreiz, wie an Geist,
Und wenn sie mich verachtend von sich weist,
Ist mein die Schuld. Herrscht sie mit Strenge gleich,
Sei Friede doch mit ihr und Amors Reich.

Auf dies Bekenntnis schürze schnell den Knoten
Die rasche Hand. Die Sprödе hat's geboten
Und mein Geschick. Damit ich auch Gewinn
Und Heil dereinst nicht in der Zukunft finde,
Geb' ich dem Winde Leib und Seele hin.

Du, die du mich durch deine Grausamkeit
Ins Grab gestürzt, ist einst mein Tod dir leid;
Du, die du mich das Leben zwingst zu hassen,
Bedenkst du einst, mit welcher Willigkeit
Mein treues Herz den Entschluß konnte fassen,
Der deinem Kaltsinn mich zum Opfer weiht;

Und scheint es billig deinem mildern Sinne,
Daß über mein zu spät beklagtes Leid
Ein Thränchen deinem Himmelsaug' entrinne,
So bitt' ich noch zuletzt: vergiß es nicht;
Ich thue auf dein Mitleid gern Verzicht.

Verkünd' es aller Welt mit froher Lache,
Daß dir mein jäher Tod Vergnügen mache —
Doch warum bitt' ich das, ich armer Thor?
Weiß ich denn nicht, es wird dir Freude geben,
Daß ich mein Leben jämmerlich verlor?

So kommt denn; es ist Zeit. Komm, Tantalus,
Mit deinem Durst; stürz' her die Felsenmasse,
O Sisyphus; kommt mit dem Löcherfasse,
Ihr Danaiden; eile, Tithyus,
Mit deinem Geier her; Ixion mit dem Rade;
Kommt insgesamt von Acherons Gestade.

In die zerriss'ne Brust gießt ohne Gnade
Mir neue Qual; heult mir den Grabgesang
In vollem Chor, wenn ich noch Lied und Klang
Verdiene, da ich ohne Grab und Bahre
Verzweifelnd hin zu euern Küsten fahre.

Du, Höllenwächter mit drei Rachen, belle
Im Einklang mit den Furien der Hölle
Den Baß dazu. Ein solcher Leichenzug
Ist, denk' ich, für den armen, tiefbetrübten,
Sterblich Verliebten feierlich genug.

Lied der Verzweiflung, hemme deine Klage,
Indem ich dieses Lebewohl dir sage.
Damit die Feindin meiner Ruhe nicht
An meinen Qualen sich aufs neue labe,
So zeig' im Grabe noch ein froh Gesicht.

Den Zuhörern gefiel das Lied des Chrysostomo ausgezeichnet; der Vorleser meinte jedoch, daß es sich nicht mit der Beschreibung vertrüge, die man ihm von der Sittsamkeit und Tugend der Marcella gemacht hätte, denn Chrysostomo beklage sich in demselben zum Nachteil ihres guten Rufes über Eifersucht, Argwohn und den Zwang der Trennung. Ambrosio, welcher mit den geheimsten Gedanken seines Freundes vertraut war, gab ihm zur Antwort: „Um Euch Eure Zweifel zu benehmen, mein Herr, muß ich Euch sagen, daß der Unglückliche, als er dieses Lied schrieb, wirklich von

Marcella getrennt war, und sich freiwillig von ihr getrennt hatte, um zu sehen, ob die Entfernung auch auf ihn die gewöhnliche Wirkung ausüben würde. Da aber die Verliebten über jede Sache ungeduldig werden, und jede Art von Unruhe sich ihrer bemächtigt, so quälten auch den Chrysostomo Argwohn, Eifersucht und mancherlei Hirngespinste, die er für Wirklichkeit hielt. Es bleibt daher alles wahr, was die allgemeine Stimme von Marcellas Tugend rühmt; denn ihre Unerbittlichkeit, ein wenig Stolz und gar zu viel Sprödigkeit abgerechnet, kann selbst der Neid ihr nichts Ungebührliches zur Last legen."

„Das ist wahr," versetzte Vivaldo, und war grade im Begriff, noch ein Papier von denen, die er dem Feuer entrissen hatte, vorzulesen, als plötzlich ein unerwarteter Auftritt ihn davon abhielt. Denn von dem Gipfel des Felsens, an dessen Fuße man das Grab aushöhlte, kam — eine wundervolle Erscheinung — Marcella selbst herab, und zeigte sich noch ungleich schöner, als das Gerücht sie geschildert. Diejenigen, welche sie noch nicht gesehen hatten, betrachteten sie mit stummer Bewunderung, und selbst die, welche gewohnt waren, sie täglich zu sehen, standen nicht weniger entzückt als jene, welche sie zum erstenmal erblickten. Doch kaum wurde Ambrosio ihrer ansichtig, so sprach er im Tone des höchsten Unwillens: „Kommst du vielleicht, du gefährlicher Basilisk dieser Berge, um zu sehen, ob nicht in deiner Gegenwart die Wunden dieses Unglücklichen, den deine Grausamkeit hingeopfert hat, aufs neue bluten werden? Oder willst du dich des Unheils rühmen, das dein Kaltsinn angerichtet hat? oder von jener Höhe unbarmherzig herabschauen, wie einst Nero auf die Flammen seines brennenden Rom? oder diesen unglücklichen Leichnam trotzig mit Füßen treten, wie jene unnatürliche Tochter ihren Vater Servius Tullius? Sage uns nur bald was du willst, oder was dir am meisten behagt; denn da ich weiß, daß Chrysostomo, so lange er lebte, stets beflissen war, sich nach deinem Willen zu

richten, so will ich auch nach seinem Tode dafür sorgen, daß dir alle diejenigen gehorchen, welche sich seine Freunde nannten."

„Ich komme aus keiner der Ursachen, die du genannt, Ambrosio," antwortete Marcella, „sondern bloß um mich zu rechtfertigen, und euch allen zu zeigen, wie sehr diejenigen unrecht haben, welche ihre eigenen Leiden und den Tod des Chrysostomo mir zur Last legen; und ich bitte daher alle, die hier zugegen sind, mir Gehör zu schenken; denn ich werde weder viele Zeit noch viele Worte nötig haben, um dem Vernünftigen die Wahrheit einleuchtend zu machen.

„Der Himmel hat mich, wie ihr sagt, mit so viel Schönheit ausgestattet, daß ihr nicht umhin könnt, mich zu lieben, und um dieser Liebe willen, die ihr für mich empfindet, meint ihr — so verlangt ihr von mir — daß ich euch wieder lieben soll. Die Vernunft, die mir Gott gegeben hat, sagt mir, daß alles Schöne liebenswert ist; allein ich begreife nicht, warum diejenige, die wegen ihrer Schönheit geliebt wird, den Liebenden notwendig wieder lieben muß; denn es könnte ja der Fall sein, daß der Liebhaber des Schönen häßlich wäre, und da das Häßliche unmöglich gefallen kann, so würde man sehr unrecht handeln, wenn man sagte: Ich liebe dich, weil du schön bist, und du mußt mich trotz meiner Häßlichkeit wieder lieben. Allein gesetzt auch, daß die Schönheit auf beiden Seiten gleich groß sei, so folgt daraus noch nicht, daß auch die beiderseitigen Neigungen gleich sein müssen; denn nicht jede Schönheit reizt zur Liebe, sondern manche gefällt nur dem Auge und läßt das Herz kalt; ja, wenn jede Schönheit Liebe erregte, so würden unsere Neigungen in beständiger Verwirrung herumschweifen, ohne eine bestimmte Richtung anzunehmen, und da es unendlich viele schöne Gegenstände giebt, so würde auch das Verlieben kein Ende nehmen; und dennoch ist, wie ich gehört habe, die wahre Liebe unteilbar, und läßt sich nicht erzwingen sondern sie muß aus eigenem Triebe entstehen. Wenn es damit, wie ich

glaube, seine Richtigkeit hat, wie könnt ihr denn verlangen, daß ich meiner Neigung Gewalt anthun soll, bloß, weil ihr sagt, daß ihr mich liebt? Sagt mir vielmehr, wenn mir der Himmel Häßlichkeit statt Schönheit beschieden hätte, würde ich mich dann wohl mit Recht über euch beklagen können, wenn ihr mich nicht liebtet? Ueberdies solltet ihr bedenken, daß ich mir meine Schönheit nicht selbst gegeben, sondern daß ich sie, so wie sie ist, aus der Hand des Himmels empfangen habe, ohne darum zu bitten, oder sie mir zu wünschen. So wie man der Natter den Stachel, mit welchem sie tötet, nicht zum Vorwurf machen kann, weil ihn die Natur ihr gegeben hat, so könnt ihr auch mir um meiner Schönheit willen nichts zur Last legen. Denn die Schönheit eines sittsamen Weibes ist wie ein wohlverwahrtes Feuer und wie ein Schwert in der Scheide, von welchen das eine niemand verbrennt und das andere niemand verwundet, wenn man ihnen nicht zu nahe kommt. Ehre und Tugend sind ein Schmuck der Seele, ohne welchen der Körper, wenn er auch schön ist, nicht liebenswürdig genannt werden kann. Wenn nun ein züchtiges Wesen eine von den Tugenden ist, welche Leib und Seele am meisten zieren, warum soll denn diejenige, die man ihrer Schönheit wegen liebt, ihre Tugend demjenigen aufopfern, welcher, um seinen Begierden zu frönen, sich alle Mühe giebt, sie ihr zu rauben? Ich bin frei geboren, und um frei zu leben, wählte ich mir die Einsamkeit der Gefilde. Die Bäume dieser Berge sind meine Gesellschaft, und das Wasser dieser Bäche ist mein Spiegel. Jenen sage ich meine Gedanken, diesem teile ich meine Schönheit mit. Ich bin ein verschlossenes Feuer und ein wohlverwahrtes Schwert. Wenn sich jemand von meiner Schönheit hat verblenden lassen, so haben meine Reden ihm die Augen geöffnet; und wenn nur die Hoffnung allein, die ich weder dem Chrysostomo, noch irgend einem andern jemals gegeben habe, die Liebe nähren und erhalten kann, so müßt ihr gestehen, daß eher sein Eigensinn, als meine Grausam-

keit ihn ins Grab gestürzt hat. Will man mir einwenden, daß seine Absichten redlich waren, und daß diese mich hätten bewegen sollen, ihm Gehör zu schenken, so antworte ich, daß ich hier an dieser Stelle, wo man ihm jetzt seine Gruft bereitet, als er mir seine redlichen Absichten erklärte, ihm zur Antwort gab, ich wäre entschlossen, beständig im ehelosen Stande zu leben, und nur die Erde sollte dereinst die Frucht meiner Enthaltsamkeit ernten und die Blüte meiner Reize pflücken. Wenn er nach dieser bestimmten Erklärung dennoch nicht hat ablassen wollen, vergebliche Hoffnungen zu nähren und wider den Strom zu schwimmen, was Wunder, daß er im Strudel seiner Leidenschaft versank? Hätte ich ihn hingehalten, so wäre ich falsch gewesen; hätte ich seiner Neigung nachgegeben, so würde ich gegen meine eigene Neigung und gegen meinen festen Vorsatz gehandelt haben. Er beharrte bei dem seinigen, ungeachtet meiner Erklärung; er überließ sich der Verzweiflung, ohne von mir gehaßt zu sein. Urteilet nun, ob man mir mit Recht seine Leiden zur Last legen kann. Nur der Betrogene hat das Recht sich zu beklagen; verzweifeln mag der, dem man fälschlich mit Hoffnungen geschmeichelt hat; wen ich an mich locke, der vertraue auf mich, und wem ich mein Ohr leihe, der rühme sich meiner Gunst: aber niemand nenne mich eine Grausame und eine Mörderin, dem ich nichts versprochen, den ich weder betrogen noch angelockt, dem ich nie Gehör geschenkt habe. Bisher hat es dem Himmel noch nicht gefallen, mich der Liebe zu unterwerfen, und daß ich aus eigenem Triebe mich verlieben sollte, daran ist nicht zu denken.

„Diese allgemeine offene Erklärung merke sich ein jeder meiner Liebhaber zu seinem eignen Nutzen und Frommen, und man nehme es in Zukunft als ausgemacht an, daß, wenn aufs neue jemand um meinetwillen stirbt, weder Eifersucht noch Unglück ihn ums Leben gebracht; denn wer niemand liebt, auf den kann auch niemand eifersüchtig werden, und eine freimütige Erklärung darf man nicht für Gering-

schätzung nehmen. Wer mich eine Tigerin und einen Basilisk nennt, der meide mich als etwas Böses und Gefährliches; wer mich für undankbar hält, der mache sich meinetwegen keine Mühe; wem ich unempfindlich scheine, der suche nicht meine Gesellschaft, und wer mich grausam nennt, der gehe mir nicht nach. Diese Tigerin, dieser Basilisk, diese Undankbare, diese Grausame, diese Unempfindliche wird ihn weder aufsuchen, noch an sich locken, weder mit ihm umgehen, noch ihm nachlaufen. Wenn Ungeduld und ungezügelte Leidenschaft den Chrysostomo ums Leben gebracht haben, warum will man dieses meinem schlichten, aufrichtigen Betragen schuld geben? Wenn ich unter dem Schatten der Bäume meine Unschuld bewahre, wie kann man denn von mir verlangen, daß ich sie in der Gesellschaft der Männer der Gefahr aussetze? Ihr wißt, ich bin reich genug und begehre keine fremden Güter; ich liebe die Freiheit und wünsche mir kein Joch; ich liebe niemand und hasse niemand; ich bin nicht gewohnt, den einen zu betrügen und dem andern zu schmeicheln, mit diesem zu scherzen und mit jenem zu kosen. Der trauliche Umgang mit den Mädchen aus diesen Dörfern und die Sorge für meine Herden beschäftigen mich hinlänglich; meine Wünsche gehen nicht über die Grenzen dieser Berge; oder wenn sie je sich weiter versteigen, so betrachte ich die Herrlichkeit des gestirnten Himmels, dessen Anblick meine Seele zu ihrem ersten Wohnplatze erhebt."

Mit diesen Worten entfernte sich Marcella, ohne auf eine Antwort zu warten. Sie verschwand in dem dichtesten Schatten des nahen Waldes und ließ einen jeden voll Verwunderung, nicht weniger über ihren Verstand als über ihre Schönheit. Einige von denen, welche der mächtige Strahl ihrer schönen Augen entzückt hatte, schienen ihr folgen zu wollen, ohne sich an ihre nachdrückliche Warnung zu kehren, die sie vernommen hatten. Als Don Quijote dies bemerkte, schien ihm der Augenblick gekommen, sich von Amts wegen

dieser bedrängten Jungfrau anzunehmen, er legte daher die Hand an sein Schwert und sprach mit lauter gebieterischer Stimme: „Niemand, wes Standes und Berufes er auch sei, unterfange sich, der schönen Marcella nachzugehen, bei Strafe meines höchsten Unwillens. Sie hat mit klaren und befriedigenden Gründen bewiesen, daß sie wenig oder gar nicht an dem Tode des Chrysostomo schuld ist, und daß sie nicht die geringste Neigung hat, den Wünschen ihrer Verehrer Raum zu geben: daher ist es billig, daß alle guten Menschen der Welt, statt ihr zu folgen und sie zu verfolgen, ihr Achtung und Ehrfurcht beweisen, da sie zeigt, daß sie die einzige in der Welt ist, die nach solchen löblichen Grundsätzen handelt."

Entweder diese Drohung des Ritters, oder die Bitten des Ambrosio, die Erfüllung der letzten Pflicht gegen ihren verstorbenen Freund nicht zu verschieben, bewog die sämtlichen Hirten, nicht von der Stelle zu weichen, bis sie das Grab fertig gemacht, die Papiere des Chrysostomo verbrannt und seine Leiche unter vielen Thränen aller Anwesenden beigesetzt hatten. Sie bedeckten das Grab mit einem großen Felsblock, bis ein Leichenstein fertig wäre, den ihm Ambrosio bestimmt hatte und auf welchen er die folgende Grabschrift setzen lassen wollte:

Den zärtlichsten Verliebten deckt
Hier dieser kalte Stein.
Er war ein Schäfer dieser Flur,
Und starb vor Liebespein.

Der Undank einer Spröden hat
Ihn früh ins Grab gebracht.
Sieh', Wanderer, wie elend oft
Verschmähte Liebe macht.

Dann streute man eine Menge Laub und Blumen auf das Grab, und schied unter allgemeinen Beileidsbezeugungen von dem Freunde des Verstorbenen. Vivaldo und sein Reisegefährte thaten dasselbe, und Don Quijote nahm Abschied von seinen Wirten und von den beiden Reisenden, obgleich

diese ihn baten, mit ihnen nach Sevilla zu gehen, da dieser Ort so fruchtbar an Gelegenheiten zu Abenteuern wäre, daß er sie dort in jeder Straße und an allen Ecken häufiger antreffen könnte, als an irgend einem andern Orte. Don Quijote dankte ihnen für ihren Rat sowie für ihre Bereitwilligkeit, ihm einen Gefallen zu thun; sagte ihnen aber zugleich, er könnte und wollte nicht eher nach Sevilla gehen, bis er erst das ganze Gebirge von den Spitzbuben und Straßenräubern gesäubert hätte, von welchen es, wie man sagte, wimmeln sollte. Als sie von dieser löblichen Absicht hörten, wollten sie nicht weiter in ihn dringen, nahmen nochmals Abschied und zogen ihres Weges, auf welchem ihnen sowohl die Geschichte von Marcella und Chrysostomo, als die Thorheiten des Don Quijote genügenden Stoff zur Unterhaltung boten.

Don Quijote aber nahm sich vor, die Schäferin Marcella aufzusuchen und ihr seine Dienste anzubieten; allein es kam anders, als er dachte, wie wir im Verlauf dieser wahrhaftigen Geschichte berichten werden.

Fünfzehntes Kapitel.

Erzählt das unglückliche Abenteuer, welches Don Quijote begegnet indem er mit einigen ungeschlachten Yanguesen zusammentrifft.

Der weise Cid Hamet Ben Engeli erzählt, daß Don Quijote, nachdem er von seinen Wirten und von allen, die bei dem Begräbnis des Chrysostomo zugegen waren, Abschied genommen, sich mit seinem Knappen in dasselbe Gehölz begab, in welches sie die schöne Marcella hatten hineingehen sehen. Aber nachdem sie länger als zwei Stunden vergeblich nach ihr gesucht, machten sie endlich auf einer mit frischem Grase bedeckten Wiese Halt, die von einem kühlen, lieblichen Bache bewässert wurde, so daß sie, gefesselt von der Schönheit des Ortes, den Entschluß faßten, die Nachmittagsstunden, deren Hitze sich bereits in sehr kräftiger Weise fühlbar zu machen anfing, an seinem Ufer zuzubringen. Don

Quijote und Sancho stiegen ab, ließen Rosinanten und den Esel nach Herzenslust in dem üppigen Grase weiden, öffneten den Schnappsack und Herr und Diener begannen ohne alle Umstände in Frieden und Freundschaft zu verzehren, was sich darin vorfand. Sancho hatte es nicht für nötig gehalten, Rosinante den Spannstrick anzulegen, denn er kannte ihn als ein so friedfertiges und so wenig zu fleischlichen Gelüsten geneigtes Tier, daß alle Stuten auf der Gemeindeweide von Cordova ihn zu keiner Ungebühr verleitet hätten. Indes wollte es das Schicksal und der Teufel, der nicht immer schläft, daß in demselben Thal eine Herde kleiner galizischer Pferde weidete, welche yanguesischen Fuhrleuten gehörte, die sich während der Mittagsstunden mit ihrem Vieh immer gern an gras- und wasserreichen Orten lagern; und der Ort, wo sich Don Quijote zufällig befand, war den Yanguesen gerade sehr gelegen. Da geschah es, daß Rosinante die Lust ankam, sich mit den Pferdedamen ein wenig gütlich zu thun; und kaum hatte er sie gewittert, als er sich auch schon ganz gegen seine Gewohnheit und Natur, und ohne seinen Herrn um Erlaubnis zu bitten, in einen kleinen muntern Trab setzte, und anfing, mit ihnen seine verliebten Neigungen zu befriedigen. Die Stuten aber, die vermutlich mehr Lust zum Grasen als zu sonst etwas hatten, empfingen ihn mit Huf und Zahn, und zwar in einer Weise, daß sie ihm im Handumdrehen den Gurt gesprengt hatten, so daß er nackt und ohne Sattel dastand. Allein zu seinem noch größern Schmerz und Verdruß kamen auch noch die Viehtreiber, als sie sahen, welche Gewalt er ihren Stuten anthun wollte, mit Knütteln herbeigelaufen und schlugen so unbarmherzig auf ihn los, daß sie ihn übel zugerichtet zu Boden streckten.

Don Quijote und Sancho, welche sahen, wie Rosinante durchgeprügelt wurde, eilten ihm keuchend zu Hilfe, und Don Quijote rief seinem Knappen zu: „Wie ich sehe, Freund Sancho, sind dies keine Ritter, sondern schlechtes, gemeines Gesindel. Ich sage das, weil du mir mit Fug und Recht

helfen kannst, die Schmach gebührend zu rächen, die sie vor unsern Augen dem Rosinante angethan haben."

„Was zum Teufel ist da zu rächen," sagte Sancho, „da ihrer mehr als zwanzig sind, und unser nur zwei oder eigentlich nur anderthalb!"

„Ich bin Manns genug für hundert," antwortete Don Quijote, und ohne noch weiter Worte zu verlieren, griff er zum Schwert und fiel die Yanguesen an, und Sancho, aufgemuntert und angefeuert durch das Beispiel seines Herrn, that das Gleiche. Mit dem ersten Hiebe, welchen Don Quijote einem der Yanguesen versetzte, trennte er diesem das lederne Koller, das er anhatte, vom Leibe und ein tüchtiges Stück von der Schulter. Die Yanguesen, die sich von zwei einzelnen Leuten derart mißhandelt sahen, während ihrer so viele waren, griffen zu ihren Knütteln, umringten die beiden und zerprügelten sie ohne Gnade und Barmherzigkeit. Bei dem zweiten Streiche lag Sancho bereits zu Boden gestreckt und nicht besser ging es dem Ritter, ohne daß sein Mut und seine Geschicklichkeit ihm etwas genützt hätten. Sein Schicksal wollte, daß er zu den Füßen Rosinantes fiel, der sich noch nicht wieder aufgerichtet hatte, woraus man abnehmen kann, daß Zaunstecken in den Fäusten ergrimmter Bauern eine mächtige Wirkung thun. Als die Yanguesen sahen, wie jämmerlich sie die beiden Abenteurer zugerichtet hatten, beluden sie in aller Eile ihre Koppel und ließen die beiden Abenteurer in schlechtem Zustande und in noch schlechterer Laune liegen.

Der erste, der sich wieder fühlte, war Sancho, und als er sich neben seinem Herrn liegen sah, rief er mit schwacher, kläglicher Stimme: „Herr Don Quijote, ach Herr Don Quijote!"

„Was willst du, Bruder Sancho?" fragte Don Quijote mit ebenso schwacher und preßhafter Stimme.

„Ich wollte, wenn's möglich wäre," antwortete Sancho, „daß Euer Gnaden mir ein Schlückchen von dem Trank des

Federbraß gäben, wenn Ihr ihn zur Hand hättet; vielleicht hilft er für zerschlagene Knochen so gut wie für Wunden."

„Ach, was fehlte uns dann," versetzte Don Quijote, „wenn ich ihn bei mir hätte! Aber ich schwöre dir, Sancho, bei meinem Worte als fahrender Ritter, ehe zwei Tage vergehen, wenn das Schicksal es nicht anders verhängt, will ich ihn in meinem Besitze haben, oder es müßte mir übel von der Hand gehen."

„In wie viel Tagen meint Ihr denn, daß wir wieder auf die Beine kommen werden?" fragte Sancho.

„Was mich betrifft," antwortete der zerprügelte Ritter, „so kann ich freilich den Termin nicht bestimmen; allein ich selbst bin an allem schuld, denn ich hätte mein Schwert gegen ein Gesindel nicht ziehen sollen, das nicht, wie ich, zu Rittern geschlagen ist; und deshalb, glaube ich, hat der Gott der Schlachten zur Strafe für die Uebertretung der Rittergesetze diese Züchtigung über mich verhängt. Vergiß daher nicht, Freund Sancho, was ich dir jetzt sagen will, da es für unser beiderseitiges Wohlergehen von Wichtigkeit ist. Wenn du nämlich siehst, daß derartiges Gesindel uns eine Beleidigung zufügt, so warte nicht, bis ich mein Schwert ziehe; denn das werde ich nimmermehr thun; sondern ziehe du vom Leder, und züchtige sie nach Herzenslust; und sollten ihnen dann Ritter zu Hilfe kommen, so werde ich dich schon zu verteidigen und sie zu Paaren zu treiben wissen, und du hast ja schon bei tausend Gelegenheiten gesehen, was die Kraft meines tapfern Arms vermag."

So stolz hatte der Sieg über den wehrhaften Biscayer den armen Ritter gemacht. Sancho fand aber an der Ermahnung seines Herrn so wenig Gefallen, daß er sich nicht enthalten konnte ihm zu antworten: „Herr, ich bin ein friedfertiger, frommer, stiller Mensch und lasse jede Art von Beleidigung gern hingehen, weil ich Weib und Kind zu ernähren und zu erziehen habe. Daher sei's Euer Gnaden hiermit gesagt — denn *befehlen* kann ich nicht — daß ich

auf keinen Fall mein Schwert ziehen werde, weder gegen Ritter noch Knecht, und daß ich von nun an hier vor Gottes Augen alle und jede Beleidigungen verzeihe, die mir von jeher angethan worden, angethan werden oder noch anzuthun sind — es sei von Vornehmen oder Geringen, von Reichen oder Armen, von Junkern oder Knechten, ohne Unterschied des Ranges und Standes."

„Ich wollte, daß ich nur Atem genug hätte," erwiderte Don Quijote, „um mit etwas weniger Anstrengung reden zu können und daß der Schmerz, den ich im Kreuz empfinde, sich nur ein wenig legte, damit ich dir zeigen könnte, Panza, wie sehr du dich irrst. Sage mir, du Sünder, wenn der Wind des Glücks, der uns bisher so sehr entgegen gewesen, sich zu unserm Vorteil ändern und die Segel unserer Hoffnung schwellen sollte, so daß wir sicher und wohlbehalten in den Hafen einer der Inseln, die ich dir versprochen, einliefen: wie wäre dir dann, wenn ich sie eroberte und dich zum Herrn derselben machte? Aber du selbst wirst mir das unmöglich machen, weil du kein Ritter bist und auch keiner sein willst und weil du weder Lust noch Mut hast, die dir zugefügten Beleidigungen zu ahnden und dein Reich zu beschützen: denn du mußt wissen, daß in den neu eroberten Ländern und Provinzen die Gemüter der Einwohner nie so ruhig oder ihrem neuen Herrn so zugethan sind, daß man nicht stets von ihnen Unruhen befürchten müßte, um die Lage der Dinge wieder zu ändern und, wie man zu sagen pflegt, ihr Heil im Umstürzen zu versuchen. Darum muß der neue Herr Verstand haben, um sich gehörig zu benehmen und Tapferkeit, um anzugreifen, oder sich zu verteidigen, je nachdem die Ereignisse es fordern."

„Bei dem Ereignisse, das uns eben jetzt betroffen hat," versetzte Sancho, „hätt' ich mir diesen Verstand und diese Tapferkeit wohl gewünscht, wovon Euer Gnaden sprechen. Aber das schwör' ich Euch bei dem Wort eines armen Schelmes, daß ich in diesem Augenblick Wundsalbe nötiger habe

als schöne Reden. Seht zu, ob Ihr Euch aufrichten könnt und laßt uns Rosinanten auf die Beine helfen, obgleich er's nicht verdient, weil er der eigentliche Anstifter dieser ganzen Prügelsuppe war. Ich hätte das nimmermehr von ihm gedacht, da ich ihn immer für so keusch und friedfertig hielt, wie ich selbst bin. Je nun! man sagt wohl mit Recht, daß man in diesem Leben auf nichts sicher bauen kann. Wer hätt' es geglaubt, daß auf die mächtigen Hiebe, die Euer Gnaden dem unglücklichen fahrenden Ritter neulich gaben, so bald und so plötzlich ein solches Ungewitter von Knüttelschlägen folgen würde, als sich auf unsern Schultern entladen hat?"

„Die deinigen," erwiderte Don Quijote, „dürften doch noch eher an derartige Wolkenbrüche gewöhnt sein; aber die meinigen, die in feinem, holländischem Linnen aufgewachsen sind, verschmerzen natürlich solche Unfälle bei weitem nicht so leicht; und wenn ich nicht glaubte — warum sage ich glaubte? — wenn ich nicht gewiß wüßte, daß all diese Unannehmlichkeiten mit dem Waffenhandwerk unzertrennlich verbunden sind, so würde ich hier vor lauter Zorn augenblicklich sterben."

„Herr," antwortete Sancho, „wenn denn diese Unglücksfälle mit zu den Ernten des Rittertums gehören, so sagt mir doch, ob sie immer Schlag auf Schlag nacheinander folgen, oder ob sie in gewissen bestimmten Zeiten kommen; denn mich deucht, nach zwei solchen Ernten taugen wir nicht mehr zu der dritten, wenn uns Gott nicht nach seiner unendlichen Barmherzigkeit beisteht."

„Wisse, Freund Sancho," versetzte Don Quijote, „daß das Leben der fahrenden Ritter tausend Gefahren und Mühseligkeiten ausgesetzt ist; aber ebenso leicht und ebenso bald kann es sich auch zutragen, daß sie Kaiser und Könige werden, wie das Beispiel so vieler irrender Ritter bewiesen hat, deren Geschichten mir genau bekannt sind; und ich könnte dir jetzt, wenn der Schmerz mir es nur erlaubte, von einigen

erzählen, welche bloß durch die Tapferkeit ihres Armes zu solchen hohen Würden gelangt sind; und selbst diese mußten, sowohl vorher als nachher, mancherlei Trübsal und Elend ausstehen. So befand sich einst der tapfere Amadis von Gallien in der Gewalt seines Todfeindes, des Zauberers Archelaus, der ihn, wie man aufs bestimmteste erzählt, in seinem Hofe an einen Pfeiler band und ihm mehr als zweihundert Streiche mit einem Pferdezaume gab; und ein gewisser sehr glaubwürdiger Schriftsteller sagt sogar, daß er dem Ritter Phöbus, den er vermittelst einer Fallthür gefangen hatte, die sich in seinem Schloß unter seinen Füßen öffnete, Hände und Füße binden und ihm ein Klystier von Sand und Schneewasser geben ließ, das ihm sehr zusetzte; und wenn nicht ein anderer Zauberer, der sein großer Freund war, ihm in dieser Not beigestanden hätte, so wäre der arme Ritter übel daran gewesen. In der Gesellschaft so vieler guter Leute kann ich mir also schon manches gefallen lassen, da sie wohl noch größere Beleidigungen haben ertragen müssen, als uns widerfahren sind: denn du mußt wissen, Sancho, daß die Schläge nicht entehren, die man mit solchen Werkzeugen bekommt, welche ein anderer von ungefähr in der Hand hat, und daß in den Gesetzen des Zweikampfs mit klaren Worten geschrieben steht: Wenn ein Schuster mit dem Leisten, den er in der Hand hat, einem andern einen Schlag giebt, so soll man, obgleich der Leisten, so gut wie ein Stock, von Holz ist, dennoch nicht sagen, daß er durchgeholzt worden sei. Ich sage dir dieses, damit du nicht denkst, wir seien durch die Prügel beschimpft worden, die wir in diesem Handgemenge bekommen haben; denn die einzigen Waffen, welche jene Leute hatten und womit sie uns schlugen, waren ihre Knüttel, und ich erinnere mich nicht, daß ein einziger von ihnen Degen, Schwert oder Dolch bei sich hatte."

„Mir ließen sie gar nicht Zeit, auf solche Dinge zu achten," sagte Sancho, „denn kaum hatte ich meine Plempe

heraus, so gaben sie mir mit ihren Knütteln den Kreuzsegen schon dermaßen auf die Rippen, daß mir Hören und Sehen verging, und sie mich so zurecht legten, wie ich jetzt hier liege, und mich wenig darum bekümmere, ob die Knüttel mir schimpflich sind oder nicht; aber wohl kümmert mich der Schmerz von den Prügeln, die mir ebenso tief ins Gedächtnis als in die Schultern geprägt sind."

„Nichtsdestoweniger mußt du bedenken, Freund Panza," erwiderte Don Quijote, „daß die Zeit jede Erinnerung auslöscht und daß es keinen Schmerz giebt, welchem der Tod nicht ein Ende macht."

„Kann es denn ein größeres Unglück geben," sprach Sancho, „als ein solches, bei dem man warten muß, bis die Zeit oder gar der Tod es auslöscht? Ja, wenn unser Schaden noch von der Art wäre, daß ein paar Pflaster ihn heilen könnten, so möcht's noch hingehen; mich deucht aber beinah, daß wir alle Pflaster eines ganzen Lazaretts verbrauchen könnten, und doch noch nicht damit ausreichen würden."

„Laß es gut sein," sprach Don Quijote, „und raffe dich in deiner Kraftlosigkeit auf, Sancho; ich will es auch thun, und laß uns dann sehen, was Rosinante macht; denn ich denke, dem armen Schelm wird nicht der kleinste Teil von diesem Unglück zugefallen sein."

„Das ist eben kein Wunder," antwortete Sancho, „gehört er doch ebenfalls zur fahrenden Ritterschaft. Mich wundert's nur, daß mein Grauer mit heiler Haut davongekommen ist, da wir andern keine heile Rippe im Leibe behalten haben."

„Das Glück," sagte Don Quijote, „läßt bei allen Unglücksfällen doch noch immer ein Pförtchen offen, durch welches man ihnen abhelfen kann. Ich meine nämlich, daß dieses Tierchen einstweilen Rosinantes Stelle vertreten und mich nach irgend einem Schlosse tragen kann, wo ich mich verbinden lassen kann. Ich halte auch diese Art zu reiten gar nicht für unziemlich; denn ich erinnere mich gelesen zu

haben, daß jener gute alte Silen, der Pflegevater und Erzieher des fröhlichen Weingottes, bei seinem Einzuge in die hundertthorige Stadt ganz gemütlich auf einem schönen Esel ritt."

„Es mag wahr sein, daß er so geritten kam, wie Euer Gnaden sagen," sprach Sancho; „aber Reiten ist doch ein ganz ander Ding als quer über dem Esel hängen wie ein Mistkorb."

„Die Wunden, die man in Schlachten bekommt," erwiderte Don Quijote, „bringen vielmehr Ehre als Schande. Wende mir daher nichts mehr ein, Freund Panza, sondern mache dich, wie gesagt, auf die Beine, hilf mir auf dein Tier, auf welche Art du willst und laß uns nur von dannen ziehen, ehe die Nacht hereinbricht und uns hier in dieser Einöde überfällt."

„Aber ich habe Euer Gnaden oft sagen hören," sprach Sancho, „daß die fahrenden Ritter gewohnt sind, den größten Teil des Jahres in Haiden und Wüsten zu schlafen, und daß sie das für ein großes Glück halten."

„Das thun sie allerdings," erwiderte Don Quijote, „wenn sie nicht weiter kommen können oder wenn sie verliebt sind; und das ist so wahr, daß es Ritter gegeben hat, die ein paar Jahre lang Frost und Hitze und jedes Ungemach der Witterung auf einem Felsen ausgestanden haben, ohne daß ihre Damen etwas davon erfuhren; und einer von diesen war Amadis, als er sich unter dem Namen Dunkelschön acht Jahre, oder acht Monate, ich weiß nicht genau wie lange, auf dem Kummerfelsen aufhielt, und ich weiß nicht welchem Schmerze nachhing, den ihm seine angebetete Oriana angethan hatte. Doch laß das gut sein, Sancho, und mache ein Ende, ehe dem Esel eben solch ein Unglück begegnet wie Rosinanten."

„Dann wäre der Teufel erst recht los!" rief Sancho, und nachdem er dreißigmal geächzt, sechzigmal geseufzt, und hundertundzwanzigmal auf den, der ihn hergeführt, geflucht

hatte, richtete er sich auf die Beine, blieb aber, da er sich nicht ganz aufrichten konnte, auf dem halben Wege wie ein türkischer Säbel stehen. Mit vieler Mühe sattelte er jedoch seinen Esel, der sich ebenfalls die Freiheit, die man ihm gelassen, zu nutze gemacht, und sich ein wenig über Gebühr entfernt hatte. Hierauf half er Rosinanten auf, der, wenn er hätte sprechen und sich beklagen können, seinem Herrn und Sancho nichts nachgegeben haben würde. Genug, Sancho lud Don Quijote auf seinen Esel, koppelte Rosinante an dessen Schwanz, nahm den Grauen bei dem Halfterstrick und zog langsam dahin, wo er glaubte, daß die Heerstraße sein müßte. Das Schicksal, welches seine Umstände wieder zur Besserung lenkte, ließ ihn auch, als er kaum eine kleine Meile zurückgelegt hatte, die Landstraße und an derselben ein Wirtshaus entdecken, welches aber zu seinem Verdruß Don Quijotes Phantasie in ein Schloß verwandelte. Sancho hingegen behauptete, es sei ein Wirtshaus, und ihr Streit währte so lange, bis sie vor der Schenke anlangten, in welche Sancho mit seiner ganzen Koppel ohne weitere Untersuchung einzog.

Sechzehntes Kapitel.

Was dem geistreichen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Schloß hielt.

Als der Wirt Don Quijote quer über dem Esel liegen sah, erkundigte er sich bei Sancho, was ihm fehle.

„Nichts weiter," sagte Sancho, „als daß er von einem Felsen herabgestürzt ist und sich ein wenig die Rippen zerschellt hat."

Der Wirt hatte eine Frau, die nicht so gesinnt war, wie ihresgleichen es gewöhnlich sind; denn sie war von Natur mitleidig und nahm sich die Unglücksfälle ihres Nächsten zu Herzen. Sie eilte daher, Don Quijote zu verbinden, und befahl ihrer Tochter, einem recht hübschen jungen Mädchen, ihr zu helfen, dem Gaste den Verband anzulegen. In der

Schenke diente auch eine asturische Magd mit breitem Gesicht, dickem Nacken, aufgebogener Stumpfnase und einem schielenden Auge, während das andre nicht ganz gesund war; freilich der zierliche Wuchs ihres Körpers ersetzte alle diese Fehler. Sie war von der Sohle bis zum Scheitel nicht volle sieben Spannen hoch, und ihre Schultern, welche sie ein wenig hinabgezogen, nötigten sie, ihre Blicke mehr als ihr lieb war auf die Erde zu heften. Dieses hübsche Mädchen half der Wirtstochter ein elendes Bett für Don Quijote zurechtmachen, in einem Verschlage, welcher deutliche Spuren zeigte, daß er jahrelang als Heuboden gedient hatte, und wo auch ein Säumer lagerte, der sich sein Bett etwas weiter nach hinten bereitet hatte, welches zwar nur aus den Decken und den Saumsätteln seiner Maultiere bestand, aber doch vor dem Bette des Ritters einen großen Vorzug hatte; denn dieses bestand nur aus vier sehr unebenen Brettern, die über zwei nicht gleiche Holzblöcke gelegt waren, aus einer Matratze, die nicht dicker war als eine Ueberdecke, gefüllt mit Knollen, die man ihrer Härte wegen für Kieselsteine gehalten haben würde, wenn nicht einige Risse in dem Ueberzuge gezeigt hätten, daß sie aus Wolle bestanden; ferner aus zwei Betttüchern, die so steif waren wie Schildleder, und aus einer Bettdecke, an welcher man ohne sonderliche Mühe alle Fäden zählen konnte. Auf dieses verwünschte Bett legte Don Quijote sich nieder, und die Wirtin und ihre Tochter verpflasterten ihn von oben bis unten, wobei Maritornes — so hieß die schöne Asturierin — ihnen leuchtete. Als die Wirtin beim Verbinden bemerkte, daß Don Quijote überall mit Striemen bedeckt war, meinte sie, diese müßten wohl eher von Schlägen als von einem Falle herrühren.

„Nein," sagte Sancho, „Schläge waren's nicht, sondern der Fels hatte viele scharfe Ecken und Spitzen, und jede hat ihr Mal hinterlassen, und es könnte nicht schaden, Frau Wirtin, wenn Ihr's so einrichten wolltet, daß ein paar Fetzen Verband übrig blieben, es wird sich wohl jemand

finden, der sie brauchen kann, denn mich schmerzt's auch ein wenig im Kreuz."

„So seid Ihr ja wohl auch gefallen?" fragte die Wirtin.

„Nein, gefallen bin ich nicht," versetzte Sancho, „aber der Fall meines Herrn hat mich so erschreckt, daß mich's am ganzen Leibe schmerzt, als wenn ich tausend Stockschläge bekommen hätte."

„Ja, das kann sehr wohl sein," sprach das Jüngferchen. „Mir hat manchmal geträumt, ich stürzte von einem hohen Turm und hörte nicht auf zu fallen, und wenn ich dann erwachte, fühlte ich mich so zerquetscht und zerschlagen, als wenn ich wirklich gefallen wäre."

„Da sitzt der Knoten, Jungfer," sprach Sancho, „daß ich, ohne zu träumen, und so wach wie ich jetzt bin, nicht viel weniger Male bekommen habe, als mein Herr Don Quijote."

„Wie nennt sich Euer Herr?" fragte Maritornes.

„Don Quijote von der Mancha," erwiderte Sancho. „Er ist ein abenteuernder Ritter, und einer von den besten und tapfersten, die man seit langer Zeit in der Welt gesehen hat."

„Was ist denn ein abenteuernder Ritter?" fragte die Magd wieder.

„Seid Ihr noch so unerfahren in der Welt," sprach Sancho, „daß Ihr das nicht wißt? Ich will's Euch sagen, Schwesterchen: Ein abenteuernder Ritter ist ein Ding, das im Handumdrehen bald ein Durchgebläuter, bald ein Kaiser ist. Heute ist er das armseligste und unglücklichste Geschöpf von der Welt, und morgen hat er zwei oder drei Kronen von Königreichen an seinen Schildknappen zu verschenken."

„Wie kommt es denn," fragte die Wirtin, „daß Ihr, der Knappe eines so vortrefflichen Herrn, noch nicht einmal, wie es scheint, eine Grafschaft besitzt?"

„Es ist noch früh an der Zeit," antwortete Sancho, „denn wir sind noch keinen vollen Monat auf Abenteuer ausgezogen, und es ist uns noch keines begegnet, daß diesen

Namen verdient. Es trifft sich auch manchmal, daß man das eine Ding sucht und ein anderes findet. Aber wahrlich, wenn mein Herr Don Quijote von diesen Schlägen oder von diesem Fall genesen sollte, und ich selbst dabei nicht zum Krüppel werde, so vertausche ich meine Anwartschaft nicht gegen den besten Titel in Spanien."

Don Quijote, welcher dieses ganze Gespräch aufmerksam angehört hatte, richtete sich im Bette so gut es ging auf, faßte die Hand der Wirtin und sagte: „Glaubt mir, schöne Frau, Ihr könnt Euch glücklich preisen, eine Person, wie ich bin, in Euer Schloß aufgenommen zu haben; denn ich selbst will mich zwar nicht rühmen, weil man sagt, Eigenlob stinkt, mein Schildknappe kann Euch aber sagen, wer ich bin. Ich will Euch nur so viel versichern, daß ich den Dienst, den Ihr mir erwiesen habt, in meinem Gedächtnis ewig bewahren werde, um Euch dafür zu danken, so lange mein Leben währt; und wäre es nicht der Wille des höchsten Himmels gewesen, daß mich die Liebe so mächtig bezwungen und mich so sehr ihren Gesetzen und den schönen Augen der Undankbaren, die ich nicht nenne, unterworfen hätte, so würden die Blicke dieses holdseligen Fräuleins mich um meine Freiheit bringen."

Die Wirtin, ihre Tochter und die gute Maritornes wußten nicht, was sie von den Reden des fahrenden Ritters halten sollten, sie verstanden davon so wenig, als wenn er griechisch gesprochen hätte; indes konnten sie doch so viel daraus abnehmen, daß alles auf Danksagungen und Liebeserklärungen hinauslief, und da sie an eine solche Sprache nicht gewöhnt waren, so gafften sie ihn voller Verwunderung an und betrachteten ihn als einen ungewöhnlichen und außerordentlichen Menschen; doch dankten sie ihm zugleich in ihrer Gastwirtsmanier für seine höflichen Reden, und Maritornes ging hin, um den Sancho zu verbinden, der es nicht weniger bedurfte als sein Herr.

Nun hatte aber der Maultiertreiber mit ihr verabredet, daß sie sich die Nacht zusammen amüsieren wollten, und sie

hatte ihm ihr Wort gegeben, daß, sobald die Gäste zur Ruhe gegangen und ihre Herrschaft schliefe, sie zu ihm kommen und ihm in allem, was er begehre, zu Willen sein wolle: und man sagt dem guten Mädchen nach, daß sie in solchen Fällen ihr Wort jederzeit pünktlich hielt, wenn sie es auch mitten im Walde und ohne alle Zeugen gegeben hätte; denn sie hielt viel auf ihr adliges Ehrenwort, obgleich sie es nicht für eine Schande ansah, in einer Schenke zu dienen, indem, wie sie zu sagen pflegte, widrige und unglückliche Umstände sie in diese Lage gebracht hätten.

Mitten in dem vorbemeldeten sternenerhellten Stalle stand das harte, elende, schmale, lumpige Bett des Ritters, und neben demselben hatte sich Sancho sein Lager aufgeschlagen, das bloß aus einer Binsenmatte und einer Decke bestand, die eher aus Bindfaden als aus Wolle gewoben schien. Hinter diesen kam das Bett des Eseltreibers, welches, wie gesagt, aus den Decken und dem ganzen Geschirr seiner beiden besten Maultiere bestand, deren er übrigens zwölf hatte, lauter schöne, wohlgenährte, stattliche Tiere; denn er war einer der reichsten Maultiertreiber von Arevalo, wie der Verfasser dieser Geschichte sagt, der dieses Säumers sehr umständlich erwähnt, weil er ganz genau mit ihm bekannt und vielleicht auch ein wenig mit ihm verwandt war. Ueberhaupt war Cid Hamet ben Engeli ein sehr peinlicher Geschichtschreiber, der alle Dinge genau beschrieb, was man daraus abnehmen kann, daß er auch solche geringfügige Umstände nicht unerwähnt gelassen hat, woran sich die ernsthaften Geschichtschreiber ein Muster nehmen sollten, welche uns die Ereignisse oft so kurz und trocken erzählen, daß man kaum etwas davon zu kosten bekommt, und entweder aus Nachlässigkeit oder Bosheit oder Unwissenheit das Wesentlichste im Tintenfasse stecken lassen. Da lobe ich mir tausendmal den Verfasser des Tablante von Ricamonte, und den andern, der die Thaten des Grafen Tomillas beschrieben hat! Mit welcher Gewissenhaftigkeit diese Leute erzählen!

Als nun der Säumer seine Koppel besorgt und ihr das zweite Futter gegeben, legte er sich auf seine Saumsättel und erwartete die allzeit pünktliche Maritornes. Sancho war bereits bepflastert, er lag auf seiner Matte und wäre gern eingeschlafen, wenn ihn nicht die Kreuzschmerzen daran verhindert hätten, und aus ähnlichen Ursachen lag Don Quijote nicht minder wie ein Hase mit offenen Augen. In dem ganzen Wirtshause herrschte die tiefste Stille, und es brannte nirgends Licht mehr, bis auf eine Lampe, die im Vorhause hing. Diese wunderbare Stille und die unglückliche Sucht des Ritters, sich beständig mit den Begebenheiten zu beschäftigen, die auf jedem Blatte seiner Bücher beschrieben waren, setzten ihm die seltsamste Grille in den Kopf, die man sich nur denken kann. Er glaubte sich nämlich in einem prächtigen Schlosse zu befinden, denn, wie wir schon oft gesagt, dünkte ihm jede Schenke, in die er einkehrte, eine Ritterburg; des Wirtes Tochter hielt er für die Tochter des Burgherrn, die sich in sein anmutiges Wesen verliebt und ihm zugesagt hätte, ihm diese Nacht ohne Vorwissen ihrer Eltern eine Weile in seinem Bette Gesellschaft zu leisten, und dieses Hirngespinst, das er sich selbst geschaffen, hielt er so sehr für Wahrheit und Wirklichkeit, daß er unruhig zu werden und die Gefahr zu berechnen begann, welcher seine Enthaltsamkeit ausgesetzt sein würde; doch nahm er sich von ganzem Herzen vor, an seiner Gebieterin Dulcinea von Toboso keine Untreue zu begehen, wenn ihm auch die leibhaftige Königin Ginebra mit ihrer Dame Quintannona erscheinen sollte.

Während er mit diesen tollen Gedanken beschäftigt war, rückte Zeit und Stunde heran — für ihn eine unglückliche Stunde — wo die Asturierin barfuß und im Hemde, das Haar in eine barchentne Haube gehüllt, mit leisen, vorsichtigen Schritten in das Gemach, in welchem die drei gelagert waren, eintrat, um ihren Maultiertreiber zu besuchen. Aber kaum war sie in die Thür getreten, als Don Quijote sie

kommen hörte und sich trotz seiner Pflaster und Schmerzen im Kreuze auf seinem Lager aufrichtend, streckte er die Arme nach der liebenswürdigen Asturierin aus, welche still und gebückt mit den Händen herumtappte, um ihren Liebhaber aufzusuchen. Ihre Hände begegneten den Armen des Ritters, welcher sie kräftig beim Handgelenk faßte, und, weil sie es nicht wagte einen Laut von sich zu geben, sie zu sich zog und sie auf sein Bett niedersetzte. Er betastete ihr Hemde, welches zwar so grob wie Sacktuch war, ihm aber das feinste Kammertuch zu sein schien. An den Handgelenken trug sie einige Schnüre Glaskorallen, die er für die kostbarsten orientalischen Perlen hielt. Ihr Haar, welches einer Pferdemähne nicht unähnlich war, schien ihm gelockt von Fäden des feinsten arabischen Goldes, dessen Glanz selbst den der Sonne verdunkelte; und ihr Atem, welcher wohl ziemlich stark nach übernächtlichem Pökelfleisch riechen mochte, duftete ihm entgegen mit süßem, balsamischem Wohlgeruche. Kurz, seine Phantasie stellte sie ihm gerade so hin, wie in seinen Büchern eine gewisse Prinzessin beschrieben war, die mit allen vorbesagten Reizen geschmückt einen verwundeten Ritter besuchte, der ihre Liebe gewonnen hatte; und soweit ging die Verblendung des armen Junkers, daß weder Gefühl und Geruch, noch manche andere Dinge, die das gute Mädel um und an sich hatte — und die jedem, der kein Eseltreiber war, Erbrechen verursachen mußten — ihm seinen Irrtum benehmen konnten; er glaubte vielmehr die leibhaftige Göttin der Schönheit zu umfangen. Er schloß sie daher fest in seine Arme und sprach zu ihr mit leiser, zärtlicher Stimme: „Schönes und hochgebornes Fräulein, ich wünschte imstande zu sein, die hohe Gnade, die mir durch den Anblick Eurer erhabenen Schönheit widerfährt, gebührend zu erwidern; allein das Schicksal, das nicht aufhört die Guten zu verfolgen, hat mich auf dieses Bett hingestreckt, wo ich mich so zerschlagen und gerädert fühle, daß ich, wenn ich auch wollte, unmöglich Eure Wünsche erfüllen könnte, zumal sich zu dieser

Unmöglichkeit noch eine andere, größere gesellt, nämlich die Treue, die ich der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso, der einzigen Beherrscherin meiner geheimsten Gedanken, gelobt habe; denn wenn mich diese nicht hinderte, so würde ich kein so thörichter Ritter sein, daß ich die glückliche Gelegenheit aus den Händen ließe, welche Eure große Güte mir entgegenbringt."

Maritornes schwitzte vor Angst, als sie sich von Don Quijote so festgehalten fühlte, und ohne seine Reden zu verstehen, oder darauf zu achten, suchte sie nur sich von ihm loszumachen. Der gute Maultiertreiber, den seine böse Lust wach hielt, hatte sein Liebchen gleich bei ihrem ersten Eintritt in die Thüre bemerkt, hatte aufmerksam alles behorcht, was Don Quijote sprach; und eifersüchtig darüber, daß die Asturierin ihr ihm gegebenes Wort einem andern zu Gefallen gebrochen, rückte er näher an das Bett des Ritters, und wartete still, wie das Gespräch, von welchem er nichts verstand, ablaufen würde. Als er aber merkte, daß das Mädchen sich durchaus losmachen wollte, und Don Quijote sie festzuhalten suchte, mißfiel ihm der Spaß; er holte aus und versetzte dem verliebten Ritter einen so derben Schlag auf seine dürren Kinnbacken, daß ihm das Blut in den Knebelbart floß; und damit noch nicht zufrieden, sprang er auf ihn und zertrat ihm alle Rippen im Leibe. Die Bettstelle, die nur schwach war und nicht auf sehr festen Füßen stand, konnte die durch den Säumer verdoppelte Last nicht tragen, stürzte zusammen und weckte durch das so entstandene Geräusch den Wirt, den es sofort ahnte, daß Maritornes den Lärm angerichtet hätte, weil sie ihm auf sein Rufen nicht antwortete. Mit diesem Verdachte stand er auf, zündete ein Licht an und ging nach dem Orte, wo er das Gepolter vernahm. Die Magd, die ihren Herrn voll Zorn kommen sah, kroch vor Angst und Scham zu Sancho, der inzwischen eingeschlafen war, ins Bett, und drückte sich wie ein Knäuel Garn zusammen. Der Wirt kam herein und rief: „Wo bist

du, Hure? Gewiß ist dies wieder einer von deinen Streichen!" Darüber erwachte Sancho, und wie er den Klumpen fühlte, der ihm auf dem Leibe lag, meinte er, ihn drücke der Alp und fing an nach beiden Seiten Faustschläge auszuteilen, von welchen dann freilich auch einige Maritornen trafen. Dieser verging endlich die Geduld und alle Scham hintansetzend, gab sie dem Sancho seine Faustschläge so wuchtig zurück, daß sie ihm seinen Schlaf vollends vertrieb. Als er sich so gemißhandelt fühlte, ohne zu wissen von wem, richtete er sich auf, so gut er konnte, faßte Maritornes um den Leib, und nun begann zwischen den beiden das lebhafteste und anmutigste Scharmützel von der Welt. Da jetzt der Maultiertreiber bei dem Lichte des Wirts gewahr ward, wie schlimm es seinem Liebchen erging, ließ er den Ritter liegen und eilte ihr die nötige Hilfe zu bringen. Der Wirt kam gleichfalls hinzu, jedoch in der entgegengesetzten Absicht, nämlich die Dirne zu züchtigen, da er nicht zweifelte, daß sie allein die Ursache dieses Lärms sei. Und nun ging es wie das Sprichwort sagt: Die Katze über die Ratze, die Ratze über den Strick, der Strick über den Stock. Der Eseltreiber bearbeitete den Sancho, dieser die Dirne, die Dirne ihn, der Wirt die Dirne, und zwar arbeiteten alle so rasch und so eifrig, daß sie auch nicht einen Augenblick ausruhten. Das Schönste bei der Sache war, daß dem Wirt sein Licht ausging; denn jetzt ging es im Dunkeln erst recht kraus durcheinander, und wohin die Streiche fielen, da blieb gewiß kein gesundes Fleckchen.

Zufällig war an demselben Abend ein Häscher von der sogenannten alten heiligen Brüderschaft von Toledo in der Schenke angekommen. Als dieser gleichfalls den schrecklichen Lärm hörte, den die Prügelei machte, nahm er seinen Amtsstab und die blecherne Büchse mit seiner Bestallung in die Hand, kam im Finstern in die Kammer und rief: „Respekt vor der Obrigkeit! Respekt vor der heiligen Brüderschaft!" Und der erste, mit dem er zusammenstieß, war der zer-

droschene Don Quijote, der, in seinem zertrümmerten Bette auf dem Rücken liegend, ohne alle Besinnung war; und indem er diesen, im Dunkeln tappend, am Bette faßte, fuhr er noch immer fort zu schreien: „Respekt vor der Obrigkeit!" Als er aber fand, daß derjenige, den er gepackt hatte, weder Hand noch Fuß rührte, hielt er ihn für tot und die andern in der Kammer für seine Mörder, und fing an, wegen dieses Verdachts noch lauter zu rufen: „Verriegelt das Haus und laßt niemand hinaus; denn hier ist ein Mensch erschlagen!" Dieser Ausruf fuhr ihnen allen durch die Glieder, und jeder ließ nach Maßgabe der Wirkung, welche diese Stimme auf ihn übte, von dem Gefechte ab. Der Wirt schlich zurück nach seiner Kammer, der Maultiertreiber nach seinem Lager und Maritornes nach ihrem Winkel. Nur die beiden Unglücksvögel, Don Quijote und Sancho, konnten sich nicht von der Stelle rühren.

Jetzt ließ der Häscher Don Quijotes Bart los, und ging ein Licht zu holen, um die Schuldigen festzunehmen. Er fand aber keines; denn der Wirt hatte absichtlich die Lampe ausgelöscht, als er in seine Kammer gegangen war, und er war daher genötigt, an den Herd zu gehen, wo es ihm viele Zeit und Mühe kostete, ein anderes Licht anzuzünden.

Siebzehntes Kapitel.

Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, die der wackere Ritter Don Quijote und sein braver Schildknappe Sancho Panza in der Schenke auszustehen hatten, welche der Ritter zu seinem Unheil für ein Schloß hielt.

Don Quijote hatte sich mittlerweile von seiner Ohnmacht erholt und mit demselben Ton, mit dem er tags vorher, als er im Prügelthale hingestreckt lag, seinem Knappen zugerufen hatte, rief er auch jetzt wieder: „Freund Sancho, schläfst du? Schläfst du, Freund Sancho?"

„Ach ja, wie sollt' ich schlafen?" erwiderte Sancho ganz verdrießlich und mißmutig; „scheint's doch, als ob alle Teufel diese Nacht mit mir herumgespukt hätten."

„Das kannst du auch nur sicher glauben," versetzte Don Quijote; „denn ich müßte mich sehr irren, wenn dieses Schloß nicht verzaubert wäre, und du mußt wissen — doch was ich dir jetzt sage, das mußt du mir schwören, bis nach meinem Tode geheim zu halten."

„Ich schwöre," sprach Sancho.

„Ich verlange dies nur darum," fuhr Don Quijote fort, „weil es mir leid sein würde, jemand an seiner Ehre gefährdet zu sehen."

„Ich sage ja, ich schwöre," wiederholte Sancho, „daß ich schweigen will bis nach Euerm Tode; und Gott gebe, daß ich's schon morgen einem jeden sagen kann."

„Springe ich denn so mit dir um, Sancho," fragte Don Quijote, „daß du meinen Tod so bald herbei wünschest?"

„Nein, es ist nicht deswegen," antwortete Sancho; „aber ich bin kein Freund vom Aufbewahren, und mag nicht gern die Sachen so lange bei mir behalten, bis sie verfaulen."

„Es sei drum," sprach Don Quijote. „Ich setze mehr Vertrauen in deine Liebe und in deine gute Lebensart. Wisse denn, daß mir diese Nacht eines der seltsamsten Abenteuer begegnet ist, die man sich nur denken kann, und um es dir mit wenigen Worten zu erzählen, so erfahre, daß vor einigen Minuten die Tochter des Herrn dieses Schlosses, das reizendste und schönste Fräulein von der Welt, zu mir kam. Was soll ich dir erzählen von der Anmut ihrer Person, was von ihrem herrlichen Verstande, was von tausend anderen verborgenen Schönheiten, die ich aus Treue gegen meine Gebieterin Dulcinea von Toboso unberührt und unerwähnt lasse! Ich will dir nur sagen, daß entweder der Himmel mir ein solches Glück mißgönnte, welches der Zufall mir in die Hände gespielt hatte, oder, was ich für wahrscheinlicher halte, daß dieses Schloß verzaubert ist; genug, wie ich eben in dem angenehmsten und zärtlichsten Gespräche mit ihr begriffen war, versetzte mir eine Faust, die zu irgend einem ungeheuern Riesenarme gehören mußte, ungesehen von mir

und ohne daß ich wußte, wie es zuging, einen solchen Streich auf die Kinnbacken, daß sie mir noch jetzt von Blut strömen; und dann ward ich dermaßen durchgewalkt, daß ich mich jetzt noch schlimmer befinde, als gestern, da uns die Fuhrleute wegen Rosinantes Ausgelassenheit die bewußte Beleidigung zufügten; woraus ich denn schließe, daß der Schatz der Schönheit dieses Fräuleins von irgend einem verzauberten Mohren bewacht wird und mir nicht vergönnt sein sollte."

„Und mir ebensowenig," sprach Sancho, „denn mich haben wohl mehr als vierhundert Mohren dermaßen zerdroschen, daß die Knüttelschläge von gestern Torten und Honigkuchen dagegen waren. Aber sagt mir doch, Herr, wie könnt Ihr das ein schönes und seltenes Abenteuer nennen, da wir doch so übel dabei weggekommen sind? Euer Gnaden freilich nicht ganz so schlimm, weil Ihr doch wenigstens die unvergleichliche Schönheit, von der Ihr redet, in den Armen gehabt habt; aber ich, was hab' ich anders davon gehabt, als die ärgsten Rippenstöße, die ich wohl je in meinem Leben bekommen werde? Weh' mir Armen und der Mutter, die mich geboren hat. — Ich bin weder fahrender Ritter, noch gedenk' ich es je zu werden, und doch bekomm' ich von allen Prügelsuppen das meiste."

„Wie, hat man dich denn auch geprügelt?" fragte Don Quijote.

„Ei, zum Kuckuck!" rief Sancho. „Hab' ich Euch das nicht schon gesagt?"

„Sei nur unbekümmert," erwiderte Don Quijote; „ich will unverzüglich den köstlichen Balsam bereiten, wodurch wir uns augenblicklich kurieren."

Mittlerweile hatte der Scharwächter sein Licht angezündet und kam herein, um nach dem vermeintlichen Toten zu sehen. Als Sancho ihn im Hemde, mit einem Tuche um den Kopf, mit der Lampe in der Hand und mit sehr zorniger Miene hereinkommen sah, fragte er seinen Herrn: „Ist das nicht

vielleicht der verzauberte Mohr, der noch einmal kommt, um uns zu züchtigen, weil wir noch etwas bei ihm im Salz haben?"

„Nein, der Mohr kann er nicht sein," antwortete Don Quijote, „denn die Verzauberten lassen sich von niemand sehen."

„Wenn sie sich nicht sehen lassen, so lassen sie sich fühlen," erwiderte Sancho; „davon können meine Rippen nachsagen."

„Das könnten meine wohl auch," sagte Don Quijote; allein das ist kein genügender Grund, um diesen, den wir dort kommen sehen, für den verzauberten Mohr zu halten."

Der Häscher trat wieder herein und verwunderte sich nicht wenig, als er die beiden in einem so ruhigen Gespräch fand, obgleich Don Quijote noch immer unbeweglich auf dem Rücken lag, und sich vor lauter Beulen und Pflastern nicht rühren konnte. Der Scharwächter ging zu ihm und fragte: „Nun, wie geht's, guter Freund?"

„Ich würde doch höflicher fragen," versetzte Don Quijote, „wenn ich an Eurer Stelle wäre. Spricht man hier zu Lande in diesem Ton mit den fahrenden Rittern, Schlingel?"

Dem Scharwächter, der sich von einem so unansehnlichen Menschen in dieser Weise anschnauzen hörte, lief die Galle über; er holte mit der gefüllten Oellampe aus und schleuderte sie Don Quijote dermaßen an den Kopf, daß er ihm beinahe den Schädel gespalten hätte; und da nun wieder alles im Finstern lag, lief er sofort hinaus, und Sancho Panza sagte: „Wahrhaftig, Herr, das ist der verzauberte Mohr, und er muß wohl den Schatz für andere Leute hüten, und für uns beide hat er nichts anderes als Faustschläge und Lampenwürfe."

„Freilich," sprach Don Quijote; „aber man muß sich an solche Hexereien nicht kehren, und sich darüber nicht grämen; denn da sie unsichtbare Gespenster sind, wissen wir nicht, wie wir uns an ihnen rächen sollen, wir mögen es anfangen, wie wir wollen. Steh' auf, Sancho, wenn du kannst; rufe den

Vogt dieses Schlosses und bitte ihn um ein wenig Oel, Wein, Salz und Rosmarin, damit wir den heilsamen Balsam bereiten; denn ich glaube wirklich, daß ich ihn jetzt sehr nötig habe; die Wunde, die mir dieses Gespenst geschlagen hat, blutet stark."

Sancho stand mit nicht geringen Schmerzen in allen Gliedern auf und tappte im Finstern hin zu dem Wirt; stieß aber auf den Häscher, welcher horchte, wie es mit seinem Beleidiger abliefe, und sagte zu ihm: „Herr, wer Ihr auch seid, thut uns die Liebe und Wohlthat, und gebt uns ein wenig Rosmarin, Oel, Salz und Wein; denn wir haben's nötig, um einen der größten fahrenden Ritter auf Erden zu verbinden, der dort im Bett liegt, und den der verwünschte Mohr, der hier in der Schenke umgeht, jämmerlich verwundet hat."

Als der Häscher ihn so sprechen hörte, hielt er ihn für verrückt, und da es schon anfing zu tagen, öffnete er die Thüre, rief den Wirt und sagte, was der arme Schelm verlangte. Der Wirt gab ihm alles, was er haben wollte, und Sancho brachte es seinem Herrn, der sich den Kopf mit beiden Händen hielt, und über die Schmerzen von dem Lampenwurfe klagte, welcher ihm jedoch weiter keinen Schaden gethan, als daß er ihm ein paar starke Beulen am Kopfe geschlagen hatte; denn was er für Blut hielt, war nichts als Angstschweiß, den ihm der Unmut über die ausgestandenen Qualen auspreßte. Genug, er stand auf, nahm seine Medikamente, mischte sie, und ließ sie so lange kochen, als er es für nötig hielt. Dann forderte er eine Phiole für seinen Balsam; da sich aber keine im Hause vorfand, so nahm er vorlieb mit einer blechernen Oelflasche, die ihm der Wirt schenkte. Er sprach über seine Flasche wohl hundert Paternoster und ebensoviele Avemaria, Salveregina und Credo, und begleitete jedes Wort mit einem Kreuzsegen, wobei Sancho, der Wirt und der Häscher zugegen waren; der Maultiertreiber aber war bereits in aller Stille hinaus-

gegangen, um für seine Maultiere zu sorgen. Als Don Quijote fertig war, wollte er sofort die Güte seines köstlichen Balsams erproben und trank einen guten Teil von dem, was im Topfe übrig geblieben war, weil die Flasche es nicht fassen konnte — fast ein halbes Quart. Kaum hatte er aufgehört zu trinken, so mußte er sich derart erbrechen, daß er den Magen völlig ausleerte, und zugleich geriet er durch die Angst und das Würgen des Erbrechens in einen so starken Schweiß, daß er bat, man möchte ihn zudecken und allein lassen. Das geschah, und er schlief drei volle Stunden, worauf er bei seinem Erwachen sich am ganzen Leibe sehr gestärkt und sich von seinen Schmerzen soweit hergestellt fühlte, daß er völlig geheilt zu sein glaubte und nun gar nicht mehr zweifelte, daß er den wahren Balsam des Fierabras besäße, und daß er, mit diesem Mittel versehen, künftig ohne Furcht die gefährlichsten Abenteuer, Kämpfe und Schlachten bestehen könnte. Sancho, welcher ebenfalls die schnelle Genesung seines Herrn als ein Wunder betrachtete, bat ihn, er möchte ihm den Rest des Balsams im Topfe zukommen lassen, was gerade nicht wenig war. Don Quijote gab ihn her, und Sancho griff mit beiden Händen nach dem Topfe, leerte ihn voll Vertrauen mit einem herzhaften Zuge aus, und nahm von dem Balsam fast ebensoviel zu sich, wie sein Herr. Der Magen des armen Sancho mochte aber wohl nicht so reizbar sein, wie der seines Herrn; denn ehe er zum Erbrechen kam, verursachte ihm der Trank so viel Beklemmung, Uebelkeit, Angstschweiß und Ohnmacht, daß er meinte, sein letztes Stündlein wäre gekommen, so daß er vor Schmerzen und Unwohlsein wohl tausendmal den Balsam und den Schelm, der ihn ihm gegeben, verfluchte. Als Don Quijote ihn so schrecklich leiden sah, sprach er zu ihm: „Ich glaube, Sancho, das ganze Unglück kommt daher, weil du nicht zum Ritter geschlagen bist; denn es scheint mir fast, als ob dieser Trank denen, die keine Ritter sind, nicht dienlich sei."

„Weh' mir und meiner ganzen Sippschaft!" rief Sancho. „Wenn Ihr das wußtet, Herr, warum habt Ihr ihn mich denn trinken lassen?"

In demselben Augenblick begann der Balsam zu wirken und der arme Knappe entlud sich aus beiden Kanälen mit solchem Ungestüm, daß sowohl die Binsenmatte, auf welcher er lag, als die Decke von Segeltuch, die er über sich gebreitet hatte, für immer unbrauchbar wurden. Dabei lag er in solchem Angstschweiß und in solchen Verzuckungen, daß er und jeder andere glaubte, er müsse den Geist aufgeben. Fast volle zwei Stunden dauerte dieses Ungewitter, und als es vorüber war, befand er sich bei weitem nicht so wohl, wie sein Herr, sondern fühlte sich so matt und zermalmt, daß er nicht aufrecht stehen konnte. Don Quijote hingegen, der, wie gesagt, sich erleichtert und wohl befand, hatte schon wieder Lust auf Abenteuer auszuziehen; denn jede Minute Zeit, die er mit Zaudern verlor, glaubte er der Welt und denen zu rauben, die seiner Hilfe und seines Beistandes bedürften, zumal ihm sein Balsam eine große Zuversicht einflößte. Von seinem Eifer angespornt, sattelte er selbst seinen Rosinante und schnallte auch dem Esel seines Knappen den Saumsattel auf, so wie er auch diesem half, sich anzukleiden und aufzusitzen; dann stieg er sogleich zu Pferde und nahm aus einem Winkel der Schenke eine Stange, um sich derselben als Lanze zu bedienen. Alle Leute in der Schenke, deren über zwanzig waren, sahen ihm mit Staunen zu, und unter diesen befand sich auch die Tochter des Wirts, von welcher er kein Auge abwandte, und von Zeit zu Zeit solch herzbrechende Seufzer ausstieß, als wenn er sie aus dem Innersten seiner Eingeweide heraufholte; die Umstehenden jedoch, wenigstens die, welche ihn des Abends vorher hatten bepflastern sehen, glaubten, er seufze noch vor lauter Kreuzschmerzen.

Als sie beide beritten waren und Don Quijote bereits an dem Thor der Schenke hielt, winkte er dem Wirt und

sprach in ernstem und feierlichem Tone: „Herr Burgvogt, groß und mannigfaltig sind die Gunstbezeigungen, die ich in Euerm Schlosse empfangen habe, und ich bleibe Euch dafür Zeit meines Lebens dankbar. Kann ich sie Euch dadurch vergelten, daß ich Euch an irgend einem Uebermütigen räche, der Euch beleidigt hat, so wißt, daß ich es mir zur Pflicht mache, den Schwachen beizustehen, die Unterdrückten zu rächen und die Frevler zu züchtigen. Sinnt ein wenig nach und habt Ihr mir irgend etwas dieser Art vorzutragen, so redet nur frei heraus; denn ich verspreche bei dem Ritterorden, den ich empfangen, daß ich Euch ganz nach Euerm Wunsche Genugthuung und Recht verschaffen werde."

Der Wirt antwortete ihm ebenso gelassen: „Herr Ritter, ich habe nicht nötig, daß Euer Gestrengen mich an jemand rächen, denn ich verstehe mir selbst Rache zu verschaffen, wenn ich es für nötig erachte und wenn man mich beleidigt. Von Euer Gnaden verlange ich weiter nichts, als daß Ihr mir bezahlt, was Ihr diese Nacht in meiner Schenke verzehrt habt, sowohl an Futter und Streu für Euer Vieh, als für Nachtessen und Betten."

„Bin ich denn hier in einer Schenke?" fragte Don Quijote.

„Ja wohl, und zwar in einer sehr anständigen," antwortete der Wirt.

„Dann bin ich bisher im Irrtum gewesen," erwiderte Don Quijote; „denn ich hielt sie in der That für ein Schloß, und zwar für kein schlechtes. Da es nun aber kein Schloß ist, sondern ein Wirtshaus, so ist vorderhand nichts weiter dabei zu thun, als daß Ihr mich wegen der Zahlung entschuldigt; denn ich kann den Gesetzen der fahrenden Ritter nicht zuwiderhandeln, von welchen ich bestimmt weiß — und bis auf diesen Tag nie das Gegenteil gelesen habe — daß sie nirgends für Quartier oder für irgend etwas anderes in den Wirtshäusern, wo sie eingekehrt sind, bezahlt haben; denn man ist ihnen von Gottes und Rechts wegen jede gute

Aufnahme, die man ihnen erzeigen kann, schuldig — zum Lohn für das unbeschreibliche Ungemach, welches sie ausstehen, indem sie bei Tage und bei Nacht, im Sommer und im Winter, zu Fuß und zu Roß, unter Hunger und Durst, bei Frost und Hitze und unter tausenderlei Unfreundlichkeiten des Himmels und Drangsalen der Erde umherziehen und Abenteuer aufsuchen."

„Das geht mich nichts an," versetzte der Wirt. „Bezahlt mir, was Ihr mir schuldig seid und laßt mich mit Euerm Ritterkram ungeschoren, denn ich kümmere mich um keinen andern Kram, als um meinen eigenen, und daß ich das Meinige zusammenhalte."

„Ihr seid ein dummer und schlechter Wirt," sagte Don Quijote, gab Rosinante die Sporen, schwang seine Stange und sprengte davon, ohne daß ihn jemand aufhielt; und, ohne sich umzusehen, ob sein Schildknappe ihm auch folge, ritt er eine gute Strecke weit fort.

Als der Wirt sah, daß er ohne Bezahlung davon ritt, wollte er sich an Sancho halten. Dieser sagte aber, da sein Herr nicht bezahlt hätte, würde er ebensowenig bezahlen; denn als Schildknappe eines fahrenden Ritters hätte er ebensoviel Recht wie sein Herr, nämlich in den Schenken und Herbergen frei auszugehen. Der Wirt ward zornig und drohte ihm, wenn er nicht bald in der Güte bezahle, sich auf eine solche Art bezahlt zu machen, daß es ihn gereuen solle. Sancho antwortete, kraft der Gesetze des Rittertums, dem sein Herr angehörte, würde er keinen roten Heller bezahlen, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte; denn durch seine Schuld sollte der gute alte Brauch der fahrenden Ritter nicht verletzt werden, und er wollte es sich von den Knappen der Ritter in künftigen Zeiten nicht nachsagen lassen, daß er ein so wohlbegründetes Recht preisgegeben hätte.

Zum Unglück für Sancho befanden sich unter den Gästen in der Schenke vier Tuchscherer aus Segovia, drei Nadler vom Pferdebrunnen in Cordova und ein paar Bewohner des

Marktplatzes von Sevilla, lauter rüstige, durchtriebene, mutwillige Schäker, welche insgesamt wie von einem Geiste getrieben, sich über ihn hermachten und ihn vom Esel zogen. Dann holte einer von ihnen die Bettdecke des Wirts. Sie warfen ihn darauf, fanden jedoch, daß die Decke für ihre Zwecke zu niedrig war und schleppten ihn hinaus auf den Hof, welcher den Himmel zur Decke hatte. Dort legten sie den armen Sancho auf die Decke und begannen ihn in die Höhe zu schwingen und ihn zu prellen wie einen Hund am Fastenabend. Das Gewinsel des armen Geprellten war so durchdringend, daß es das Ohr seines Herrn erreichte, welcher still hielt und horchte, da er meinte, ein neues Abenteuer sei im Anzuge, bis er deutlich die Stimme seines Knappen erkannte, was ihn bewog umzukehren und in einem stolpernden Galopp nach der Schenke zurückzureiten, die er aber verschlossen fand, und deshalb rings herum ritt, um irgendwo einen Eingang zu finden. Kaum war er bis an die Hofmauer gekommen, die nicht sehr hoch war, als er sah, wie übel seinem Knappen mitgespielt wurde. Er sah ihn mit so großer Behendigkeit und Geschwindigkeit in den Lüften auf und nieder fliegen, daß er hätte lachen müssen, wenn der Zorn es ihm gestattet hätte. Er versuchte von seinem Pferde aus auf die Zinne der niedrigen Mauer zu klettern; allein er war noch so schwach und zerschlagen, daß er nicht einmal einen Fuß zur Erde setzen konnte; er stieß aber, auf seinem Pferde sitzend, so viele Drohungen und Schimpfworte aus, daß wir uns nicht getrauen, sie alle nachzuschreiben. Dadurch ließen aber die Preller sich nicht abhalten, mit ihrer Kurzweil und mit ihrem Gelächter fortzufahren, während der arme Luftspringer Sancho nicht aufhörte bald zu winseln, bald zu drohen, bald um Gnade zu bitten. Es half aber alles nichts, bis sie vor Müdigkeit endlich von selbst aufhörten. Hierauf brachten sie ihm seinen Esel, halfen ihm hinauf und warfen ihm seinen Ueberrock um, während die mitleidige Maritornes, als sie ihn so abgemattet sah, ihm

einen Krug Wasser brachte, den sie frisch aus dem Brunnen geschöpft hatte, damit er ihn um so besser abkühlen möchte. Sancho nahm den Krug und führte ihn zum Munde, setzte aber wieder ab, als Don Quijote ihm zurief: „Sancho, mein Sohn, trinke kein Wasser, mein Sohn. Trinke es nicht, denn es würde dir den Tod bringen. Sieh', hier habe ich den gebenedeiten Balsam; zwei Tröpfchen davon werden dich unfehlbar gesund machen." Mit diesen Worten zeigte er ihm den Balsam. Sancho warf aber einen Seitenblick auf ihn und rief ihm noch lauter entgegen: „Haben Euer Gnaden vielleicht vergessen, daß ich kein Ritter bin? Oder wollt Ihr, daß ich die Gedärme, die ich noch im Leibe habe, vollends ausspeien soll? Geht zu allen Teufeln mit Eurem Balsam, und laßt mich ungeschoren." Hierauf setzte er an, um den Krug auszuleeren; wie er aber beim ersten Zug schmeckte, daß es Wasser war, setzte er nochmals ab und bat Maritornes, ihm lieber Wein zu bringen. Sie that es, und aus Gutherzigkeit bezahlte sie den Wein aus ihrer eigenen Tasche; denn man sagte ihr wirklich nach, daß sie ungeachtet ihres Gewerbes einige Spuren und Kennzeichen einer guten Christin an sich hatte. Kaum hatte Sancho getrunken, als er seinem Grauen die Hacken gab, das Thor weit aufstieß und von dannen zog, zufrieden mit dem Gedanken, daß ihm die Zeche nichts kostete und er seinen Willen bekommen, obgleich er auf Kosten seines gewöhnlichen Bürgen, nämlich seines Rückens, geschehen war. Der Wirt hatte zwar freilich seinen Schnappsack statt der Zahlung behalten; doch das merkte Sancho damals in seiner Verwirrung nicht. Als er hinaus war, wollte der Wirt die Thür verrammeln lassen; das ließen aber die Preller nicht zu; denn es waren lauter Bursche, die sich nicht ein Haar um Don Quijote gekümmert hätten, selbst wenn er einer der fahrenden Ritter der Tafelrunde gewesen wäre.

Achtzehntes Kapitel.

Gespräch zwischen Sancho und seinem Herrn. Merkwürdiges Abenteuer mit den zwei feindlichen Heeren.

Sancho kam so matt und kraftlos zu seinem Herrn, daß er kaum imstande war, seinen Esel zu lenken. Als ihn Don Quijote in diesem Zustande sah, sagte er: „Jetzt bin ich völlig überzeugt, mein guter Sancho, daß dieses Schloß, oder diese Schenke wirklich verzaubert ist; denn wer anders als Gespenster und Leute aus der andern Welt können sich einen so unbarmherzigen Zeitvertreib mit dir gemacht haben? Ein Umstand insbesondere hat mich in meiner Meinung noch mehr bestärkt: denn als ich über die Hofmauer deinem unglücklichen Trauerspiel zusah, konnte ich weder über die Mauer klettern noch von meinem Rosinante absteigen, weil man mich vermutlich verzaubert hatte; sonst schwöre ich bei meinem ritterlichen Worte, daß wenn ich nur hätte auf- oder absteigen können, ich dich derart gerächt haben würde, daß diese Schurken und Schelme zeitlebens an ihre Streiche hätten denken sollen, obgleich ich wohl weiß, daß ich die Rittergesetze dadurch verletzt haben würde, welche, wie ich dir schon mehrmals gesagt, einem Ritter nicht verstatten, an unadlige Personen Hand anzulegen, wenn es nicht zur Verteidigung seiner eigenen Person und seines eigenen Lebens im äußersten und dringendsten Notfalle geschehen muß."

„Ich würde mich wohl selbst gewehrt haben," antwortete Sancho, „wenn ich nur gekonnt hätte, wäre ich ein geschlagener Ritter gewesen oder nicht. Uebrigens bin ich der Meinung, daß die, welche ihre Kurzweil mit mir trieben, keine Poltergeister oder verzauberte Leute waren, wie Euer Gnaden meinen, sondern Menschen von Fleisch und Bein wie wir; denn alle hatten ihre Namen, bei welchen ich sie nennen hörte, während sie mich prellten; der eine hieß Pedro Martinez, der andere Tenorio Hernandez, und der Wirt Juan Palomeque der Linke. Daß Ihr, gnädiger Herr, nicht

absitzen oder über die Mauer springen konntet, das muß wohl von etwas anderm als von Zauberkünsten herrühren; und was ich aus alle dem ins klare bringen kann, ist, daß das Suchen nach Abenteuern uns von einem Unglück ins andere bringen wird, bis wir nicht mehr wissen, welches unser rechtes Bein ist; und daher wär's nach meinem dummen Verstande wohl am gescheitesten und am besten, wenn wir jetzt, da es doch Erntezeit ist, nach Hause gingen und kümmerten uns um unsere Wirtschaft, und ließen das Herumschweifen bleiben, da wir doch jeden Augenblick aus dem Regen in die Traufe kommen, wie man zu sagen pflegt."

„Wie unerfahren bist du, Sancho, in allem, was das Wesen der Ritterschaft betrifft," antwortete Don Quijote. „Schweige und gedulde dich; denn der Tag wird kommen, wo auch deine Augen sehen werden, wie ehrenvoll es ist, sich einem solchen Berufe zu widmen. Sage mir nur, was in der Welt kann uns mehr erfreuen und welcher Genuß in der Welt ist mit dem Vergnügen zu vergleichen, eine Schlacht gewonnen oder einen Feind besiegt zu haben? Ganz gewiß keiner."

„Das mag wohl sein," sprach Sancho, „obgleich ich davon nichts verstehe; aber das weiß ich, daß wir, seitdem wir fahrende Ritter sind, oder Euer Gestrengen es sind — denn mich darf ich wohl zu dieser achtbaren Zunft nicht rechnen — noch keine Schlacht gewonnen haben als die mit dem Biscayer; und auch in dieser kamen Euer Gnaden um einen halben Helm und ein halbes Ohr zu kurz; denn seitdem hat's nichts gegeben als Prügel über Prügel, Faustschläge über Faustschläge und für mich noch die Prelle in den Kauf, und noch dazu von verhexten Leuten, an denen ich mich nicht rächen kann, um zu versuchen wie groß das Vergnügen ist, einen Feind zu besiegen, wie Euer Gnaden sagen."

„Das ist es eben was mich ärgert," versetzte Don Quijote, „und was auch dich verdrießen muß; allein in Zukunft will ich dafür sorgen, ein Schwert zu bekommen, welches so meisterhaft verfertigt ist, daß dem, der es besitzt, kein Zauber

in der Welt etwas anhaben kann; und es könnte sich wohl gar fügen, daß das Glück mir das Schwert bescherte, welches Amadis besaß, als er sich den Ritter vom flammenden Schwert nannte, eines der besten Schwerter, das jemals ein Ritter in der Welt besessen; denn außer der genannten Eigenschaft hatte es noch den Vorzug, daß es schnitt wie ein Schermesser, und keine Rüstung, sie mochte so stark und so verzaubert sein, wie sie wollte, konnte ihm widerstehen."

„Ach, ich bin ein solches Glückskind," sprach Sancho, „daß, wenn dies auch der Fall wäre, und Euer Gnaden bekämen solch ein Schwert, so würd' es doch nur wieder dem nützen, der zum Ritter geschlagen wäre, grad wie der Balsam, und die Schildknappen könnten sich das Maul wischen."

„Befürchte das nicht, Sancho," versetzte Don Quijote, „der Himmel wird es wohl besser mit dir fügen."

Während sie unter solchen Gesprächen fortritten, bemerkte plötzlich Don Quijote, daß eine große dichte Staubwolke ihnen entgegenkam. Sobald er sie erblickte, wandte er sich zu Sancho und rief: „Dies ist der Tag, Sancho, an welchem es sich zeigen wird, welch ein Glück das Schicksal mir aufbewahrt hat. Dies ist der Tag, sage ich, an welchem sich mehr als jemals die Tapferkeit meines Armes bewähren wird und an welchem ich Thaten vollbringen werde, welche das Buch des Ruhmes allen zukünftigen Jahrhunderten verkünden soll. Siehst du die Staubwolke, Sancho, welche sich dort erhebt? Ein mächtiges Kriegsheer treibt sie in die Höhe, das aus unzähligen verschiedenartigen Völkerschaften zusammengesetzt einherzieht."

„Dann müssen's wohl zwei Heere sein," sagte Sancho; „denn dort von der andern Seite steigt eben solch eine Staubwolke auf."

Don Quijote sah nach jener Seite hin und fand, daß es sich wirklich so verhielt, was ihn außerordentlich freute, da er nicht zweifelte, daß es zwei große Heere wären, die einander angreifen und auf dieser weiten Ebene ein Treffen

liefern wollten; denn er hatte zu jeder Stunde und Minute den Kopf voll von Schlachten, Verzauberungen, glücklichen und unglücklichen Abenteuern, Liebeshändeln, Herausforderungen und dergleichen; und alles was er dachte, redete und that, lief auf lauter solche Dinge hinaus, von welchen in den Rittergeschichten gehandelt wird. Die Staubwolken, die er gesehen hatte, wurden indes von nichts anderm aufgewirbelt, als von zwei großen Schaf- und Hammelherden, die ihnen von verschiedenen Seiten entgegenkamen, die man aber, ehe sie ganz in der Nähe waren, wegen des dicken Staubes nicht erkennen konnte. Don Quijote bestand jedoch so fest darauf, daß es zwei Kriegsheere wären, daß Sancho anfing es zu glauben, und ihn fragte, wie sie beide sich dabei zu verhalten hätten.

„Dem schwächsten und hilfsbedürftigsten Teile müssen wir beistehen," sprach Don Quijote; „und du mußt wissen, Sancho, dieses Heer gerade vor uns wird angeführt von dem großmächtigen Alifanfaron, Kaiser der großen Insel Trapobana; und jenes andere, welches dort hinter mir einherzieht, ist das Heer seines Feindes, des Königs der Garamanten, Pentapolin mit dem aufgestreiften Aermel, denn so heißt er, weil er in der Schlacht immer mit entblößtem rechten Arme kämpft."

„Warum sind sich denn diese beiden Herren so gram?" fragte Sancho.

„Deshalb," antwortete Don Quijote, „weil jener Alifanfaron ein wütiger Heide ist und sich in die Tochter des Pentapolin verliebt hat, die eine überaus schöne und anmutvolle Prinzessin und Christin ist; und ihr Vater will sie dem Heidenkönige nicht geben, wenn er nicht die Lehre seines falschen Propheten Mohammed abschwört und Christ wird."

„Bei meinem Bart," sprach Sancho, „daran thut der Pentapolin sehr recht, und ich will ihm beistehen, so gut ich kann."

„Dann wirst du thun, was deine Pflicht ist, Sancho," ver-

setzte Don Quijote; „denn in einen solchen Kampf darf man sich wagen, wenn man auch nicht zum Ritter geschlagen ist."

„Das glaub' ich wohl," sprach Sancho. „Wo lassen wir aber den Esel, so daß wir ihn gewiß wiederfinden, wenn die Schlacht zu Ende ist? Denn ich denke doch wohl nicht, daß es üblich ist, ein solches Tier in der Schlacht zu reiten."

„Freilich nicht," erwiderte Don Quijote. „Du thust am besten, ihn seinem Schicksal zu überlassen, er mag verloren gehen oder nicht; denn sobald wir gesiegt haben, werden wir so viele Pferde haben, daß Rosinante selbst wohl noch Gefahr läuft, gegen ein anderes Roß vertauscht zu werden. Merke jetzt auf und sieh' zu, denn ich will dir die vornehmsten Kämpfer beschreiben, die in den beiden Heeren einherziehen; und damit du alles deutlicher sehen und beobachten kannst, wollen wir uns auf jene Anhöhe begeben, wo man die beiden Heere sicherlich überschauen kann."

Dies thaten sie, und nahmen ihren Standpunkt auf einem Hügel, von welchem sie die beiden Schafherden deutlich hätten unterscheiden können, welche Don Quijote für zwei Heere hielt, wenn die Staubwolken, welche sie aufregten, sie nicht völlig verhüllt hätten. Da aber nichtsdestoweniger die Einbildung des Ritters ihn alles sehen ließ, was er weder sah noch sehen konnte, weil es nicht vorhanden war, so begann er mit lauter Stimme folgendermaßen: „Jener Ritter, den du dort siehst, in der gelben Rüstung, mit einem gekrönten Löwen zu den Füßen einer Jungfrau im Schilde, ist der tapfere Laurcalco, Herr von der silbernen Brücke. Der andere mit dem goldgeblümten Waffenrocke, welcher drei silberne Kronen im blauen Felde im Wappen führt, ist der furchtbare Micocolembo, Großherzog von Quirocien. Jener mit dem riesenhaften Gliederbau, der ihm zur Rechten reitet, ist der allzeit furchtlose Brandabarbaran von Boliche, König der drei Arabien, gekleidet in eine Schlangenhaut und ein Thor im Schilde führend, welches, wie man sagt, eines von den Thoren des Tempels ist, den Simson

niederriß, als er sich mit Aufopferung seines Lebens an den Philistern rächte. Wende jetzt deine Augen nach der andern Seite: An der Spitze jenes andern Heeres siehst du den immer sieghaften und nie besiegten Timonel von Carcajona, Fürsten von Neu-Biscaya, in vierfarbiger Rüstung, Blau, Weiß, Grün und Gold, mit einer silbernen Katze in braunem Felde im Wappen, mit der Inschrift Miau, denn dies sind die Anfangssilben des Namens seiner Gebieterin, der unvergleichlichen Miaulina, wie man sagt, einer Tochter des Herzogs von Alfenique in Algarbien. Der andere dort, welcher in schneeweißer Rüstung den Rücken eines mächtigen Rosses belastet, und im blanken Schilde noch kein Wappen führt, ist ein neubewaffneter Ritter aus Frankreich, Namens Pierre Papin, Baron von Utrique. Jener endlich, der mit gestählter Ferse die Weichen eines schöngestreiften Zebras spornt und eine himmelblaue Rüstung hat, ist der mächtige Herzog von Nervien, Espartafilardo vom Holze, welcher als Sinnbild in seinem Schilde eine geschlossene Spargel führt, mit der Umschrift: Mein Glück wächst noch."

So nannte Don Quijote seinem Knappen noch eine Menge Ritter aus beiden Heeren, wie seine Phantasie sie schuf, und einem jeden verlieh er Rüstung, Farben, Wappen und Wahlspruch, wie sein unerhörter Wahnsinn sie ihm aus dem Stegreif eingab; und ohne inne zu halten fuhr er fort: „Dieses vorderste Heer besteht und ist zusammengesetzt aus Truppen von verschiedenen Nationen. Hier sieht man die, welche die süßen Wasser des berühmten Xanthus trinken; dort sind die Bergbewohner der massilianischen Gegenden; dort die, welche den feinen Goldstaub im glücklichen Arabien waschen; dort die Bewohner der berühmten und erfrischenden Ufer des klaren Thermodon; dort die, welche den goldenen Paktolus in vielfachen Armen durch ihre Fluten leiten, und die wankelmütigen Numidier; dort die bogenberühmten Perser, die Parther und Meder, welche fliehend fechten; dort die Araber aus den fliegenden Zelten; hier die Skythen

ebenso grausam als goldlockig; dort die Aethiopen mit durchbohrten Lippen, und noch hundert andere Völker, die ich zwar sehe und kenne, deren Namen mir aber nicht einfallen. In jenem andern Heere befinden sich die, welche die krystallhellen Wasser des ölbaumnährenden Bätis trinken; die, welche ihr Angesicht mit dem Naß des reichen, goldenen Tajo waschen; die, welche sich der heilsamen Wasser des göttlichen Genil bedienen; die, welche die fetten Viehweiden der tartesischen Fluren betreten; jene, die sich der elysischen Gefilde von Xeres, oder der weizenreichen Aecker der Mancha erfreuen; jene eisenbekleideten Männer, Ueberbleibsel des uralten gotischen Stammes; die, welche in dem sanftdahinströmenden Pisuerga sich baden; jene, welche ihre Herden weiden auf den unabsehbaren Triften am krümmungsreichen Guadiana, der berühmt ist wegen seines verborgenen Laufes. Da sind die, welche auf den waldigen Pyrenäen oder auf den kahlen Schneekuppen der hohen Apenninen vor Kälte erstarren; kurz, alle Völkerschaften, welche ganz Europa umfaßt und umschließt."

Der Himmel weiß wie viele Länder er nannte, und wie viele Völkerschaften er noch aufzählte, und einer jeden legte er mit bewunderungswürdiger Fertigkeit diejenigen Eigenschaften bei, die ihnen zukamen, oder von denen er in seinen verlogenen Büchern gelesen hatte, in welche er ganz vertieft und versenkt war. Sancho horchte aufmerksam auf seine Worte, ohne ihm eine Silbe zu erwidern; doch blickte er von Zeit zu Zeit umher nach den Rittern und Riesen, die sein Herr ihm aufzählte. Als er aber keinen einzigen entdecken konnte, rief er endlich: „Herr, hol' der Teufel alle Riesen und Ritter, von welchen Euer Gnaden sagen, daß sie dort überall zu sehen sind. Ich wenigstens sehe sie nicht, und es wird wohl wieder lauter Zauberei im Spiele sein wie bei den Gespensterercheinungen von gestern Abend."

„Wie kannst du so reden?" fragte Don Quijote. „Hörst du denn nicht das Wiehern der Rosse, das Schmettern der Trompeten und den Schall der Pauken?"

„Ich höre nichts als ein Geblök von Schafen und Hammeln," antwortete Sancho; und so verhielt es sich in der That, denn die beiden Herden waren inzwischen ziemlich nahe gekommen.

„Deine Zaghaftigkeit," versetzte Don Quijote, „läßt dich weder deutlich sehen noch richtig hören, Sancho; denn es ist eine der Wirkungen der Furcht, daß sie die Sinne täuscht und die Dinge anders erscheinen läßt, als sie sind. Wenn du dich so sehr fürchtest, so mache dich auf die Seite und laß mich allein; denn ich brauche keine Hilfe, um demjenigen, zu dessen Partei ich mich schlage, den Sieg zu verschaffen."

Indem er dieses sprach, gab er Rosinante die Sporen, und sprengte mit eingelegter Lanze wie der Blitz den Hügel hinab. Sancho schrie ihm nach: „Kehrt um, Herr Don Quijote. Ich schwöre Euch bei Gott, es sind Hammel und Schafe, die Ihr angreifen wollt; kehrt um! Gerechter Himmel, was macht Ihr für Streiche? Da sind ja weder Ritter noch Riesen, weder Katzen noch Wappen, weder geteilte noch ungeteilte Schilde, weder echtes Himmelblau noch Höllenblau. Gott steh' mir armen Sünder bei! was fangt Ihr schon wieder an?"

Aber Don Quijote ließ sich durch das alles nicht abhalten, sondern rief mit lauter Stimme: „Frisch auf, ihr Ritter, die ihr unter dem Panier des tapfern Pentapolin mit dem aufgestreiften Aermel streitet. Folgt mir nach und seht, wie leicht ich ihn an seinem Feinde Alifanfaron von Trapobana rächen werde." Mit diesen Worten ritt er spornstreichs in das Geschwader der Schafe hinein, die er mit solchem Eifer und Mut niederrannte, als wenn er wirklich seine Todfeinde aufspießte. Die Hirten und Schäfer, welche die Herden begleiteten, riefen ihm aus vollem Halse zu, er möchte sein Unwesen lassen; als sie aber sahen, daß sie nichts damit ausrichteten, griffen sie zu ihren Schleudern, und begrüßten seine Ohren mit faustgroßen Kieselsteinen. Don Quijote kehrte sich aber nicht an die Steinwürfe, sondern

sprengte überall umher und rief: „Wo bist du, verwegener Alifanfaron? Komm heraus; ich bin ein einzelner Ritter und will mich Faust gegen Faust mit dir messen, um dir das Leben zu nehmen, zur Strafe für das, was du an dem tapfern Pentapolin Garamanta verbrochen hast.“

In demselben Augenblick traf ihn ein derber Kieselstein in die Seite und schlug ihm ein paar Rippen in den Leib. Er dachte nicht anders, als daß er tödlich verwundet sei, erinnerte sich jedoch seines Balsams, zog die Flasche hervor, setzte sie an den Mund und fing an, den Labetrunk zu schlürfen; allein noch hatte er nicht die richtige Portion zu sich genommen, da kam ein zweiter solcher Mandelkern herangeflogen und traf Faust und Flasche so vollwichtig, daß er die Flasche zertrümmerte, dem Ritter überdies drei bis vier Backzähne ausschlug und ihm ein paar Finger sehr übel zerquetschte. Zwei harte Schläge, die so schnell aufeinander folgten, machten, daß der Ritter das Gleichgewicht verlor und aus dem Sattel zu Boden sank. Die Schäfer liefen hinzu, und da sie glaubten ihn totgeworfen zu haben, luden sie die Erschlagenen, deren über sieben waren, auf ihre Schultern und eilten davon, ohne sich weiter nach jemand umzusehen.

Sancho war inzwischen auf dem Hügel geblieben und hatte von ferne die Tollheiten angesehen, die sein Herr beging; er hatte sich vor Unmut den Bart gerauft und den Tag und die Stunde verflucht, da sein Unstern ihn mit ihm bekannt gemacht hatte. Als er nun sah, daß der Ritter im Staube lag und die Hirten sich schon entfernt hatten, ritt er hinunter, kam zu ihm und fand ihn zwar sehr übel zugerichtet, aber nicht ohne Bewußtsein. „Sagt' ich's nicht, Herr Don Quijote,“ sprach er, „Ihr solltet umkehren, denn Ihr hattet's nicht mit Kriegsleuten, sondern mit Schöpsen zu thun.“

„Wenn der Erzschelm von Zauberer, mein Feind, mir das alles hat wegzaubern und verwandeln können,“ sprach

Don Quijote, „so merke dir's, Sancho, wie leicht es seinesgleichen ist, uns alles vorzuspiegeln, was sie wollen; und dieser Bösewicht, der mich verfolgt, hat mir aus Neid über den Ruhm, den ich in dieser Schlacht errungen haben würde, die Scharen der Feinde in Schafherden verwandelt. Wenn du nicht glaubst, Sancho, daß ich dir die Wahrheit sage, so thue mir um Himmels willen den Gefallen und setze dich auf deinen Esel und reite ihnen von weitem nach. Dann wirst du sehen, daß sie in einer kleinen Entfernung ihre Gestalt wieder annehmen und keine Schöpse mehr sein werden, sondern solche leibhaftige Menschen, wie ich sie dir vorhin beschrieben habe. Doch gehe lieber noch nicht, denn jetzt bedarf ich deiner Hilfe und deines Beistandes. Komm näher und sieh', wie viele Backen- und Vorderzähne mir fehlen; denn es scheint mir fast, als ob ich keinen einzigen übrig behalten hätte."

Sancho trat so nahe an ihn heran, daß er ihm fast die Nase in den Mund steckte, und zwar in dem Augenblicke, als der Balsam in dem Magen des Ritters gewirkt hatte; und während Sancho ihm in den Mund guckte, ließ Don Quijote die ganze Ladung, die er im Leibe hatte, heftiger als einen Büchsenschuß dem mitleidigen Knappen in den Bart fliegen. „Heilige Maria, wie geschieht mir!" rief Sancho. „Gewiß ist dieser arme Sünder tödlich verwundet, daß ihm das Blut schon aus dem Halse strömt." Bei näherer Untersuchung zeigten ihm jedoch Farbe, Geruch und Geschmack, daß es kein Blut war, sondern der Balsam aus der Flasche, den er ihn hatte trinken sehen, worüber ihn ein solcher Ekel anwandelte, daß er alles, was er im Magen hatte, über seinen Herrn ausleerte, so daß sie beide wie Perlen glänzten. Sancho lief nach seinem Esel, um etwas aus seinem Schnappsacke zu holen, womit er sich reinigen und seinen Herrn verbinden könnte. Als er ihn aber nicht fand, fehlte nicht viel, daß er von Sinnen gekommen wäre. Er begann sich von neuem zu verwünschen und nahm sich im Herzen

vor, seinen Herrn zu verlassen und nach seinem Heimatsdorfe zurückzukehren, wenn er auch seinen Lohn und die Hoffnungen auf die Statthalterschaft der versprochenen Insel einbüßen sollte. Mittlerweile richtete Don Quijote sich wieder auf, hielt die linke Hand vor den Mund, damit ihm die Zähne nicht vollends herausfielen, nahm mit der rechten Rosinante am Zügel, der aus lauter Treue und Anhänglichkeit ihm nicht von der Seite gewichen war, und ging hin zu Sancho, welcher auf seinen Esel gelehnt den Kopf auf die Hand stützte und tief in schwermütige Gedanken versunken war. Als Don Quijote ihn so niedergeschlagen sah, sprach er: „Bedenke doch, Sancho, daß ein Mensch vor dem andern keinen Vorzug verdient, wenn er nicht mehr thut als der andere. Alles Ungewitter, das jetzt über uns ergeht, ist ein Zeichen, daß sich das Wetter bald aufklären und das Glück sich zu unsern Gunsten wenden wird, denn unmöglich können Glück oder Unglück sehr lange dauern; und da das Unglück jetzt lange genug gewährt hat, so läßt sich daraus schließen, daß das Glück nahe vor der Thür ist. Du brauchst dich daher nicht über die Widerwärtigkeiten zu grämen, die mich betroffen, da du für deine Person keinen Teil daran hast."

„Das wäre!" sprach Sancho. „War's denn etwa jemand anders, als meines Vaters Sohn, der sich gestern prellen lassen mußte? Und der Schnappsack, der mir heute mit meiner ganzen Habseligkeit fehlt, gehört der einem andern als eben demselben?"

„Was? Dein Schnappsack fehlt dir?" fragte Don Quijote.

„Freilich fehlt er!" antwortete Sancho.

„Dann hätten wir ja heute nichts zu essen!" sagte der Ritter.

„Das würde der Fall sein," erwiderte Sancho, „wenn's auf dieser Wiese an den Kräutern fehlte, wovon Euer Gnaden sagen, daß Ihr sie kennt und daß solche unglückliche fahrende Ritter, wie Euer Gestrengen, in dergleichen Fällen ihrem Mangel damit abzuhelfen pflegen."

„Bei alle dem," versetzte Don Quijote, „wären mir doch jetzt ein Schnittchen Brot oder ein Kuchen und ein paar Sardellen lieber als alle Kräuter, welche Dioskorides beschreibt und der Doktor Laguna, der ihn kommentiert hat. Besteige indes nur dein Tier, mein guter Sancho, und folge mir nach; denn Gott, der für alles sorgt, wird auch uns nicht verlassen, zumal wir jetzt in seinem Dienste stehen; denn er verläßt ja weder die Mücken in der Luft noch die Würmchen auf der Erde und die Fröschlein in den Sümpfen, und er ist ja so barmherzig, daß er seine Sonne aufgehen läßt über Guten und Bösen und regnen über Gerechte und Ungerechte."

„Euer Gnaden würden besser zum Pfarrer taugen als zum fahrenden Ritter," sprach Sancho.

„Die fahrenden Ritter konnten sonst alles," erwiderte Don Quijote, „und mußten alles können; und in früheren Zeiten gab es wohl Ritter, die unter freiem Himmel Predigten und Standreden hielten, als hätten sie sich auf der Universität zu Paris den Doktorhut geholt, und daraus folgt, daß die Feder und die Lanze einander nicht stumpf machen."

„Mag's denn so sein, wie Euer Gnaden sagen!" sprach Sancho. „Machen wir uns jetzt auf den Weg, um zu sehen, wo wir diese Nacht unterkommen. Gott gebe nur, daß es irgendwo sei, wo es weder Decken noch Preller noch Gespenster noch verzauberte Mohren giebt; sonst hol' der Teufel den ganzen Rummel!"

„Bitte Gott darum, mein Sohn!" sprach Don Quijote, „und führe mich wohin du willst; denn diesmal will ich dir die Wahl des Nachtlagers überlassen. Gieb aber einmal die Hand her und fühle mit dem Finger ordentlich zu, wie viel Vorder- und Backenzähne ich auf dieser Seite aus der obern Kinnlade verloren habe; denn dort fühle ich die Schmerzen."

Sancho steckte den Finger hinein und fragte, indem er ihn bedächtig befühlte: „Wie viel Backenzähne habt Ihr sonst auf dieser Seite gehabt?"

„Vier," antwortete Don Quijote, „mit Ausnahme des Weisheitszahns alle ganz und gesund."

„Besinnt Euch wohl, was Ihr sagt," sprach Sancho.

„Ich sage dir: vier oder gar fünf," antwortete Don Quijote; „denn in meinem Leben habe ich mir noch keinen Zahn ausreißen lassen, und es ist mir auch nie einer angefault oder von Flüssen verdorben."

„Hier unten," sagte Sancho, „sind nicht mehr Backenzähne, als zwei und ein halber, und oben sitzt weder ein ganzer noch ein halber, sondern alles ist so glatt wie meine Hand."

„O ich Unglücklicher!" seufzte Don Quijote, als Sancho ihm diese traurige Nachricht verkündete. „Lieber hätte man mir einen Arm, nur nicht den Schwertarm, vom Leibe hauen mögen; denn ich muß dir sagen, Sancho, ein Mund ohne Zähne ist wie eine Mühle ohne Mühlstein, und ein Zahn ist viel kostbarer als ein Diamant; aber wir, die wir dem strengen Orden der Ritterschaft angehören, müssen uns derartigen Unfällen unterwerfen. Steig' auf, mein Freund, und reite voran, ich folge dir wohin du willst."

Sancho that es und zog nach der Gegend hin, wo er ein Unterkommen zu finden hoffte, ohne jedoch von der Landstraße abzuweichen, welche dort ziemlich besucht war. Während sie langsam dahinzogen — da die Zahnschmerzen Don Quijote keine Ruhe ließen und ihn verhinderten schnell zu reiten — suchte Sancho ihn mit Gesprächen zu unterhalten und aufzuheitern, worüber im folgenden Kapitel berichtet wird.

Neunzehntes Kapitel.

Von der weisen Unterredung zwischen Sancho und seinem Herrn, und dem Abenteuer mit der Leiche, nebst andern merkwürdigen Begebenheiten.

„Ich glaube, lieber Herr," sprach Sancho, „alles Unglück, das uns in diesen Tagen betroffen hat, ist nichts anderes, als eine Strafe für die Sünde, die Euer Gnaden

gegen den Orden der Ritterschaft begangen haben, denn Ihr habt Euren Schwur nicht gehalten, kein Brot am Tische zu essen, mit der Königin nicht Kurzweil zu treiben und was dergleichen mehr ist, das Euer Gnaden geschworen haben zu erfüllen, bis Ihr den Helm des Mandrills, oder wie der Mohrenkerl sonst heißen mag, erobert hättet."

„Du hast nicht unrecht, Sancho," erwiderte Don Quijote; „aber ich muß dir gestehen, daß es mir ganz entfallen war. Und übrigens kannst du dich darauf verlassen, daß du selbst aus keiner andern Ursache geprellt worden bist, als weil du mich nicht zu rechter Zeit daran erinnert hast. Ich will es aber schon wieder gut machen, denn im Orden der Ritterschaft giebt es Mittel, sich für alles abzufinden."

„Hab' ich denn etwa auch was mit beschworen?" fragte Sancho.

„Es hilft dir nichts, daß du nicht geschworen hast," versetzte Don Quijote; „genug, ich bürge dir nicht dafür, daß du nicht mit haften mußt, und dem mag nun sein wie ihm will: es kann nicht schaden, wenn wir unsere Maßregeln treffen."

„Wenn dem so ist," sprach Sancho, „so sehen Euer Gnaden nur zu, daß Ihr diese nicht ebenso wieder vergeßt, wie Euern Eid; sonst könnt' es den Poltergeistern leicht einfallen, sich noch einmal mit mir einen Spaß zu machen, und mit Euer Gnaden ebenfalls, wenn sie sehen, daß Ihr so verstockt seid."

Unter diesen und andern Gesprächen überfiel sie die Nacht mitten auf dem Wege, ehe sie einen Ort wußten oder fanden, wo sie übernachten konnten; und die Unbehaglichkeit ihrer Lage ward noch dadurch vermehrt, daß sie vor Hunger fast umkamen, da ihnen mit dem Verluste des Quersacks zugleich ihr ganzer Mundvorrat ausgegangen war; ja, um ihr Unglück vollkommen zu machen, mußte ihnen auch noch ein Abenteuer begegnen, das man wohl ohne zu schwärmen für ein wirkliches Abenteuer halten konnte. Die Nacht war näm-

lich sehr dunkel geworden; sie ritten jedoch immer weiter, weil Sancho meinte, an einer großen Heerstraße müßte man doch wohl auf einer Strecke von einigen Meilen irgendwo ein Wirtshaus antreffen. Als sie nun so in der Dunkelheit einherzogen, der Schildknappe hungrig und sein Herr nicht minder eßlustig, wurden sie gewahr, daß ihnen auf demselben Wege eine Menge Lichter entgegenkamen, die sich ganz wie wandelnde Sterne ausnahmen. Sancho überlief bei ihrem Anblick ein kalter Schauer, und seinem Herrn war dabei ebenfalls nicht ganz wohl zu Mute; der eine zog seinem Esel die Halfter, der andere seinem Pferde die Zügel an; beide hielten still, um aufmerksam zu beobachten, was das Ding zu bedeuten hätte, und sie bemerkten, daß die Lichter immer näher kamen, und je mehr sie sich näherten, immer größer zu werden schienen. Sancho zitterte bei diesem Anblick, als ob er Quecksilber im Leibe hätte, und seinem Herrn stiegen unter dem Helme die Haare zu Berge. Dieser ermannte sich jedoch wieder und sagte zu seinem Knappen: „Ohne Zweifel, Sancho, steht uns jetzt das größte und gefährlichste Abenteuer bevor, bei dem ich alle meine Kraft und Tapferkeit aufbieten muß."

„O ich Unglücksvogel!" rief Sancho, „wenn's wieder ein Gespensterabenteuer giebt, wie es den Anschein hat, woher soll ich Schultern nehmen, um es zu ertragen?"

„Wären der Gespenster auch noch so viele," versetzte Don Quijote, „so würde ich nicht zulassen, daß sie dir einen Faden am Rocke versehrten; denn obgleich sie schon einmal ihre Possen mit dir getrieben, so geschah es doch nur, weil ich nicht über die Hofmauer hinüber konnte; jetzt aber sind wir im freien Felde, wo ich mein Schwert handhaben kann wie ich will."

„Wenn sie Euch aber wieder behexen und bezaubern, wie damals, was hilft's dann, ob wir im freien Felde stehen oder nicht?"

„Sei trotz alledem nur gutes Muts, ich bitte dich,

Sancho," erwiderte Don Quijote; „die Erfahrung wird dir zeigen, wie sehr ich es bin."

„Gut, so will ich's denn sein, wenn's Gottes Wille ist." sprach Sancho.

Hierauf begaben sie sich beide ein wenig seitwärts aus dem Wege und beobachteten aufmerksam, welche Bewandtnis es mit den wandelnden Lichtern hätte; und bald entdeckten sie eine Menge weißgekleideter Gestalten, deren schauerlicher Anblick den Sancho Panza dermaßen aus der Fassung brachte, daß ihm die Zähne klapperten, als hätte er das viertägige Fieber; und sein Herzklopfen und Zähneklappern wurde noch stärker, als sie entdeckten, was die Erscheinung zu bedeuten hatte; denn nunmehr gewahrten sie ungefähr zwanzig Personen zu Pferde, alle in weißen Talaren, mit brennenden Wachsfackeln in den Händen, welchen eine schwarzbehangene Sänfte folgte, und hinter derselben sechs Reiter in langen Trauermänteln, die bis über die Füße ihrer Maultiere herabhingen; denn daß es keine Pferde waren, auf denen sie ritten, das konnte man an ihrem gemächlichen Gange gleich merken. Die weißgekleideten Männer murmelten in dumpfem, traurigem Tone irgend einen Trauergesang. Diese seltsame Erscheinung zu einer solchen Stunde und in einer so einsamen Gegend war hinreichend, um nicht nur den Sancho, sondern selbst seinem Herrn Furcht einzujagen. Dem ersteren entsank auch wirklich aller Mut; bei seinem Herrn aber erfolgte das Gegenteil, da seine Phantasie ihm augenblicklich ein Abenteuer im Geschmack seiner Bücher vorgaukelte. Er bildete sich nämlich ein, die Sänfte sei eine Bahre, auf welcher ein erschlagener, oder ein schwerverwundeter Ritter gebracht würde, und ihm allein sei die Ehre vorbehalten, ihn zu rächen. Er legte daher ohne ein Wort zu sagen seine Lanze ein, setzte sich im Sattel zurecht und stellte sich mit Anstand und stolzer Würde mitten in den Weg, welchen die Leute in den weißen Hemden ziehen mußten. Als diese ihm nahe genug waren, erhob er die

Stimme und rief: „Haltet an, ihr Ritter, wes Standes ihr auch sein mögt, und gebt mir Rechenschaft wer ihr seid, woher ihr kommt, wohin ihr zieht, und wer der ist, den ihr auf jener Bahre habt; denn wie es scheint, habt ihr entweder ein Unrecht begangen, oder man hat euch eine Unbill zugefügt; und dieses muß ich notwendig wissen, damit ich euch entweder für eure Unthat züchtigen, oder euch wegen des erlittenen Unrechts rächen kann."

„Wir haben Eile," antwortete einer von den Weißröcken; „denn es ist noch weit bis zur Herberge, wir können uns daher nicht aufhalten, um Euch so lange Rede zu stehen, wie Ihr begehrt." Damit gab er seinem Maultiere die Sporen und wollte weiter reiten. Don Quijote, dem diese kurze Antwort sehr mißfiel, griff ihm aber in die Zügel und sagte: „Haltet an, seid höflicher und gebt mir Bescheid auf alles, was ich euch gefragt habe; wenn nicht, so seid ihr sämtlich mit mir in offener Fehde." Das Maultier war scheu, und als ihm in die Zügel gegriffen ward, bäumte es sich und schlug mit seinem Reiter über. Einer von den Knechten zu Fuß, der den Reiter fallen sah, fing an auf Don Quijote zu schimpfen, und dieser, der ohnehin schon aufgebracht war, legte, ohne länger zu warten, seine Lanze ein, rannte damit gegen einen von den Schwarzverhüllten und hob ihn schwer verwundet aus dem Sattel. Hierauf machte er sich über die andern her, und es war eine Lust anzusehen, mit welcher Geschwindigkeit er sie auseinander sprengte; denn Rosinante flog so leicht und stolz einher, als ob er im Augenblicke Flügel bekommen hätte. Die Verschleierten waren lauter unbewaffnetes, furchtsames Volk, das sich ohne Widerstand in die Flucht jagen ließ und mit seinen brennenden Fackeln über das Feld davonrannte, wie Masken in einer Faschingsnacht. Auch die Trauerleute, die sich in ihre langen Mäntel und Trauerkleider gewickelt und verwickelt hatten, konnten sich nicht von der Stelle rühren, und mußten sich von Don Quijote nach Herzenslust durchprügeln lassen;

denn sie meinten alle, er sei kein Mensch, sondern der leibhaftige Teufel, der ihnen die Leiche abjagen wollte, die sie in der Sänfte bei sich hatten. Sancho sah dem zu, ganz erstaunt über die Kühnheit seines Herrn und dachte bei sich selbst: Mein Herr muß doch wohl wirklich so tapfer und mutig sein, als er behauptet. Von ungefähr lag neben dem Reiter, der zuerst von seinem Maultier gestürzt war, eine brennende Fackel, bei deren Schein Don Quijote ihn gewahrte und sich ihm näherte. Er hielt ihm die Spitze seiner Lanze auf die Brust und forderte ihn auf, sich zu ergeben, wenn er nicht des Todes sein wollte.

„Ich habe mich bereits ergeben," sagte der Gefallene, „denn ich kann mich nicht rühren, da ich ein Bein gebrochen habe. Ich bitte Euer Gnaden, wofern Ihr ein Christ seid, mich nicht zu töten, Ihr würdet Euch sonst gröblich an der Kirche versündigen, denn ich bin Licentiat und habe schon die ersten Weihen empfangen."

„Welcher Teufel hat Euch denn hierher geführt, wenn Ihr ein Geistlicher seid?" fragte Don Quijote.

„Wer anders als mein Unstern!" sagte der Gefallene.

„Hütet Euch vor einem noch größeren," versetzte Don Quijote, „der Euch unfehlbar heimsuchen wird, wenn Ihr mir nicht über alles Auskunft gebt, was ich Euch vorhin gefragt habe."

„Damit kann ich Euer Gnaden leicht dienen," antwortete der Geistliche. „Wißt denn, obwohl ich mich vorhin einen Licentiaten nannte, so bin ich doch nur Baccalaureus; ich heiße Alonzo Lopez, bin gebürtig aus Alcovendas und komme von Baeza mit noch elf andern Geistlichen, denselben, die mit ihren Fackeln die Flucht genommen haben. Wir wollten nach Segovia, um die Leiche eines Edelmannes in jener Sänfte dahin zu begleiten, der in Baeza gestorben ist und dessen Gebeine wir nach seinem Familienbegräbnis in Segovia, woher er gebürtig ist, bringen wollten."

„Wer hat ihn denn ums Leben gebracht?" fragte Don Quijote.

„Gott, vermittelst eines bösartigen Fiebers, womit er angesteckt ward," erwiderte der Baccalaureus.

„Wenn dem so ist," sprach Don Quijote, „hat unser Herrgott mich der Mühe überhoben, die ich mir sonst hätte geben müssen, seinen Tod zu rächen, wenn ein anderer ihn erschlagen hätte. Da er aber von einer solchen Hand den Tod empfangen hat, so müssen wir die Achseln zucken und schweigen; denn dasselbe müßte ich thun, wenn er mir selbst das Leben nähme. Uebrigens thue ich Euer Ehrwürden zu wissen, daß ich ein Ritter aus der Mancha bin, Don Quijote geheißen, und daß es meine Pflicht und mein Beruf ist, in der Welt umherzuziehen, das Krumme gerade zu machen und Not und Plagen abzuhelfen."

„Ich weiß nicht, wie Ihr es mit dem Gerademachen und mit dem Abhelfen der Plagen haltet," versetzte der Baccalaureus; „mich habt Ihr aber wenigstens aus einem geraden Menschen zum Krüppel gemacht, indem Ihr mir zu einem gebrochenen Bein verholfen habt, das wohl in meinem Leben nicht wieder gerade werden dürfte; und statt mich von einer Plage zu befreien, habt Ihr mir eine über den Hals gebracht, die mich mein Lebenlang plagen wird; und nie konnte mir ein schlimmeres Abenteuer begegnen, als daß ich Euch auf Eurem Streifzuge auf Abenteuer begegnen mußte."

„Nicht alle Dinge geraten immer gleich gut," erwiderte Don Quijote. „Es war ein Unglück für Euch, Herr Baccalaureus Alonzo Lopez, daß ihr so bei Nacht und Nebel in euern langen Gewändern mit brennenden Fackeln, in Trauerkleidern und mit solchem Gemurmel daherkamt, daß man euch für Unholde und böse Wesen aus der andern Welt halten mußte; und darum konnte ich nicht umhin, meiner Pflicht gemäß mit euch anzubinden; und ich würde euch angegriffen haben, wenn ich auch gewiß gewußt hätte, daß ihr leibhaftige Teufel aus der Hölle wärt, wofür ich euch diese ganze Zeit gehalten habe."

„Da es denn mein Unglück so gewollt hat," sagte der

Baccalaureus, „so bitte ich Euch, Herr fahrender Ritter, bei dem ich so übel gefahren bin, helft mir unter diesem Maultier hervor, das mir das Bein zwischen dem Sattel und Steigbügel eingeklemmt hat."

„Wir hätten bis morgen schwatzen können," sprach Don Quijote. „Warum habt Ihr mir nicht längst gesagt, was Euch fehlt?"

Er rief hierauf seinen Sancho Panza; doch diesem beliebte es nicht sogleich zu kommen, da er eben damit beschäftigt war, einen Packesel zu plündern, den die geistlichen Herren mit sich führten, und der mit Mundvorrat reichlich beladen war. Er machte seinen Ueberrock zum Sack, pfropfte soviel hinein, als er halten konnte, und lud ihn auf seinen Esel. Hierauf folgte er dem Rufe seines Herrn, half dem Baccalaureus unter dem Maultier hervor und in den Sattel und reichte ihm seine Fackel. Don Quijote ersuchte ihn, seinen fliehenden Mitbrüdern nachzureiten und sie in seinem Namen um Verzeihung zu bitten, da es ihm unmöglich gewesen, anders zu handeln. Und Sancho setzte hinzu: „Wenn die Herren vielleicht wissen wollen, wer der Held war, der sie so empfing, so sage Euer Hochwürden ihnen nur, es war der berühmte Don Quijote von der Mancha, oder mit einem andern Namen: der Ritter von der traurigen Gestalt."

Während der Baccalaureus abzog, fragte Don Quijote seinen Knappen, was ihn bewogen hätte, ihn, was er noch nie gethan, den „Ritter von der traurigen Gestalt" zu nennen.

„Das will ich Euch sagen," sprach Sancho. „Ich habe Euch eine Zeitlang bei dem Schein der Fackel betrachtet, die diesem Unglücklichen gehörte, und wahrlich, Ihr habt seit kurzem die traurigste Gestalt, die ich in meinem Leben gesehen habe; und das muß entweder von Eurer Anstrengung in diesem Kampfe, oder von dem Verlust Eurer Vorder- und Backenzähne herrühren."

„Nein, das ist es nicht," erwiderte Don Quijote; „sondern der Weise, welchem die Aufzeichnung meiner Thaten obliegt, wird es wohl für zweckmäßig erachtet haben, daß ich mir noch einen Beinamen wähle, wie alle Ritter der Vorzeit zu thun pflegten. Der eine hieß der Ritter vom flammenden Schwert; der andere der vom Einhorn; dieser der Ritter von den Jungfrauen; jener der vom Vogel Phönix; ein anderer der Ritter vom Greifen und wieder ein anderer der Ritter vom Tode; und unter diesen Beinamen und Sinnbildern waren sie in der ganzen Welt bekannt. Und ebenso, sage ich, hat der erwähnte Weise auch dir es jetzt ins Herz und in den Mund gelegt, daß du mich den „Ritter von der traurigen Gestalt" nennen solltest, wie ich mich von diesem Tage an ebenfalls nennen werde; und damit dieser Name sich um so besser für mich eigne, bin ich willens, mir bei erster Gelegenheit eine wahre Trauergestalt auf den Schild malen zu lassen."

„Es ist überflüssig, für das Abmalen einer solchen Gestalt Zeit und Geld wegzuwerfen," sagte Sancho; „Ihr braucht nur Euer Visier aufzuheben und Euch den Leuten von Angesicht zu zeigen, so wird Euch sofort jeder ohne weitere Umstände und ohne Schild und Bild den „Ritter von der traurigen Gestalt" nennen. Glaubt mir nur, ich sage Euch die Wahrheit; denn ich kann Euch versichern, wenn Ihr's mir nicht übelnehmt, daß der Hunger und die Zahnlücken Euch dermaßen entstellen, daß Ihr kein Trauerbild nötig habt."

Don Quijote lächelte über den Scherz seines Knappen, blieb aber zugleich bei seinem Vorsatze, den besagten Beinamen anzunehmen und, sobald er Gelegenheit hätte, seinen Schild oder seine Tartsche nach seinem Sinn bemalen zu lassen.

„Ich muß befürchten, Sancho," sagte er hierauf, „daß man mich in den Bann thun wird, weil ich meine Hände gewaltsamerweise an geweihte Dinge gelegt habe, juxta

illud: Si quis suadente diabolo etc.; obwohl ich auch wohl weiß, daß ich nicht die Hand, sondern nur diese Lanze an sie gelegt habe, und daß ich überdies nicht einmal glaubte, daß ich es mit Geistlichen und mit Kirchensachen zu thun hätte, die ich als ein guter katholischer Christ in allen Ehren und Würden halte, sondern mit Gespenstern und Nachtgeistern; doch gesetzt, dieses wäre auch der Fall, so habe ich die Geschichte mit dem Cid Ruy Diaz nicht vergessen, als er nämlich in Gegenwart des Papstes einem königlichen Gesandten den Sessel zerschlug und der Papst ihn dafür in den Bann that. Der brave Rodrigo von Vivar zog sich aber wie ein Ehrenmann und tapferer Ritter aus dem Handel."

Inzwischen war der Baccalaureus ohne weiteren Wortwechsel davongeritten. Don Quijote hätte gern zugesehen, ob sich in der Sänfte wirklich eine Leiche befinde oder nicht; aber Sancho wollte es nicht zugeben, sondern sagte: „Euer Gnaden haben dieses gefährliche Abenteuer von allen, die ich mit angesehen, am glücklichsten bestanden. Diese Leute, die jetzt zwar überwunden und zerstreut sind, könnten aber leicht inne werden, daß ein einziger Mann sie auseinandergejagt hat, und wenn sie dann vor Scham und Verdruß umkehrten, um uns aufzusuchen und sich zu rächen, könnten sie uns nachträglich eine derbe Lektion erteilen. Mein Schimmel ist mit allem versehen; der Wald ist nahe, an Hunger kein Mangel, was können wir besseres thun, als mit behenden Schritten abziehen, und uns an das Sprichwort halten: Laßt den Toten begraben, und die Lebendigen sich laben!" Damit trieb er seinen Esel vor sich her und bat seinen Herrn ihm zu folgen, der dann auch, da ihm Sancho Recht zu haben schien, ohne Widerrede nachritt. Als sie eine kleine Strecke zwischen zwei Hügeln hingezogen waren, kamen sie in ein weites, einsames Thal, wo sie abstiegen. Sancho lud seinen Esel ab und sie nahmen, im frischen Grase gelagert, ihr vom Hunger gewürztes Frühstück, Mittagsmahl, Abendbrot und Nachtessen auf einmal ein, und füllten

ihren Magen mit manchem Leckerbissen, den die geistlichen Leichenbegleiter, die sich in der Regel gut versorgen, auf ihrem Kücheneſel mitgebracht hatten. Doch jetzt drückte sie ein neues Ungemach, welches Sancho für das Schlimmste von allen hielt. Sie hatten nämlich keinen Wein, ja nicht einmal Wasser, um ihre Lippen zu benetzen. Vom Durste geplagt und das grüne, üppige Gras betrachtend, womit die Wiese bedeckt war, sagte Sancho zu seinem Herrn — was im folgenden Kapitel erzählt wird.

Zwanzigstes Kapitel.

Das niegesehene, unerhörte Abenteuer, das der tapfere Ritter Don Quijote von der Mancha mit weit weniger Gefahr bestand, als je ein berühmter Ritter in der Welt.

„Es kann nicht fehlen, lieber Herr," sprach Sancho, „und man sieht's an diesem Grase, daß irgendwo hier in der Nähe ein Bach oder eine Quelle ist, welche diesen Kräutern Nahrung giebt, und wir thun am besten, wenn wir ein wenig weitergehen; denn wir finden gewiß etwas, um diesen entsetzlichen Durst zu stillen, der wahrlich noch viel ärger quält, als der Hunger."

Don Quijote gefiel dieser Rat; er nahm Rosinante am Zügel, Sancho seinen Esel am Halsterriemen, nachdem er ihn mit den Ueberbleibseln des Abendessens bepackt hatte, und so zogen sie tappend weiter in das Thal hinein, denn es war schon so finster geworden, daß sie die Hand vor den Augen nicht mehr sehen konnten. Aber sie waren noch keine zweihundert Schritte weit gekommen, als sie ein starkes Rauschen hörten, gleich dem Brausen eines von hohen Felsen herabstürzenden Wasserfalles. Dieses Geräusch war ihnen sehr erfreulich; allein als sie aufmerksam horchten, von welcher Seite es käme, hörten sie bald ein anderes Getöse, welches ihre Freude über das nahe Gewässer wieder zu Wasser machte, besonders dem Sancho, der von Haus aus sehr furchtsam und kleinmütig war. Sie hörten nämlich

gewisse taktmäßige Schläge, begleitet von einem Geraſſel von Eisen und Ketten, welches, mit dem lautbrausenden Sturze des Wasserfalls vereint, jedes Herz mit Furcht erfüllen mußte, das nicht einem Don Quijote gehörte. Die Nacht war, wie gesagt, sehr finster, und sie gerieten zwischen eine Gruppe hoher Bäume, deren Laub die Winde leise und schauerlich durchrauschten, so daß die Einsamkeit der Gegend, die Finsternis der Nacht und das Brausen des Wassers, vermischt mit dem Gelispel der Blätter, beiden Grausen und Schrecken einflößen mußten; zumal da die Schläge nicht aufhörten, der Wind sich nicht legte, und der Morgen nicht grauen wollte, und sie überdies nicht wußten, wo sie waren.

Aber Don Quijote, den sein unerschrockener Mut nicht verließ, schwang sich auf seinen Rosinante, ergriff seinen Schild, legte die Lanze ein und sagte: „Wisse, Freund Sancho, daß mich der Himmel in diesem eisernen Zeitalter zu dem Ende geboren werden ließ, damit ich das sogenannte goldene oder vergoldete wieder erwecke. Ich bin der, dem große Gefahren, rühmliche Unternehmungen und tapfere Thaten vorbehalten sind; ich bin der, sage ich noch einmal, in welchem die Ritter der Tafelrunde, die zwölf Pairs von Frankreich und die neun Helden des Ruhms wieder aufleben, und welcher die Platire, die Tablante, die Olivante und Tirante, die Phöbus und Belianis und die ganze Schar der berühmtesten fahrenden Ritter der Vorzeit in Vergessenheit bringen wird, indem ich in diesen Tagen solche Wunder der Tapferkeit verrichte, daß die herrlichsten ihrer Thaten dadurch verdunkelt werden. Du bemerkst wohl, mein treuer, unverdrossener Waffenträger, die Finsternis dieser Nacht, ihre feierliche Stille, das unheimliche Lispeln der Blätter, das schauerliche Brausen der Wasser, welchen wir nachspüren und welche sich von den höchsten Bergen des Monds herabzustürzen scheinen, und dieses laute, unaufhörliche Geprassel und Geklirr, das unsere Ohren betäubt, welches alles, einzeln und zusammen, wohl sogar in der Brust des Mars

Grausen und Entsetzen erregen könnte, wie vielmehr in der Brust dessen, der an solche Begebenheiten und Abenteuer nicht gewöhnt ist? Aber dies alles, was ich dir jetzt geschildert habe, weckt und erhöht nur meinen Mut, so daß mir bereits das Herz in der Brust schwillt vor Begierde dieses Abenteuer zu bestehen, es sei so fürchterlich wie es wolle. Ziehe daher Rosinante den Gurt fester und gehabe dich wohl. Warte hier auf mich drei Tage, aber nicht länger, und wenn ich bis dahin nicht wieder hier bin, so kannst du in unser Dorf zurückkehren; und willst du aus Freundschaft noch ein gutes Werk an mir thun, so gehe von dort nach Toboso und sage meiner unvergleichlichen Gebieterin Dulcinea, ihr treu ergebener Ritter sei beim Vollbringen von Thaten umgekommen, welche ihn würdig machten, sich den Ihren zu nennen."

Als Sancho seinen Herrn so sprechen hörte, fing er an bitterlich zu weinen und gab ihm zur Antwort: „Herr, ich weiß nicht, warum Ihr Euch an dies fürchterliche Abenteuer wagen wollt. Es ist jetzt Nacht; kein Mensch sieht uns, und wir können ja ganz gut einen andern Weg einschlagen und so der Gefahr ausweichen, wenn wir auch in drei Tagen nichts zu trinken bekommen sollten; und da uns niemand sieht, wird uns auch niemand Feigheit vorwerfen. Ueberdies hab' ich unsern Pfarrer, den Ihr wohl kennt, oft predigen hören: Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um; und darum ist's nicht gut, Gott zu versuchen und solch ein verwegenes Wagnis zu unternehmen, aus dem man nicht ohne ein Wunder wieder davon kommt; und es ist genug an denen, die der Himmel an Euer Gnaden schon gethan hat, indem er Euch nicht hat prellen lassen, wie mich, und indem Ihr von den vielen Feinden, die den Verstorbenen begleiteten, als Sieger frank und frei weggekommen seid. Und wenn das alles Euer hartes Herz nicht bewegt und erweicht, so laßt Euch wenigstens durch den Gedanken erweichen, daß ich — und Ihr werdet mir gewiß glauben — sobald Ihr nur

den Rücken wendet, vor Angst meine Seele dem ersten besten zu eigen geben werde, der sie zuerst verlangt. Ich habe meine Heimat und Weib und Kind verlassen und bin bei Euch in Dienst getreten, weil ich glaubte mich zu verbessern und nicht zu verschlimmern; aber die Habsucht zerreißt den Sockel und mir hat sie alle meine Hoffnungen zerrissen; denn gerade da ich mich so recht auf die verwünschte Unglücksinsel freue, die Ihr mir so oft versprochen habt, wollt Ihr mich nun zum Lohne und zur Entschädigung dafür hier an einem Ort verlassen, wohin noch kein menschlicher Fuß gekommen ist. Bei dem alleinigen Gotte, Herr, beschwöre ich Euch: thut mir solches Herzeleid nicht an, und wenn Ihr doch durchaus von dieser Heldenthat nicht abstehen wollt, so wartet wenigstens bis morgen früh; denn nach allem zu urteilen, was ich als Schäfer gelernt habe, kann es bis zum Tagesgrauen keine drei Stunden mehr sein; denn das Maul des kleinen Bären steht uns über dem Kopfe, während es in der Linie des linken Arms Mitternacht bedeutet."

„Wie kannst du sehen, Sancho," fragte Don Quijote, „wo sich diese Linie oder das Maul oder der Hinterkopf des kleinen Bären befindet, da es so finster ist, daß man keinen Stern am Himmel sehen kann?"

„Das ist wohl wahr," sprach Sancho; „aber die Angst hat Luchsaugen, und sieht wohl die Dinge unter der Erde, wie viel mehr die oben am Himmel? Und außerdem läßt sich wohl ausrechnen, daß es bis zum Anbruch des Tages nicht mehr weit sein kann."

„Weit oder nicht weit," erwiderte Don Quijote; „genug, man soll mir weder jetzt noch künftig nachsagen, daß ich mich jemals durch Bitten und Thränen verleiten ließ, von der ritterlichen Sitte abzuweichen. Darum bitte ich dich, Sancho, zu schweigen; denn Gott, der es mir ins Herz gab, dieses unerhörte und furchtbare Abenteuer zu bestehen, wird auch für meine Sicherheit sorgen und dich in deiner Betrübnis trösten. Dir bleibt weiter nichts zu thun übrig, als Rosi-

nante den Sattelgurt recht fest zu schnallen und hier zu bleiben; bald werde ich lebendig oder tot wieder bei dir sein."

Als Sancho seinen Herrn so entschlossen sah und bemerkte, daß alle seine Vorstellungen, Thränen und Bitten nichts fruchteten, beschloß er sich einer List zu bedienen, um ihn womöglich bis zum Tagesanbruch zurückzuhalten. Während er daher Rosinante die Gurtriemen fester schnallte, band er ihm still und unbemerkt mit dem Halfterriemen des Esels die beiden Vorderfüße zusammen, so daß Don Quijote, als er fortreiten wollte, nicht von der Stelle kommen konnte, weil Rosinante nicht imstande war, sich anders als in kleinen Sprüngen zu bewegen. Als Sancho sah, daß ihm seine List so schön gelungen, sprach er: „Da seht Ihr's nun, Herr! Der Himmel hat sich durch meine Thränen und Bitten bewegen lassen, und hat's so gefügt, daß Rosinante sich nicht rühren kann, und wenn Ihr starrsinnig sein und ihn mit Sporen und Schlägen antreiben wollt, so reizt Ihr nur Euern Unstern, und leckt, wie man sagt, wider den Stachel."

Don Quijote war in Verzweiflung; allein je mehr er seinen Gaul spornte, desto weniger konnte er ihn von der Stelle bringen, und da er nicht entfernt an die Fesseln dachte, hielt er es für das Beste, sich zufrieden zu geben und zu warten bis es entweder Tag würde oder bis Rosinante sich rührte, weil er sich von dem Streiche, den ihm Sancho gespielt hatte, nichts träumen ließ. Er sagte daher zu ihm: „Da es nun einmal so ist, Sancho, daß Rosinante sich nicht rühren kann, so will ich mich gedulden, bis die Morgenröte lächelt, obwohl ich die Verzögerung ihrer Ankunft schier beweinen möchte."

„Ihr habt nicht nötig zu weinen," sprach Sancho; „ich will Euch, bis es Tag wird, mit Geschichten unterhalten, wenn Ihr nicht lieber absteigen und Euch nach der Weise der fahrenden Ritter ein wenig im grünen Grase schlafen legen wollt, damit Ihr recht gestärkt seid, wenn der Tag und die

Stunde kommt, wo Ihr dies unvergleichliche Abenteuer, auf das Ihr wartet, bestehen sollt."

„Was sprichst du von Absteigen und Schlafen?" fragte Don Quijote. „Bin ich etwa einer von den Rittern, die an Ruhe denken, wenn Gefahren sie erwarten? Schlafe du, der du zum Schlafen geboren bist, oder thue sonst was du willst; ich werde thun, was mir in meiner Lage am passendsten scheint."

„Werdet nicht böse, gnädiger Herr," versetzte Sancho; „denn so habe ich's nicht gemeint." Er näherte sich hierauf seinem Herrn und legte die eine Hand auf den Sattelknopf und die andere auf den hintern Bausch, so daß er den linken Schenkel seines Herrn umfaßt hielt, ohne es zu wagen, sich nur einen Finger breit von ihm zu entfernen, so groß war seine Furcht vor den Schlägen, die sich noch immer taktmäßig hören ließen.

Don Quijote forderte ihn auf, seinem Versprechen gemäß eine Geschichte zu erzählen, und Sancho erwiderte, er thäte es sehr gern, wenn die Furcht vor dem, was er hörte, ihm nicht die Zunge fesselte. „Dessenungeachtet," fuhr er fort, „will ich dennoch versuchen, eine Geschichte zu erzählen, die, wenn ich damit fertig werden kann und Ihr mich nicht stört, die schönste von allen ist. Also geben Euer Gnaden mal acht, denn jetzt fange ich an: Es war einmal so wie es war; das Gute was kommt, sei für einen jeden, und das Böse für den, der sich's sucht ... Und merkt es Euch, gestrenger Herr, daß es den Alten gleichviel war, wie sie ihre Geschichten anfingen, und es giebt einen Spruch des alten Römers Cato Zongorinus und der heißt: das Böse ist für den, der sich's sucht, und das paßt hier wie der Ring an den Finger; nämlich daß Euer Gnaden sich ruhig verhalten sollen, und daß Ihr nirgends hingehen sollt, um Euch was Böses zu holen, sondern wir sollen einen andern Weg einschlagen, weil uns niemand zwingt, diesem Wege zu folgen, der uns soviel Angst macht."

„Folge du nur dem Laufe deiner Geschichte, Sancho," sprach Don Quijote, „und laß mich dafür sorgen, welchen Weg wir gehen."

„Nun, so war denn mal," fuhr Sancho fort, „in einem Dorf in Estremadura ein Ziegenhirt, ich meine ein Hirt, der Ziegen hütet, und dieser Hirt oder Ziegenhirt, hieß Lope Ruiz, wie meine Geschichte sagt, und dieser Lope Ruiz war verliebt in eine Schäferin, die hieß Torralva, und diese Torralva war die Tochter eines reichen Viehhändlers, und dieser reiche Viehhändler . . ."

„Wenn du so fortfährst, Sancho," sagte Don Quijote, „und alles zweimal wiederholst, so wirst du in zwei Tagen nicht fertig. Erzähle ordentlich und wie ein vernünftiger Mensch, oder erzähle lieber gar nicht."

„So wie ich erzähle," versetzte Sancho, „erzählt man bei mir zu Hause alle Geschichten, und ich kann es daher auch nicht anders; und Euer Gnaden können von mir nicht verlangen, daß ich einen neuen Brauch einführe."

„Nun, so erzähle wie du willst," sprach Don Quijote; „und da nun einmal mein Schicksal will, daß ich dich anhören soll, so fahre fort."

„Also, mein lieber Herzensherr," hub Sancho wieder an, „wie ich schon gesagt habe, dieser Hirt war verliebt in die Schäferin Torralva, ein rüstiges, handfestes Mädel, das ein bißchen männlich aussah, weil sie ein kleines Schnurrbärtchen hatte; es ist mir, als ob ich sie jetzt vor mir sähe."

„Also hast du sie gekannt?" fragte Don Quijote.

„Gekannt hab' ich sie nicht," versetzte Sancho; „aber derjenige, der mir die Geschichte erzählt hat, sagte mir, sie wäre so gewiß wahr, daß ich darauf schwören könnte, wenn ich sie wiedererzähle, ich hätte alles selbst gesehen. Wie nun so ein Tag vergeht und der andere kommt, und wie der Teufel, der niemals schläft, immer alles verwirrt, so verwandelte er auch die Liebe des Schäfers zu der Schäferin in tödlichen Haß und Widerwillen, und zwar, wie böse Zungen sagen, des-

halb weil das Mädel ihm allerhand kleine Ursachen zur Eifersucht gab, worunter einige wohl über die Gebühr gehen und an das Ungebührliche grenzen mochten; und das ging so weit, daß der Hirt sie von der Zeit an von Herzen haßte, und sich vornahm, die Gegend zu verlassen und so weit zu gehen, daß er sie nie mit seinen Augen wiedersähe. Als die Torralva sich von dem Lope verschmäht sah, liebte sie ihn auf einmal so heftig, wie sie ihn noch nie geliebt hatte."

„Das ist ganz die Art der Weiber," sprach Don Quijote, „den zu verachten, der sie liebt, und den zu lieben, der sie verschmäht. Fahre fort, Sancho."

„Es kam also dahin," fuhr Sancho fort, „daß der Schäfer seinen Vorsatz ausführte. Er trieb seine Ziegen weg, zog über die Felder von Estremadura und wollte nach Portugal gehen. Die Torralva, die es erfuhr, zog ihm nach und folgte ihm von ferne barfuß, mit einem Stabe in der Hand und einem Quersack auf dem Rücken, worin sie, wie die Rede geht, ein Stück von einem Spiegel, einen alten zerbrochenen Kamm und ein Töpfchen Schminke gehabt haben soll; doch mag sie drin gehabt haben, was sie will, ich kann es jetzt nicht näher untersuchen, und will nur soviel sagen, daß der Hirt mit seiner Herde an den Guadiana kam, der eben sehr hoch angeschwollen und fast aus seinen Ufern getreten war; und an der Stelle, wo er ankam, war weder Schiff noch Nachen, noch irgend jemand, der ihn und seine Herde hinüberführen konnte; worüber er sich sehr ärgerte, da er sah, daß die Torralva ihm schon auf den Fersen war, und er vermuten konnte, daß sie ihm mit ihren Bitten und Thränen sehr zusetzen würde. Er suchte aber so lange umher, bis er einen Fischer gewahr wurde, der einen Kahn hatte, der aber so klein war, daß nur ein Mensch und eine Ziege hinein konnten. Nichtsdestoweniger sprach er mit ihm, und ward mit ihm einig, daß er ihn und seine dreihundert Ziegen, die er bei sich hatte, hinüberschaffen sollte. Der Fischer stieg in den Kahn und brachte eine Ziege hin-

über, kam wieder und holte noch eine, und kam noch einmal und setzte wieder eine hinüber. Geben Euer Gnaden nun wohl acht, wieviel Ziegen der Fischer hinüberführt; denn wenn Ihr eine einzige vergeßt, so ist die Geschichte zu Ende, und es ist nicht möglich, ein Wort weiter davon zu erzählen. Ich fahre also fort und erzähle, daß an der andern Seite das Ufer sehr kotig und schlammig war und der Fischer viel Zeit brauchte, um hin und her zu fahren. Er kam indes immer wieder und holte eine Ziege, und noch eine und wieder eine."

„Nimm an, daß er sie alle hinübergeführt hat," sprach Don Quijote, „und fahre nicht jedesmal mit hin und her, sonst bringst du sie in Jahr und Tag nicht hinüber."

„Wie viele Ziegen hat er denn bis jetzt hinüber geführt?" fragte Sancho.

„Was Teufel weiß ich davon?" sagte Don Quijote.

„Da habt Ihr, was ich Euch sagte," sprach Sancho, „daß Ihr richtig zählen solltet; denn bei Gott, jetzt ist die Geschichte aus und ich habe nichts weiter zu erzählen."

„Wie ist das möglich?" sagte Don Quijote. „Kommt es bei deiner Geschichte so wesentlich darauf an, die Zahl der übergeführten Ziegen genau zu wissen, daß du mit der Erzählung nicht weiter fortfahren kannst, sobald man sich nur um eine einzige verzählt?"

„Nein, Herr, es ist mir nicht möglich," antwortete Sancho; „denn so wie ich Euch bat, mir zu sagen wie viel Ziegen hinübergesetzt wären, und Ihr sagtet, Ihr wüßtet es nicht — in demselben Augenblick kam mir alles aus dem Gedächtnis, was ich noch zu sagen hatte; und es war doch meiner Treu eine sehr hübsche und ergötzliche Geschichte."

„So wäre also deine Geschichte wirklich zu Ende?"

„Zu Ende, wie meine selige Mutter," sprach Sancho.

„So versichere ich dich," sagte Don Quijote, „daß du mir eines der seltsamsten Märchen, Geschichtchen, oder Histörchen erzählt hast, die sich in der Welt nur erdenken lassen,

und daß eine solche Art zu erzählen, oder die Erzählung abzubrechen, ganz unerhört ist und unerhört bleiben wird, obwohl ich von deinem Verstande nichts anderes erwarten konnte. Allein es wundert mich nicht, denn das unaufhörliche Getöse hat dir vermutlich den Kopf verrückt."

„Das kann sehr wohl sein," antwortete Sancho. „Ich kann Euch aber sagen, daß mit meiner Geschichte nichts mehr anzufangen ist, weil sie genau da aufhört, wo der Rechnungsfehler beim Uebersetzen der Ziegen anfängt."

„Mag sie in Gottes Namen aufhören, wo sie will," sprach Don Quijote. „Laß sehen, ob Rosinante sich noch immer nicht rühren kann." Er gab ihm aufs neue die Sporen und Rosinante machte wieder seine kurzen Sprünge und blieb dann stehen, so fest war er gebunden. Während dessen geschah es, daß Sancho, entweder wegen der kühlen Morgenluft, oder weil er vielleicht durchschlagende Speisen genossen hatte, oder, was wohl am glaublichsten ist, aus andern natürlichen Ursachen, den Drang fühlte, das zu thun, was kein anderer für ihn thun konnte; allein die Furcht, die sich seines Herzens bemächtigt hatte, war so groß, daß er sich nicht getraute, sich nur einen Zoll breit von seinem Herrn zu entfernen, obgleich er es ebenso unmöglich fand, das aufzuschieben, wozu er einen so heftigen Trieb fühlte. Um sich mit guter Manier aus dem Handel zu ziehen, ließ er mit der rechten Hand den Sattelbausch los und löste mit derselben behende und ohne Geräusch den einzigen Nestel, der ihm die Hosen festhielt, welche ihm dann wie Fußschellen herabfielen. Hierauf hob er, so gut er konnte, sein Hemde in die Höhe, und streckte ein paar stattliche Hinterbacken in die Luft. Nachdem er auf diese Weise, wie ihm dünkte, das Nötigste gethan hatte, um sich aus seiner gewaltigen Bedrängnis und Verlegenheit zu ziehen, geriet er in eine noch größere, da er nicht wußte, wie er sich seines Geschäfts ohne Geräusch und Lärm entledigen sollte. Er biß die Zähne zusammen, zog die Schultern zurück und hielt soviel als mög-

lich den Atem an; allein ungeachtet aller dieser Vorsicht hatte er doch das Unglück, ein wenig laut zu werden, und zwar in einem Tone, der von demjenigen sehr verschieden war, welcher ihn so sehr in Angst setzte. Don Quijote hörte es und fragte: „Was für ein Geräusch war das, Sancho?“

„Ich weiß es nicht, Herr,“ antwortete Sancho; „aber was Neues muß es wohl sein, denn Abenteuer und Unglücksfälle kommen selten allein.“ Er versuchte hierauf sein Glück zum zweitenmal, und diesmal gelang es ihm so gut, daß er ohne weitern Lärm und Geräusch sich seiner Last, die ihm so viel Beschwerde verursacht hatte, entledigte. Da jedoch bei Don Quijote der Geruchssinn nicht weniger fein als das Gehör, und Sancho sich so dicht bei ihm befand, daß gewisse Dünste von ihm fast in senkrechter Linie zu seinem Herrn aufstiegen, so konnte es nicht fehlen, daß einige ihm in die Nase drangen. Don Quijote kam ihr schleunigst zu Hilfe, indem er sie mit dem Zeigefinger und dem Daumen zudrückte und daher in etwas näselndem Tone sagte: „Mir scheint, Sancho, du hast eine gewaltige Angst.“

„Ja wohl,“ antwortete Sancho; „aber woran merken Euer Gnaden das jetzt mehr als sonst?“

„Weil du stärker riechst als sonst, und zwar nicht nach Ambra,“ antwortete Don Quijote.

„Das kann wohl sein,“ antwortete Sancho; „aber nicht ich bin daran schuld, sondern Euer Gnaden, weil Ihr mich so zur Unzeit auf diesen ungebahnten Wegen herumschleppt.“

„Geh' ein paar Schritte weiter, Freund,“ versetzte Don Quijote, ohne die Finger von der Nase zu thun, „und gieb künftig ein wenig besser acht auf deine eigene Person und auf das, was du der meinigen schuldig bist; mein gar zu vertraulicher Umgang mit dir verleitet dich, die mir schuldige Ehrerbietung aus den Augen zu setzen.“

„Ich wette,“ erwiderte Sancho, „Euer Gnaden glauben, ich hätte etwas Ungebührliches begangen.“

„Wir wollen die Sache lieber nicht weiter aufrühren, Freund Sancho," sprach Don Quijote.

Unter diesen und andern Gesprächen zwischen Herrn und Diener verging die Nacht; als aber Sancho merkte, daß es bald anfangen wollte zu tagen, löste er mit aller Behutsamkeit dem Rosinante seine Fesseln und band sich die Hosen wieder fest. Sobald Rosinante sich frei fühlte, fing er an, obwohl er sonst von Natur nicht eben sehr lebhaft war, mit den Vorderfüßen einigemal auszuschlagen; denn Courbetten zu machen war, mit seiner Erlaubnis sei es gesagt, eben nicht seine Sache. Als Don Quijote fand, daß sein Roß sich wieder rührte, hielt er das für ein gutes Zeichen und glaubte, es sei nun Zeit, das schreckliche Abenteuer zu bestehen. Die Morgenröte stieg immer weiter herauf, die Gegenstände ringsum wurden deutlicher und Don Quijote merkte nun, daß er unter einigen hohen Kastanienbäumen stand, welche mit ihrem dichten Laube die Dunkelheit sehr vermehrten. Er hörte zugleich, daß das Gepraſſel noch immer fortdauerte, wiewohl er nicht ausfindig machen konnte, woher es käme. Ohne sich daher länger aufzuhalten, gab er Rosinanten die Sporen, nahm nochmals Abschied von Sancho und befahl ihm, längstens drei Tage zu warten, wie er ihm schon vorhin gesagt hätte, und wenn er nach Verlauf dieser Zeit nicht wiederkäme, versichert zu sein, daß es Gottes Wille gewesen sei, ihn in diesem gefährlichen Abenteuer umkommen zu lassen. Er wiederholte nochmals den Auftrag und die Botschaft, die er an seine Gebieterin Dulcinea überbringen sollte, und bat ihn wegen seines Lohnes unbesorgt zu sein, da er vor seinem Ausritte sein Testament gemacht und alles darin bestimmt hätte, was ihm nach Maßgabe seiner Dienstzeit an Lohn zukäme. Wenn ihn aber Gott aus dieser Gefahr gesund, heil und unbeschädigt wieder zurückführe, so könne er auf weit mehr als auf die versprochene Insel rechnen.

Sancho fing aufs neue an zu weinen, als er wieder solche

rührende Worte von seinem Herrn vernahm, und er nahm sich vor, ihn bis zum letzten Ausgang und Ende des Abenteuers nicht zu verlassen. Diese Thränen und dieser ehrenhafte Vorsatz geben dem Verfasser dieser Geschichte Anlaß zu der Vermutung, daß Sancho von guter Abkunft und zum mindesten ein alter Christ gewesen sein müsse. Seine Traurigkeit rührte seinen Herrn einigermaßen, jedoch nicht soweit, daß er auch nur die geringste Schwäche hätte merken lassen; vielmehr verbarg er seine Rührung soviel wie möglich, und machte sich auf den Weg nach der Gegend, woher das Brausen des Wassers und das Getöse zu kommen schienen. Sancho folgte ihm zu Fuß und führte nach seiner Gewohnheit den Grauen, seinen treuen Gefährten in Glück und Unglück, an der Halfter. Nachdem sie eine gute Strecke unter Kastanien und andern schattigen Bäumen fortgezogen waren, kamen sie auf eine kleine Wiese am Fuß hoher Felswände, von welchen ein mächtiger Wasserfall herabstürzte. Unten an den Felsen standen einige armselige Hütten, welche mehr Trümmern als Häusern ähnlich sahen, und von diesen kam, wie sie merkten, das Rasseln und das Getöse der Schläge, das noch immer nicht aufhörte. Rosinante stutzte vor dem Brausen des Wassers und vor dem Gepraſſel der Schläge; doch besänftigte ihn Don Quijote und näherte sich allmählich den Hütten, wobei er sich von ganzem Herzen seiner Gebieterin empfahl und sie bat, ihm an diesem furchtbaren Tage und bei diesem gefährlichen Unternehmen beizustehen; beiläufig bat er auch Gott, ihn nicht zu verlassen. Sancho wich ihm nicht von der Seite, streckte den Hals vor, soweit er konnte, und suchte, zwischen Rosinantes Beinen hinschielend, das Ding zu entdecken, welches ihm so viel Furcht und Schrecken eingejagt. Sie mochten ungefähr hundert Schritt weiter vorgerückt sein, als sie um eine Ecke bogen und nun die wahre und einzige Ursache des fürchterlichen Getöses, welches sie die ganze Nacht hindurch gefoltert hatte, klar und offenbar vor Augen sahen; denn es waren — laß

es dich nicht ärgern oder verdrießen, lieber Leser — es waren die sechs Hebel einer Walkmühle, die mit ihren abwechselnden Schlägen das Getöse hervorbrachten. Als Don Quijote sie erblickte, ward er stumm und wie versteinert vor Verdruß. Sancho sah ihn an, und bemerkte, wie er mit beschämter Miene den Kopf hängen ließ. Don Quijote warf gleichfalls einen Blick auf Sancho und sah an seinen dick aufgeblasenen Backen und verbissenen Zähnen, daß er vor Lachen fast bersten wollte; und so verdrießlich ihm auch zu Mute war, so konnte er doch bei dem Anblick seines Knappen sich selbst des Lachens nicht erwehren; und kaum hatte Sancho gesehen, daß sein Herr den Anfang machte, so brach er in ein solches Gelächter aus, daß er beide Fäuste in die Seiten stemmen mußte, um nicht vor Lachen zu platzen. Viermal ließ der Anfall nach, aber ebenso oft brach er mit verdoppelter Gewalt wieder aus, so daß Don Quijote endlich fluchte, und ihn zu allen Teufeln wünschte, besonders als er Sancho in spöttelndem Tone sagen hörte: „Du mußt wissen, Freund Sancho, daß mich der Himmel geboren werden ließ, um in diesem eisernen Zeitalter das goldene oder vergoldete wieder zu erneuern. Mir ist es beschieden, durch gefährliche Unternehmungen, durch große und tapfere Thaten mich berühmt zu machen;“ und so fuhr er fort, dem Ritter alle, oder die meisten Worte nachzusprechen, die er gesagt hatte, als sie zum erstenmal die fürchterlichen Schläge hörten. Als aber Don Quijote sah, daß Sancho sich über ihn lustig machte, ward er so zornig, daß er seine Lanze nahm und ihm mit derselben ein paar so derbe Hiebe versetzte, daß, hätten sie ihm statt der Schulter den Kopf getroffen, er seinen ganzen Dienstlohn würde erspart haben, falls nicht etwa seine Erben darauf Anspruch gemacht hätten. Als Sancho fand, daß ihm sein Spaß so übel im Ernst vergolten wurde, ward ihm bange, sein Herr möchte die Sache noch weiter treiben und sagte daher mit großer Demut: „Werden Euer Gnaden doch nicht so böse; denn bei Gott, ich scherzte nur.“

„Nun, wenn du geſcherzt haſt, ich ſcherze nicht," ſprach Don Quijote. „Hör' einmal, Herr Poſſenreißer, meinſt du, wenn ich ſtatt der Walkmühle ein gefährliches Abenteuer vorgefunden hätte, daß ich nicht den Mut gehabt hätte, mich daran zu wagen und es zu beſtehen? Bin ich als Ritter etwa verbunden, jeden Lärm und jedes Getöſe zu kennen und zu unterſcheiden, ob es von Walkmühlen kommt oder nicht? — zumal ich in meinem Leben keine Walkmühle geſehen habe, wogegen du als ein Bauernbengel, der zwiſchen ihnen geboren und aufgewachſen, ſie beſſer kennen ſollteſt. Gieb mir aber einmal ſtatt der ſechs Walkhebel ein halbes Dutzend der ungeheuerſten Rieſen her, und hetze ſie mir einzeln, oder alle auf einmal an den Bart, und wenn ich ſie dann nicht alle zu Boden werfe, daß ſie die Beine in die Höhe kehren, ſo treibe deinen Spott mit mir, wie du willſt."

„Laßt's gut ſein, lieber Herr," ſprach Sancho; „ich geſtehe, daß ich ein wenig über Gebühr geſpaßt habe; aber ſagen mir Euer Gnaden doch, da wir jetzt wieder gute Freunde ſind — und Gott laſſe Euch aus allen Abenteuern, die Euch begegnen, ſo geſund und heil hervorgehen, wie aus dieſem — war's denn nicht lächerlich anzuſehen und zu erzählen, wie uns beiden ſo ſchrecklich bange dabei ward? Mir wenigſtens; denn von Euer Gnaden weiß ich ſchon, daß Ihr keine Ahnung davon gehabt, was Furcht und Schrecken iſt."

„Ich leugne nicht," erwiderte Don Quijote, „daß das, was uns begegnete, lächerlich genug iſt; aber zu erzählen braucht man es gerade nicht; denn nicht alle Leute ſind ſo geſcheit, daß ſie mit ihren Urteilen den rechten Fleck zu treffen wiſſen."

„Euer Gnaden wußten wenigſtens mit der Lanze den rechten Fleck zu treffen, als Ihr mir nach dem Kopfe zieltet und die Schulter traft, Dank ſei Gott und der Behendigkeit, womit ich auf die Seite ſprang. Aber es thut nichts, denn in der Wäſche gehen alle Flecke aus, und wer ſein Kind lieb hat, hab' ich immer gehört, der giebt ihm die Rute; und

dann pflegen ja die großen Herren ihren Dienern, wenn sie ihnen ein hartes Wort gesagt haben, wohl gleich darauf ein paar Hosen zu schenken. Was sie ihnen nach einer Tracht Stockschläge zu geben pflegen, weiß ich zwar nicht, aber vielleicht ist's bei den fahrenden Rittern Sitte, nach einer Tracht Prügel Inseln oder Königreiche auf dem Festlande zu verschenken."

„Die Würfel könnten allerdings leicht so fallen," sprach Don Quijote, „daß alles, was du sagst, in Erfüllung ginge. Vergiß daher das Geschehene. Du wirst so klug und gescheit sein, um zu wissen, daß man der ersten Aufwallung der Hitze nicht widerstehen kann; und merke dir für die Zukunft eins: werde in deinen Gesprächen mit mir nicht wieder so dreist und vorlaut, denn in den unzähligen Ritterbüchern, die ich gelesen habe, fand ich nie, daß ein Knappe mit seinem Ritter so viel geschwatzt hätte, wie du mit mir; und die Wahrheit zu sagen, sind wir beide daran schuld, du, indem du die mir schuldige Ehrerbietung aus den Augen setzest, und ich, indem ich sie mir nicht verschaffe. War doch Gandalin, der Waffenträger des Amadis von Gallien, Graf von der festen Insel, und dennoch lesen wir von ihm, daß er nie anders mit seinem Herrn redete, als mit dem Barett in der Hand, mit gesenktem Haupte und vorgebeugtem Oberkörper, ganz more turquesco. Und was sagst du von Don Galaors Schildträger Gasabel, der so schweigsam war, daß zum Zeichen seiner bewundernswürdigen Schweigsamkeit die ebenso ausführliche als wahrhaftige Geschichte nur ein einziges Mal seinen Namen erwähnt? Aus allem, was ich dir gesagt habe, Sancho, magst du entnehmen, daß zwischen Herrn und Diener, Junker und Knecht, Ritter und Knappen der geziemende Abstand beobachtet werden muß. Wir wollen uns daher von jetzt an mit mehr Achtung behandeln und einander nicht verspotten; denn wenn ich mich wieder einmal über dich erzürnen sollte, so möcht' es dem Kruge, der wider den Stein stieße, übel bekommen. Die Geschenke und Wohl-

thaten, die ich dir versprochen habe, werden dir schon zu rechter Zeit zu teil werden, und wenn sie auch ausbleiben sollten, so kann doch dein Lohn dir nicht entgehen, wie ich dir schon versichert habe."

„Alles, was Euer Gnaden sagen, ist gut und schön," sprach Sancho. „Da man aber doch nicht wissen kann, ob die Geschenke und Gnadengaben nicht vielleicht ins Stocken geraten, und man sich an den bloßen Lohn halten muß, so möcht' ich doch wohl wissen, wie viel ungefähr ein Schildknapp in jenen Zeiten bei einem fahrenden Ritter verdiente, und ob sie ihren Lohn monatlich bekamen, oder tagweise, wie bei uns die Handlanger der Maurer."

„Ich glaube nicht," versetzte Don Quijote, „daß jene Knappen um einen bestimmten Lohn dienten, sondern daß sie sich gänzlich auf die Freigebigkeit ihrer Herren verließen; und obgleich ich dir in meinem hinterlassenen versiegelten Testament etwas Gewisses ausgesetzt habe, so that ich es doch nur aus Vorsicht, denn man weiß nicht, wie es in diesen trübseligen Zeiten der fahrenden Ritterschaft ergehen kann; und um einer Kleinigkeit willen möchte ich doch nicht gern meine Seele in jener Welt in Gefahr bringen: denn du mußt wissen, Sancho, daß es keinen gefahrvolleren Stand in der Welt giebt, als den der Abenteurer."

„Das ist wahr," sprach Sancho, „denn schon das Geklapper der Walkhebel konnte das Herz eines so tapfern fahrenden Ritters, wie Euer Gestrengen, in Furcht und Angst versetzen. Ihr könnt Euch aber darauf verlassen, daß ich von nun an meine Lippen nicht wieder öffnen werde, um über Eure Angelegenheiten zu scherzen; sondern nur um Euch allzeit als meinen Herrn und Gebieter zu ehren."

„Dann wirst du lange leben auf Erden," erwiderte Don Quijote; „denn nächst Vater und Mutter muß man seine Herrschaft wie seine leiblichen Eltern in Ehren halten."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von dem großartigen Abenteuer mit dem Helm des Mambrin und dem reichen Gewinn, den er brachte, sowie von andern Dingen, die unserm unüberwindlichen Ritter begegneten.

Inzwischen fing es ein wenig zu regnen an, und Sancho wäre gern in die Walkmühle eingetreten, allein Don Quijote hatte wegen des vorgefallenen Spaßes einen solchen Abscheu davor bekommen, daß er durchaus nicht hineingehen wollte. Sie wandten sich daher zur Rechten und gerieten so in eine andre Richtung als diejenige, welche sie am Tage vorher eingeschlagen. Es währte nicht lange, so sah Don Quijote einen Reiter herankommen, der ein Ding auf dem Kopfe trug, das wie Gold glänzte. Kaum war er seiner ansichtig geworden, so sprach er zu seinem Knappen: „Ich glaube, Sancho, es giebt kein Sprichwort, das nicht wahr wäre; denn es sind lauter Sprüche, die man aus der Erfahrung, dieser Mutter aller Wissenschaften, geschöpft hat; besonders jenes, welches sagt: Ist das Thor geschlossen, bleibt das Pförtchen noch offen. Denn obgleich uns das Schicksal gestern Abend das Thor zu dem Abenteuer, das wir aufsuchten, verschloß, indem es uns mit den Walkmühlen äffte, so thut es uns jetzt das Pförtchen weit auf zu einem bessern und sicherern Abenteuer; und wenn ich mich nicht daran wage, so ist es nicht meine eigene Schuld, und ich kann mich diesmal weder mit meiner Unerfahrenheit in dem Walkmühlenwesen, noch mit der Finsternis der Nacht entschuldigen. Ich muß dir nämlich sagen, daß uns dort jemand entgegen kommt, der, wenn ich nicht irre, den Helm des Mambrin auf dem Kopfe trägt, wegen dessen ich den bewußten Schwur gethan habe."

„Bedenkt wohl, was Ihr sagt, Herr," sprach Sancho, „und noch mehr, was Ihr thut; denn ich möchte nicht, daß es wieder Walkmühlen wären, die uns unsere fünf Sinne vollends auswalkten und zusammenstampften."

„Hol' dich der Teufel, Kerl!" sprach Don Quijote; „was hat der Helm mit den Walkmühlen zu schaffen?"

„Ich weiß nicht," sagte Sancho; „aber wenn ich so reden dürfte wie sonst, so könnt' ich vielleicht solche Gründe vorbringen, daß Euer Gnaden sich überzeugten, Ihr irret in Eurer Behauptung."

„Wie kann ich mich irren, du vertrackter Zweifler?" rief Don Quijote. „Sage mir, siehst du denn nicht den Ritter, der uns dort auf einem Apfelschimmel entgegenkommt und einen goldenen Helm auf dem Kopfe trägt?"

„Alles was ich sehen und erkennen kann," antwortete Sancho, „ist ein Mann, der auf einem grauen Esel sitzt, gerade wie der meinige ist, und der auf dem Kopfe ein Ding hat, das funkelt."

„Das ist eben Mambrins Helm," erwiderte Don Quijote. „Geh' ein wenig auf die Seite und laß mich mit ihm allein, so sollst du sehen, wie ich, ohne ein Wort zu sagen — um keine Zeit zu verlieren — dies Abenteuer abthue und diesen längst gewünschten Helm in meine Gewalt bekomme."

„Auf die Seite will ich mich schon machen," sprach Sancho; „aber ich sage noch einmal, Gott gebe, daß es Wolle sei und keine Walken."

„Ich habe dir schon gesagt, mein Freund," versetzte Don Quijote, „du sollst dich nicht — und zwar nicht einmal in Gedanken — unterstehen, wieder auf die Walkmühlen zurückzukommen, oder mich soll — ich mag nicht sagen was — wenn ich dir nicht die Seele aus dem Leibe walke."

Sancho schwieg, aus Furcht sein Herr möchte den Schwur wahr machen, den er so rund herausgedonnert hatte. Mit dem Helm, dem Streitroß und dem Ritter, welche Don Quijote zu sehen wähnte, hatte es übrigens folgende Bewandtnis: In jener Gegend lagen zwei Ortschaften, von welchen die eine so klein war, daß sie weder eine Apotheke noch einen Barbier hatte; die andre aber, welche nicht weit davon lag, war mit beiden versehen, weshalb der Barbier des größeren

Ortes auch den kleineren mit bediente, woselbst ein Kranker einen Aderlaß nötig hatte, und ein anderer sich den Bart abnehmen lassen wollte, zu welchem der Barbier geritten kam, und sein messingenes Rasierbecken bei sich hatte. Da es von ungefähr anfing zu regnen, als er unterwegs war, und er seinen Hut, der vermutlich neu war, vor Regenflecken bewahren wollte, so hatte er das Bartbecken darüber gedeckt, welches so hell poliert war, daß es wohl eine halbe Meile weit in die Ferne glänzte. Er ritt, wie Sancho gesagt, einen grauen Esel, und daher kam es, daß Don Quijote sich einbildete, einen Apfelschimmel, einen Ritter und einen Helm zu sehen; denn alle Dinge, die er sah, paßte er mit der größten Leichtigkeit seinem unsinnigen Ritterkram und seinen abenteuerlichen Vorstellungen an. Als er nun sah, daß der arme Ritter ihm nahe genug war, rannte er, ohne sich mit ihm in einen Wortwechsel einzulassen, so stark Rosinante laufen konnte, mit eingelegter Lanze gegen ihn an, in der Absicht, ihn durch und durch zu bohren. Als er ihm aber nahe war, rief er ihm zu — ohne jedoch im Rennen einzuhalten —: „Verteidige dich, elender Wicht, oder überliefere mir freiwillig, was mir mit Fug und Recht zukommt."

Der Barbier, welcher so unerwartet und unversehens dieses Gespenst gegen sich anrennen sah, wußte sich vor dem Lanzenstoße auf keine andere Weise zu schützen, als daß er sich vom Esel warf, und kaum hatte er den Boden berührt, als er leichter wie eine Gemse wieder aufsprang, und so schnell davonlief, daß selbst der Wind ihn nicht eingeholt hätte. Das Rasierbecken war auf der Erde liegen geblieben, mit welchem sich Don Quijote begnügte und sagte: „Der Heide war klug, daß er es wie der Biber machte, der sich selbst dasjenige abbeißt, um dessentwillen ihn, wie ihm sein Instinkt sagt, die Jäger verfolgen." Er befahl Sancho, den Helm aufzuheben. Dieser nahm das Becken auf und sagte: „Bei Gott, das Becken ist gut und unter Brüdern einen harten Thaler wert." Er gab es seinem Herrn, der es so-

gleich auf den Kopf setzte und es von einer Seite zur andern drehte, um das Visier zu finden. Als er dies nicht fand, sprach er: „Der Heide, für welchen dieser vortreffliche Helm zuerst geschmiedet ward, muß einen fürchterlich großen Kopf gehabt haben; es ist aber schade, daß die Hälfte daran fehlt."

Als Sancho das Rasierbecken einen Helm nennen hörte, konnte er sich des Lachens nicht erwehren, hielt aber plötzlich damit inne, da ihm der Zorn seines Herrn wieder einfiel.

„Worüber lachst du?" fragte Don Quijote.

„Ich lache," sprach Sancho, „über den großen Kopf, den der Heide gehabt hat, dem dieser Helm gehörte; denn er sieht einem Rasierbecken so ähnlich, wie ein Ei dem andern."

„Weißt du was mir einfällt, Sancho?" versetzte Don Quijote, „ich glaube, dieses Stück von dem kostbaren verzauberten Helm ist einst jemand in die Hände gefallen, der den Wert desselben weder kannte noch zu schätzen wußte; und ohne zu wissen, was er that, wird er die andere Hälfte, weil sie von Gold war, um des Geldes willen eingeschmolzen, und diese Hälfte, wie du bemerkst, in eine Art von Barbierbecken verwandelt haben. Doch dem sei wie ihm wolle, denn da ich weiß, wie es damit beschaffen ist, so kümmere ich mich nicht an die Verwandlung und an dem ersten Orte, wo ich einen Waffenschmied finde, will ich meinen Helm wohl wieder so zurecht machen lassen, daß er demjenigen nichts nachgeben soll, welchen der Gott der Schmiede einst für den Gott der Schlachten verfertigte. Inzwischen will ich mich mit ihm behelfen, so gut es geht; denn etwas ist immer besser, als nichts, und vorderhand kann er mich wenigstens vor Steinwürfen schützen."

„Allerdings; nur dürfen die Steine nicht mit Schleudern geworfen werden," sprach Sancho, „wie in der Schlacht mit den zwei Heeren, wo sie Euer Gnaden die Backenzähne ausschlugen und Euch die Flasche mit dem gebenedeiten Balsam zerschmissen, der mich fast die Eingeweide aus dem Leibe speien ließ."

„Aus dem Verluste des Balsams mache ich mir nicht viel," erwiderte Don Quijote; „du weißt ja, daß ich das Rezept auswendig kann."

„Auch ich weiß es auswendig," sprach Sancho; „aber wenn ich ihn in meinem Leben wieder mache oder versuche, so will ich auf der Stelle sterben, zumal da ich mich wohl hüten werde, ihn nötig zu haben; denn ich will mich mit allen meinen fünf Sinnen wohl wahren, daß ich weder jemand verwunde noch von ihm verwundet werde. Doch dafür steh' ich nicht, daß ich nicht noch mal wieder geprellt werde; denn dergleichen Unfällen kann man nicht immer ausweichen, und wenn sie kommen, so hilft nichts, als daß man die Schultern einzieht, den Atem anhält, die Augen zudrückt und es gehen läßt, wohin das Schicksal und die Bettdecke uns werfen."

„Du bist ein schlechter Christ, Sancho," sprach Don Quijote, „wenn du die Beleidigungen, die dir einmal widerfahren sind, nie vergessen kannst. Bedenke doch, daß ein edles, großmütiges Herz sich über Kleinigkeiten hinwegsetzt. Hast du dir ein Bein dabei verrenkt? Hat man dir die Rippen zerbrochen, oder hast du dir Löcher in den Kopf gefallen, daß du diese Neckerei nicht vergessen kannst? Denn wenn man die Sache recht bei Lichte besieht, so läuft doch alles auf bloße Kurzweil und Zeitvertreib hinaus, und hätte ich es nicht von der scherzhaften Seite aufgefaßt, so wäre ich schon längst dahin zurückgekehrt und hätte, um dich zu rächen, mehr Unheil angerichtet, als die Griechen wegen des Raubes der Helena, die, wenn sie in unsern Tagen gelebt hätte, oder meine Dulcinea in den ihrigen, ganz gewiß den Ruhm einer beispiellosen Schönheit nicht würde behauptet haben." Diese Worte begleitete Don Quijote mit einem Seufzer, der bis an die Wolken stieg.

„Meinetwegen," antwortete Sancho, „mag's Kurzweil gewesen sein, da uns der Rache doch wohl nie Ernst wird. Aber ich weiß am besten, wie's mit dem Ernst und der Kurzweil beschaffen war, und ich weiß auch wohl, daß ich's eben-

sogut im Gedächtnis als auf dem Buckel behalten werde. Doch genug davon: aber sagen mir Euer Gnaden doch, was machen wir mit dem Apfelschimmel, der einem grauen Esel so ähnlich sieht, und den der Mandrill oder Mandarin, den Ihr niedergeworfen habt, im Stich ließ? Denn nach der Art, wie der Kerl ausriß und das Hasenpanier ergriff, ist wohl nicht anzunehmen, daß er wiederkommen wird, um ihn abzuholen, und bei meinem Barte, der Apfelschimmel ist nicht übel."

„Es ist nicht meine Gewohnheit," erwiderte Don Quijote, „diejenigen zu plündern, die ich überwunden. Auch die fahrenden Ritter pflegen einander nicht die Pferde zu rauben und die Reiter zu Fuße gehen zu lassen; es sei denn, daß der Sieger sein Roß im Kampf verloren hätte, in welchem Fall es ihm erlaubt ist, das Pferd des Ueberwundenen als gute Beute zu betrachten. Laß also dieses Pferd oder diesen Esel, oder wozu du ihn machen willst, in Ruhe, Sancho; denn sobald sein Herr sieht, daß wir uns von hier entfernt haben, wird er ihn schon abholen."

„Weiß Gott, ich hätt' ihn gern mitgenommen," sprach Sancho, „oder ihn wenigstens mit dem meinen vertauscht, der mir nicht so gut zu sein scheint. Die Rittergesetze sind doch wahrlich sehr seltsam, wenn sie sich nicht mal so weit dehnen lassen, daß man einen Esel gegen einen andern austauschen kann; ich möchte aber doch gern wissen, ob man nicht wenigstens das Sattelzeug umtauschen darf?"

„Das kann ich dir nicht mit Gewißheit sagen," sprach Don Quijote. „Allein in diesem zweifelhaften Falle, bis wir besser unterrichtet sind, entscheide ich, daß du einstweilen den Tausch triffst, wenn du es sehr notwendig hast."

„So notwendig, als wenn's für meinen eigenen Leib wäre," sprach Sancho.

Die mutatio capparum ward infolge der gegebenen Erlaubnis unverzüglich vorgenommen, und Sancho putzte seinen Esel damit heraus, wie einen Bräutigam. Sie früh-

stückten hierauf zusammen von den Ueberbleibseln der Beute, die sie dem Packesel abgenommen hatten, und tranken dazu aus dem Bache der Walkmühle, von welcher sie jedoch noch immer ihre Blicke abwandten, so äußerst verhaßt war sie ihnen wegen der verursachten Furcht geworden. Nachdem sich Zorn und Verdruß bei ihnen gelegt hatten, saßen sie wieder auf, und ohne einen bestimmten Weg einzuschlagen — da es bei den fahrenden Rittern Sitte ist, nie einen bestimmten Weg zu wählen — zogen sie fort, wohin Rosinante wollte, in dessen Willen sein Herr sich gern ergab, so wie auch der Esel nicht minder, als guter Freund und Gesell, ihm gern folgte, wohin er ihn führte; doch gelangten sie auch auf diese Art bald wieder auf die Landstraße und zogen auf gut Glück, ohne einen bestimmten Plan, auf derselben fort.

Unterwegs sprach Sancho zu seinem Herrn: „Wollt Ihr mir wohl erlauben, lieber Herr, daß ich mich wieder ein wenig mit Euch unterhalte? Denn seit Ihr mir den harten Befehl gegeben zu schweigen, sind mir schon ein halb Dutzend hübsche Sachen im Magen verfault, und eine einzige, die ich grade auf der Zunge habe, möcht' ich doch nicht gern umkommen lassen."

„Rede nur," versetzte Don Quijote, „aber befleißige dich in deinen Reden der Kürze; denn vieles Geschwätz ist lästig."

„So will ich Euch denn sagen, lieber Herr," sprach Sancho, „daß ich seit einigen Tagen bei mir überlegt habe, daß doch wenig Gutes dabei heraus kommt, wenn man so wie Ihr in Wüsten und Wäldern und auf Kreuz- und Querwegen nach Abenteuern herumzieht, von denen, wenn Ihr auch die gefährlichsten siegreich besteht, kein Mensch etwas sieht oder hört. Und so bleiben sie in ewigem Schweigen begraben, trotz Eurer Absicht und ungeachtet ihrer Verdienstlichkeit. Darum dächt' ich, es wäre besser — wenn Euer Gnaden nicht anderer Meinung sind — daß wir bei irgend einem Kaiser oder König in Dienst träten, oder bei

einem andern großen Fürsten, der Krieg führt, und in dessen Diensten Euer Gnaden die Tapferkeit Eurer Person, Eure große Kraft und Eure noch größere Geschicklichkeit zeigen könnten; denn wenn der Herr, dem wir dienten, dieses sähe, so müßt' er jeden von uns nach Verdienst belohnen, und dort würd' es auch nicht an Leuten fehlen, die Eure Thaten zum ewigen Andenken beschrieben. Von meinen eigenen will ich nichts sagen, weil sie über die Grenzen des Knappendienstes nicht hinausgehen werden; obgleich ich sonst wohl meinen sollte, wenn's der Brauch des Rittertums mit sich brächte, die Thaten der Knappen auch mit anzuführen, daß man die meinigen nicht unberührt lassen würde."

„Du sprichst nicht übel, Sancho," antwortete Don Quijote, „allein ehe man so weit kommt, muß man vorher die Welt durchziehen, und gleichsam zur Probe Abenteuer aufsuchen, um sich durch die Siege in einigen derselben Namen und Ruhm zu erwerben, damit, wenn der Ritter dereinst an den Hof irgend eines großen Monarchen kommt, seine Thaten vor ihm hergehen, und die Kinder auf den Straßen, wenn sie ihn durch das Thor einziehen sehen, ihm entgegenrufen: Dort kommt der Sonnen- oder der Schlangenritter — oder was für ein Abzeichen er sonst führt, unter welchem er große Thaten vollbracht hat —; das ist der Mann, der den großen Riesen Brocabruno, den Gewaltigen, im Zweikampfe überwand, der den großen Mamelucken von Persien aus der langwierigen Verzauberung erlöste, in welche er über neunhundert Jahre gebannt war. So geht dann der Ruf seiner Thaten von Mund zu Mund, bis der Auflauf von Leuten und Kindern und ihr Lärmen und Schreien den König veranlassen, an das Fenster seines Palasts zu treten, und kaum wird er den Ritter gewahr, den er sogleich an seinen Waffen oder an seinem Sinnbilde erkennt, so kann er sich nicht enthalten zu sagen: Auf, auf, ihr Ritter meines Hofes, geht alle hinaus und empfanget die Blume der Ritterschaft, die dort herkommt. Auf diesen Befehl eilen

ihm alle entgegen, und der König selbst kommt herunter bis mitten auf die Paradetreppe, umarmt den Ritter aufs wärmste, giebt ihm den Friedenskuß auf die Wange und führt ihn geradezu in das Gemach der Königin, woselbst der Ritter sie nebst ihrer Infantin-Tochter antrifft, welche selbstredend eine der schönsten und tugendhaftesten Prinzessinnen ist, wie man sie in den meisten Teilen der Welt nur mit vieler Mühe ausfindig machen kann. Da muß es sich denn augenblicklich so fügen, daß die Infantin ihre Blicke auf den Ritter und er die seinigen auf die Infantin heftet, und daß sie beide einander mehr für göttliche, als für menschliche Wesen halten; ohne zu wissen wie es zugeht und wie sie daran sind, verstricken sie sich beide in den unauflöslichen Schlingen der Liebe — einen tiefen Schmerz im Herzen, da sie nicht wissen, wie sie einander ihre seelenschmelzenden Empfindungen offenbaren sollen. Dann wird der Ritter ohne Zweifel in ein reich verziertes Zimmer geführt, wo man ihm die Waffen abnimmt und einen kostbaren Scharlachmantel reicht, in welchen er sich hüllen soll; und wenn er bereits in seiner Rüstung schön war, so erscheint er jetzt noch schöner und einnehmender in Wams und Mantel. Des Abends speist er mit dem König, der Königin und der Infantin, von welch letzterer er kein Auge abwendet und der er unabläßig verstohlene Blicke zuwirft, welche sie ebenso vorsichtig und behutsam erwidert, da sie, wie ich schon gesagt, eine sehr kluge Jungfrau ist. Die Tafel wird aufgehoben und plötzlich tritt jetzt in die Saalthür ein häßlicher, kleiner Zwerg, und nach ihm zwei Riesen, und zwischen ihnen eine schöne Duenna, die ein Abenteuer ankündet, welches von einem alten, verschmitzten Zauberer angestiftet worden, mit der Bedingung: daß derjenige, der es glücklich bestehe, für den besten Ritter der Welt gelten solle. Der König befiehlt sogleich allen anwesenden Rittern, das Abenteuer zu bestehen; aber keiner wird es glücklich ausführen und zum Ende bringen als der fremde Gast, was seinem Ruhme die größte

Ehre bringt und worüber sich auch die Infantin höchlich freuen und sich glücklich preisen wird, ihre Liebe einem so herrlichen Manne geschenkt zu haben. Das beste bei der Sache aber ist, daß dieser König oder Fürst, oder was er sonst sein mag, mit einem andern ebenso mächtigen Fürsten in einem hartnäckigen Kriege begriffen ist, und daß der Gast, nachdem er sich einige Tage an seinem Hofe aufgehalten hat, ihn um Erlaubnis bittet, ihm in diesem Kriege zu dienen. Der König wird sie ihm sehr gern erteilen; der Ritter wird ihm für diese Gunst ehrerbietig die Hand küssen und noch in derselben Nacht wird er sich von seiner Gebieterin, der Infantin, durch das Gitter ihres Schlafgemachs verabschieden, welches auf einen Garten hinausgeht und durch das er schon oft mit ihr gesprochen hat, da eine vertraute Zofe der Prinzessin ihre Zusammenkünfte begünstigt und vermittelt. Er seufzt; sie wird ohnmächtig; die Zofe bringt Wasser, ängstigt sich aber sehr, weil der Morgen schon zu grauen beginnt und sie um der Ehre ihrer Herrin willen wünscht, daß niemand etwas merkt. Endlich kommt die Infantin wieder zu sich, reicht durch das Gitter dem Ritter ihre weißen Hände, welche er tausend- und abertausendmal küßt und mit seinen Thränen benetzt. Sie verabreden sich, wie sie einander ihre fröhlichen und traurigen Erlebnisse zu wissen thun wollen; die Prinzessin bittet den Ritter, seine Abwesenheit so viel als möglich abzukürzen, und er muß ihr dieses unter tausend Schwüren versprechen. Er küßt ihr nochmals die Hände und beurlaubt sich mit so großem Schmerze, daß es ihm beinah das Leben kostet. Hierauf geht er in sein Gemach, wirft sich auf sein Bett und kann vor Gram über die Trennung nicht schlafen. Früh am Morgen steht er auf und geht, sich vom Könige, der Königin und der Infantin zu beurlauben. Nachdem er von den beiden ersteren Abschied genommen, sagt man ihm, daß die Infantin sich nicht wohl befindet und keinen Besuch annehmen könne. Der Ritter ahnt, daß es der Schmerz über seine Abreise ist,

das geht ihm sehr zu Herzen, so sehr, daß er seinen Gram beinah merken läßt. Die vertraute Zofe ist zugegen, merkt sich alles, und geht hin, es ihrer Gebieterin zu erzählen, welche sie mit Thränen empfängt und ihr gesteht, daß es ihr größter Kummer sei, nicht zu wissen, wer ihr Ritter sei, und ob er von königlichem Geblüte abstamme oder nicht. Das Kammerfräulein versichert ihr aber, so viel höfisches Wesen, Anstand und Tapferkeit könnten sich nur bei einem Sprößling königlichen Stammes vereinigt finden. Mit diesem Trost giebt die bekümmerte Prinzessin sich zufrieden und sucht sich zu fassen, um ihren Eltern keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, und nach zwei Tagen erscheint sie wieder öffentlich. Der Ritter ist inzwischen in den Kampf gezogen: er liefert Schlachten, überwindet die Feinde des Königs, erobert viele Städte, siegt in jedem Treffen und kehrt an den Hof zurück, spricht mit seiner Gebieterin an der gewohnten Stelle, und verabredet mit ihr, daß er zum Lohne für seine Dienste bei ihrem Vater um sie anhalten will. Der König will sie ihm aber nicht geben, weil er nicht weiß, wer der Ritter ist; allein entweder durch Entführung oder auf irgend eine andere Art wird dennoch die Infantin seine Gemahlin, und der Vater selbst hält dieses am Ende für ein großes Glück, weil es sich zeigt, daß der Ritter der Sohn eines tapfern Königs von ich weiß nicht welchem Reiche ist, weil ich glaube, daß es auf den Karten nicht verzeichnet ist. Der Vater stirbt, die Infantin erbt das Reich und der Ritter wird König, ehe man die Hand umdreht. Jetzt ist es Zeit, seinem Schildknappen und allen, die ihm zu seiner Erhebung behilflich gewesen, sich dankbar zu bezeigen. Seiner Schildknappen vermählt er mit einer Zofe der Infantin vermutlich mit derjenigen, welche die Vermittlerin bei seinen Liebeshandel gewesen und die Tochter eines sehr vornehmen Herzogs ist."

„Das bitt' ich mir aus, und zwar von Herzen!" sprach Sancho; „darauf verlasse ich mich, weil das alles durch Eue

Gnaden unter dem Namen des Ritters von der traurigen Gestalt buchstäblich in Erfüllung gehen wird."

„Zweifle nicht daran, Sancho," sprach Don Quijote; „denn auf diese Art und Weise, die ich dir beschrieben habe, steigen jetzt und stiegen vormals die fahrenden Ritter empor bis zu Königs- und Kaiserthronen. Wir müssen uns jetzt nur umsehen, welcher christliche oder heidnische König Krieg führt und eine schöne Tochter hat: doch wir werden noch Zeit genug haben daran zu denken; denn wie ich dir schon gesagt habe, wir müssen uns erst anderswo Lorbeeren holen, ehe wir an den Hof gehen. Mir fehlt es außerdem noch an einer andern Sache; denn gesetzt, wir fänden auch einen König, der Krieg führte und eine schöne Tochter hätte, und ich hätte mir bereits auf der ganzen Oberfläche der Erde unglaublich viel Ruhm erworben, so weiß ich doch nicht, wie ich es ausfindig machen sollte, daß ich von königlichem Geblüt abstammte oder daß ich wenigstens der Vetter eines Kaisers wäre; denn der König wird mir seine Tochter nicht geben wollen, wenn er sich davon nicht völlig überzeugt, wenn ich es auch wegen meiner rühmlichen Thaten noch so sehr verdiene; somit könnte mich der Mangel um alles bringen, was mein Arm mir wohl erworben hätte. Es ist wohl wahr, daß ich ein Edelmann aus gutem Hause bin und meine adlige Abkunft beweisen kann; auch könnte es vielleicht sein, daß der Weise, der meine Geschichte schreibt, meine Verwandtschaft und Ahnenfolge dergestalt aufklärte, daß er mich zum fünften oder sechsten Urenkel eines Königs machte: denn du mußt wissen, Sancho, daß es zweierlei Arten von Geschlechtern in der Welt giebt: die eine leitet ihre Abstammung von Fürsten und Monarchen her; sie sind aber mit der Zeit allmählich so sehr heruntergekommen, daß sie umgekehrt auslaufen wie die Pyramiden und sich in einem einzigen Punkte verlieren; die andere ist von geringen Leuten entsprungen, steigt aber von Stufe zu Stufe empor, bis sie große Herren geworden. Der Unterschied besteht also darin, daß die einen

einst waren, was sie jetzt nicht mehr sind, und daß die andern geworden sind, was sie vormals nicht waren, und es könnte sich bei genauer Untersuchung vielleicht ergeben, daß ich zu denen gehörte, deren Ursprung einst erhaben und berühmt gewesen, womit sich dann der König, mein Schwiegervater, begnügen müßte; wenn nicht, so wird die Infantin mich doch so leidenschaftlich lieben, daß sie ihrem Vater zum Trotz mich zu ihrem Herrn und Gemahl erkiesen wird, wenn sie auch wüßte, daß mein Vater ein Wasserträger gewesen wäre; und geschähe auch dieses nicht, so würde ich sie entführen und dahin bringen, wo mir's beliebte, bis die Zeit oder der Tod dem Unwillen ihrer Eltern ein Ende machte."

„Da tritt dann auch das ein," sprach Sancho, „was ruchlose Leute wohl zu sagen pflegen: Bitte nicht, wenn du nehmen kannst, oder wie man noch besser sagen könnte: Rauben lohnt besser als Betteln. Ich meine nämlich, wenn der Herr König, Euer Gnaden Schwiegervater, Euch das gnädige Fräulein Infantin nicht im Guten geben will, so brauchen Euer Gnaden nur, wie Ihr sagt, sie zu entführen und mit ihr durchzugehen; aber das schlimmste dabei ist, daß, so lange der Friede nicht gemacht und das Reich nicht ruhig in Besitz genommen ist, der arme Schildknapp auf Belohnung warten muß, wenn nicht etwa auch die Jungfer Vermittlerin, die seine Frau werden soll, zugleich mit der Prinzessin durchgeht, und er nimmt mit ihr wohl oder übel vorlieb, bis es der Himmel anders fügt: denn ich denke doch wohl, daß sein Herr sie ihm ohne weitere Umstände zu seiner rechtmäßigen Frau geben kann."

„Das kann ihm niemand wehren," sprach Don Quijote.

„Nun, wenn dem so ist," sagte Sancho, „so wollen wir uns Gott befehlen und das Schicksal walten lassen, wie es will."

„Gott lenke es so, wie ich es wünsche," erwiderte Don Quijote, „und wie es dir, Sancho, nötig und nützlich ist, und wer sich für einen Lump hält, der mag ein Lump bleiben."

„Das mag er, bei Gott!“ sprach Sancho. „Ich für meinen Teil bin ein alter Christ, und das ist genug, um Graf zu werden.“

„Mehr als genug,“ versetzte Don Quijote; „aber wenn du auch das nicht wärst, so läge nichts daran, denn wenn ich König werde, kann ich dir den Adel verleihn, ohne daß du Geld dafür zu geben brauchst, oder Dienste dafür thust; und wenn ich dich zum Grafen mache, so bist du ein Kavalier, und Trotz sei dem geboten, der dich nicht gnädiger Herr nennt, es mag ihm lieb sein oder nicht.“

„Und was gilt's, ich werde mich in Affekt zu setzen wissen.“

„Respekt mußt du sagen und nicht Affekt,“ erinnerte der Ritter.

„Schon gut,“ sprach Sancho; „genug, ich würde mich schon darein zu finden wissen; denn bei meiner Seele, Herr! als ich einmal Bote bei einer Brüderschaft war, stand mir der Botenrock so wacker, daß jeder sagte, ich könnte wohl den Säckelmeister der Brüderschaft vorstellen. Wie wird's erst werden, wenn ich einen Herzogsrock anziehe, oder mich wie ein ausländischer Graf mit Gold und Perlen schmücke? Ich denke, die Leute sollen hundert Meilen gereist kommen, um mich zu sehen.“

„Es wird dich gut genug kleiden,“ sagte Don Quijote; „allein du wirst dir den Bart sauber scheren müssen, denn der ist so dick und struppig und schlecht gepflegt, daß man dir schon auf einen Büchsenschuß ansehen wird, wer du bist, wenn du dir nicht wenigstens alle zwei Tage den Bart abnehmen läßt.“

„Was brauch' ich denn weiter zu thun,“ erwiderte Sancho, „als daß ich einen Barbier für Kost und Lohn ins Haus nehme, und ihn auch im Notfall hinter mir her gehen lasse, wie die Großen ihre Stallmeister?“

„Woher weißt du denn,“ fragte Don Quijote, „daß die Großen ihre Stallmeister hinter sich her gehen lassen?“

„Das will ich Euch sagen," sprach Sancho. „Vor Jahren dient ich mal einen Monat in der Residenz, und da sah ich einen sehr kleinen Mann spazieren gehen, von dem sie sagten, daß er ein sehr großer Herr sei, und ein Mann zu Pferde ritt immer hinter ihm drein und folgte ihm nach, als wenn er sein Schwanz wäre. Ich fragte, warum der Mensch niemals dem andern zur Seite ritte, sondern immer hinter ihm bliebe; und da sagten sie mir, es sei sein Stallmeister, und den schleppten die Großen so hinter sich her. Seit der Zeit weiß ich es so gut, daß ich's nie wieder vergessen habe."

„Du hast recht," sprach Don Quijote, „und du magst dich von deinem Barbier begleiten lassen; denn die Bräuche sind nicht alle auf einmal aufgekommen und eingeführt worden, und so magst du der erste Graf sein, der einen Barbier hinter sich hat; und zudem ist das Bartscheren weit mehr Vertrauenssache als das Satteln eines Pferdes."

„Für den Barbier laßt mich sorgen," sprach Sancho, „und seht Ihr nur zu, daß Ihr König werdet und mich zum Grafen macht."

„Das soll geschehen," sagte Don Quijote, und als er die Augen aufschlug, sah er, was in dem folgenden Kapitel erzählt wird.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Don Quijote viele Unglückliche in Freiheit setzte, welche man mit Gewalt dahin führte, wohin sie nicht gerne gingen.

Cid Hamet Ben Engeli, der arabische Schriftsteller aus der Mancha, erzählt in dieser wichtigen, hochtönenden, umständlichen, anmutigen und wohlersundenen Geschichte, daß nach den Gesprächen, welche zwischen dem berühmten Don Quijote von der Mancha und seinem Knappen Sancho Panza geführt worden und die am Schlusse des einundzwanzigsten Kapitels berichtet sind, der Ritter die Augen aufschlug und sah, daß auf dem Wege, den er ritt, ungefähr

ein Dutzend Menschen zu Fuß ihm entgegenkamen, welche sämtlich, wie die Kügelchen an einem Rosenkranze, mit den Hälsen an eine große eiserne Kette gereiht und außerdem mit Handschellen versehen waren. Mit ihnen zugleich kamen ein paar Männer zu Pferde und zwei zu Fuß, die Reiter mit Büchsen und die Fußgänger mit Wurfspießen und Schwertern bewaffnet. Als Sancho sie erblickte, sagte er: „Dort kommt eine Koppel von Sträflingen, die zum Zwangsdienst für den König nach den Galeeren wandern."

„Wieso zum Zwangsdienst?" fragte Don Quijote. „Ist's möglich, daß der König irgend jemand Gewalt anthut?"

„Das sag' ich nicht," antwortete Sancho, „sondern nur, daß es Leute sind, die man zur Strafe für ihre Uebelthaten verurteilt hat, dem König auf den Galeeren zu dienen."

„Dem sei wie ihm wolle," versetzte Don Quijote; „genug, diese Leute werden doch mit Gewalt weggeführt und gehen nicht freiwillig dahin."

„So ist es," sprach Sancho.

„Wohlan," erwiderte sein Herr, „so muß ich denn hier meines Amtes walten, der Gewalt steuern und diesen Unglücklichen Hilfe und Beistand leisten."

„Bedenkt doch, gnädiger Herr," sprach Sancho, „daß die Gerechtigkeit, und das ist soviel gesagt als der König selbst, solchem Gesindel keine Gewalt oder Unrecht anthut, sondern es nur zur Strafe für seine Verbrechen züchtigt."

Mittlerweile war die Koppel der Galeerensträflinge näher gekommen und Don Quijote bat mit höflichen Worten die Wächter, welche sie begleiteten, sie möchten so gut sein, ihn von der Ursache oder den Ursachen zu unterrichten, warum sie diese Leute in solcher Weise fortschleppten. Einer von den Reitern antwortete ihm, es wären Galeerensträflinge, Leute Seiner Majestät, die man nach den Galeeren abführe; mehr könne er ihm nicht sagen, und mehr brauche er, Don Quijote, auch nicht zu wissen.

„Nichtsdestoweniger," versetzte Don Quijote, „möchte ich

doch von einem jeden derselben insbesondere die Ursache seines Unglücks erfahren."

Mit diesen und andern höflichen Reden drang er so sehr in die Wächter, um sie zu bewegen, ihm die gewünschte Auskunft zu geben, daß endlich der andere berittene Aufseher sagte: „Wir haben zwar das Verzeichnis und die Abschrift des Urteils eines jeden dieser Schurken bei uns; allein hier haben wir nicht Zeit uns aufzuhalten, um sie hervorzusuchen und zu lesen. Kommen Euer Gnaden nur näher und fragt sie selbst, so können sie Euch alles sagen, wenn sie wollen; und daran werden sie es nicht fehlen lassen, denn dieses Gesindel macht sich ein Vergnügen daraus, Schelmenstücke zu begehen und zu erzählen."

Kraft dieser Erlaubnis, welche Don Quijote sich genommen haben würde, wenn man sie ihm nicht gegeben, näherte er sich der Koppel und fragte den Vordersten, was er verbrochen hätte, daß er sich in dieser üblen Lage befände.

„Ich hatte mich verliebt," gab der Kerl zur Antwort.

„Sonst nichts?" sagte Don Quijote. „Nun, hätte man dafür auf die Galeeren zu wandern, daß man sich verliebt, so müßte ich schon längst auf der Ruderbank sitzen."

„Meine Liebe war nicht von der Art, wie Euer Gnaden sie sich denkt," sprach der Sträfling. „Vielmehr war sie auf einen Korb mit weißer Wäsche gerichtet, den ich mit solcher Inbrunst umschlungen hielt, daß ich ihn aus freien Stücken bis zur Stunde nicht würde losgelassen haben, wenn die Justiz ihn mir nicht abgenommen hätte. Ich ward auf frischer That ertappt, man brauchte keine Folter anzuwenden, sprach das Urteil, zählte mir hundert auf den Rücken, gab mir obendrein auf drei Jahr freies Quartier in der Klemms — und damit war die Sache abgethan."

„Was versteht Ihr unter der Klemms?" fragte Don Quijote.

„Die Galeeren," antwortete der Sträfling, ein Bursche

von etwa vierundzwanzig Jahren, aus Piedrahita gebürtig, wie er sagte.

Don Quijote that dieselbe Frage an den Zweiten, der so traurig und niedergeschlagen einherging, daß er ihm nicht ein Wort erwiderte. Für ihn antwortete der erste und sagte: „Dieser, mein Herr, geht als Kanarienvogel mit, nämlich als Sänger und Musikant.“

„Wie so?“ sprach Don Quijote. „Schickt man auch deswegen die Leute auf die Galeeren, weil sie spielen und singen?“

„Ja wohl,“ versetzte der Sträfling, „denn es giebt kein schlimmeres Ding, als wenn man vor Angst singt.“

„Ich habe vielmehr gehört,“ erwiderte Don Quijote, „daß wer fröhlich singt, sein Leid bezwingt.“

„Bei uns ist's umgekehrt,“ antwortete der Galeerensträfling; „wer einmal singt, muß sein Lebtag weinen.“

„Das versteh' ich nicht,“ sagte Don Quijote. Aber einer der Wächter erklärte es ihm und sagte: „Herr Ritter, vor Angst singen heißt bei diesem Diebsgesindel: auf der Folter bekennen. Diesen Sünder hat man gefoltert und er hat bekannt. Sein Verbrechen war Pferdediebstahl und weil er gestanden, verurteilten sie ihn zu sechs Jahren Galeeren — abgesehen von zweihundert Stockhieben, die er bereits auf dem Rücken hat. Er ist immer traurig und mißmutig, weil die andern Galgenvögel, die hier mit ihm gehen, ihn verhöhnen, mißhandeln und verachten, weil er bekannt und sich nicht aufs Leugnen verstanden hat; denn sie sagen, ein Nein hat nicht mehr Silben als ein Ja, und ein Verbrecher kann sich glücklich schätzen, wenn sein Tod oder sein Leben von seiner eigenen Zunge abhängt und nicht von Zeugen und Beweisen; und darin haben sie, deucht mich, nicht ganz unrecht.“

„Dieser Meinung bin auch ich,“ sprach Don Quijote, indem er zu dem Dritten überging und ihn ebenso fragte wie die beiden ersten. Dieser gab ihm keck und rasch zur

Antwort: „Ich besuche Madame Klemms auf fünf Jahre, weil mir zehn Dukaten gefehlt haben."

„Ich will gern zwanzig geben, um Euch diese Unannehmlichkeit zu ersparen," sagte Don Quijote.

„Das kommt mir grade so vor," antwortete der Sträfling, „wie wenn einer mitten auf dem Meere Geld hat und doch Hungers sterben muß, weil er das, was ihm fehlt, nicht dafür kaufen kann. Hätte ich die zwanzig Dukaten, die Ihr mir jetzt anbietet, zur rechten Zeit gehabt, so hätt' ich dem Gerichtsschreiber die Hände schmieren und dem Anwalt dermaßen den Verstand schärfen können, daß ich mich jetzt auf dem Zocodover in Toledo befände und nicht nötig hätte, diesen Weg zu gehen wie ein Jagdhund an der Koppel. Aber Gott ist groß; Geduld — und damit genug!"

Don Quijote kam zu dem Vierten, einem Mann von ehrwürdigem Aussehen, mit einem schneeweißen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte. Auf die Frage, warum er sich in solcher Gesellschaft befände, gab er keine andere Antwort als daß er bitterlich zu weinen anfing; allein der fünfte Verurteilte diente ihm als Dolmetsch und sagte: „Dieser Ehrenmann geht auf vier Jahre auf die Galeeren, nachdem er den üblichen Triumphritt in vollem Pomp gehalten hat."

„Das heißt wohl," sagte Sancho Panza, „er hat den Schandesel reiten müssen?"

„Ganz recht," sprach der Sträfling, „und das Verbrechen, das man ihm zur Last legt, ist, daß er Ohrenmakler war und auch wohl den ganzen Körper vermakelte; mit einem Worte, dieser Ritter gilt für einen Kuppler und nebenbei soll er sich auch mit Hexerei abgegeben haben."

„Wenn diese letztere Beschuldigung nicht hinzukäme," sprach Don Quijote, „so verdiente er für das bloße Kuppeln nicht auf die Galeeren geschickt zu werden, sondern man sollte ihn selbst zum Befehlshaber und General derselben machen; denn das Geschäft eines Kupplers ist keine solche Kleinigkeit, wie man wohl glauben möchte, sondern es gehören ver-

ständige Leute dazu und es ist eines von den unentbehrlichsten in einem wohlgeordneten Staate, und es sollte nur von ganz erfahrenen Leuten betrieben werden. Ja, diese müßten einer Aufsicht und Prüfung unterworfen sein wie die andern Gewerbe, ihre Zahl müßte bestimmt und bekannt sein wie die Zahl der Makler an der Börse. Dadurch würde manches Unglück vermieden werden, welches bloß dadurch entsteht, daß dies Geschäft und Gewerbe sich in den Händen unwissender und ungeschickter Leute befindet, und von gemeinen Weibspersonen, Knaben und durchtriebenen Schelmen betrieben wird, die weder Jahre noch Erfahrung haben, bei jeder Gelegenheit, wo es auf Gewandtheit ankommt, wie Butter an der Sonne stehen und nicht wissen, was rechts oder links ist. Ich würde mich gern umständlicher hierüber auslassen und die Ursachen angeben, warum es nötig wäre, dieses für den Staat so wichtige Geschäft nur geprüften Leuten anzuvertrauen; aber Zeit und Ort gestatten es nicht, und seiner Zeit werde ich es schon solchen Personen ans Herz legen, die dafür sorgen und die nötigen Vorkehrungen treffen können. Jetzt sage ich nur so viel, daß das Mitleid, welches diese weißen Haare und dieses ehrwürdige, bloß wegen Kuppelei so vielem Elend ausgesetzte Antlitz mir einflößte, sich ganz erheblich gemindert wegen der Anklage auf Hexerei, obgleich ich wohl weiß, daß es keine Hexerei in der Welt giebt, womit man, wie einfältige Leute glauben, dem Willen Gewalt anthun kann: denn unser Wille ist frei, und Kräuter und Zaubersprüche vermögen nichts über ihn. Alles, was einfältige Vetteln und verschmitzte Gauner thun können, ist, daß sie Mixturen und Gifte bereiten, womit sie den Leuten die Köpfe verdrehen, indem sie ihnen weiß machen, sie könnten zur Liebe reizen, da es doch, wie gesagt, unmöglich ist, den Willen zu zwingen."

„So ist es," sprach der wackere Alte, „und ich war in der That an der Hexerei ganz unschuldig; das Kuppeln freilich konnte ich nicht leugnen. Ich habe aber nie gedacht, daß

ich daran übel handelte; ich beabsichtigte weiter nichts als alle Welt zufrieden zu stellen und jedermann froh und vergnügt zu machen. Aber ungeachtet meiner guten Absicht muß ich dahin wandern, von wannen ich nimmer zurückzukommen hoffen kann; denn mich drücken die Jahre und ein böses Harnübel, das mir nicht einen Augenblick Ruhe läßt." Hier fing er wieder zu weinen an und Sancho wurde von solchem Mitleid ergriffen, daß er einen halben Piaster aus dem Busen zog und ihm denselben als Almosen gab.

Don Quijote ging weiter und fragte einen andern nach seinem Verbrechen. Dieser antwortete nicht so griesgrämlich wie sein Vormann, sondern sagte mit fröhlicher Miene: „Ich bin hier, weil ich mit einem paar leiblichen Nichten und mit einem paar Schwestern, die aber nicht die meinigen waren, ein wenig zu viel geschertzt habe. Mit einem Wort, ich kurzweilte so viel mit allen, daß schließlich meine Verwandtschaft so verwickelt wurde, daß der geschickteste Genealog sich nicht darin zurecht finden konnte. Man bewies mir das alles, ich hatte keine Gönner, an Geld fehlte mir's auch, ich lief Gefahr baumeln zu müssen und kam mit sechs Jahren Galeeren noch soeben davon. Ich bin damit zufrieden; es ist eine Strafe für meine Sünden; ich bin noch jung und das Leben ist lang; so wird schon alles wieder ins rechte Geleise kommen. Habt Ihr etwas bei Euch, Herr Ritter, das Ihr diesen armen Schelmen geben wollt, so wird's Euch der Herr im Himmel lohnen, und wir auf Erden wollen Eure Gesundheit und Euer Leben in unser Gebet einschließen, auf daß die erstere so gut und das letztere so lang sein möge als Euer hübsches Aussehen verdient." Dieser ging wie ein Student gekleidet, und einer von den Wächtern sagte, er sei ein großer Schwätzer aber kein übler Lateiner.

Den Zug beschloß ein Mann von sehr gutem Aussehen, etwa dreißig Jahre alt, der aber so stark schielte, daß ein Auge stets das andere ansah. Er war ein wenig anders geschlossen als die übrigen, denn er hatte eine Kette am Fuß,

die so lang war, daß sie ihm um den ganzen Leib ging, und um die Gurgel ein paar Halseisen, von welchen das eine an der Kette befestigt und das andre ein sogenannter „Schau-auf-Freund," eine Kopfstütze war, von welcher zwei Stangen bis an den Gürtel hinabreichten, woran sich zwei Handschellen mit großen Schlössern befanden, so daß er weder die Hände zum Kopfe bringen noch den Kopf zu den Händen herabneigen konnte. Don Quijote fragte, warum dieser Mensch so viel schwerer gefesselt sei als die andern. Der Wächter gab ihm zur Antwort, weil dieser eine mehr Verbrechen begangen als alle andern zusammen und weil er ein so geriebener, verwegener Spitzbube sei, daß sie trotz allen Ketten und Schlössern noch immer befürchten müßten, er möchte ihnen entspringen.

„Was kann er denn für Verbrechen begangen haben?" fragte Don Quijote, „da man ihn doch nur auf die Galeeren schickt?"

„Er geht auf zehn Jahre dahin," sagte der Wächter, „und das ist so viel als bürgerlicher Tod. Ich brauche nur zu sagen, daß dieser wackere Gesell der berüchtigte Gines von Passamonte ist, sonst auch Ginesillo von Parapilla genannt."

„Gemach, Herr Kommissär!" rief Gines; „verhunzt mir nicht Namen und Zunamen! Gines heiß' ich und nicht Ginesillo, und mein Zuname ist Passamonte und nicht Parapilla, wie Ihr sagt, und ein jeder kehre vor seiner Thür, so hat er vollauf zu thun."

„Reiß' das Maul nicht so weit auf, Herr Allerweltsgauner!" sprach der Kommissär, „wenn ich's dir nicht mit Gewalt stopfen soll!"

„Man sieht wohl," sagte Gines, „daß der Mensch gehen muß, wie Gott ihn führt; aber gewisse Leute sollen dereinst erfahren, ob ich Ginesillo von Parapilla heiße oder nicht."

„Nennt man dich etwa nicht so, du Strauchdieb?" sagte der Wächter.

„Ja, das thut man," sprach Gines; „aber ich will's ihnen schon vertreiben — es juckt mich ordentlich danach ... Herr Ritter, wenn Ihr uns etwas zu geben habt, so gebt schnell her und geht mit Gott; denn Eure Naseweisheit über andrer Leute Lebenswandel fängt endlich an uns zu langweilen. Wollt Ihr den meinen kennen lernen, so merkt's Euch, ich bin Gines von Passamonte, dessen Leben und Thaten diese Finger beschrieben haben."

„Das ist wahr," sprach der Kommissär. „Er hat selbst sein Leben beschrieben, das sehr interessant ist, aber er hat sein Buch im Gefängnis für zweihundert Realen versetzt."

„Und wird's wieder einlösen, wenn's auch für eben so viele Dukaten versetzt wäre," sagte Gines.

„Ist es denn so gut?" fragte Don Quijote.

„So hübsch," erwiderte Gines, „daß Lazarillo von Tormes und alle andern Werke dieser Art, die schon geschrieben sind oder noch geschrieben werden, sich davor verkriechen müssen. Ich kann Euch nur sagen, daß es lauter Wahrheiten enthält und zwar so saubere und lustige Wahrheiten, daß man keine Lügen erfinden kann, die mit ihnen zu vergleichen sind."

„Wie heißt denn das Buch?"

„Das Leben des Gines von Passamonte."

„Ist es schon vollendet?" fragte Don Quijote.

„Wie kann es vollendet sein," sagte Passamonte, „da mein Leben noch nicht vollendet ist? Was ich bisher geschrieben, geht von meiner Geburt bis zu dem Augenblick, da ich zum letztenmal auf die Galeeren geschickt wurde."

„Seid Ihr denn schon früher dagewesen?" fragte Don Quijote.

„Gott und dem Könige zu dienen," sprach Gines, „war ich schon einmal vier Jahre mit dabei, und weiß wie Schiffszwieback und Ochsenziemer schmecken; und ich mache mir nicht viel daraus, wieder hinzugehen, weil ich dort Muße haben werde, mein Buch zu vollenden; denn ich werde noch

vieles zu sagen haben, und auf den spanischen Galeeren hat man mehr Muße als nötig ist; wiewohl ich zu dem, was ich noch zu schreiben habe, nicht viel Zeit brauche, weil ich alles auswendig weiß."

„Du scheinst mir nicht ungeschickt," sagte Don Quijote.

„Aber sehr unglücklich," erwiderte Gines, „denn das Unglück verfolgt immer die besten Köpfe."

„Die Spitzbuben verfolgt es," sprach der Kommissär.

„Ich hab's Euch schon gesagt, Herr Kommissär," versetzte Gines, „Ihr solltet gemach thun; denn die Herren haben Euch Euren Amtsstab nicht dazu gegeben, daß Ihr uns arme Teufel mißhandelt, sondern Ihr sollt uns dahin bringen, wo uns der König braucht; wo nicht, so schwör' ich bei ... doch genug! Die Flecken, die in der Schenke gemacht sind, könnten wohl eines Tages in der Wäsche wieder ausgehen; darum sei ein jeder still, handle rechtschaffen und rede noch rechtschaffener. Und damit laßt uns weiter gehen, denn des Geschwätzes ist nun genug!"

Der Kommissär erhob seinen Stab und wollte Passamonte für seine Drohung züchtigen; doch Don Quijote legte sich ins Mittel, und bat, er möchte ihn nicht mißhandeln, weil man einem, dem die Hände so fest gebunden wären, es nicht verargen könnte, wenn er seiner Zunge ein wenig freien Lauf ließe. Dann wandte er sich an sämtliche Glieder der Kette und sprach: „Aus allem, was ihr, meine liebsten Brüder, mir gesagt habt, merke ich deutlich, daß, obwohl man euch für eure Verbrechen verurteilt hat, dennoch die Strafe, die ihr leiden sollt, euch nicht sonderlich behagen will, und daß ihr sie nur sehr ungern und mit großem Widerwillen antretet; und wenn der eine von euch mehr Mut auf der Folter, der andere mehr Geld, wieder ein anderer mehr Gönner gehabt und wenn endlich das verschrobene Urteil des Richters nicht manchem von euch geschadet hätte, so wäre euch vielleicht das Recht geworden, welches ihr auf eurer Seite hattet. Indem ich das alles in

meinem Geiste erwäge, sagt und rät mir mein Gewissen, ja es zwingt mich, an euch ein Beispiel aufzustellen, zu welchem Ende der Himmel mich in diese Welt sandte und mich den Orden der Ritterschaft erwählen ließ, zu welchem ich mich bekenne und vermöge dessen ich das Gelübde gethan, allen Hilfsbedürftigen und von den Mächtigen Unterdrückten beizustehen. Da ich jedoch weiß, daß es eine der ersten Regeln der Klugheit ist, nichts mit Gewalt zu erzwingen, was man durch Güte erlangen kann, so will ich hiermit den Herrn Kommissär und die übrigen Herren Scharwächter höflichst gebeten haben, euch loszumachen und euch in Frieden eures Weges ziehen zu lassen. Denn es wird dem Könige nicht an Leuten fehlen, die auf bessere Veranlassung in seine Dienste treten, und zudem finde ich es hart, diejenigen zu Sklaven zu machen, welche Gott und die Natur frei geschaffen; um so mehr, meine Herren Wächter," setzte Don Quijote hinzu, „da diese armen Teufel nichts gegen euch verbrochen haben. Laßt einen jeden seine Sünden selbst verantworten, denn es ist ein Gott im Himmel, der das Böse nicht unbestraft und das Gute nicht unbelohnt lassen wird; und es schickt sich nicht für ehrbare Leute, an ihren Nebenmenschen zu Henkern zu werden, wenn sie ihnen nichts zuleide gethan. Ich erbitte mir dieses von euch in aller Freundschaft und in der Güte, damit ich euch etwas zu verdanken habe, wenn ihr es mir gewährt; wenn ihr es aber nicht freiwillig thut, so werden diese Lanze und dieses Schwert, von meinem starken Arme gezückt, euch mit Gewalt dazu zwingen."

„Eine allerliebste Flegelei!" rief der Kommissär; „ein prächtiger Spaß, mit dem Ihr da am Ende Eures Geschwätzes herausrückt! Wer sollte Euch die Gefangenen des Königs ausliefern? Als ob es bei uns stände sie frei zu lassen, oder als ob Ihr ein Recht hättet, dieses von uns zu verlangen. Zieht in Gottes Namen Eures Weges, Herr! Rückt Euch das Rasierbecken, das Ihr auf dem Kopfe habt, zurecht und sucht nicht nach einer fünffüßigen Katze!"

„Ihr selbst seid die Katze und die Ratte und ein Schuft obendrein," schrie Don Quijote, und rannte mit diesen Worten so pfeilschnell auf den Kommissär los, daß er ihn, ehe er sich zur Wehr setzen konnte, schwer verwundet mit seiner Pike aus dem Sattel hob. Zu seinem Glück war dieser gerade derjenige, der ein Feuergewehr führte, die übrigen Wächter standen erstaunt und wie versteinert über den unerwarteten Anfall; doch als sie wieder ein wenig zu sich gekommen, griffen die Reiter zu ihren Schwertern und die Fußgänger zu ihren Spießen und griffen Don Quijote an, der sie mit der größten Ruhe erwartete. Es wäre ihm aber ohne Zweifel übel ergangen, wenn nicht die Gefangenen diese gute Gelegenheit sich loszumachen benutzt, ihre Kette gesprengt und sich frei gemacht hätten. Das Getümmel ward so arg, daß die Wächter, welche bald gegen Don Quijote, der sie angriff, bald gegen die Gefangenen, die sich losmachten, sich wehren mußten, nirgends etwas ausrichteten. Sancho seinerseits half Gines von Passamonte sich losmachen, und dieser war der erste, welcher, sobald er seine Hände gebrauchen konnte, sich über den Kommissär hermachte, ihm Schwert und Büchse abnahm, und mit der letzteren, ohne zu feuern, bald auf diesen, bald auf jenen zielte, so daß die ganze Bedeckung teils vor den Steinwürfen der befreiten Sträflinge, teils vor der Büchse Passamontes davonlief und den Walplatz räumte.

Sancho war indes bei diesem Erfolg gar nicht wohl zu Mute; denn er befürchtete, die Flüchtlinge möchten der heiligen Brüderschaft Nachricht geben, welche Sturm läuten lassen und den Verbrechern nachsetzen würde. Er sagte dieses seinem Herrn und bat ihn, sich sogleich von der Walstatt zu entfernen und sich in dem nahen Gebirge zu verstecken.

„Schon gut," sprach Don Quijote; „aber ich weiß am besten, was ich jetzt zuerst zu thun habe." Hierauf berief er sämtliche Galeerensträflinge zu sich heran, welche den Kom-

missär bis auf die Haut ausgeplündert und sich dann zerstreut hatten. Nachdem sie sich im Kreise um ihn herumgestellt, um zu hören, was er ihnen zu sagen hätte, hielt er folgende Rede an sie: „Für wohlerzogene Leute ziemt es sich, empfangene Wohlthaten dankbar anzuerkennen, und eine von den Sünden, die Gott am meisten beleidigen, ist die Undankbarkeit. Ich sage das, meine Herren, weil ihr wißt und seht, welche Wohlthat ihr jetzt von mir empfangen habt. Zum Lohn dafür wünsche und verlange ich von euch, daß ihr sämtlich, beladen mit dieser Kette, die ich euch vom Halse geschafft, euch sofort auf den Weg begebt nach der Stadt Toboso; daß ihr euch daselbst der Dame Dulcinea zeigt, um ihr zu vermelden, daß ihr Ritter, der Ritter von der traurigen Gestalt, sich ihr empfehlen lasse, und daß ihr derselben Punkt für Punkt alles getreu erzählt, was bei diesem ruhmvollen Abenteuer vorgefallen ist, bis zu dem Augenblick, da ich euch die erwünschte Freiheit verschafft. Alsdann mögt ihr ziehen, wohin es euch beliebt."

Eines von Passamonte nahm für die übrigen das Wort und sprach: „Die Erfüllung dessen, was Eure Gnaden uns befehlen, mein Herr und Befreier, ist für uns die unmöglichste Unmöglichkeit; denn wir dürfen nicht vereint auf der Straße umherstreifen, sondern müssen uns einzeln, ein jeder wie und wo er kann, womöglich in den Eingeweiden der Erde zu verbergen suchen, damit uns die heilige Brüderschaft nicht auf die Spur komme, welche ganz gewiß nach uns fahnden wird. Aber was Eure Gnaden thun können und von Rechts wegen thun sollten, ist, daß Ihr den Dienst und Tribut, den Ihr uns der Dame Dulcinea von Toboso zu entrichten befehlt, in eine gewisse Anzahl Ave Marias und Credos verwandelt, welche wir zu Euerm Besten gern sprechen wollen; denn das ist ein Dienst, den man bei Tage und bei Nacht, auf der Flucht und beim Ausruhen, im Kriege und im Frieden verrichten kann. Daß wir aber jetzt zu den Fleischtöpfen Aegyptens zurückkehren, oder mit andern

Worten, daß wir unsere Ketten wieder auf den Nacken nehmen und damit nach Toboso wandern sollten, das ist ein ebenso widersinniger Einfall, als wenn man sagte, es sei jetzt Nacht, während es doch die zehnte Stunde des Tages ist, und so etwas von uns verlangen heißt von der Ulme Birnen pflücken."

„Nun, so soll mich dieser und jener," fluchte Don Quijote, der augenblicklich in Harnisch gejagt war, „wenn du Don Hurensohn, Don Ginesillo von Parapillo, oder wie du heißen magst, nicht ganz allein, mit dem Schwanz zwischen den Beinen und der ganzen Kette am Halse dahin wandern sollst!"

Passamonte, der nichts weniger als langmütig und schon hinlänglich überzeugt war, daß Don Quijote nicht recht bei Troste sein müsse, da er den Narrenstreich begangen, sie in Freiheit zu setzen, gab, sobald er ihn so anfuhr, seinen Kameraden einen Wink, worauf sie sich verteilten und einen solchen Steinhagel auf Don Quijote regnen ließen, daß er sich mit seinem Schilde nur ungenügend schützen konnte, und der arme Rosinante kehrte sich dabei so wenig an seine Sporen, als wenn er aus Erz gegossen wäre. Sancho verkroch sich hinter seinen Esel und schützte sich auf diese Weise vor dem Platzregen von Steinen, welcher auf sie herabströmte. Don Quijote konnte sich nicht so gut mit seinem Schilde decken, daß ihn nicht einige Bachkiesel so gewaltig auf den Leib getroffen hätten, daß er zu Boden stürzte. Kaum war er gefallen, so machte sich der Student über ihn her, nahm ihm das Becken vom Kopfe, versetzte ihm damit ein halbes Dutzend Hiebe auf die Schultern und schlug es dann gegen einen Stein, daß es fast in Stücke ging. Man zog dem Ritter seinen Waffenrock aus und gern hätte man ihm auch seine Hosen genommen, wenn die Beinschienen es nicht verhindert hätten. Sancho zogen sie den Ueberrock aus und ließen ihn im bloßen Wams, und nachdem sie die Beute unter sich geteilt hatten, ging jeder seines Weges, mehr

darauf bedacht, der heiligen Brüderschaft zu entgehen, vor welcher sie alle Achtung hatten, als die Kette auf den Nacken zu nehmen und dem Fräulein Dulcinea von Toboso ihre Aufwartung zu machen. Der Esel und Rosinante, Sancho und Don Quijote blieben allein auf dem Walplatze; der Esel stand tiefsinnig und mit gesenktem Kopfe da, nur von Zeit zu Zeit die Ohren schüttelnd, weil er meinte, der Steinhagel, der ihm um die Ohren geflogen war, sei noch nicht vorüber. Rosinante lag neben seinem Herrn; denn auch ihn hatte ein Steinwurf zu Boden gestreckt; Sancho, halb nackt wie er war, zitterte vor der heiligen Brüderschaft; Don Quijote endlich war voller Ingrimm, weil eben diejenigen ihm so arg mitgespielt hatten, denen er eine so große Wohlthat erwiesen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Was dem berühmten Don Quijote in der Sierra Morena begegnete eins der seltensten Abenteuer, die in dieser wahrhaftigen Geschichte erzählt werden.

Als sich Don Quijote so übel zugerichtet sah, sprach er zu seinem Knappen: „Man hat mir oft gesagt, Sancho, daß man Wasser ins Meer trägt, wenn man seine Wohlthaten an schlechtes Gesindel verschwendet. Hätte ich deinen Worten geglaubt, so hätte ich mir diesen Verdruß erspart: doch vorbei ist vorbei; Geduld und in Zukunft vorsichtiger gehandelt!“

„Ihr vorsichtig handeln!“ antwortete Sancho; „so sicher als ich kein Türke bin. Aber da Ihr doch gesteht, daß Ihr Euch diesen Verdruß würdet erspart haben, wenn Ihr mir geglaubt hättet, so glaubt mir jetzt, wenn Ihr ein größeres Unheil vermeiden wollt; denn ich will Euch nur sagen, mit der heiligen Brüderschaft läßt sich keine Ritterei treiben; sie giebt für alle fahrenden Ritter der Welt keinen Heller, und die Wahrheit zu sagen, es ist mir schon, als ob ihre Spieße mir bereits um die Ohren schwirrten.“

„Du bist von Natur eine Memme, Sancho," versetzte Don Quijote, „damit du mir aber nicht vorwerfen kannst, ich sei eigensinnig und folge niemals deinem Rate, so will ich ihn diesmal befolgen und dem Ungetüm aus dem Wege gehen, vor dem du dich so sehr fürchtest; jedoch unter der Bedingung, daß du weder im Leben noch im Tode irgend einem Menschen sagst, ich sei aus Furcht dieser Gefahr ausgewichen, sondern lediglich auf deine inständige Bitte: denn wenn du anders sprichst, so lügst du, jetzt wie in Zukunft, und zukünftig wie jetzt, strafe ich dich Lügen und sage, du lügst und wirst lügen, so oft du dergleichen denkst oder sprichst. Rede mir nur nicht ein Wort dawider; denn wenn du nur einen Gedanken hegst, daß ich irgend eine Gefahr vermeide oder scheue, besonders diese, die wohl einen gewissen Schatten von Furcht hervorrufen könnte, so bleibe ich allein hier und biete die Spitze nicht nur der heiligen Brüderschaft, vor welcher du eine solche Angst hast, sondern auch allen Brüdern der zwölf Stämme Israels, den sieben makkabäischen Brüdern, dem Kastor und Pollux und allen Brüdern und Brüderschaften der Welt."

„Herr," erwiderte Sancho, „ein Rückzug ist keine Flucht und Ausharren ist keine Klugheit, sobald die Gefahr größer ist als die Aussicht, sich glücklich herauszuziehen; und wer gescheit ist, der schont sich heute für den morgenden Tag und setzt nicht alles auf einmal aufs Spiel; und ich kann Euch versichern, wenn ich gleich nur ein einfältiger Bauer bin, so weiß ich doch auch ein wenig von dem, was man Lebensweisheit nennt. Laßt's Euch also nur nicht reuen, daß Ihr Euch meinen Rat habt gefallen lassen, sondern besteigt Euern Rosinante, wenn Ihr könnt, oder laßt Euch von mir hinaufhelfen und folgt mir; denn mein dummer Verstand sagt mir, daß wir jetzt mehr die Füße als die Hände nötig haben."

Ohne hierauf weiter zu antworten, stieg Don Quijote zu Pferde und Sancho zog auf seinem Esel voran nach der Sierra Morena, deren Vorgebirge nicht weit entfernt waren

und welche Sancho quer zu durchziehen beabsichtigte, den Weg nach Viso oder Almodovar del Campo zu nehmen und sich in diesen wilden Gegenden einige Tage zu verstecken, um nicht gefunden zu werden, wenn die heilige Brüderschaft ihnen nachspüren sollte. In diesem Vorsatze bestärkte ihn die Entdeckung, daß bei dem Scharmützel mit den Galeerensträflingen, trotz der scharfen Nachsuchung dieser Spitzbuben beim Plündern, dennoch der Mundvorrat auf dem Esel unangetastet geblieben war, was er für ein wahres Wunder hielt. An diesem Abend kamen sie bis mitten in die Sierra Morena, wo Sancho für gut fand, die Nacht zuzubringen und außerdem noch ein paar Tage still zu liegen, wenigstens so lange der Brotsack vorhielte; und so übernachteten sie zwischen zwei Felsen unter einigen Korkbäumen. Allein das böse Schicksal, welches nach der Meinung der Ungläubigen alles nach seinem Belieben verhängt, anordnet und leitet, fügte es so, daß Gines von Passamonte, dieser Erzdieb und Räuber, welchen die Tapferkeit und die Narrheit des Don Quijote von der Kette losgemacht hatte, aus gerechter Furcht vor der heiligen Brüderschaft auf den Einfall geriet, sich in eben diesem Gebirge zu verstecken, und Furcht und Zufall brachten ihn an denselben Ort, wohin sie auch Don Quijote und Sancho geführt hatten, und zwar zu einer solchen Zeit und Stunde, daß er diese beiden noch erkennen und die Gelegenheit abwarten konnte, bis sie eingeschlafen waren. Da nun die Gottlosen jederzeit undankbar sind, da überdies die Not kein Gebot kennt und da die Sorge für die Gegenwart alle Gedanken an die Zukunft verdrängt, so kam auch Gines, der weder Dankbarkeit noch Rechtlichkeit kannte, auf den Gedanken, Sancho Panza seinen Esel zu stehlen; denn um Rosinante kümmerte er sich nicht, weil er ihm zum Verkauf oder zum Versatz viel zu schlecht schien. Sancho schlief ein, Gines stahl ihm den Esel, und ehe der Morgen anbrach, war er schon über alle Berge mit ihm. Die Morgenröte ging auf und erfüllte alle Welt mit Fröhlichkeit, aber mit Trauer

den armen Sancho Panza; denn sein Esel war fort, und als er ihn vermißte, erhob er das traurigste und kläglichste Jammergeschrei, so daß Don Quijote davon erwachte und hörte, wie er ausrief: „O du mein Herzenssohn, du Zögling meines Hauses, Liebling meiner Kinder, Augapfel meiner Frau, Neidstachel meiner Nachbarn, Stütze meiner Lasten, kurz mein halber Ernährer und Versorger! Denn mit sechsundzwanzig Maravedis, die du mir täglich verdientest, bestritt ich die Hälfte meiner Haushaltung."

Als Don Quijote seine Klagen hörte und die Ursache vernahm, tröstete er seinen Knappen so gut er konnte, bat ihn, sich in Geduld zu fassen und versprach ihm eine Anweisung auf drei junge Esel von den fünf, die er zu Hause gelassen hätte. Damit gab Sancho sich zufrieden, trocknete seine Thränen, unterdrückte seine Seufzer, und dankte seinem Herrn für diesen Beweis seiner Güte.

Als Don Quijote in das Gebirge hineinritt, ging ihm das Herz auf, weil ihm diese Gegenden recht für Abenteuer gemacht schienen. Alle Wundergeschichten, welche den fahrenden Rittern in solchen Wüsten und Einöden begegnet waren, beschäftigten sein Erinnerungsvermögen und er vertiefte sich so sehr in diesen Gedanken, daß er nichts andres sah und hörte. Sancho hingegen hatte, sobald er sich auf einem gefahrlosen Wege zu befinden glaubte, nichts Eiligeres zu thun, als seinen Magen mit den Ueberbleibseln der geistlichen Beute zu füllen. Und so zog er hinter seinem Herrn her, wobei er beständig ein Stück nach dem andern aus seinem Quersack hervorlangte und in seinen Magen packte; und so lange er damit beschäftigt war, kümmerte er sich um kein andres Abenteuer. Von ungefähr schlug er jedoch die Augen auf und ward gewahr, daß sein Herr mit der Spitze seiner Pike ein Bündelchen aufzuheben suchte, welches auf der Erde lag, weshalb er hinzueilte, um ihm, wenn es nötig wäre, zu helfen; und er kam grade an, als Don Quijote mit der Lanzenspitze ein Reitkissen mit einem daran geschnürten

Mantelsäckchen aufheben wollte, welche beide fast ganz verfault und so schwer waren, daß Sancho sie aufheben mußte, wobei sein Herr ihm befahl, nachzusehen, was der Mantelsack enthielte. Sancho säumte nicht, dies zu thun; denn obwohl der Mantelsack mit Kette und Schloß versehen war, so konnte man doch durch die zerrissenen Stellen sehen, was sich darin befand, nämlich vier Hemden von feinster holländischer Leinwand nebst andrer ebenso feiner als weißer Wäsche; außerdem fand er in einem Tuche ein hübsches Häufchen Goldstücke zusammengebunden.

„Gepriesen seien alle Himmel, daß sie uns auch einmal ein Abenteuer beschert haben, daß etwas einbringt!“ rief Sancho, sobald er sie erblickte. Als er weiter nachsuchte, fand er ein kleines reichverziertes Notizbuch. Dieses forderte Don Quijote für sich und erlaubte ihm dagegen das Geld zu behalten. Sancho küßte ihm die Hand für seine Güte, nahm die Wäsche und das Geld aus dem Mantelsäckchen heraus und steckte alles in seinen Quersack. Als Don Quijote alle diese Sachen sah, sprach er: „Ich glaube gewiß, irgend ein Reisender muß sich in dieser Wildnis verirrt haben und von Straßenräubern angefallen sein, die ihn ermordet und seinen Körper in dieser wüsten Gegend verscharrt haben.“

„Das kann nicht sein,“ erwiderte Sancho; „denn wenn's Räuber gewesen wären, so hätten sie das Geld nicht zurückgelassen.“

„Du hast recht, Sancho,“ sprach Don Quijote, „aber dann begreife ich auch nicht, wie das Ding zusammenhängt. Doch wart', vielleicht finden wir in diesem Notizbuche etwas, das uns auf die Spur dessen bringt, was wir zu wissen wünschen.“ Er öffnete hierauf das Taschenbuch und das erste, was er darin fand, war der Entwurf eines Sonetts, und damit Sancho es ebenfalls hören möchte, las er es folgendermaßen laut vor:

„Kennt Amor nicht die Größe meiner Leiden?
Wie, oder will der Gott, daß meine Pein
Soll größer als die Leiden andrer sein,
Und will er mir das schlimmste Los bescheiden?

Doch ist er Gott, so kann's nicht anders sein:
Er kennt und zählt die kleinsten meiner Leiden
Und kann sich nicht an meiner Marter weiden.
Wie labt ein Gott sich wohl an meiner Pein?

Wo soll ich denn der Schmerzen Urgrund finden?
Bist du es, Phyllis, die sie sendet? Nein!
Die Güte selbst kann nicht so grausam sein.

Kann ich der Leiden Quelle nicht ergründen,
So eile Tod und ende meine Pein.
Denn nur bei dir kann ich noch Rettung finden."

„Diese Reime," sprach Sancho, „machen uns um nichts klüger, wenn nicht etwa das Füllen, von dem da die Rede ist, uns auch der Mutterstute auf die Spur bringt."

„Was redest du da von einem Füllen?" sagte Don Quijote.

„Mich deuchte, Ihr hättet da von einem Füllen gesprochen," antwortete Sancho.

„Nein, Phyllis las ich," sprach Don Quijote. „Und das wird wohl der Name der Dame sein, über welche der Verfasser des Sonetts sich beklagt; und er muß kein übler Dichter sein, oder ich müßte wenig von der Kunst verstehen."

„Verstehen Euer Gnaden sich denn auch aufs Reimen?"

„Besser als du glaubst," sprach Don Quijote; „das wirst du schon sehen, wenn ich dir mal einen von Anfang bis zu Ende in lauter Versen geschriebenen Brief an meine Gebieterin Dulcinea von Toboso zu bestellen gebe. Denn du mußt wissen, Sancho, daß alle, oder doch die meisten fahrenden Ritter der Vorzeit große Dichter und Saitenspieler waren; denn diese beiden Geschicklichkeiten, oder besser gesagt, Naturgaben sind den verliebten Rittern allzeit eigen. Allerdings verraten die Gedichte der alten Ritter mehr Geist als Kunst."

„Lesen Euer Gnaden doch noch weiter," sprach Sancho; „vielleicht findet Ihr noch was, das uns Auskunft giebt."

Don Quijote schlug ein Blatt um und sagte: „Hier steht etwas in Prosa und es scheint ein Brief zu sein."

„Ein Sendschreiben?" fragte Sancho.

„Nach dem Anfang zu urteilen scheint es ein Liebesbrief zu sein," antwortete Don Quijote.

„So leset ihn doch laut," sprach Sancho. „Ich höre gern von solchen Liebessachen."

„Recht gern," versetzte Don Quijote, und laut lesend, wie Sancho gewünscht, fanden sie folgenden Brief:

„Dein falsches Versprechen und mein sicheres Unglück verbannen mich an einen Ort, von wannen du eher die Nachricht von meinem Tode als die Stimme meiner Klagen vernehmen wirst. Undankbare! Du hast mich verworfen und mir einen anderen vorgezogen, einen, der mehr besitzt, aber nicht mehr wert ist als ich! Wäre aber Tugend ein Reichtum, den man gebührend schätzte, so würde ich weder fremdes Glück beneiden noch eignes Unglück beweinen müssen. Was deine Schönheit aufgebaut, haben deine Thaten wieder niedergerissen. Jene bewog mich, dich für einen Engel zu halten; diese zeigen mir, daß du nur ein Weib bist. Lebe glücklich und in Ruhe, du Stifterin meiner Unruhe, und der Himmel gebe, daß der Betrug an deinem Verlobten ewig verborgen bleibe, damit du deine That nicht bereuest und ich nicht eine Rache übe, die ich zu vermeiden wünsche."

„Aus diesem Briefe läßt sich, so wie aus den Versen, weiter nichts schließen, als daß der Verfasser ein verschmähter Liebhaber war," sprach Don Quijote, als er den Brief gelesen hatte. Er blätterte fast das ganze Büchelchen durch und fand noch einige Briefe und Verse, die aber nur zum Teil leserlich waren und sämtlich nichts anderes enthielten als Klagen Vorwürfe, Zweifel, Ergüsse der Freude und des Unmuts, bald voller Entzücken über erwiesene Gunstbezeigungen, bald voller Gram über ihre Kälte. Während Don

Quijote sich mit dem Taschenbuche beschäftigte, durchsuchte Sancho jeden Winkel und jede Falte in dem Mantelsack und dem Reitkissen so genau, daß er auch keine Naht unaufgetrennt und kein Flöckchen Wolle unaufgezupft ließ, damit nicht durch seine Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit irgend etwas darin zurückbleiben möchte; so sehr hatten die gefundenen Goldstücke, deren mehr als hundert waren, seine Geldgier rege gemacht; und obgleich er nichts mehr fand, so ließ er sich doch jetzt weder das Prellen noch die Wirkung des Wundertranks, weder die Prügel mit den Stangen, noch die Faustschläge des Maultiertreibers, weder den Verlust seines Esels, noch den Raub seines Ueberrocks leid sein, sondern hielt sich für Hunger, Durst und alle Mühseligkeit, die er im Dienste seines lieben Herrn ausgestanden hatte, für mehr als reichlich belohnt, da dieser ihm seinen Fund so gnädig abtrat. Der Ritter von der traurigen Gestalt ward inzwischen immer begieriger zu wissen, wer der Eigentümer des Mantelsacks sein könnte; denn er schloß aus den Versen und dem Briefe, aus den Goldstücken und der feinen Wäsche, daß der ehemalige Besitzer ein vornehmer Mann sein müßte, welchen die Kälte und Hartherzigkeit seiner Geliebten zu irgend einem verzweifelten Entschlusse gebracht hätten. Da aber in einer so wilden und unwegsamen Gegend schwerlich jemand anzutreffen war, der ihm darüber Auskunft geben konnte, so dachte er jetzt nur daran, weiter zu kommen, wobei er übrigens die Wahl des Weges ganz allein Rosinante überließ, welcher diejenigen Stellen wählte, wo er am besten durchkommen konnte. Uebrigens blieb Don Quijote bei der Meinung, daß es ihm in dieser Wildnis an außerordentlichen Abenteuern nicht fehlen könnte.

In dieser Erwartung fortreitend, ward er gerade vor sich auf dem Gipfel einer Anhöhe einen Menschen gewahr, der mit unglaublicher Leichtigkeit von Klippe zu Klippe und aus einem Gebüsch in das andere sprang. Er schien halb nackt zu sein, einen starken Bart und dickes, struppiges Haar zu

haben, und barfuß, ohne Schuhe und Strümpfe, zu gehen. Ein Paar Hosen, dem Anschein nach von braunem Samt, bedeckten seine Beine; sie waren aber so zerrissen, daß an manchen Stellen die bloße Haut durchsah; sein Haupt war unbedeckt. Obgleich er, wie gesagt, in der größten Geschwindigkeit vorüberlief, so bemerkte und beobachtete der Ritter von der traurigen Gestalt doch all diese Kleinigkeiten. Er gab sich auch alle mögliche Mühe, den Flüchtling einzuholen; allein Rosinantes geringe Kräfte waren der Unwegsamkeit des Bodens nicht gewachsen, zumal bei seinem von Natur kurzschrittigen und bedächtigem Gange. Don Quijote verfiel sogleich auf den Gedanken, daß dieser Mensch gewiß der Eigentümer des Mantelsacks und des Reitkissens sein müßte und er nahm sich vor, ihn aufzusuchen, wenn er auch seinetwegen ein Jahr in diesen Gebirgen umherziehen müßte. Er befahl daher seinem Knappen, einen Teil des Gebirges abzustreifen, während er selbst den andern Teil durchzöge, um auf diese Weise dem Menschen vielleicht auf die Spur zu kommen, der so schnell an ihnen vorüber gelaufen war.

„Das kann ich nicht," sagte Sancho; „denn sobald ich mich von Euer Gnaden trenne, überkommt mich gleich die Furcht und verfolgt mich mit tausend Fratzen und Schreckbildern. Laßt's Euch also zur Nachricht dienen, daß ich mich von nun an keinen Finger breit von Euch entfernen werde."

„Meinetwegen," sprach der Ritter von der traurigen Gestalt, „es freut mich, daß du so viel Vertrauen auf meinen Mut hast, der dich denn auch nicht verlassen soll, und wenn dein eigner Mut samt deiner Seele dir zum Teufel ginge. Komm mir nur jetzt nach, Schritt vor Schritt, oder wie du kannst und nimm die Augen in die Hand, während wir diesen kleinen Berg umziehen; vielleicht finden wir den Menschen wieder, den wir gesehen, und der ohne Zweifel kein anderer ist als der Eigentümer unsres Fundes."

„Viel klüger wär' es, wenn wir ihn gar nicht suchten," sprach Sancho; „denn wenn wir ihn finden und ihm gehört

von ungefähr das Geld, so ist's klar, daß ich's ihm wiedergeben muß; es wäre also weit klüger, wenn ich es, ohne mir diese unnütze Mühe zu geben, im guten Glauben behielte, bis einmal auf eine andre weniger mühevolle und gesuchte Weise der rechte Eigentümer zum Vorschein käme; und wer weiß, ob ich dann das Geld nicht schon verthan hätte? Und dann hätte der Kaiser sein Recht verloren."

„Darin irrst du dich, Sancho," antwortete Don Quijote; „denn da wir bereits auf die Vermutung gekommen sind, wer der Eigentümer ist und wir ihn fast vor Augen haben, so ist es unsere Pflicht, ihn aufzusuchen und ihm das Seinige wiederzugeben; und thäten wir dieses nicht, so würde die große Wahrscheinlichkeit, daß er der Eigentümer sei, uns ebenso strafbar machen als die Gewißheit. Laß es dich daher nicht verdrießen, Freund Sancho, ihn aufzusuchen; denn mir wird ein Stein vom Herzen fallen, wenn wir ihn finden."

Damit gab er Rosinante die Sporen und Sancho folgte ihm, beladen und zu Fuße — Dank dem Ginesillo von Passamonte. Nachdem sie einen Teil des Gebirges durchzogen hatten, fanden sie ein verrecktes Maultier, gesattelt und gezäumt, aber schon halb von Hunden verzehrt und von Raben zerpickt, neben einem Bache liegen, wodurch sie noch mehr in der Meinung gestärkt wurden, daß der Flüchtige der Eigentümer des Maultiers und des Reitkissens sein müßte. Während sie das Tier betrachteten, hörten sie den Ton einer Hirtenpfeife, und gleich darauf kam von der Linken eine Herde Ziegen zum Vorschein und hinter derselben erschien auf dem Gipfel des Berges der Hirt derselben, der bereits ein ältlicher Mann war. Don Quijote rief ihn an und bat ihn herunterzukommen. Der Hirte rief mit kreischender Stimme zurück, wer sie denn an diesen Ort geführt hätte, der fast nie von Menschen, sondern nur von Ziegen, oder von Wölfen und andern wilden Tieren, die hier hausten, besucht würde. Sancho gab ihm zur Antwort, er möchte

nur herunterkommen, so wollten sie ihm alles erzählen. Der Hirt kam herab und sagte zu Don Quijote: „Ich wette, Ihr betrachtet den Mietesel, der dort tot in der Schlucht liegt; denn wahrhaftig, es ist schon über sechs Monate her, daß er so daliegt. Sagt mir doch, habt Ihr irgendwo hier in der Nähe seinen Herrn getroffen?“

„Wir haben niemand getroffen,“ erwiderte Don Quijote; „aber einen Mantelsack und ein Reitkissen haben wir nicht weit von hier gefunden.“

„Die hab' ich auch gesehen,“ versetzte der Hirt; „ich mochte sie aber weder aufheben noch anrühren, aus Furcht vor Unheil, und weil man denken könnte, ich hätte sie gestohlen: denn der Teufel ist ein Schelm und legt einem oft Fallstricke, worüber man stolpert und fällt, man weiß nicht wie.“

„Das sag' ich ebenfalls,“ sprach Sancho; „denn ich habe sie auch gefunden, aber ich mochte mich nicht mal auf Steinwurfweite heranwagen. Dort ließ ich sie liegen und dort mögen sie liegen bleiben; denn ich mag keinen Hund mit einer Schelle.“

„Sagt mir, guter Freund,“ fragte Don Quijote, „kennt ihr vielleicht den Eigentümer dieser Sachen?“

„Ich kann Euch nur so viel sagen,“ antwortete der Hirt, „daß vor ungefähr sechs Monaten ein feiner, wohlgekleideter junger Herr bei einer Schäferei, etwa drei Stunden von hier, ankam, der auf eben dem Maultier ritt, das dort verreckt liegt, und daß er eben das Reitkissen und denselben Mantelsack hatte, von welchen Ihr sagt, daß Ihr sie gesehen und nicht angerührt habt. Er fragte uns, wo das Gebirge hier umher am rauhesten und am unzugänglichsten wäre; wir bezeichneten ihm den Ort, wo wir jetzt sind, und so verhält es sich wirklich; denn wenn Ihr nur eine halbe Meile weiter hineinginget, so würdet Ihr Euch vielleicht nie wieder herausfinden, ja ich wundere mich, wie Ihr hierher geraten seid, da doch weder Weg noch Steg hier hereinführt. Was

ich nun weiter sagen will, wie der junge Herr unsere Antwort hörte, wandte er stracks sein Tier um, ritt gerade nach dem Orte, den wir ihm bezeichnet hatten, und wir alle hatten unser Wohlgefallen an seiner schönen Gestalt und verwunderten uns über seine Frage und über die Eile, womit er in diese Wildnis hineinritt. Von der Stunde an kam er uns nicht wieder zu Gesicht, bis er nach einigen Tagen einem von unsern Hirten begegnete, den er, ohne ihm ein Wort zu sagen, mit Faustschlägen und Rippenstößen anfiel, sich über seinen Packesel hermachte und alles Brot und Käse wegnahm, womit er beladen war, und mit erstaunlicher Geschwindigkeit wieder in das Dickicht hineinlief. Als wir andern Ziegenhirten dieses erfuhren, suchten wir wohl zwei ganze Tage nach ihm in den abgelegensten Schluchten dieses Gebirges und fanden ihn endlich in einem hohlen Korkbaum versteckt. Er kam ganz freundlich zu uns heraus, aber seine Kleider waren schon völlig zerrissen und sein Gesicht war so sehr von der Sonne verbrannt, daß wir ihn kaum wiedererkannt haben würden, wenn wir nicht an seinen Kleidern, so zerlumpt sie auch waren, gesehen hätten, daß er derjenige war, den wir suchten. Er grüßte uns höflich und sagte mit wenigen aber vernünftigen Worten, wir sollten uns nicht wundern, ihn in einem solchen Zustande zu sehen; denn es müßte so sein wegen einer gewissen Buße, die man ihm seiner vielen Sünden wegen auferlegt hätte. Wir baten ihn, uns zu sagen, wer er sei; er ließ sich aber dazu nicht bewegen. Wir baten ihn auch, wenn er etwas zu seiner Nahrung bedürfe, ohne welche er doch nicht zu leben vermöchte, uns wissen zu lassen, wo wir ihn antreffen könnten, so wollten wir es ihm gern und mit Freuden bringen; oder wenn ihm dieses nicht beliebte: so möchte er wenigstens kommen und es fordern, ohne es den Hirten mit Gewalt abzunehmen. Er dankte uns für unser Anerbieten, bat uns, ihm seinen gewaltsamen Ueberfall zu verzeihen und versprach, künftig alles um Gottes willen zu bitten, ohne jemand zu beleidigen.

Was den Ort seines Aufenthaltes beträfe, so sagte er, er hätte keinen andern, als den ihm das Ungefähr bei einbrechender Nacht jedesmal anbiete. Am Ende seiner Rede weinte er so bitterlich, daß wir, die wir ihn anhörten, von Stein gewesen sein müßten, wenn wir nicht mitgeweint hätten, indem wir uns erinnerten, wie er ausgesehen hatte, da er das erste Mal zu uns kam und wie er sich verändert hatte; denn wie gesagt, er war ein sehr feiner, lieber junger Mann, und sprach so hübsch und so zierlich, daß unsereins, obwohl wir nur Dorfleute sind, ihm dennoch wohl ansehen und anmerken konnten, daß er von vornehmen Leuten war. Aber mitten im besten Reden hielt er plötzlich inne und verstummte, heftete die Augen eine Zeitlang auf die Erde und wir andern standen ganz erstaunt und warteten mit Ungeduld, was aus seiner Betäubung werden sollte, die wir mit nicht geringem Bedauern bemerkten. Denn daran, daß er bald die Augen weit öffnete und starr vor sich hin sah, ohne einen Augapfel zu bewegen, bald die Augenlider fest verschloß, mit den Zähnen knirschte und die Augenbrauen zusammenzog, merkten wir, daß er wieder einen Anfall von Wahnsinn bekam. Er ließ uns auch bald fühlen, daß wir uns nicht geirrt hatten, denn er warf sich an die Erde, sprang wütend wieder auf und packte den Nächststehenden mit solcher Raserei, daß er ihn mit den Fäusten und Zähnen umgebracht haben würde, wenn wir ihn nicht befreit hätten, und dabei schrie er beständig: „Warte, treuloser Fernando! hier sollst du mir alles Unrecht büßen, das du mir angethan; diese Hände sollen dir das Herz aus dem Busen reißen, welches eine Mördergrube voller Bosheit und Unthaten ist, in welcher lauter Betrug und Falschheit hausen!“ Und so sprach er noch vieles andre, das alles darauf hinauslief, diesen Fernando als einen Treulosen und Verräter zu brandmarken. Mit nicht geringer Mühe machten wir unsern Kameraden von ihm los und ohne weiter ein Wort zu sagen, verließ er uns und eilte so

schnell durch Dornen und Hecken in das Gebüsch zurück, daß wir ihn unmöglich einholen konnten. Wir schlossen daraus, daß sein Wahnsinn ihn nur von Zeit zu Zeit befällt, und daß ein gewisser Fernando ihm so großes Herzeleid zugefügt haben müsse, daß er darüber in diesen traurigen Zustand geraten sei; und dieses hat sich auch seitdem bestätigt, so oft er uns begegnet ist, indem er uns bisweilen bittet, ihm etwas zu essen zu geben, bisweilen mit Gewalt wegnimmt, was wir haben; denn wenn ihn die Wut überkommt, so kehrt er sich nicht daran, daß ihm die Hirten mit Liebe etwas anbieten, sondern er nimmt es ihnen mit Faustschlägen ab; und wenn er wieder bei Sinnen ist, so erbittet er's höflich und freundlich um Gottes willen und bedankt sich mit Worten und Thränen. Ich und noch vier andere Hirten, von denen zwei meine Knechte und zwei meine Freunde sind, haben uns gestern verabredet, so lange nach ihm zu suchen, bis wir ihn finden, und ihn dann mit Güte oder mit Gewalt nach dem Flecken Almodovar zu bringen, der acht Meilen von hier liegt, um ihn dort heilen zu lassen, wenn seine Krankheit heilbar ist, oder um von ihm, wenn er bei Sinnen ist, zu erfahren, wer er ist, und ob er Verwandte hat, denen wir von seinem Zustande Nachricht geben können. Das ist alles, meine Herren, was ich euch auf eure Fragen zu antworten weiß, und daß dem Mann, der in fast nacktem Zustande so schnell an euch vorbeigesprungen ist, die Sachen wirklich gehören, die ihr gefunden habt." (Don Quijote hatte ihm nämlich schon erzählt, wie er jenen Mann von Busch zu Busch hatte springen sehen.)

Unser Ritter war ganz erstaunt ob der Dinge, die er von dem Ziegenhirten hörte und wurde immer neugieriger, zu erfahren, wer der unglückliche Wahnsinnige sei; er nahm sich deshalb vor, ihn in dem ganzen Gebirge aufzusuchen und jede Kluft oder Höhle undurchsucht zu lassen, bis daß er ihn finde. Das Glück war ihm aber günstiger als er glaubte und hoffte: denn in demselben Augenblick kam aus einer

Felsenkluft, deren Oeffnung neben ihnen auslief, der Jüngling, den er suchte, hervor und sprach etwas vor sich hin, das man nicht einmal in der Nähe, viel weniger von ferne verstehen konnte. Sein Anzug war so wie wir ihn beschrieben, mit dem Unterschied, daß Don Quijote, als er sich näherte, fand, daß er ein zerrissenes, lederfarbiges Kollett trug, was ihn völlig überzeugte, daß ein Mensch, der solche Kleider trüge, nicht von geringer Herkunft sein könne. Als der junge Mann zu ihnen herantrat, grüßte er sie mit einer heiseren, rauhen Stimme, aber mit großer Höflichkeit. Don Quijote erwiderte seinen Gruß ebenso verbindlich, stieg mit edlem Anstand und mit Würde von seinem Rosinante, umarmte ihn und hielt ihn geraume Zeit so fest umschlossen, als wenn er ihn schon seit lange gekannt hätte. Der andere, den wir den „Zerrissenen von der häßlichen Gestalt" nennen können, wie Don Quijote den von der „traurigen," schob diesen, nachdem er sich hatte umarmen lassen, ein wenig von sich, legte ihm beide Hände auf die Schultern und betrachtete ihn, als suchte er sich zu besinnen, ob er ihm bekannt wäre; denn vielleicht war er ebenso erstaunt über Don Quijotes Gestalt und Aufzug, wie dieser sich über ihn wunderte. Genug, der erste, welcher nach der Umarmung wieder den Mund aufthat, war der Zerrissene, und er sagte, was in der Folge erzählt wird.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Abenteuers in der Sierra Morena.

Die Geschichte erzählt, daß Don Quijote den unglücklichen Ritter vom Gebirge mit der größten Aufmerksamkeit anhörte, als dieser von neuem das Wort nahm und sagte: „Wahrlich, mein Herr, ich kenne Euch zwar nicht, allein Ihr mögt sein, wer Ihr wollt, ich bin Euch für die Beweise von Wohlwollen, die Ihr mir gegeben, sehr verbunden und ich wünschte imstande zu sein, Euch für den liebenswürdigen Empfang, den Ihr mir bereitet, mit etwas mehr als meinem

guten Willen dienen zu können. Aber das Schicksal gestattet mir nichts andres als die mir erwiesenen Wohlthaten mit frommen Wünschen zu erwidern."

„Mein Wunsch Euch zu dienen," antwortete Don Quijote, „ist so lebhaft, daß ich entschlossen war, diese Wildnis nicht eher zu verlassen, als bis ich Euch gefunden und von Euch erfahren hätte, ob es irgend ein Mittel gäbe, den Schmerz zu lindern, der Euch zu dieser sonderbaren Lebensart bewogen hat, und wenn man dieses Mittel ausfindig machen könnte, es mit allem Eifer aufzusuchen. Wenn aber Euer Unglück so beschaffen wäre, daß es jeder Art von Trost und Hilfe die Thür verschlösse, so gedachte ich es mit Euch zu beweinen und zu beklagen, so gut ich könnte; denn es ist immer ein Trost im Unglück, jemand zu finden, der mit uns trauert. Wenn mein guter Wille verdient, durch irgend eine Gefälligkeit erwidert zu werden, so bitte ich Euch um der Leutseligkeit willen, die ich an Euch bemerke, ja ich beschwöre Euch bei allem, was Ihr in diesem Leben am meisten geliebt habt und noch liebt, saget mir, wer Ihr seid und was Euch bewogen hat, in diesen Einöden wie ein wildes Tier zu leben und zu sterben; denn Euer Anstand und Eure Tracht zeigen, wie wenig Ihr für solche Umgebungen geschaffen seid, und ich schwöre Euch bei dem Ritterschlage, den ich als ein unwürdiger und sündiger Mensch empfangen habe, und bei dem fahrenden Rittertum, daß ich Euch, mein Herr, wenn Ihr mir darin willfahret, mit allem Eifer dienen will, zu welchem mich mein Stand verpflichtet, es sei nun um Euerm Unglück abzuhelfen oder es mit Euch zu beweinen, wie ich Euch versprochen habe."

Als der Waldritter den von der traurigen Gestalt in diesem Tone reden hörte, betrachtete er ihn wieder und immer wieder, beschaute ihn vom Kopf bis zu den Füßen und nachdem er ihn lange genug angesehen hatte, sagte er: „Wenn Ihr etwas für mich zu essen habt, so gebt es mir um Gottes willen; sobald ich gegessen habe, will ich gern

alles thun, was Ihr von mir begehrt, um mich Euch für den guten Willen, den Ihr gezeigt, dankbar zu erweisen."

Sogleich öffnete Sancho seinen Quersack und der Hirt seine Hirtentasche, um den Hunger des Zerrissenen zu stillen, der wie ein Rasender alles, was man ihm gab, so gierig verschlang, daß er fast keine Pause zwischen den einzelnen Bissen machte, weil er mehr schlang als schluckte. Während er aß, redete weder er, noch einer von den Umstehenden ein Wort. Als er satt war, gab er den letztern einen Wink, ihm zu folgen, und führte sie nach einer grünen Wiese, die in der Nähe hinter dem Vorsprung eines Felsens lag. Dort streckte er sich im Grase aus, und die andern lagerten sich schweigend um ihn her, worauf der Zerrissene, nachdem er sich eine bequeme Lage gewählt hatte, sagte: „Wenn ihr wünscht, meine Herren, daß ich mit wenigen Worten mein unermeßliches Unglück schildere, so müßt ihr mir versprechen, den Faden meiner traurigen Erzählung durch keine Frage, oder sonst auf irgend eine Weise zu unterbrechen; denn sobald ihr dieses thut, würde ich aufhören zu erzählen."

Diese Einleitung des Zerrissenen erinnerte Don Quijote an die Erzählung seines Knappen, als er sich in der Zahl der übergeschifften Ziegen verrechnet hatte und die Geschichte damit ins Stocken geriet.

Der Zerrissene fuhr indessen fort und sagte: „Ich mache diese Bedingung deshalb, weil ich wünsche, die Erzählung meiner Unglücksfälle so schnell als möglich zu Ende zu bringen; denn die Erinnerung an dieselben verursacht mir immer neue Qualen, und je weniger ihr mich fragt, desto eher werde ich mit meiner Geschichte fertig. Ich werde jedoch, um euern Wunsch ganz zu erfüllen, keinen Umstand von einiger Wichtigkeit übergehen."

Don Quijote versprach ihm Aufmerksamkeit und Stillschweigen im Namen aller übrigen, und auf diese Zusicherung hin begann er seine Erzählung folgendermaßen:

„Mein Name ist Cardenio, meine Vaterstadt ist eine der

besten hier in Andalusien, mein Geschlecht ist edel, meine Eltern sind reich, mein Unglück aber ist so groß, daß meine Eltern es zwar beweinen und meine Verwandten es beklagen, doch mit allen ihren Reichtümern mir nicht helfen können, denn vor Schicksalen, die der Himmel verhängt, können Glücksgüter uns nicht schützen. In derselben Stadt wohnte ein himmlisches Mädchen, welches der Liebesgott mit allen Reizen ausgestattet hatte, die ich mir wünschen konnte, so groß ist die Schönheit Lucindens, eines Mädchens, welches ebenso reich und edel ist, wie ich bin, aber glücklicher als ich, und weniger beständig, als meine redlichen Absichten es verdienten. In diese Lucinde verliebte ich mich, ja ich betete sie an von meiner ersten und zartesten Jugend auf, und sie liebte mich wieder mit all der Unschuld und Aufrichtigkeit, die ihrem zarten Alter eigen waren. Unsere Eltern kannten unsere Neigung und mißbilligten sie nicht, weil sie überzeugt waren, daß sie in unsern reiferen Jahren eine Verbindung herbeiführen würde, welche die Gleichheit unsers Standes und unsers Vermögens ohnehin zu begünstigen schien. Unsere Jahre nahmen zu und mit ihnen unsre Liebe, weshalb Lucindens Vater aus Anstandsrücksichten für gut fand, mir den Eintritt in sein Haus zu versagen, indem er gleichsam das Beispiel der Eltern jener von den Dichtern so oft besungenen Thisbe nachahmte. Dieses erregte nur aufs neue Flammen über Flammen und Sehnsucht über Sehnsucht; denn obwohl sie unsern Zungen Schweigen auferlegte, so konnte man dieses doch unserer Feder nicht gebieten, welche noch unbefangener als die Zunge dem geliebten Gegenstande die Empfindungen der Seele mitzuteilen pflegt; denn oft macht die Gegenwart des geliebten Gegenstandes den entschlossensten Mut und die keckste Zunge verwirrt und befangen. O Himmel! wie manches Briefchen schrieb ich ihr, wie manche ebenso verbindliche als sittsame Antwort erhielt ich von ihr! Wie viele Lieder habe ich gedichtet und wie viele Verse gemacht, in welchen meine liebende Seele ihre Empfindungen

ausströmte, ihre feurige Sehnsucht schilderte, das Andenken an sie unterhielt und süße Hoffnungen nährte! Als ich zuletzt mich nicht länger gedulden konnte und fand, daß meine Seele vor Begierde sie zu sehen fast verging, beschloß ich, einen entscheidenden Schritt zu wagen und das einzige Mittel zu ergreifen, welches, wie ich glaubte, mich zu dem erwünschten und verdienten Ziele führen konnte: nämlich bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten. Das that ich, und er gab mir zur Antwort, er danke mir für meine ehrenvolle Absicht, mich mit seinem Hause zu verbinden; da aber mein Vater noch lebe, so stehe es von Rechts wegen diesem zu, eine solche Bitte zu thun, denn wenn es nicht völlig mit seinem Wunsch und Willen geschähe, so wäre Lucinde kein Mädchen, welches man heimlicherweise zur Frau nehme oder gebe. Ich dankte ihm für seine gütigen Worte, weil ich fand, daß er recht hatte, und weil ich nicht zweifelte, daß mein Vater seine Einwilligung geben würde, sobald ich ihn darum ersuchte. Ich ging daher unverzüglich zu meinem Vater, um ihm mein Anliegen vorzutragen. Als ich in sein Zimmer trat, fand ich ihn mit einem Briefe in der Hand, den er mir, ehe ich ein Wort mit ihm reden konnte, zu lesen gab und sagte: „Aus diesem Briefe, Cardenio, wirst du sehen, welche Gnade der Herzog Ricardo dir zugedacht hat."

Dieser Herzog ist, wie ihr, meine Herren, wissen werdet, ein Grande von Spanien, dessen Güter in der schönsten Gegend von Andalusien liegen. Ich las den Brief und fand ihn so verbindlich abgefaßt, daß ich selbst meinen Vater getadelt haben würde, wenn er den Antrag des Herzogs abgelehnt hätte, welcher darin bestand, daß mein Vater mich unverzüglich zu ihm schicken möchte, um seinem ältesten Sohne als Gesellschafter zu dienen. Zugleich versprach er, in einer Weise für mich zu sorgen, die seiner Achtung für mich entspreche. Ich verstummte, als ich den Brief gelesen, aber vollends, als mein Vater zu mir sagte: „In zwei Tagen, Cardenio, reisest du ab, wie es der Herzog wünscht,

und du kannst Gott danken, daß er dir eine Laufbahn eröffnet, auf welcher du dasjenige erreichen kannst, was du nach meiner Ueberzeugung verdienst." Er fügte noch einige väterliche Ermahnungen hinzu; der Tag meiner Abreise kam heran, ich sprach eines Abends mit Lucinden und erzählte ihr alles, was vorgefallen war, und ebendasselbe sagte ich auch ihrem Vater und bat ihn, einige Zeit zu warten und die Verheiratung seiner Tochter aufzuschieben, bis ich wüßte, was der Herzog mit mir im Sinne habe. Er versprach es mir und sie bekräftigte sein Versprechen mit tausend Schwüren und Zeichen ihres Kummers. Ich kam an bei dem Herzog und ward von ihm so gütig aufgenommen und behandelt, daß schon in den ersten Augenblicken der Neid sein Wesen trieb, indem die älteren Diener mich verfolgten, weil sie glaubten, die Beweise von Gewogenheit, die der Herzog mir gab, möchten ihnen zum Nachteil gereichen. Am meisten aber freute sich über meine Ankunft des Herzogs zweiter Sohn, Don Fernando, ein muntrer, angenehmer, freigebiger und verliebter Jüngling, der mich in kurzer Zeit so sehr zu seinem Freunde machte, daß jedermann davon sprach; und obgleich auch sein älterer Bruder sich sehr wohlwollend und gütig gegen mich erwies, so übertraf ihn doch Don Fernando bei weitem durch die liebreiche Art, mit welcher er mir begegnete. Da nun Freunde selten Geheimnisse voreinander haben und da die Freundschaft des Don Fernando für mich bis zum höchsten Grade der Vertraulichkeit ging, so entdeckte er mir die geheimsten Angelegenheiten seines Herzens und besonders einen Liebeshandel, der ihm einige Unruhe verursachte. Er liebte nämlich die Tochter eines reichen Landmanns, der ein Unterthan seines Vaters war, und diese besaß so viel Schönheit, Sittsamkeit, Verstand und Tugend, daß es schwer zu entscheiden war, welche von diesen Eigenschaften sie in höherm Grade besaß. Die Vorzüge des schönen Bauernmädchens steigerten endlich Don Fernandos Wünsche in einem solchen Grade, daß er, um zu ihrem Besitz zu ge-

langen und ihre höchste Gunst zu gewinnen, sich entschloß, ihr die Ehe zu versprechen, da es auf irgend eine andre Art unmöglich gewesen wäre. Seine Freundschaft für mich machte es mir zur Pflicht, ihn durch die stärksten Gründe, die ich anzuführen vermochte, und durch die überzeugendsten Beispiele, die mir zu Gebote standen, von seinem Plan abzumahnen. Da ich aber fand, daß alles nichts half, so nahm ich mir vor, dem Herzog Ricardo Nachricht von der Sache zu geben. Allein Don Fernando war schlau und klug genug, das zu befürchten, weil er sich sagen mußte, daß ich als ein treuer Diener nichts verschweigen durfte, was der Ehre meines Herrn so nachteilig sein mußte. Um mich daher irre zu leiten und zu hintergehen, sagte er zu mir, er wüßte kein anderes Mittel, sich der Gedanken an die Schöne, die ihn so sehr gefesselt hätte, zu entschlagen als eine Entfernung von ihr auf einige Monate; er wolle daher mit mir einen Besuch bei meinem Vater machen. Als Vorwand wolle er dem Herzog den Kauf einiger Pferde angeben, die man nirgends besser finde als in meiner Vaterstadt. Kaum hörte ich dies, so billigte ich, bewogen von meiner eigenen Liebe, seinen Entschluß als den vernünftigsten von der Welt, und ich würde es gethan haben, wenn er ihn auch aus weniger löblichen Gründen gefaßt hätte, weil er mir eine so schöne Gelegenheit verschaffte, meine Lucinde wiederzusehen. Aus diesen Gründen bestärkte ich ihn in seiner Absicht, und riet ihm, die Ausführung möglichst zu beschleunigen, da die Abwesenheit nicht verfehlen würde, eine gute Wirkung zu üben, wenn die verliebten Gedanken auch noch so tiefe Wurzel geschlagen hätten, Als er mir dies vorspiegelte, hatte er bereits — wie ich später erfuhr — unter dem Titel eines Gemahls die höchste Gunst des Bauernmädchens genossen und suchte nur eine bequeme Gelegenheit, sich vor seinem Vater in Sicherheit zu bringen, ehe er entdeckt würde, da er sich vor den ersten Wutausbrüchen des Herzogs fürchtete, wenn dieser seinen Streich erführe. Da aber bei den meisten

jungen Leuten das, was sie Liebe nennen, nichts weiter ist als eine vorübergehende Begierde, welche, wenn sie ihr letztes Ziel, den Genuß, erreicht hat, wieder verschwindet, und was Liebe schien, in sich ersticken muß, weil es über den Punkt nicht hinaus kann, den die Natur ihm gesteckt — ein Ziel, welches sie der wahren Liebe nicht steckt: so hatte auch Don Fernando seinen Zweck bei dem Landmädchen nicht sobald erreicht, als sich auch seine Begierden legten und seine Sehnsucht erkaltete, und wenn er anfänglich nur vorgegeben hatte, er wolle sich entfernen, um sie zu vergessen, so suchte er jetzt im Ernst seine Abreise zu beschleunigen, um sich der Erfüllung seines Versprechens zu überheben. Der Herzog gab ihm die Erlaubnis zu dieser Reise und befahl mir ihn zu begleiten. Wir kamen in meiner Vaterstadt an. Don Fernando wurde von meinem Vater seinem Stande gemäß empfangen, und ich eilte meine Lucinde zu sehen, und meine Leidenschaft flammte von neuem auf, obgleich sie weder erkaltet noch eingeschlummert war. Zu meinem Unglück entdeckte ich meine Liebe Don Fernando, weil ich wegen der großen Freundschaft, die er mir bewies, ihm nichts verschweigen zu sollen glaubte. Ich pries ihm die Schönheit, die Anmut und den Verstand meiner Lucinde so sehr, daß mein Lob den Wunsch in ihm rege machte, ein Mädchen zu sehen, das mit so vielen Vorzügen ausgestattet sei. Zu meinem Verderben erfüllte ich seinen Wunsch und zeigte sie ihm eines Abends bei dem Schein einer Kerze durch das Fenster, an welchem wir uns zu sprechen pflegten. Er sah sie in einem Gewande, in welchem er sie so außerordentlich schön fand, daß er alle andern Schönheiten, die er bisher gesehen, darüber vergaß. Er verstummte, hörte und sah nichts mehr, wurde ganz geistesabwesend und schließlich so verliebt in sie, wie ihr im Verlauf meiner unglücklichen Geschichte finden werdet; und um seine Leidenschaft, die er vor mir sehr sorgfältig verbarg und nur dem Himmel offenbarte, noch mehr zu entflammen, fügte es der Zufall, daß ihm eines Tages ein Billetchen

von Lucinden in die Hände fiel, in welchem sie mir in so zärtlichen, verständigen und sittsamen Ausdrücken riet, bei ihrem Vater um sie anzuhalten, daß Fernando, nachdem er es gelesen, erklärte, in ihr allein fänden sich alle Reize des Geistes und des Körpers vereinigt, welche man bei den übrigen Frauen der Welt einzeln anträfe. Ich muß gestehen, daß das Lob, welches Don Fernando Lucinden zollte, so gerecht ich es auch fand, mir schon damals in seinem Munde nicht gefiel, und daß ich anfing, mich vor ihm zu fürchten und in acht zu nehmen, weil er keinen Augenblick vergehen ließ, ohne von Lucinden zu reden und unser Gespräch auf sie zu lenken, wenn er auch die Gelegenheit dazu oft bei den Haaren herbeiziehen mußte. Meine Eifersucht begann nach und nach zu erwachen, denn setzte ich auch in Lucindens Liebe und Treue nicht den geringsten Zweifel, so ließ doch mein Schicksal mich etwas von dem ahnen, was es mir bereitete. Don Fernando verlangte beständig die Briefe zu sehen, die ich Lucinden schrieb, und die Antworten, die ich von ihr erhielt, unter dem Vorwand, daß der geistreiche Inhalt unsers Briefwechsels ihm einen großen Genuß gewähre. Einst traf es sich, daß Lucinde mich um eine Rittergeschichte gebeten, welche ihr sehr gefiel, nämlich um den Amadis von Gallien . . ."

Kaum hörte Don Quijote das Wort Ritterbuch nennen, als er ausrief: „Hättet Ihr, mein Herr, mir nur gleich zu Anfang Eurer Erzählung gesagt, daß Fräulein Lucinde eine Freundin von Ritterbüchern ist, so hättet Ihr nicht nötig gehabt, viele Worte zu machen, um mich von ihrem hohen Verstande zu überzeugen, denn sie könnte unmöglich so vielen Scharfsinn besitzen, als Ihr sagt, wenn sie an einer so anmutigen Lektüre keinen Geschmack fände. Bei mir braucht Ihr daher kein Wort mehr zu verlieren, um mir ihre Schönheit, ihren Geist und ihre übrigen Vorzüge zu rühmen, denn was ich von ihrem Geschmack höre, ist allein schon hinreichend, mich zu bewegen, sie für die schönste und geistreichste

Frau der Welt zu erklären; und ich wünschte, Ihr hättet ihr außer dem Amadis von Gallien auch den vortrefflichen Don Roger von Griechenland gesandt; denn ich bin überzeugt, Fräulein Lucinde würde an der Daraida und Garaja, an den sinnreichen Einfällen des Schäfers Darinel und an den vortrefflichen Versen seiner Hirtengedichte, die er mit so vielem Witz, Geschmack und Geschicklichkeit singt und vorträgt, großen Gefallen gefunden haben. Doch es kann eine Zeit kommen, wo sich das alles nachholen läßt. Ihr braucht mich nur nach meinem Dorfe zu begleiten, denn dort kann ich Euch mehr als dreihundert Bücher geben, welche die Wonne meines Herzens und das Labsal meines Lebens sind, wiewohl ich fürchte, daß ich — Dank der Bosheit und dem Neide der verfluchten Zauberer — vielleicht kein einziges Buch mehr besitze. Doch verzeiht, mein Herr, daß ich unsrer Abrede zuwider gehandelt und Euch unterbrochen habe; denn sobald ich von Rittergeschichten und von fahrenden Rittern höre, kann ich mich so wenig enthalten, drein zu reden, als man verhindern kann, daß die Strahlen der Sonne Wärme und die des Mondes Feuchtigkeit verbreiten. Verzeiht also und fahret fort, denn das ist uns jetzt das wichtigste."

Während Don Quijote dieses sagte, hatte Cardenio das Haupt auf die Brust sinken lassen und schien in tiefes Nachdenken versunken; und obgleich Don Quijote ihn zweimal bat, mit seiner Erzählung fortzufahren, so erhob er dennoch den Kopf nicht und erwiderte kein Wort. Erst nach geraumer Zeit richtete er sich wieder auf und sagte: „Nein, ich lasse es mir nicht ausreden und kein Mensch in der Welt kann mich von dem Gegenteil überzeugen; der Erzschurke von Meister Elisabad ist doch der Buhle der Königin Madasima gewesen, und wer etwas andres sagt oder glaubt, ist ein Tölpel."

„Bei allen Teufeln, das ist nicht wahr!" rief Don Quijote im höchsten Zorn, indem er wie gewöhnlich einen kräftigen Fluch ausstieß; „und es ist die größte Bosheit oder

vielmehr Niederträchtigkeit, das zu sagen! Die Königin Madasima war eine höchst tugendhafte Dame, und es läßt sich nicht denken, daß eine so erhabne Fürstin mit einem Quacksalber gebuhlt haben sollte; und wer das Gegenteil sagt, der lügt wie ein Erzschurke, und das will ich ihm beweisen, zu Fuß und zu Roß, bewaffnet oder unbewaffnet, bei Nacht oder bei Tage, wie und wo er Lust hat!"

Cardenio, welchen bereits der Wahnsinn wieder anwandelte, sah ihm starr ins Gesicht und war so wenig imstande, mit seiner Geschichte fortzufahren, als Don Quijote sie hätte anhören können, weil ihn der der Königin Madasima angethane Schimpf viel zu sehr aufgebracht hatte. Seltsam! er nahm sich ihrer so eifrig an, als wäre sie seine wahre und legitime Gebieterin gewesen, so sehr hatten ihm seine verwünschten Bücher den Kopf verdreht! Cardenio, der ohnehin verrückt war und sich nun noch Lügner und Schurke schimpfen und ähnliche Ehrentitel sich beilegen hörte, nahm den Spaß übel, ergriff einen Stein, der neben ihm lag und warf denselben Don Quijote so kräftig auf die Brust, daß dieser rücklings zu Boden stürzte. Als Sancho Panza seinen Herrn so mißhandelt sah, griff er den Verrückten mit geballter Faust an; der Zerrissene empfing ihn so, daß er ihn mit dem ersten Faustschlage zu Boden streckte, ihm auf den Leib sprang und ihm nach Herzenslust die Rippen zusammentrat. Der Ziegenhirt, der ihm beistehen wollte, kam nicht besser weg, und erst, nachdem er sie alle drei unter sich gebracht und durchgeprügelt hatte, kehrte er mit der größten Gelassenheit in den Wald zurück.

Sancho raffte sich auf und wollte wegen der Prügel, die er so unverdienterweise bekommen, an dem Ziegenhirten Rache nehmen, indem er sagte, er habe die Schuld, da er sie nicht darauf vorbereitet, daß dieser Mensch zuzeiten solche Anfälle von Raserei bekomme. Der Ziegenhirt gab ihm zur Antwort, er hätte dieses allerdings gesagt und wenn Sancho es nicht gehört hätte, so wäre das Sanchos eigne Schuld.

Sancho bestritt das, der Hirt blieb ihm die Antwort nicht schuldig und das Ende der Verhandlung war, daß sie sich bei den Bärten packten und sich derart mit den Fäusten bearbeiteten, daß, wenn Don Quijote sich nicht ins Mittel gelegt, sie sich in Stücke gerissen hätten.

Sancho, der den Hirten noch immer gepackt hielt, rief: „Laßt mich nur machen, gnädiger Herr Ritter von der traurigen Gestalt. Dies ist ein Bauer wie ich und nicht zum Ritter geschlagen; ich kann mir also wegen des Unrechts, das er mir angethan, nach Herzenslust Genugthuung verschaffen und die Sache wie ein ehrlicher Kerl Faust gegen Faust mit ihm ausfechten."

„Ganz richtig," antwortete Don Quijote; „ich weiß aber, daß er nicht die geringste Schuld an dem Vorgefallenen hat."

Damit ließen die beiden sich besänftigen und Don Quijote fragte den Hirten nochmals, ob es nicht möglich sei, Cardenio wiederzufinden, da er gar zu gern das Ende seiner Geschichte wissen möchte.

Der Hirt wiederholte, was er ihm schon einmal gesagt: daß man nichts Bestimmtes über seinen Aufenthalt wisse; wenn er jedoch fleißig in der Gegend umherziehe, so werde er ihn, entweder vernünftig oder verrückt, wohl irgendwo wiederfinden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von den wunderbaren Dingen, welche dem tapfern Ritter von der Mancha in der Sierra Morena begegneten, und wie er die Bußübungen des Dunkelschön nachahmte.

Don Quijote nahm Abschied von dem Ziegenhirten, und indem er Rosinanten wieder bestieg, befahl er Sancho, ihm zu folgen, was dieser, wenn auch in sehr übler Laune, that. Sie drangen nach und nach in die wildeste Gegend des Gebirges, und Sancho brannte vor Begierde, mit seinem Herrn zu schwatzen, und wünschte nur, daß dieser das Gespräch anfangen möchte, da er dem erhaltenen Befehle nicht gern zuwider handeln wollte. Da er aber endlich das Schweigen

nicht länger aushalten konnte, sagte er: „Gnädiger Herr Don Quijote, gebt mir Euern Segen und meinen Abschied; denn ich möchte unverzüglich in die Heimat zu Weib und Kindern zurückkehren, mit denen ich wenigstens plaudern und schwatzen kann, was ich will; denn verlangen, daß ich mit Euch hier in der Einöde Tag und Nacht herumziehen und nicht mal sprechen soll, wenn mich die Lust ankommt, das heißt mich bei lebendigem Leibe begraben. Ja, wenn noch das Schicksal gewollt hätte, daß die Tiere sprächen, wie zu Ysops Zeiten, dann wär's nicht so schlimm; denn ich könnt' im Notfall mit meinem Grauen sprechen, was mir in den Sinn käme, und auf diese Weise mein Schicksal erträglich machen; aber es ist eine harte Sache, und die Geduld muß einem dabei ausgehen, all sein Lebenlang Abenteuer aufsuchen und nichts anderes finden als Prügel, Prellereien, Tritte und Faustschläge; und dennoch soll man sich den Mund stopfen und sich nicht unterstehen zu sagen, was man auf dem Herzen hat, als wenn man stumm wäre."

„Ich verstehe dich, Sancho," sprach Don Quijote; „du sehnst dich nach der Aufhebung des Interdikts, mit dem ich deine Zunge belegt habe. Sieh' es als aufgehoben an und rede was du willst; jedoch unter der Bedingung, daß diese Aufhebung nicht länger dauert, als wir in dieser Wildnis herumziehen."

„Topp!" rief Sancho. „Wenn ich nur jetzt plaudern kann, denn Gott mag wissen, was später kommt. Und so möcht' ich denn, um von diesem Schutzbrief sofort Gebrauch zu machen, fragen, warum Euer Gnaden sich der Königin Magazina oder wie sie heißen mag, so eifrig angenommen? Und was Teufel ging es Euch an, ob jener Abt ihr lieber Freund war oder nicht? Denn hättet Ihr das Ding gut sein lassen, da Euch ja niemand darüber zum Richter bestellt hatte, so glaube ich, der Verrückte hätte seine Erzählung fortgesetzt, und wir hätten uns den Steinwurf, die Prügel und mehr als ein halbes Dutzend Kopfnüsse sparen können."

„Wahrlich, Sancho," antwortete Don Quijote, „wenn du wüßtest, wie ich es weiß, wie ehrenhaft und tugendsam die Königin Madasima gewesen, so würdest du sagen, ich hätte sehr viel Geduld gehabt, daß ich das Maul nicht zerschmetterte, das solche Lästerungen gegen sie ausstieß. Denn es ist eine schändliche Lästerung, zu sagen oder nur zu denken, daß eine Königin sich mit einem Bartscherer abgegeben habe. Wahr ist an der Geschichte, daß jener Meister Elisabad, dessen der Verrückte erwähnte, ein sehr verständiger Mann und ein guter Ratgeber war, welcher der Königin als Arzt und Berater diente. Wer aber meint, sie sei seine Geliebte gewesen, der verdient eine derbe Züchtigung für seine Thorheit, und um dich zu überzeugen, daß Cardenio nicht wußte, was er sagte, so wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß er nicht mehr bei Sinnen war, als er dies behauptete."

„Das sag' ich ja eben," sprach Sancho, „daß Ihr Euch um die Reden eines Narren nicht hättet kümmern sollen; denn wenn Euer gutes Glück Euch nicht bewahrt und der Stein Euch an den Kopf statt auf die Brust getroffen hätte, so wär's uns schön bekommen, daß Ihr Euch jener ehrenwerten Dame — die Gott verderbe! — so ernstlich annahmt; denn ich wette, daß man den Cardenio als wahnsinnig hätte laufen lassen."

„Gegen Vernünftige wie gegen Unvernünftige," erwiderte Don Quijote, „muß ein fahrender Ritter sich der Ehre der Frauen, wer sie auch sein mögen, annehmen — wie viel mehr solcher erhabenen und vortrefflichen Königinnen, wie die Königin Madasima, der ich wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften ganz besonders ergeben bin. Denn abgesehen davon, daß sie ein Ausbund von Schönheit war, so zeigte sie sich sehr verständig und in ihren vielen Widerwärtigkeiten überaus geduldig; und sie hatte es größtenteils dem Rat und Beistand des Meisters Elisabad zu verdanken, daß sie alle ihre Leiden mit solcher Klugheit und Gelassenheit ertrug, und daher nahm die Rotte der Unwissenden und Boshaften An-

laß und Gelegenheit zu denken und zu sagen, sie wäre seine Geliebte gewesen; aber ich wiederhole es, sie haben gelogen und werden tausendmal lügen — alle und jede, welche dergleichen denken oder sagen."

„Ich sag' es nicht und denk' es auch nicht," sprach Sancho. „Wie sie's eingebrockt haben, mögen sie's aufessen. Ob sie miteinander gebuhlt haben oder nicht, das mögen sie vor Gott verantworten. Ich bin nicht dabei gewesen und weiß von nichts; auch bekümmere ich mich nicht gern um anderer Leute Lebenswandel; denn wer in seinen Beutel lügt, niemand als sich selbst betrügt: um so mehr, da ich nackt auf die Welt gekommen und nackt geblieben bin; ich gewinne nichts und verliere nichts. Mögen sie gewesen sein was sie wollen, was geht das mich an? Und mancher meint, es gebe Schinken, wo nicht mal Rauchspieße sind; aber wer kann das Feld mit Thoren verschließen, und hat man nicht Gott selbst verlästert?"

„Gott steh' mir bei!" rief Don Quijote; „wie viel Tollheiten kramst du denn da aus, Sancho? Was haben die Sprichwörter, die du zusammenflickst, mit den Dingen zu schaffen, von denen wir sprechen? Ich bitte dich, höre auf, und sei künftig lieber darauf bedacht, deinen Esel anzutreiben als dich in Dinge zu mischen, die dich nichts angehen, und merke dir mit allen deinen fünf Sinnen, daß alles, was ich gethan habe, thue und thun werde, vollkommen in der Vernunft begründet ist und durchaus allen Gesetzen des Rittertums entspricht, die ich besser kenne, als alle Ritter in der Welt, die sich jemals zu dem Orden bekannten."

„Herr," versetzte Sancho, „steht's denn auch in den Rittergesetzen, daß wir hier in der Wildnis ohne Weg und Steg einem Narren nachlaufen müssen, der, wenn wir ihn gefunden, vielleicht Lust bekommt, sein begonnenes Werk zu Ende zu bringen, ich meine nicht seine Erzählung, sondern Euer Gnaden Kopf und meine Rippen, indem er sie uns vollends entzwei schlägt?"

„Schweige, ich sag' es dir noch einmal, Sancho," sprach Don Quijote; „denn du sollst wissen, daß mich nicht der bloße Wunsch, den Wahnsinnigen aufzusuchen, in diese Gegenden lockt, sondern vielmehr das Verlangen, hier eine That zu vollbringen, die mir auf der ganzen bekannten Welt ewigen Ruhm und Preis erwerben soll; und sie wird so beschaffen sein, daß ich damit allem, was einem fahrenden Ritter den höchsten Ruhm und den höchsten Glanz verleihen kann, das Siegel aufdrücken werde."

„Ist denn diese That mit sehr großer Gefahr verbunden?" fragte Sancho.

„Nein," erwiderte der Ritter von der traurigen Gestalt; „doch könnten die Würfel wohl so fallen, daß wir Fehler statt Treffer bekämen; aber von deiner Thätigkeit wird alles abhängen."

„Von meiner Thätigkeit?" fragte Sancho.

„Ja wohl," antwortete Don Quijote; „denn je schneller du von dem Ort, wohin ich dich zu schicken gedenke, zurückkehrst, um so eher wird mein Leiden ein Ende und mein Triumph seinen Anfang nehmen; und damit ich dich nicht lange in Ungewißheit lasse, worin mein Vorhaben besteht, so wisse, Sancho, daß der berühmte Amadis von Gallien einer von den musterhaftesten fahrenden Rittern war. Was sage ich, einer von den musterhaftesten? Nein, er war der Erste, der Einzige, der Beispiellose, der König unter allen Rittern seines Zeitalters in der ganzen Welt. Weg mit dem Don Belianis, weg mit allen, die sich rühmen, daß sie in irgend einem Stücke sich mit ihm vergleichen könnten! Denn ich schwöre dir, sie alle sind im Irrtum. Wisse ferner: wenn ein Maler in seiner Kunst etwas Großes leisten will, so bildet er sich nach den Werken der berühmtesten Meister, die ihm bekannt sind; und eben diese Regel gilt auch für alle übrigen bedeutenden Gewerbe und Beschäftigungen, die dem Staate zur Zierde dienen. Danach muß sich auch derjenige richten, der sich als ein weiser Dulder berühmt machen will.

Er muß Odysseus nachahmen, in dessen Person und Trübsalen Homer uns ein lebendiges Gemälde der Klugheit und der Geduld hinstellt, so wie Virgil uns in seinem Aeneas die Tugenden eines frommen Sohnes und die Weisheit eines tapfern und einsichtsvollen Feldherrn schildert. Aber beide werden uns nicht so beschrieben und dargestellt, wie sie wirklich waren, sondern so wie sie hätten sein sollen, um der künftigen Menschheit als Muster großer Tugenden zu dienen. Ebenso war Amadis der Kompaß, die Fackel, die Sonne der tapfern und verliebten Ritter, und wir alle, die wir unter den Panieren der Liebe und des Rittertums dienen, sind verpflichtet ihm nachzustreben. Da sich dies nun so verhält, Freund Sancho, so glaube ich, daß derjenige fahrende Ritter, welcher in seiner Nachahmung ihm am nächsten kommt, sich auch der Vollkommenheit im Rittertum am meisten nähert, und eine der Proben, durch welche jener Ritter seinen Mut, seine Tapferkeit, seine Geduld, seine Standhaftigkeit und seine Liebe am meisten an den Tag legte, war seine Verbannung und seine Bußübung auf dem Kummerfelsen, als er, verschmäht von seiner Gebieterin Oriana, den Namen Dunkelschön annahm — ein Name, der höchst bezeichnend war für die Lebensweise, die er sich aus freien Stücken erwählt hatte. Da es mir nun leichter sein wird, ihn hierin nachzuahmen, als Riesen voneinander zu hauen, Drachen zu köpfen, Lindwürmer zu erlegen, Kriegsheere zu zerstreuen, Flotten zu zerstören und Zauber zu lösen, und da ich gerade diese Gegend zu meinem Vorhaben sehr geeignet finde, so darf ich die Gelegenheit nicht versäumen, die ich so bequem beim Schopfe fassen kann."

„Was ist es denn eigentlich," fragte Sancho, „das Euer Gnaden an diesem einsamen Orte vornehmen wollen?"

„Habe ich's dir denn noch nicht gesagt," antwortete Don Quijote, „daß ich dem Amadis darin nachahmen will, daß ich hier den Verzweifelten, Wahnsinnigen und Rasenden spiele, um zugleich dem tapfern Roland ähnlich zu werden,

der, als er bei einer Quelle die Spuren davon fand, daß Angelika die Schöne daselbst ungebührliche Dinge mit Medoro begangen, darüber vor Schmerz den Verstand verlor, Bäume ausriß, die klaren Quellen trübte, Hirten erschlug, ihre Herden vernichtete, Hütten niederbrannte, Häuser zertrümmerte, Pferde wegtrieb, und hunderttausend andere Tollheiten beging, die zu ewigem Ruhme schriftlich aufbewahrt zu werden verdienen; und wenn ich auch dem Roland, Roldan, Orlando oder Rotolando — denn alle diese Namen legte man ihm bei — nicht seine sämtlichen Thorheiten genau nachmache, die er in Gedanken, Worten und Handlungen beging, so will ich es doch mit einigen derselben versuchen, die ich für die wesentlichsten halte; und vielleicht begnüge ich mich auch mit der bloßen Nachahmung des Amadis, der, ohne gemeinschädliche Narrenstreiche zu begehen, sich mit Weinen und Wehklagen begnügte und sich dadurch einen Ruhm erwarb, wie kein zweiter."

„Mich deucht aber," sprach Sancho, „daß die Ritter, die so etwas thaten, doch wohl gereizt worden waren, und Ursache hatten, solche Narrheiten und Bußübungen vorzunehmen. Was für Ursache hat aber Euer Gnaden, närrisch zu werden? Welche Dame hat Euch verschmäht, oder was für Spuren habt Ihr gefunden, die Euch Anlaß gäben zu glauben, daß Fräulein Dulcinea von Toboso Kindereien mit Mohren oder Christen begangen hätte?"

„Da liegt ja gerade des Pudels Kern," versetzte Don Quijote, „und darin eben besteht die Feinheit meines Verfahrens; denn wenn ein fahrender Ritter aus gutem Grunde zum Narren wird, so verdient er dafür weder Dank noch Lob; ein anderes ist es aber, ohne Veranlassung verrückt zu werden, damit ich meiner Herrin zu verstehen gebe: wenn das am grünen Holze geschieht, was wäre da von dem dürren zu erwarten! Zudem giebt mir die lange Trennung von meiner unvergeßlichen Gebieterin Dulcinea von Toboso Anlaß genug dazu an die Hand. Denn wie du neulich den Schäfer

Ambrosio sagen hörtest, durchlebt der Abwesende stets die Uebel, welche er befürchtet. Verliere daher keine Zeit damit, Freund Sancho, mir eine so seltsame, herrliche und nie gesehene Nachahmung aus dem Sinn zu reden. Ich bin ein Narr und will ein Narr bleiben, bis du mir Antwort auf einen Brief bringst, den du meiner Dulcinea von mir überreichen sollst. Wenn diese so ausfällt, wie sie meine Treue verdient, so wird meine Narrheit und meine Bußübung aufhören; erfolgt aber das Gegenteil, so werde ich im Ernst verrückt, und dann empfinde ich mein Unglück nicht mehr. Sie mag mir somit antworten wie sie will, so werde ich von der Qual und Unruhe befreit, in der du mich zurücklässt, und werde mich entweder als ein vollkommen Vernünftiger des Glücks freuen, das du mir bringst, oder als Wahnsinniger das Unglück nicht empfinden, das du mir ankündest. Aber sage mir, Sancho, hast du auch Mambrins Helm gut verwahrt? Ich erinnere mich, daß du ihn aufhobst, als ihn jener Undankbare in Stücke hauen wollte, was er freilich nicht zustande brachte, was klar beweist, wie ausgezeichnet er gehärtet ist."

„Bei Gott, Herr Ritter von der traurigen Gestalt!" rief Sancho, „gewisse Dinge, die Euer Gnaden sagen, kann ich nicht mehr ertragen und geduldig hinnehmen. Sie bringen mich fast auf den Verdacht, daß alles, was Ihr mir sagt vom Ritterwesen, von Königreichen und Kaisertümern, von Inseln und andern Gnadengeschenken und Herrlichkeiten, die bei den fahrenden Rittern gebräuchlich seien — daß das alles nichts weiter ist als blauer Dunst und Geschwätz, als Fibeln oder Fabeln — oder wie man das Ding sonst heißen mag. Denn wer Euch sagen hört, daß ein Rasierbecken Mambrins Helm sei, und wer sieht, daß Ihr in mehr als vier Tagen Euern Irrtum nicht erkennt, was kann der anders denken, als daß derjenige, der so etwas spricht, nicht recht bei Sinnen sein muß? Das Becken hab' ich in meinem Sacke, so krumm und schief, als es der Kerl geschlagen hat, und ich will's mit

nach Hause nehmen, um es wieder zurecht zu machen und mir den Bart daraus einzuseifen, wenn's Gottes Wille ist, daß ich Frau und Kinder jemals wiedersehe."

„Höre, Sancho," erwiderte Don Quijote, „ich schwöre dir bei demselben Gotte, bei dem du vorhin geschworen hast, daß du so schwach von Verstand bist, als jemals ein Schildknappe in der Welt gewesen ist. Wie ist es möglich, daß du seit du mit mir herumziehst, noch nie bemerkt hast, daß alles, was die fahrenden Ritter betrifft, wie lauter Einbildung, Thorheit und Hirngespinst erscheint, und daß alles verkehrt bei ihnen zugeht? Aber nicht, weil es sich wirklich so damit verhält, sondern weil uns beständig eine Horde von Zauberern umschwärmt, welche alles nach ihrem Belieben verwandelt, verwechselt und vertauscht, je nachdem sie Lust haben uns zu helfen oder zu schaden. Und eben daher scheint dir das ein Rasierbecken, was ich für Mambrins Helm erkenne und ein Dritter vielleicht noch für etwas anderes halten wird; und nicht ohne bewundernswürdige Vorsicht wußte der Weise, der mir gewogen ist, es so einzurichten, daß jeder andere diesen wahren und wirklichen Helm Mambrins für ein Rasierbecken hält; denn wegen eines so kostbaren Kleinods würde mir sonst alle Welt nachstellen, um es mir zu rauben. Wenn man aber sieht, daß es weiter nichts ist als ein Rasierbecken, so giebt sich niemand Mühe, es zu bekommen, wie es sich schon bei jenem gezeigt hat, der es zerschlagen wollte, und es hernach auf der Erde liegen ließ: denn das würde er nicht gethan haben, wenn er es gekannt hätte. Hebe du nur den Helm auf, mein Freund, denn ich brauche ihn jetzt nicht; vielmehr werde ich alle meine Waffen ablegen und so nackt einhergehen müssen, wie ich geboren bin, falls ich mich entschließe, in meinem Bußwerke mehr dem Roland als dem Amadis ähnlich zu werden."

Während dieser Gespräche kamen sie an den Fuß eines hohen Berges, der wie ein behauener Fels mitten unter vielen andern, die ihn umgaben, abgesondert stand. Seinem

Schoß entquoll ein sanftrieselnder Bach, und rings umher lagen Wiesen, die mit ihrem lieblichen Grün das Auge erfreuten; und mancherlei Blumen und Pflanzen machten den Ort zu einem lieblichen Aufenthalt. Diesen Platz wählte der Ritter von der traurigen Gestalt zu seiner Bußübung, und sobald er seiner ansichtig wurde, rief er mit lauter Stimme, als ob er bereits verrückt sei: „Dies ist der Ort, o ihr Himmel, welchen ich mir erwähle und ausersehe, um das Unglück zu beweinen, das ihr über mich verhängt habt. Dies ist der Ort, wo die Thränen meiner Augen die Wasser dieses Bächleins anschwellen und wo meine Seufzer die Blätter dieser Waldbäume unaufhörlich bewegen sollen, zum Zeugnis und Beweis der Qualen, die mein zerknirschtes Herz erduldet. O wer ihr auch seid, ihr Götter des Hains, die ihr in diesen unwirtlichen Gegenden euern Wohnsitz habt, höret die Klagen eines unglücklich Liebenden, den langwierige Abwesenheit und eingebildete Eifersucht bewogen haben, in dieser Einöde zu wehklagen und zu seufzen über den starren Sinn jener undankbaren Schönen, die der Ausbund aller menschlichen Schönheit ist! O ihr Napäen und Dryaden, die ihr in dem dichten Schatten dieser Wälder verweilet, mögen die leichtfüßigen, mutwilligen Satyrn, die vergeblich in euch verliebt sind, euch nie in eurer süßen Ruhe stören, wenn ihr mir mein Unglück beweinen helft oder wenigstens nicht müde werdet, meine Klagen anzuhören! O Dulcinea von Toboso, du Tag meiner Nacht, Wonne meiner Trübsal, Kompaß meiner Fahrt, Polarstern meines Glücks! Möge der Himmel dein Schicksal nach deinem eignen Wunsche lenken, insofern du dich meiner Verbannung und des Zustandes erbarmst, in welchen mich die Entfernung von dir versetzt hat, und wofern du meine unverbrüchliche Treue mit gebührendem Wohlwollen belohnst. O ihr Bäume der Einöde, die ihr von nun an meine einzige Gesellschaft in dieser Abgeschiedenheit sein werdet! Gebet mir durch ein sanftes Rauschen eurer Zweige zu erkennen, daß meine Gegenwart

euch nicht zuwider sei. O du mein Schildknappe und teurer Gefährte aller meiner glücklichen und unglücklichen Abenteuer! Präge dir tief ins Gedächtnis alles, was du mich hier beginnen siehst, damit du es der Urheberin aller dieser Drangsale treulich erzählen und berichten kannst!"

Mit diesen Worten stieg er ab von Rosinanten, nahm ihm Sattel und Zaum ab und sagte, indem er ihm einen sanften Schlag auf den Rücken gab: „Empfange deine Freiheit von dem, der die seine verloren, o du ebenso sehr durch deine Thaten berühmt, als durch dein Schicksal unglücklich gewordenes Roß! Gehe wohin du willst; denn es steht dir auf der Stirn geschrieben, daß du leichtfüßiger bist als Astolfos oder Hippogryph oder der berühmte Frontino, der dem Bradamante so teuer zu stehen kam."

Als Sancho dieses sah, sprach er: „Dank sei dem, der uns die Mühe erspart hat, den Grauen abzusatteln; denn wahrlich, da hätt' es wieder was zu streicheln und zu loben gegeben! Aber wenn wir ihn auch hier hätten, ich würde doch nicht zugeben, daß man ihm den Saumsattel abnähme, und ich wüßt' auch nicht warum. Denn was ginge ihn das Verliebtsein und das Verzweifeln an, da sein Herr nie an so etwas gedacht hat? Und der war ich, so lange es Gott gefiel; und die Wahrheit zu sagen, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, wenn's mit meiner Abreise und mit Euer Gnaden Narrheit Ernst werden soll, so dürft' es das Vernünftigste sein, Rosinanten wieder zu satteln und ihn des Grauen Stelle vertreten zu lassen, da hierdurch auf meiner Hin- und Herreise Zeit erspart wird; denn wenn ich zu Fuß gehen soll, so weiß ich nicht wie lange ich hin und zurück unterwegs sein werde; denn ich muß Euch gestehen, daß ich ein schlechter Fußgänger bin."

„Mach' es wie du willst, Sancho," sprach Don Quijote; „dein Einfall scheint mir nicht übel. Binnen drei Tagen sollst du aufbrechen, damit du inzwischen siehst, was ich um ihretwillen sage und thue, und du es ihr erzählen kannst."

„Was kann ich denn noch mehr sehen als was ich schon gesehen habe?“ fragte Sancho.

„Du hast dich sehr verrechnet, Sancho,“ erwiderte Don Quijote. „Ich muß mir erst noch die Kleider zerreißen, meine Waffen umherstreuen, mit dem Kopfe gegen die Felsen rennen und noch mehr dergleichen Dinge verrichten, worüber du dich wundern wirst.“

„Um Gottes willen, nehmt Euch mit dem Kopf-gegen-die-Felsen-rennen in acht,“ sprach Sancho; „Ihr könntet gegen solche Klippen und Felsecken anrennen, daß auf den ersten Stoß Euer ganzes Bußgeschäft vorbei wäre. Meiner Meinung nach thätet Ihr besser — wenn Ihr doch einmal meint, daß Kopfstöße nötig sind und Ihr ohne sie mit Euerm Bußwerk nicht zurecht kommt — mit dem Kopfe ins Wasser zu plumpsen oder gegen etwas Weiches wie Baumwolle und dergleichen anzustoßen: da doch schließlich alles nur Spaß und Spiegelfechterei und Narrenspossen sind, und hernach laßt mich nur machen, ich will dem Fräulein Dulcinea schon sagen, daß Ihr Euch mit einem Felsen geboxt habt, der härter gewesen als ein Diamant.“

„Ich danke dir für deinen guten Willen, Freund Sancho,“ antwortete Don Quijote. „Du mußt aber wissen, daß es mit all diesen Dingen, die ich vornehme, kein Scherz ist, sondern heiliger Ernst: denn ich würde sonst gegen die Gesetze des Rittertums handeln, die uns jede Lüge bei Strafe der Ausstoßung verbieten; und ein Ding statt eines andern thun ist so gut, als hätte man gelogen: daher müssen meine Kopfstöße echte, derbe, vollwichtige sein und nicht das Geringste von Sophisterei und Spiegelfechterei an sich haben; und es kann nicht schaden, wenn du mir ein wenig Charpie zurücklässest, um mich zu verbinden, da wir das Unglück gehabt haben, den Balsam zu verlieren.“

„Es war wohl noch unglücklicher,“ sagte Sancho, „den Esel zu verlieren; denn mit ihm ist die Charpie und alles verloren gegangen. Uebrigens muß ich Euch bitten, Herr,

daß Ihr des vermaledeiten Tranks nicht mehr gedenkt; denn wenn ich ihn nur nennen höre, so kehrt sich bei mir nicht nur der Magen, sondern die Seele im Leibe um. Und zweitens bitt' ich Euch anzunehmen, die drei Tage seien schon verstrichen, die Ihr mir angesetzt habt, um Eure Thorheiten anzusehen, denn ich nehme sie als gesehen und geschehen an, und will dem gnädigen Fräulein Wunderdinge genug davon erzählen. Schreibt nur den Brief und fertigt mich ab, so geschwind Ihr könnt; denn mir wird schon die Zeit lang bis ich wiederkomme und Euch aus dem Fegefeuer erlöse, worin ich Euch zurücklasse."

„Fegefeuer sagst du, Sancho? Nenne es lieber Hölle," sprach Don Quijote, „oder noch etwas Schlimmeres, wenn es etwas giebt, das schlimmer ist."

„Aus der Hölle nulla est retentio,*) hab' ich sagen hören," antwortete Sancho.

„Ich verstehe nicht, was retentio heißen soll," sprach Don Quijote.

„Retentio will sagen," erwiderte Sancho, „wer einmal in der Hölle steckt, der kann nicht wieder heraus. Mit Euer Gnaden ist's aber gerade umgekehrt, oder ich müßte die Beine nicht rühren können, wenn ich dem Rosinante die Sporen geben will, um ihn munter zu machen; und wenn ich nur erst mal in Toboso bin und Fräulein Dulcinea spreche, so will ich ihr schon soviel von den Tollheiten und Narrheiten — was wohl ein und dasselbe ist — erzählen, die Euer Gnaden begangen haben, daß ich sie weicher machen werde als einen Handschuh, und fände ich sie auch so hart wie Korkholz; und dann komm' ich mit ihrer zärtlichen, honigsüßen Antwort zurück wie ein Zauberer durch die Lüfte und erlöse Euch aus diesem Fegfeuer, das Euch eine Hölle scheint und keine ist, da Ihr Hoffnung habt, wieder herauszukommen, die, wie ich schon gesagt, die nicht haben, die

*) In inferno nulla est redemptio.

bereits in der Hölle sitzen; und das werden Euer Gnaden, wie ich glaube, wohl selbst nicht anders sagen können."

„Das ist wahr," sprach der Ritter von der traurigen Gestalt; „aber wie fangen wir es an, den Brief zu schreiben?"

„Und auch den Eselswechsel," setzte Sancho hinzu.

„Der soll nicht vergessen werden," erwiderte Don Quijote, „und da wir kein Papier haben, so thäten wir nicht übel, auf Baumblätter zu schreiben oder auf Wachstafeln, wie die Alten thaten, wenn nur diese nicht ebenso schwer zu haben wären wie das Papier. Doch da fällt mir eben ein, worauf ich sehr gut und mehr als gut schreiben kann, nämlich in das Taschenbuch, das dem Cardenio gehörte, und du wirst hernach dafür sorgen, in dem ersten Dorfe, wo du einen Schulmeister findest, ihn sauber auf schönes Briefpapier abschreiben zu lassen; im Notfall kannst du auch durch einen Dorfküster die Abschrift machen lassen, aber nur nicht durch einen Notar, denn diese Leute kritzeln eine Kanzleischrift, die nicht einmal der Teufel lesen kann."

„Wie soll man's denn aber mit der Unterschrift machen?" fragte Sancho.

„Amadis hat seine Liebesbriefe nie unterschrieben," antwortete Don Quijote.

„Gut," versetzte Sancho; „aber der Wechsel muß doch notwendig unterschrieben sein, und wenn ich ihn abschreiben lasse, so wird man mir sagen, die Unterschrift sei nachgemacht, und dann käm' ich um meine Esel."

„Den Wechsel will ich in dem Taschenbuche selbst unterschreiben," sprach Don Quijote, „und wenn ihn meine Nichte sieht, wird sie sich nicht weigern, ihn einzulösen. Was übrigens den Liebesbrief betrifft, so kannst du statt der Unterschrift darunter setzen lassen: dein bis in den Tod: der Ritter von der traurigen Gestalt. Es thut auch wenig zur Sache, daß er von fremder Hand geschrieben wird, denn soviel ich mich erinnere, kann Dulcinea weder lesen noch schreiben, und von meiner Hand hat sie in ihrem ganzen Leben weder einen

Brief noch sonst etwas Schriftliches gesehen; denn meine und ihre Liebe war immer von platonischer Art und erstreckte sich nie weiter als auf züchtige Blicke; ja auch diese waren so äußerst selten, daß ich wohl mit Wahrheit schwören kann, in den zwölf Jahren, in denen ich sie zärtlicher liebe als das Licht dieser Augen, habe ich sie doch kaum viermal gesehen, und es könnte sogar sein, daß sie unter diesen vier Malen nicht ein einziges Mal bemerkt hätte, daß ich sie angesehen habe: so züchtig und streng erzogen sie ihr Vater Lorenzo Corchuelo und ihre Mutter Aldonza Nogales."

„Hm, hm," sagte Sancho; „Corchuelos Tochter, sonst auch Aldonza Lorenzo geheißen, ist also das gnädige Fräulein Dulcinea von Toboso?"

„Sie ist es," erwiderte Don Quijote, „und sie verdient die Herrin der ganzen Welt zu sein."

„Die kenn' ich recht gut," sprach Sancho, „und ich kann Euch sagen, daß sie eine Stange so kräftig zu schleudern versteht wie der rührigste Bursch im Dorfe. Potz Element! sie ist ein tüchtiges, handfestes, kerngesundes Mensch, das Haare auf den Zähnen hat und dem besten alten oder neuen fahrenden Ritter, der sie zu seiner Gebieterin wählt, wohl den Bart aus dem Dreck ziehen kann. O du mein Hurenkind, was für Kräfte und welche Stimme hat sie! Ich kann Euch versichern, daß sie einst auf den Kirchturm im Dorfe stieg, um ihres Vaters Knechte zu rufen, die wohl eine halbe Meile davon entfernt den Acker pflügten, und sie hörten sie doch so deutlich, als wenn sie dicht unter dem Turm gestanden hätten; und das Beste an ihr ist, daß sie sich gar nicht ziert, sondern immer gemütlich ist, mit jedermann lacht und schäkert, und sich gern mit jedem necken und katzbalgen mag. Ja, nun sag' ich selbst, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, daß Ihr um ihretwillen nicht nur alle möglichen Narrenstreiche begehen könnt und müßt, sondern daß Ihr auch mit allem Fug und Recht verzweifeln und Euch aufhängen könnt; und jeder, der's erfährt, wird sagen, daß Ihr wohl daran

thut, wenn Euch auch der Teufel holen sollte. Wenn ich doch nur schon auf dem Wege wäre, um sie mal wieder zu sehen: denn es ist schon sehr lange her, daß ich sie nicht gesehen habe, und sie muß sich seitdem schon sehr verändert haben, denn die Feldarbeit in der Sonne und in der Luft verdirbt den Weibern ganz gewaltig die Gesichtsfarbe. Aber ich muß Euch nur die Wahrheit gestehen, Herr Don Quijote, ich habe mich doch bisher sehr geirrt: denn ich meinte fest und wahrhaftig, Fräulein Dulcinea müßte irgend eine Prinzessin sein, in die Ihr verliebt wärt, oder sonst eine vornehme Person, welche die großen Geschenke verdiene, die Euer Gnaden ihr geschickt, so wie den Biscayer, die Galeerensklaven, und wer weiß wie viele sonst noch? Denn Ihr habt wohl schon viele andere Siege erfochten, als ich noch nicht Schildknappe bei Euch war? Wenn man's aber recht betrachtet — was hilft's dem Fräulein Dulcinea von Toboso, daß die Ueberwundenen, die Euer Gnaden ihr schicken und noch schicken werden, ihr zu Füßen fallen? Denn es könnte ja leicht sein, daß sie grade Flachs hechelt oder auf der Tenne drischt, wenn sie hinkommen, und daß die Leute sich bei ihrem Anblick ärgern, während sie selbst über das Geschenk lacht und die Nase rümpft."

„Ich habe dir schon oft gesagt, Sancho," antwortete Don Quijote, „daß du ein großer Schwätzer bist und daß du bei all deiner Dummheit doch zuweilen den Witzbold spielen willst. Damit du aber siehst, wie närrisch du bist und wie klug ich bin, will ich dir eine kleine Geschichte erzählen. Eine schöne, junge, reiche, unabhängige Witwe, die besonders das Vergnügen liebte, verliebte sich in einen jungen, rüstigen Laienbruder; sein Prior erfuhr es und nahm eines Tages Gelegenheit, in brüderlich ermahnendem Tone zu der guten Witwe zu sagen: „Ich bin erstaunt, gnädige Frau, und zwar nicht ohne Grund, daß eine so schöne, edle und reiche Frau, wie Ihr, sich in einen so plumpen, armseligen, dummen Tropf verlieben kann — da es doch in unserm

Stifte nicht an Magistern, Doktoren und andern angesehenen Geistlichen fehlt unter denen Ihr wie unter Birnen wählen und sagen könntet: Den will ich, den will ich nicht. Sie gab ihm aber mit vieler Laune und Freimütigkeit zur Antwort: Euer Hochwürden ist sehr im Irrtum und urteilt sehr altfränkisch, wenn Ihr meint, daß ich an dem Manne, so dumm er Euch scheint, eine schlechte Wahl getroffen; denn dazu, wozu ich ihn brauche, besitzt er so viel Philosophie, wo nicht noch mehr, als selbst Aristoteles. Ebenso, Freund Sancho, ist mir Dulcinea von Toboso für das, wozu ich sie mir erwählt habe, so viel wert, als die vornehmste Prinzessin von der Welt. Und so muß man auch nicht glauben, daß alle Dichter die Damen, welche sie unter beliebigen Namen besingen, wirklich besitzen. Glaubst du, daß all die Amaryllis, Phyllis, die Dianen, Sylvien, Galatheen, Aliden, oder wie sie sonst heißen, von denen so viele Bücher, Romanzen, Barbierstuben und Theaterstücke voll sind, wirklich Frauen von Fleisch und Bein und Geliebte derjenigen waren, die sie besingen und besungen haben? Nein, gewiß nicht; die meisten sind erdichtete Namen und Personen, an welche sie ihre Verse richten, damit man sie für verliebt halte, oder wenigstens für Leute, die in der Lage sind, es leicht zu werden. Und so genügt es auch mir, zu denken und zu glauben, daß die gute Aldonza Lorenzo schön und tugendhaft ist. Ihre Abstammung ist gleichgültig; denn niemand braucht sich nach ihren Ahnen zu erkundigen, um sie zur Stiftsdame zu machen, und für mich ist sie so gut, wie die erhabenste Prinzessin von der Welt; denn merke dir, Sancho, wenn du es noch nicht weißt, zwei Dinge vor allen andern reizen zur Liebe: große Schönheit und guter Ruf; und diese beiden Dinge finden sich bei Dulcinea in höchster Vollendung vereinigt; denn an Schönheit gleicht ihr keine und in Bezug auf guten Ruf können nur äußerst wenige Frauen mit ihr sich messen. Kurz und gut, ich bilde mir ein, daß alles so ist, wie ich es sage, weder besser noch schlechter; ich male sie mir

in meiner Phantasie so aus, wie ich sie mir wünsche, an Schönheit sowohl wie an Adel; und keine Frau vermag sich mit ihr zu messen, weder eine Helena, noch eine Lucrezia, noch eine der Heldinnen der griechischen, römischen oder barbarischen Vorzeit. Mag jeder sagen was er will, denn wenn mich auch die Unwissenden tadeln, so werden doch die Urteilsfähigen mich nicht verdammen."

„Und ich sage, daß Euer Gnaden immer recht hat," sprach Sancho, „und daß ich ein Esel bin. Aber ich weiß nicht, wie mir der Esel über die Zunge läuft, denn im Hause des Gehenkten soll man nicht vom Stricke reden. Doch gebt mir nur den Brief, so mach' ich mich auf und davon, und damit Gott befohlen!"

Don Quijote zog Cardenios Brieftasche hervor, ging ein wenig auf die Seite und begann mit der größten Ruhe den Brief zu schreiben. Als er damit fertig war, rief er Sancho zu sich und sagte, er wolle ihm den Brief vorlesen, damit er ihn auswendig wisse, falls er ihn verlieren sollte; denn von seinem Unglücksstern sei alles zu befürchten.

Sancho antwortete: „Schreibt ihn nur lieber zwei- oder dreimal in dem Büchelchen ab und gebt es mir, ich will's schon gut aufheben; denn zu glauben, daß ich den Brief auswendig behalten würde ist reine Thorheit: mein Gedächtnis ist so schwach, daß ich bisweilen meinen eigenen Namen vergesse. Aber nichtsdestoweniger können Euer Gnaden ihn mir vorlesen; es wird mir lieb sein, ihn zu hören, denn er wird gewiß recht hübsch sein."

„So höre denn," sprach Don Quijote; „er lautet also:

Hohe, erhabene Gebieterin!

Der von dem Schwert der Abwesenheit Verwundete und von herzdurchdringenden Pfeilen Durchbohrte entbietet dir, süßeste Dulcinea von Toboso, die Grüße, deren er selbst entbehrt. Wenn deine Schönheit mich verschmäht, wenn deine Fürtrefflichkeit mir nicht hold ist, wenn du mir zürnst ob meiner Sehnsucht, so kann ich trotz meiner großen Geduld

meinen Kummer nicht ertragen, maßen derselbe nicht nur überschwenglich, sondern auch von gar langer Dauer ist. Mein guter Schildknappe Sancho wird dir ausführlich kund thun, o du schöne Undankbare, du meine geliebte Feindin, in welchen Umständen ich mich befinde. Geruhst du mir beizuspringen, so gehöre ich ganz dir; wo nicht, so thue was dir beliebt; denn indem ich meinem Leben ein Ende mache, befriedige ich deine Grausamkeit und erfülle meinen letzten Wunsch. Dein bis in den Tod:

Der Ritter von der traurigen Gestalt."

„Bei meines Vaters Leben!" rief Sancho nach der Lektüre des Briefes, „das ist das Köstlichste, was ich je gehört! Sapperment! wie Euer Gnaden ihr da die Meinung sagen und wie trefflich da die Unterschrift paßt: Der Ritter von der traurigen Gestalt! Wahrhaftig, Euer Gnaden sind der leibhaftige Teufel und es giebt nichts, was Ihr nicht versteht."

„Man hat das alles nötig in dem Berufe, dem ich mich gewidmet habe," antwortete Don Quijote.

„Nun, so gebt mir auf dem andern Blatte die Anweisung auf die drei Esel und unterschreibt sie recht deutlich, damit sie's gleich lesen können, wenn sie's zu sehen bekommen."

„Mit Vergnügen," sprach Don Quijote, und nachdem er den Wechsel geschrieben, las er was folgt:

„Jungfer Nichte!

Gegen diesen meinen Prima-Eselswechsel wollen Eure Liebden meinem Schildknappen Sancho Panza drei von den fünf jungen Eseln übergeben, die ich zu Hause und unter Eurer Obhut gelassen habe; welche drei junge Esel ich ihm auszufolgen und zu verabreichen bitte für ebensoviele, die ich hier bar empfangen habe; welches ich mittels dieser Anweisung und gegen seine Quittung genehmige. Gegeben in den Schluchten der Sierra Morena am zweiundzwanzigsten August des laufenden Jahres."

„So ist's gut," sprach Sancho, „belieben Euer Gnaden nur noch zu unterschreiben."

„Das ist nicht nötig," sagte Don Quijote, „ich brauche nur mein gewöhnliches Handzeichen darunterzusetzen, das so gut wie meine Unterschrift ist und für drei Esel, ja für dreihundert genügen würde."

„Ich verlasse mich auf Euer Gnaden," sprach Sancho. „Laßt mich nur gehen und Rosinanten satteln und haltet Euch bereit, mir Euern Segen zu geben; denn ich gedenke gleich wegzureiten, ohne die Narrheiten mit anzusehen, die Ihr begehen wollt, was mich nicht hindern wird, zu sagen, ich hätte Euch so viel begehen sehen, daß man nicht mehr verlangen könnte."

„Zum mindesten wünsche ich, Sancho — denn es ist durchaus notwendig — ich wünsche, sag' ich, daß du mich im Naturzustande ein oder zwei Dutzend Narrheiten begehen siehst, was in weniger als einer halben Stunde gethan ist; denn wenn du sie mit deinen eignen Augen gesehen hast, kannst du mit gutem Gewissen auf alle übrigen schwören, die du noch hinzufügen willst; und ich versichere dich, du wirst nicht so viel nennen können, als ich zu verüben gedenke."

„Um Gottes willen, lieber Herr, laßt mich Euer Gnaden nicht nackt sehen, denn es würde mir sehr nahe gehen und ich würde mich des Weinens nicht enthalten können; und doch thut mir der Kopf noch weh von den Thränen, die ich gestern Abend über meinen Grauen vergossen habe, so daß ich mich nicht gern von neuem in Thränen stürzen möchte; wollt Ihr jedoch absolut, daß ich einige Narrenstreiche mit ansehe, so macht sie in den Kleidern, kurz und bündig und wie sie Euch gerade in den Kopf kommen — zumal sie meinetwegen ganz unterbleiben könnten, und sie, wie schon gesagt, nur meine Rückkehr hinausschieben, die Euch doch die Nachrichten bringen soll, die Euer Gnaden so sehr wünschen und verdienen. Wo nicht, so mag sich Fräulein Dulcinea nur in acht nehmen; denn wenn sie mir nicht so antwortet, wie sich's gebührt, so schwör' ich ihr hoch und teuer, ich will ihr die günstige Antwort aus dem Magen walken mit Faust-

schlägen und Rippenstößen; denn wer möchte es zugeben, daß ein so berühmter fahrender Ritter wie Euer Gnaden um nichts und wieder nichts verrückt würde wegen einer ... daß mich das Fräulein nur nicht damit herausplatzen läßt; denn bei Gott, ich würde frisch von der Leber weg sprechen und ihr einen gehörigen Trumpf aufspielen. Dazu bin ich ganz der Mann! Entweder sie kennt mich nicht, oder sie wird sich hüten, mich zu kaufen."

„Wahrhaftig, Sancho," sagte Don Quijote, „wie es scheint, bist du nicht gescheiter als ich."

„Ich bin nicht so närrisch wie Ihr," antwortete Sancho, „aber hitzköpfiger bin ich. Doch davon abgesehen, was gedenken Euer Gnaden zu essen bis ich wiederkomme? Wollt Ihr auch den Hirten das Brot abprügeln wie Cardenio?"

„Darum mach' dir keinen Kummer," versetzte Don Quijote; „denn ich würde, wenn ich auch etwas anderes hätte, doch nichts andres essen, als die Kräuter dieser Wiese und die Früchte dieser Bäume. Darin besteht ja eben die Feinheit meines Bußgeschäfts, daß ich nichts esse und mich auf allerlei Art kasteie."

„Wißt Ihr was ich fürchte?" sprach Sancho. „Daß ich den Ort, wo ich Euch jetzt zurücklasse, nicht wiederfinde, da er gar zu tief in der Wildnis liegt."

„Mache dir nur gute Merkzeichen," sagte Don Quijote; „denn ich werde mich nicht von hier entfernen, und überdies werde ich hier die höchsten Felsen erklimmen und mich nach dir umsehen, wenn du wiederkommst. Uebrigens wird es, damit du mich nicht verfehlst und dich nicht verirrst, am sichersten sein, daß du von dem reichlich hier herum wachsenden Pfriemenkraut Zweige abschneidest und sie auf den Weg streust, bis du ins freie Feld kommst. Diese Zweige werden dir als Wegweiser und Merkzeichen dienen, damit du mich bei deiner Rückkehr wiederfindest — just wie jener Faden den Theseus aus dem Labyrinthe führte."

„Das will ich thun," sprach Sancho, und schnitt sich ein

Bündel Reiser zurecht, bat seinen Herrn um seinen Segen und nahm — nicht ohne viele Thränen von beiden Seiten — Abschied von ihm. Darauf bestieg er den Rosinante, den Don Quijote ihm dringend empfahl, ihn bittend, für denselben zu sorgen wie für seine eigene Person. Hierauf machte sich Sancho auf den Weg nach der Thalebene, indem er von Zeit zu Zeit Pfriemenkrautzweige hinstreute, wie ihm sein Herr geraten hatte; und so zog er ab, ohne sich daran zu kehren, daß sein Herr ihn noch immer drängte, ihn doch wenigstens zwei Narrenstreiche machen zu sehen. Er war aber kaum hundert Schritt fortgeritten, als er wieder umkehrte und sagte: „Herr, Ihr habt doch wohl recht gehabt, daß ich, um mit ruhigem Gewissen schwören zu können, ich hätte Euch närrische Streiche machen sehen, wenigstens einen mit ansehen sollte, obgleich der schon groß genug ist, den ich bereits gesehen habe, nämlich daß Ihr allein hier bleibt."

„Sagt' ich's dir nicht?" sprach Don Quijote. „Warte nur, Sancho, eh' du ein Credo hersagen kannst, ist die Sache abgemacht."

Er zog in größter Eile die Hosen aus und stand nur noch im bloßen Hemde da. Dann machte er ohne alle Umstände ein paar Luftsprünge und ebensoviele Purzelbäume, wobei er solche Dinge enthüllte, daß Sancho, um sie nicht noch einmal zu sehen, den Rosinante umlenkte — ganz beruhigt in der Ueberzeugung, schwören zu können, daß sein Herr verrückt sei.

Und so wollen wir ihn denn seinen Weg ziehen lassen bis er zurückkehrt, was nicht lange dauern wird.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der verliebten Thaten Don Quijotes in der Sierra Morena.

Die fernere Beschäftigung des Ritters von der traurigen Gestalt, nachdem er sich allein befand, schildert die Geschichte folgendermaßen: Als er nackt von unten und bekleidet von oben seine Purzelbäume und Luftsprünge gemacht hatte und

fand, daß Sancho davongeritten war, ohne seine Possen länger ansehen zu wollen, stieg er auf den Gipfel eines hohen Felsens und überlegte dort von neuem, worüber er schon oft nachgedacht, ohne jedoch zu einem Entschlusse zu kommen, nämlich ob es besser sei und sich mehr für ihn passe, die rasenden, tollen Streiche eines Roland, oder den stillen Trübsinn eines Amadis nachzuahmen, worüber er folgendes Gespräch mit sich selbst hielt: „Wenn Roland ein so trefflicher und tapferer Ritter war, wie jedermann behauptet, so ist das eben kein Wunder, denn er war ja verzaubert, so daß ihn nichts töten konnte, als ein Stich mit einer Pfennignadel durch die Fußsohle; und darum trug er beständig Schuhe mit sieben eisernen Sohlen; und doch nützte ihm dies schließlich nichts gegen Bernardo del Carpio, da dieser hinter seine Schliche kam und ihn bei Ronceval in seinen Armen erstickte. Aber lassen wir seine Tapferkeit beiseite und kommen wir auf den Verlust seines Verstandes — denn daß er ihn verlor, ist sicher, und zwar wegen der Zeichen, die er an der Quelle fand, und durch die Mitteilungen des Hirten, der ihm erzählte, daß Angelika dort mehr als einmal mit dem krauslockigen jungen Mohren Medor, dem Pagen des Agramant, Mittagsruhe gehalten hatte; und wenn er dies für ausgemacht hielt und glaubte, daß seine Geliebte ihm schimpfliche Streiche gespielt hatte, so konnte er darüber leicht zum Narren werden. Aber ich, wie kann ich seine Thorheiten nachahmen, da ich keine ähnliche Veranlassung dazu habe? Denn ich will wetten, daß meine Dulcinea von Toboso in ihrem ganzen Leben noch keinen Mohren in seiner eigenen Gestalt und Tracht gesehen hat, und daß sie noch heute so rein ist, wie die Mutter, die sie geboren hat; und ich würde ihr offenbar unrecht thun, wenn ich anders von ihr dächte und daher jene Art von Narrheit beginge wie der rasende Roland. Dagegen finde ich, daß Amadis von Gallien, ohne seinen Verstand zu verlieren und ohne Tollheiten zu begehen, sich dennoch, trotz den besten, unter den Verliebten

einen Namen erwarb: denn als seine Gebieterin Oriana ihn verschmähte und ihm verbot ohne ihre Erlaubnis vor ihr zu erscheinen, that er, wie die Geschichte erzählt, weiter nichts, als daß er sich in Gesellschaft eines Einsiedlers auf den Kummerfelsen begab und sich daselbst satt weinte, bis der Himmel ihm half, als seine Not und sein Kummer aufs höchste gestiegen waren. Wenn nun dies, wie nicht zu bezweifeln, wirklich wahr ist, warum soll ich mir denn jetzt die Mühe machen, mich ganz auszuziehen, oder diese Bäume zu beschädigen, die mir nichts zuleide gethan haben; warum soll ich die klaren Wasser dieser Bäche trüben, die mir zu trinken geben, wenn ich durstig bin? Nein, es lebe das Andenken des Amadis und Don Quijote von der Mancha werde sein Nachahmer! Dann wird man von ihm sagen, was man von jenem sagte: Wenn er auch nichts Großes ausgeführt hat, so hat er doch sein Leben daran gewagt, es zu unternehmen. Wenn mich auch meine Dulcinea weder verschmäht noch beschimpft hat, so ist es doch, wie ich schon gesagt habe, genug, daß ich von ihr entfernt lebe. Wohlan denn, Hand ans Werk; erwachet in meinem Gedächtnis, ihr Thaten des Amadis und lehret mich, wie ich es anfangen soll um euch nachzuahmen. Doch ich weiß ja schon, daß das Beten sein Hauptgeschäft war und es soll auch das meinige sein."

Hierauf nahm er statt eines Rosenkranzes einige große Gallnüsse von einem Korkbaume, die er aufreihte und ein Paternoster daraus machte. Den ersten Kummer verursachte es ihm jedoch, daß er nicht auch einen Einsiedler fand, dem er hätte beichten und der ihn hätte trösten können. Er vertrieb sich deshalb die übrige Zeit damit, daß er auf der kleinen Wiese umherwandelte, eine Menge Verse in die Rinde der Bäume schnitt und in den Sand schrieb, welche sämtlich seinen Gram ausdrückten und zum Teil auch Lobsprüche auf seine Dulcinea enthielten; doch die einzigen, die man noch unversehrt und leserlich fand, als man ihn wieder antraf, waren folgende:

Ihr Kräuter, Bäum' und Pflanzen zart,
Grün, hoch und mannigfaltig,
Seid gegen meinen Schmerz nicht hart,
Der mich quält so gewaltig;
Denn bis zum Abendrote
Seufzt Ritter Don Quijote,
Und klagt und jammert Ach und Weh,
Verbannt von seiner Dulcinee
Von Toboso.

Hier ist der Ort, wo sich versteckt
Der treuste Knecht der Minne;
Aus seinen Augen trieft und leckt
Von Thränen manche Rinne.
Kein Trost steht zu Gebote
Dem armen Don Quijote,
Und täglich ruft er Ach und Weh,
Verbannt von seiner Dulcinee
Von Toboso.

Er klettert über Fels und Horn
Und Abenteuer sucht er,
Und ritzt sich wund an Strauch und Dorn,
Und sein Geschick verflucht er.
Dem armen Don Quijote
Erscheint kein Freudenbote;
Drum schreit er Ach und Weh,
Verbannt von seiner Dulcinee
Von Toboso.

Ihn peitscht mit Rosengeißeln nicht,
Nein, mit dem Ochsenziemer
Kupid', der kleine schelm'sche Wicht,
Und jagt und hetzt ihn immer.
Drum weilt hier der halbtote
erschmähte Don Quijote,
Und hier erschallt sein Ach und Weh,
Verbannt von seiner Dulcinee
Von Toboso.

Wer diese Verse las, mußte nicht wenig darüber lachen, daß Don Quijote überall das „von Toboso" dem Namen seiner Dulcinea beigefügt hatte, als ob er befürchtete, daß

man seine Strophen ohne diesen Zusatz nicht verstehen würde, und das glaubte er wirklich, wie er nachher selbst gestand. Er hatte noch viele andere Verse geschrieben; allein nur diese wenigen waren, wie gesagt, unversehrt und leserlich geblieben. Solche Verse zu dichten, Seufzer auszustoßen, die Faune und Waldgötter der Wüste, die Nymphen der Flüsse und das klagende und thränenfeuchte Echo der Gebirge anzurufen, daß sie ihn anhören, ihm antworten und ihn trösten möchten — damit vertrieb er sich die Zeit, und suchte dabei Kräuter, um sich damit zu ernähren, bis Sancho wiederkäme; doch wäre dieser statt drei Tage drei Wochen ausgeblieben, der Ritter von der traurigen Gestalt würde so entstellt gewesen sein, daß ihn seine leibliche Mutter nicht wieder erkannt hätte. Wir können ihn jetzt füglich mit seinen Seufzern und Versen allein lassen, um zu erzählen, wie es inzwischen Sancho Panza auf seiner Gesandtschaftsreise erging.

Sobald dieser nämlich die Landstraße erreichte, sah er sich nach dem Wege um, der nach Toboso führte, und kam am folgenden Tage an das Wirtshaus, wo ihm das Unglück mit der Prelle begegnet war. Kaum hatte er es erblickt, so glaubte er auch schon aufs neue in den Lüften zu schweben, und er wagte sich nicht hinein, obwohl er zu einer Zeit und Stunde dahin kam, daß er es wohl hätte thun können und sollen, da es eben Essenszeit war und er gern etwas Warmes genossen hätte, nachdem er sich so manchen Tag mit kalter Küche hatte behelfen müssen. Dieses Bedürfnis empfindend, näherte er sich der Schenke, immer noch unschlüssig, ob er einkehren sollte oder nicht. Mittlerweile traten zwei Personen aus dem Hause, die ihn augenblicklich erkannten und von welchen der eine zu dem andern sagte: „Seht doch, Herr Licentiat, ist der Mensch, der dort hergeritten kommt, nicht derselbe Sancho Panza, von dem die Haushälterin unsers Abenteurers uns sagte, daß er mit ihrem Herrn als Schildknappe ausgezogen sei?“ — „Ja wohl ist er's,“ antwortete

der Licentiat, „und er reitet das Rößlein unsers Don Quijote.“ Sie mußten ihn freilich wohl kennen, denn der eine war der Pfarrer und der andere der Barbier des Orts, dieselben, welche die Bücher gemustert und das peinliche Gericht über sie gehalten hatten. Sobald sie also den Knappen und das Pferd erkannten, näherten sie sich dem erstern — voll Verlangen, etwas von Don Quijote zu hören. Der Pfarrer rief ihn bei Namen und sagte: „Freund Sancho Panza, wo ist Euer Herr?“

„Sancho, der sie beide gleichfalls erkannte, wollte ihnen nicht sagen, wie und wo sein Herr sich befände, sondern gab ihnen zur Antwort, sein Herr sei an einem gewissen Orte mit gewissen Dingen von großer Wichtigkeit beschäftigt, von denen er ihnen aber beileibe nichts verraten dürfe.

„Nein, nein, Sancho Panza,“ sprach der Barbier, „wenn Ihr uns nicht sagt, wo er ist, so bestärkt Ihr uns in dem Verdacht, daß Ihr ihn beraubt und umgebracht habt, weil Ihr auf seinem Pferde angeritten kommt. Wahrhaftig, Ihr müßt uns den Herrn des Rosses schaffen, oder Ihr habt es mit uns zu thun.“

„Bei mir braucht's keiner Drohungen,“ sprach Sancho; „denn ich bin nicht der Mensch, der jemand beraubt oder totschlägt. Meinethalben mag jeder sterben wie es sein Schicksal will, oder Gott, der ihn erschaffen hat. Mein Herr ist dort mitten im Gebirge geblieben, wo er nach Lust und Belieben Buße thut.“ Hierauf erzählte er ihnen der Reihe nach und ohne inne zu halten, wo und in welchen Umständen sein Herr sich befände, welche Abenteuer er bestanden und daß er ihm jetzt einen Brief an Fräulein Dulcinea von Toboso, die Tochter des Lorenzo Corchuelo, zu bestellen gegeben, in die er bis über die Ohren verliebt sei. Sie waren beide nicht wenig erstaunt über das, was ihnen Sancho erzählte, und obwohl sie Don Quijotes Verrücktheit und die Ursache derselben schon kannten, so konnten sie doch, so oft sie davon hörten, sich der Verwunderung nicht enthalten. Sie

baten Sancho, ihnen den Brief zu zeigen, den er an Fräulein Dulcinea zu bestellen habe. Er antwortete jedoch, der Brief sei in ein Tagebuch geschrieben, und sein Herr habe ihm befohlen, ihn an dem ersten Orte, in den er komme, auf Papier abschreiben zu lassen; worauf der Pfarrer sagte, er möchte ihm den Brief nur geben, er selbst wolle ihn ganz sauber abschreiben. Sancho griff in seinen Busen, um das Taschenbuch hervorzuziehen; allein er fand es nicht und würde es auch nicht gefunden haben, wenn er bis auf diese Stunde gesucht hätte; denn Don Quijote hatte es bei sich behalten und es ihm nicht mitgegeben, und er selbst hatte auch nicht daran gedacht, es ihm abzufordern. Als der gute Knappe sah, daß er das Buch nicht hatte, wurde er leichenblaß, befühlte sich hastig am ganzen Leibe, und als er sich überzeugte, daß er es nicht hatte, fuhr er sich mit beiden Händen ins Gesicht, raufte sich den halben Bart aus und gab sich ein halbes Dutzend Maulschellen, so derb und so schnell nacheinander, daß ihm das Blut aus Mund und Nase troff. Als der Pfarrer und der Barbier dies sahen, fragten sie ihn, was ihm widerfahren, daß er sich selbst so übel mitspiele.

„Was sollte mir anders widerfahren sein," sprach er, „als daß ich im Handumdrehen drei junge Esel verloren habe, von denen jeder ein Schloß wert war?"

„Wie ist das zu verstehen?" fragte der Barbier.

„Ich habe das Taschenbuch verloren," sprach Sancho, „worin der Brief an Dulcinea stand, und außerdem noch eine Anweisung mit meines Herrn Unterschrift, worin er seiner Nichte befahl, mir drei junge Esel auszuliefern von den fünf, die er zu Hause habe."

Bei dieser Gelegenheit erzählte Sancho ihnen auch, wie er um seinen Grauen gekommen war. Der Pfarrer tröstete ihn und versprach, sobald er seinen Herrn anträfe, ihn seine Anweisung erneuern zu lassen, und zwar auf Papier, wie sich's gehörte, indem eine Anweisung in einem Taschenbuche

doch niemals angenommen oder bezahlt würde. Damit gab sich Sancho zufrieden und sagte, wenn's so sei, so grämte er sich eben nicht viel über den Verlust des Briefes an Dulcinea, da er ihn beinahe auswendig wisse, so daß man ihn niederschreiben könne, wann und wo man wolle.

„So laßt ihn uns doch hören, damit wir ihn später zu Papier bringen können," sprach der Barbier.

Sancho kraute sich hinter den Ohren, um sich auf den Brief zu besinnen, stellte sich bald auf den einen, bald auf den andern Fuß, guckte bald auf die Erde, bald in die Wolken, und nachdem er sich die Fingerspitzen halb abgenagt und die beiden Herren lange genug aufgehalten hatte, sagte er endlich: „Bei Gott, Herr Licentiat, der Teufel mag alles holen, was ich von dem Briefe noch weiß; er fing jedoch an: Beschränkte und verhobene Gebieterin!"

„Beschränkte hieß es wohl nicht, sondern vielleicht unumschränkte und erhabene Gebieterin," sprach der Barbier.

„Ja, so ist es," sagte Sancho, „und hernach hieß es weiter, wenn ich nicht irre: der Verwundete und Schlaflose und Zerschlagene küßt Euer Gnaden die Hand, undankbare und gefühllose Schöne, und ich weiß nicht was noch folgte von Gesundheit und Krankheit, die er ihr wünsche; und so ging's in einem fort, bis er mit den Worten schloß: dein bis in den Tod: der Ritter von der traurigen Gestalt."

Die Herren ergötzten sich nicht wenig an Sancho Panzas trefflichem Gedächtnis, lobten es sehr und baten ihn, den Brief noch ein paarmal herzusagen, damit sie ihn gleichfalls auswendig behalten und ihn seiner Zeit zu Papier bringen könnten. Sancho sagte ihn noch dreimal her und brachte aufs neue dreitausend Albernheiten vor. Nach diesem erzählte er ihnen noch vieles von seinem Herrn, erwähnte aber kein Wort von der Prelle, die er in der Schenke bekommen hatte, in welche er durchaus nicht einkehren wollte. Er sagte ihnen auch, daß sein Herr, sobald er ihm gute Nachricht von Fräulein Dulcinea brächte, sich sogleich auf den Weg machen

wolle, um Kaiser oder wenigstens König zu werden: denn so hätten sie es unter sich verabredet, und bei seiner großen Tapferkeit und der Kraft seines Armes sei es für ihn eine leichte Sache es zu werden; und wenn er erst so weit sei, werde er ihn verheiraten — da er dann wohl schon Witwer sei — und ihm eine Kammerjungfer der Kaiserin zur Frau geben, welche die Erbin eines großen und reichen Staates auf dem Festlande sei, ohne Inseln und Inselchen, denn von diesen wolle er nichts mehr wissen.

Das alles erzählte Sancho, indem er sich von Zeit zu Zeit schneuzte, mit so viel Zuversicht und Einfalt, daß die beiden sich aufs neue wundern mußten, wie weit es mit Don Quijotes Wahnsinn gekommen sei, da er auch diesen armen Menschen um sein Quentchen Verstand gebracht. Sie wollten sich nicht die Mühe geben, ihm seinen Irrtum zu benehmen, sondern hielten es für das beste — da sein Gewissen keine Gefahr dabei lief — ihn bei seinem Wahn zu lassen und sich mit seinen Thorheiten einen Spaß zu machen. Daher ermahnten sie ihn Gott zu bitten, daß er seinen Herrn gesund erhalte, weil es dann wohl möglich und ausführbar sei, daß er mit der Zeit Kaiser würde, oder wenigstens Erzbischof, oder etwas Aehnliches.

„Meine Herren," sprach Sancho, „wenn's nun das Schicksal so wollte, daß mein Herr Lust bekäme nicht Kaiser, sondern Erzbischof zu werden, so möchte ich doch vorher wissen, was die fahrenden Erzbischöfe ihren Knappen zu geben pflegen."

„Sie geben ihnen," antwortete der Pfarrer, „gewöhnlich eine Pfründe oder eine fette Pfarre, oder wenigstens eine Oberküsterstelle, mit welcher ein guter jährlicher Gehalt verbunden ist, ohne die Opferpfennige zu rechnen, die man wohl ebenso hoch anschlagen kann."

„Dann muß doch wohl," sagte Sancho, „der Schildknappe ein unverheirateter Mann sein und wenigstens den Dienst bei der Messe versehen können. Weh' mir armem

Schlucker, wenn's so ist! Denn ich habe eine Frau und verstehe nicht den ersten Buchstab' vom Abc. Wie wird mir's gehen, wenn mein Herr Lust bekommt Erzbischof zu werden, und nicht Kaiser, wie es bei andern fahrenden Rittern Sitte und Brauch ist!"

„Seid unbesorgt, Freund Sancho," sprach der Barbier; „wir wollen deinen Herrn schon bitten und ihm raten, allenfalls ihm es auch aufs Gewissen binden, daß er Kaiser werden soll, und nicht Erzbischof. Das wird ihm ohnehin leichter werden, da er doch mehr tapfer als gelehrt ist."

„So ist's auch mir vorgekommen," sprach Sancho; „obwohl ich gestehen muß, daß er sich in alles zu schicken weiß. Ich für mein Teil will Gott bitten, daß er ihn dahin schickt, wo es ihm am besten geht und wo er mir am meisten Gutes thun kann."

„Das heißt vernünftig gesprochen," sagte der Pfarrer, „und wie ein guter Christ gehandelt. Jetzt müssen wir vor allen Dingen darauf bedacht sein, wie wir Euern Herrn von den unnützen Bußübungen abbringen, die er sich, wie Ihr uns gesagt, auferlegt hat. Um uns darüber zu beraten und zugleich unsre Mahlzeit einzunehmen — denn es ist Zeit zum Essen — thun wir am besten, wenn wir in die Schenke eintreten."

Sancho bat, sie möchten nur eintreten und sagte, er wolle draußen warten und ihnen hernach den Grund mitteilen, warum er nicht mitgehen könne; doch bitte er sie, ihm etwas Warmes zu essen herauszuschicken und etwas Gerste für Rosinanten. Sie gingen also hinein und ließen ihn draußen, und bald darauf brachte Meister Niklas ihm etwas zu essen hinaus.

Nachdem dieser sich hierauf lange mit dem Pfarrer über die Mittel, wie sie ihren Zweck erreichen sollten, besprochen hatte, kam der Pfarrer endlich auf einen Einfall, der sowohl der Schwärmerei des Ritters als ihren Absichten angemessen war: Er sagte nämlich zu dem Barbier, er wolle sich als

fahrendes Fräulein verkleiden, und der Barbier sollte, so gut es ginge, sich als Stallmeister verkappen, und so wollten sie miteinander sich zu Don Quijote begeben, bei welchem er sich für eine bedrängte und hilfsbedürftige Dame ausgeben und ihn um eine Gunst bitten wollte, die er als tapferer fahrender Ritter einer Dame nicht abschlagen könnte, nämlich mit ihr zu ziehen, wohin sie ihn führen würde, um eine Schmach zu sühnen, die ein ungeschlachter Riese ihr zugefügt hätte. Zugleich sollte das Fräulein ihn bitten, nicht zu verlangen, daß sie ihren Schleier fortnehme, noch nähere Auskunft über ihre Angelegenheit verlangen, bis er ihr gegen den ungestümen Riesen zu ihrem Recht verholfen hätte: denn er zweifele nicht, Don Quijote würde sich zu allem verstehen, was er auf solche Weise von ihm verlange und so könnten sie ihn von dort weg und nach ihrem Dorfe bringen, wo man sich dann überlegen müsse, ob es ein Mittel gebe, ihn von einem so seltsamen Wahnsinn zu heilen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Pfarrer und der Barbier ihr Vorhaben ausführten, nebst andern Dingen, welche in dieser großartigen Geschichte erzählt zu werden verdienen.

Der Barbier fand den Plan des Pfarrers so gut, daß sie ihn auf der Stelle ins Werk setzten. Sie baten die Wirtin um ein Frauenkleid und eine Haube, wofür ihr der Pfarrer einen neuen Chorrock zum Pfande ließ. Der Barbier verfertigte sich einen großen Bart aus einem rotgrauen Ochsenschwanz, in welchen der Wirt seinen Kamm zu stecken pflegte. Die Wirtin fragte, wozu sie all diese Dinge brauchten, und der Pfarrer erzählte ihr kurz Don Quijotes Verrücktheit und wie sie mit Hilfe dieser Verkleidung ihn aus der Wildnis herauszulocken gedächten, wo er sich gegenwärtig aufhalte. Dieses brachte den Wirt und die Wirtin sogleich auf die Vermutung, daß dieser Verrückte wohl ihr Gast mit dem Wunderbalsam und der Herr des geprellten Knappen sein

müsse und erzählten dem Pfarrer alles, was ihnen mit ihm begegnet war, ohne zu verschweigen, was Sancho so sorgfältig verhehlte. Die Wirtin putzte hierauf den Pfarrer aufs schönste heraus, zog ihm einen tuchenen Rock mit handbreiten, ausgezackten Borten von schwarzem Samt an und ein Mieder von grünem Samt mit weißen Atlasstreifen besetzt, was alles noch aus der Zeit des Königs Wamba*) herzustammen schien. Die Haube wollte sich der Pfarrer nicht aufsetzen lassen, sondern bedeckte sich den Kopf mit einer feinen, gesteppten leinenen Nachtmütze, die er bei sich hatte, band sich eine Binde von schwarzem Taffet um die Stirn, vermummte mit einer ähnlichen Binde den Bart und den untern Teil des Gesichts und drückte sich den Hut in die Augen, der so groß war, daß er ihm als Sonnenschirm dienen konnte. Hierauf nahm er seinen Reisemantel um und setzte sich nach Frauenart quer auf sein Maultier, und der Barbier bestieg das seinige, angethan mit seinem Barte, der ihm bis an den Gürtel reichte und halb grau, halb rot war, da er einst als Schwanz einem scheckigen Ochsen gehört hatte. Sie nahmen von allen Abschied und auch von der gutherzigen Maritornes, die, eine wie große Sünderin sie auch sei, einen Rosenkranz für sie zu beten versprach, damit ihnen der Himmel zu ihrem christlichen Vorhaben seinen Segen verleihen möchte. Kaum jedoch hatten sie die Schenke verlassen, so fiel es dem Pfarrer ein, daß er nicht wohlgethan hätte, sich so zu verkleiden, da ein solcher Aufzug für einen Geistlichen sich nicht schickte, wenn sein Vorhaben ihm auch noch so sehr am Herzen liege. Er sagte dies dem Barbier, bat ihn, die Kleider mit ihm zu wechseln, da es sich für ihn besser schicke, das bedrängte Fräulein vorzustellen; und er erbot sich dagegen, ihm als Stallmeister aufzuwarten, wodurch er seiner priesterlichen Würde weniger zu vergeben glaubte. Wenn er aber damit nicht einverstanden wäre, so

*) Einer der letzten spanischen Gotenkönige.

sei er fest entschlossen keinen Schritt weiter zu thun, wenn den Don Quijote auch der Teufel hole.

Inzwischen kam Sancho hinzu, der, als er die beiden in einem solchen Aufzuge sah, sich des Lachens gar nicht enthalten konnte. Uebrigens willigte der Barbier in alles, was der Pfarrer verlangte; sie vertauschten ihre Rollen und der Pfarrer unterrichtete dann den Barbier, wie er sich verhalten und was er zu Don Quijote sagen sollte, um ihn zu bewegen, mit ihnen zu gehen und den Ort zu verlassen, den er sich zu seiner unnützen Buße erwählt hatte. Der Barbier versicherte, daß er auch ohne besondere Anleitung seine Rolle ordentlich zu spielen wissen werde; indes wollte er sich nicht eher verkleiden, bis sie an den Ort kämen, wo sich Don Quijote befinde; er legte daher seine Frauenkleider zusammen, der Pfarrer brachte seinen Bart in Ordnung und damit setzten sie ihre Reise fort und ließen sich von Sancho führen, welcher ihnen unterwegs erzählte, was ihm und seinem Herrn mit dem Wahnsinnigen begegnet sei, den sie im Gebirge getroffen hätten; er verschwieg ihnen jedoch den Fund des Mantelsackes und was derselbe enthalten habe; denn bei aller seiner Einfalt war der Bursche doch ein wenig habsüchtig. Am folgenden Tage kamen sie bis an die Stelle, wo Sancho seine Reiser gestreut hatte, um den Ort wiederzufinden, wo er seinen Herrn gelassen hatte. Als er die Stelle erkannte, sagte er zu seinen Gefährten, hier gehe der Weg hinein und sie könnten sich jetzt umkleiden, wenn dies zur Erlösung seines Herrn etwas nützen könnte; denn sie hatten ihm vorher gesagt, daß ihr Aufzug und ihre Verkleidung notwendig seien, um seinen Herrn zu veranlassen, die unglückselige Lebensart aufzugeben, die er sich erwählt habe. Auch hatten sie ihm fest eingeschärft sich gegen ihn durchaus nicht merken zu lassen, wer sie seien, oder daß er sie kenne, und wenn sein Herr ihn frage — was er sicherlich thun würde — ob er den Brief an Dulcinea bestellt hätte, so solle er es bejahen und sagen, da Dulcinea weder lesen

noch schreiben könne, habe sie ihm mündlich geantwortet und sie lasse ihm sagen, er solle bei Strafe ihrer Ungnade unverzüglich zu ihr kommen; dieser Punkt sei von der äußersten Wichtigkeit; denn dadurch, sagten sie, und durch das, was sie selbst zu sagen gedachten, hofften sie ihn mit Bestimmtheit wieder zu einem vernünftigern Leben zu bringen und ihn zu bewegen, sich sogleich auf den Weg zu machen, um Kaiser oder König zu werden; denn daß er Erzbischof würde, sei nicht zu befürchten.

Sancho hörte alles aufmerksam an und prägte es sich ins Gedächtnis; auch dankte er ihnen sehr für ihre gute Absicht, daß sie seinem Herrn raten wollten, Kaiser und nicht Erzbischof zu werden; denn er meinte, ein fahrender Kaiser könnte mehr für seinen Knappen thun als ein fahrender Erzbischof. Auch war er der Ansicht, es sei wohl am besten, wenn er vorausginge, um seinen Herrn aufzusuchen und ihm die Botschaft von seiner Dame zu bringen, da diese allein vielleicht schon hinreiche, ihn aus dieser Gegend fortzulocken, ohne daß sie sich deshalb so viele Mühe zu geben brauchten.

Sanchos Vorschlag fand ihren Beifall und sie beschlossen, dort auf ihn zu warten, bis er ihnen die Nachricht brächte, daß er seinen Herrn gefunden habe.

Sancho ritt in die Schluchten des Gebirges hinein und ließ den Pfarrer und den Barbier in einem engen Thale zurück, durch welches ein kleiner murmelnder Bach floß und über das Bäume und hohe Felsen einen frischen angenehmen Schatten breiteten.

Es war an einem Augusttage, also zu einer Zeit, wo in jenen Gegenden gewöhnlich die Hitze sehr groß ist, und drei Uhr nachmittags, als sie ankamen, was alles den Ort nur noch angenehmer machte; es war, als lüde er sie ein, hier Sanchos Rückkehr abzuwarten, was sie denn auch thaten.

Während sie nun ruhig im Schatten lagen, hörten sie eine Stimme, die ohne Begleitung eines Instruments sehr sanft und angenehm klang, worüber sie nicht wenig erstaunt

waren, da sie nicht begriffen, wer in dieser Einöde so trefflich singen könnte; denn obgleich man zu sagen pflegt, daß Wälder und Felder sehr häufig von den schönen Stimmen der Schäfer wiederhallen, so ist das doch mehr dichterische Uebertreibung als Wahrheit; ihr Erstaunen wurde noch größer, als sie bemerkten, daß das, was sie singen hörten, nicht das Lied eines gemeinen Hirten war, sondern eines feinen Weltmannes. Hier sind die Verse, die sie singen hörten:

Was ist die größte Herzenspein?
Verschmäht zu sein.
Was ist der bittern Trennung Frucht?
Die Eifersucht.
Und was quält mich seit langer Zeit?
Abwesenheit.
Drum fehlt mir jeder Trost im Schmerz,
Denn alles mehrt mein Leid,
Und foltert und zerreißt mein Herz —
Verachtung, Argwohn und Abwesenheit.

Was macht mein Leben trübe?
Die Liebe.
Was widersetzt sich meinem Glück?
Das Mißgeschick.
Und wer gönnt meine Qual mir gern?
Mein böser Stern.
Drum ist nicht Hoffnung mehr für mich,
Und alles Heil ist fern;
Denn mir zum Schmerz verbinden sich
Die Liebe, Mißgeschick, mein böser Stern.

Wer macht ein Ende meiner Not?
Nur der Tod.
Wem kommt der Liebe Glück zu gut?
Dem Wankelmut.
Was lindert meiner Liebe Pein?
Der Wahn allein.
Drum heilt nichts meine Leidenschaft,
Und Hilf' und Trost sind hin,
Weil nur ihr dies Erleicht'rung schafft:
Tod, Wankelmut und irrer Sinn.

Die Stunde, die Zeit, die Einsamkeit, die Stimme und die Fertigkeit des Sängers erregten bei seinen beiden Zuhörern Verwunderung und Vergnügen, und sie hielten sich ganz still, in der Erwartung, noch mehr zu hören. Endlich jedoch, als sie sahen, daß das Schweigen etwas lange dauerte, beschlossen sie, den, der so schön gesungen hatte, aufzusuchen. Doch grade in dem Augenblick da sie aufstehen wollten, wurden sie bewogen auf ihrem Platze zu bleiben, da die Stimme sich aufs neue vernehmen ließ. Sie sang folgendes Sonett:

Auf Engelsflügeln bist du uns entflogen,
O heil'ge Freundschaft, zu der Geisterwelt.
Dein Schatten, den man für dein Wesen hält,
Hat Umgang nur seitdem mit uns gepflogen.

Ein Schemen, das sich oft zu uns gesellt,
Hat dein Gewand betrüglich angezogen;
Heißt Falschheit, war den Menschen nie gewogen,
Und liebt nur sich allein in dieser Welt.

O, kehre wieder, Freundschaft, oder wehre
Der Feindin, die den Schleier dir entwandt,
Damit sie nicht ein jedes Herz verkehre.

Denn nimmst du ihr nicht eilig dein Gewand,
Daß sie uns nicht durch falschen Schein bethöre,
So steckt durch Zwietracht sie die Welt in Brand.

Mit einem tiefen Seufzer schloß der Sänger, und die beiden Zuhörer horchten noch eine Zeitlang, ob er noch weitere Lieder singen würde. Als sie aber fanden, daß sein Gesang sich in Schluchzen und Klagen verwandelte, beschlossen sie zu erforschen, wer der Betrübte sei, dessen Stimme eben so schön wie sein Seufzen schmerzlich klang. Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie um die Ecke eines Felsens biegend einen Menschen von dem Wuchs und der Gestalt erblickten, wie ihnen Sancho den Cardenio beschrieben hatte, als er ihnen seine Geschichte erzählte. Der Mann zeigte bei ihrem Anblick weder Ueberraschung noch Unruhe; er blieb unbeweglich sitzen, das Haupt auf die Brust gesenkt und in tiefe

Gedanken versunken; kaum daß er, als sie sich unvermutet näherten, die Augen erhob und ihnen einen flüchtigen Blick zuwarf. Der Pfarrer, der ein sehr beredter Mann war und ihn mittels Sanchos Personalbeschreibung gleich erkannt hatte, ging wie einer, der von seinem Unglück bereits wußte, zu ihm und versuchte mit wenigen, aber sehr verständigen Worten ihn zu überreden und zu bitten, seine elende Lebensweise aufzugeben, damit er sich dadurch nicht ins Grab stürze, was das größte Unglück sein würde. Cardenio war grade bei vollem Verstande und frei von den Anfällen von Raserei, die ihn oft seiner Sinne beraubten. Als er daher diese beiden in einer Tracht erblickte, die in jenen Einöden etwas Ungewöhnliches war, konnte er sich einiger Verwunderung nicht erwehren, zumal er hörte, daß sie von seinen Angelegenheiten als von einer bekannten Sache sprachen; denn dies bemerkte er aus der Anrede des Pfarrers. Er gab ihm daher zur Antwort: „Ich sehe, meine Herren, obwohl ich euch nicht kenne, daß der Himmel, der sich der Guten und oft auch der Bösen erbarmt, mir in diesen öden, von allem Umgange mit Menschen abgeschiedenen Gegenden Männer schickt, die mir mit vielen und einleuchtenden Gründen beweisen, wie sehr meine jetzige Lebensweise aller gesunden Vernunft zuwider ist, um mich von hier weg und auf bessere Wege zu bringen. Da ihr jedoch nicht wißt was ich weiß, daß ich nämlich von diesem Unglück mich nicht losmachen kann, ohne mich in ein noch größeres zu stürzen, so haltet ihr mich vielleicht für blödsinnig, wo nicht gar für völlig verrückt, was noch schlimmer wäre. Und doch wäre es kein Wunder, wenn es sich wirklich so mit mir verhielte; denn es scheint mir selbst, daß die heftige Empfindung meines Unglücks so weit geht und so mächtig zu meinem Verderben hinwirkt, daß ich oft, ohne es vermeiden zu können, wie versteinert werde und alles klare Gefühl und alle Besinnung verliere; und dies schließe ich daraus, daß mir andere Leute bisweilen sagen und es mir mit Thatsachen beweisen, was für Dinge ich begehe, wenn

diese schrecklichen Anwandlungen sich meiner bemächtigen. Alles, was ich dabei thun kann, ist, daß ich vergeblich klage und umsonst mein Schicksal verwünsche und zur Entschuldigung meiner Ausschweifungen die Ursache derselben jedem erzähle, der sie hören will; denn wenn vernünftige Leute die Ursache erfahren, werden sie über die Wirkungen derselben sich nicht wundern, und wenn sie mir nicht helfen können, so werden sie wenigstens mich nicht verdammen, und ihr Mißfallen an meinen Wutausbrüchen wird sich in Mitleiden mit meinem Unglück verwandeln. Wenn ihr, meine Herren, in derselben Absicht zu mir kommt wie andere, so bitte ich euch, ehe ihr mit eurer wohlgemeinten Ueberredung weiter in mich dringt, die Geschichte meiner zahllosen Leiden anzuhören; denn wenn ihr sie vernommen, so erspart ihr euch vielleicht die Mühe, mich in einem Unglück trösten zu wollen, das durch keinen Trost gelindert werden kann."

Da sie beide nichts so sehr wünschten, als die Ursachen seines Unglücks aus seinem eigenen Munde zu erfahren, so baten sie ihn, sie zu erzählen und versicherten ihn, daß sie, um ihm zu helfen oder ihn zu trösten, nichts versuchen wollten, was er nicht selbst wünsche.

Der traurige Ritter erzählte ihnen hierauf seine mitleidswürdige Geschichte fast mit denselben Worten und Wendungen, wie er sie vor wenigen Tagen Don Quijote und dem Ziegenhirten erzählt hatte, bis wegen des Meisters Elisabad und wegen Don Quijotes Eifer, die Ehre der Ritterschaft zu wahren, die Erzählung ins Stocken geriet, wie unsere Geschichte berichtet hat. Diesmal aber fügte das Glück es so, daß der Anfall von Wahnsinn ausblieb und Cardenio also Gelegenheit hatte, seine Geschichte zu Ende zu erzählen. Als er an die Stelle von dem Billet kam, das Don Fernando in einem Bande des Amadis von Gallien gefunden, sagte er, er wüßte es noch auswendig, und es laute folgendermaßen:

„Mit jedem Tage entdecke ich an dir neue Tugenden, die

mich nötigen und zwingen, dich immer mehr zu schätzen. Willst du mich also in den Stand setzen, dir meine Schuld abzutragen, ohne mit meiner Ehre dafür zu bezahlen, so hast du das Mittel dazu völlig in deiner Gewalt. Ich habe einen Vater, der dich kennt und mich liebt; und er wird meinen Wünschen keine Gewalt anthun, wenn er diejenigen befriedigt, welche du hegen mußt, wofern es wahr ist, daß du mich so sehr liebst, wie du sagst, und wie ich glaube."

„Dieser Brief war es," sagte Cardenio, „der mich bewog um sie anzuhalten, wie ich bereits erzählt habe; dieser war es, der Don Fernando in der Meinung bestärkte, daß sie eine der klügsten und verständigsten Frauen in der Welt sei; und eben dieser Brief erweckte bei ihm den Wunsch, mich unglücklich zu machen, ehe der meinige in Erfüllung ginge. Ich sagte ihm, daß Lucindens Vater nur darauf warte, daß mein Vater bei ihm um sie anhalte; ich hätte aber nicht den Mut, ihn darum zu bitten, weil ich fürchte, er würde mir seine Einwilligung versagen; nicht etwa weil er gegen den Stand, die Tugenden, die Vollkommenheiten und die Schönheit Lucindens etwas einzuwenden hätte, wodurch vielmehr jede Familie in Spanien sich geehrt finden würde, sondern weil ich vermutete, er wünsche, ich möchte mich nicht eher verheiraten, bis er wisse, welche Absichten der Herzog Ricardo mit mir habe. Kurz, ich sagte ihm, daß ich es nicht wage, mit meinem Vater zu sprechen, teils aus diesem Grunde, teils aus andern, die mich mutlos machten, die ich mir aber selbst nicht weiter zu erklären wüßte, als daß sie ein Vorgefühl zu sein schienen, daß meine Wünsche nie erfüllt würden. Don Fernando antwortete mir, er nähme es auf sich, mit meinem Vater zu sprechen, um ihn zu bewegen, mit Lucindens Vater zu reden ...

„O ehrgeiziger Marius! grausamer Catilina! schändlicher Sulla! verräterischer Ganelon! hinterlistiger Vallido! rachsüchtiger Julian! habsüchtiger Judas! Grausamer, blutdürstiger, falscher Verräter! Was that dir der Unglückliche

der dir mit so viel Unbefangenheit die Geheimnisse und die Wonne seines Herzens offenbarte? Womit hat er dich beleidigt? Welche Worte hat er dir gesagt und was für Ratschläge hat er dir gegeben, die nicht deine Ehre und deinen Vorteil bezweckt hätten?

„Doch worüber klage ich, ich Unglücklicher? Als wäre es nicht ausgemacht, daß Unglücksfälle, die unser Unstern in reißenden Strömen auf uns herabstürzt, durch keine irdische Kraft aufgehalten und durch keine menschliche Klugheit vermieden werden können! Wer hätte es gedacht, daß Don Fernando, ein Edelmann von ebenso hoher Geburt als trefflichem Verstande, den ich durch viele Dienste verpflichtet hatte und dem es nicht fehlen konnte, Gegenliebe zu finden, wo er nur wollte, mir, wie man zu sagen pflegt, mein einziges Schäfchen rauben würde, ehe ich es noch wirklich besaß?

„Doch weg mit diesen Betrachtungen, da sie jetzt nunnütz und fruchtlos sind, um den abgebrochenen Faden meiner traurigen Geschichte wieder anzuknüpfen.

„Don Fernando, den meine Gegenwart hinderte, seine treulosen und hinterlistigen Anschläge auszuführen, fand es ratsam, mich zu seinem älteren Bruder zu schicken, unter dem Vorwande, für ihn das Geld zu holen, um die sechs Pferde zu bezahlen, die er, um mich zu entfernen und um seine verdammte Absicht desto bequemer zu erreichen, an demselben Tage kaufte, an welchem er mir versprochen hatte, mit meinem Vater zu reden, und für welche er mir jetzt auftrug, das Geld zu holen. Konnte ich diesem Verrat vorbeugen? Konnte ich ihn nur ahnen? Nein, gewiß nicht; vielmehr war ich augenblicklich bereit abzureisen, da ich mit dem schönen Handel sehr zufrieden war. Ich sprach noch in derselben Nacht mit Lucinden und sagte ihr, was ich mit Don Fernando verabredet habe, und daß sie sicher erwarten könne, unsere guten und billigen Wünsche erfüllt zu sehen. Da sie von der Treulosigkeit Don Fernandos ebensowenig eine Ahnung hatte als ich, so bat sie mich, nur bald wieder zu

kommen, da sie glaube, daß es nur eines Worts von meinem Vater bedürfe, um den ihrigen zu bewegen, uns unsern Wunsch zu gewähren. Ich weiß nicht, wie es kam, aber bei diesen Worten traten ihr die Thränen in die Augen, die Stimme versagte ihr, sie vermochte kein Wort mehr hervorzubringen, obgleich es schien, daß sie mir noch vieles zu sagen hatte. Ich war erstaunt über diese seltsame Erscheinung, da ich so etwas noch nie an ihr bemerkt hatte. Denn so oft mir sonst mein gutes Glück und meine Maßregeln Gelegenheit verschafft hatten, sie zu sprechen, herrschte nur Frohsinn und Heiterkeit in unserer Unterhaltung, ohne jemals durch Thränen, Seufzer, Eifersucht, Argwohn oder Unruhe gestört zu werden. Ich pries stets mein Glück, daß der Himmel sie mir zur Geliebten geschenkt hatte; ich erhob ihre Reize und bewunderte ihren Verstand und ihre Tugenden, und sie ihrerseits lobte an mir, was sie als liebendes Mädchen an mir lobenswert fand. Zur Abwechslung erzählten wir uns tausend Kleinigkeiten und Begebenheiten von unsern Nachbarn und Bekannten, wobei ich mir niemals mehr erlaubte, als daß ich bisweilen halb mit Gewalt eine ihrer schönen weißen Hände ergriff und sie an meine Lippen drückte, soweit es das enge niedrige Gitter, das uns trennte, gestattete. Allein in der Nacht, welche dem traurigen Tage meiner Abreise voranging, schied sie von mir unter Thränen und Seufzern und setzte mich in Erstaunen und Verwirrung durch diese ungewöhnlichen und traurigen Aeußerungen von Schmerz und Kummer. Um jedoch meine Hoffnung nicht zu zerstören, schrieb ich alles der Gewalt ihrer Liebe und dem Schmerz zu, welche die Trennung den Liebenden zu verursachen pflegt. Traurig und schwermütig trat ich meine Reise an, das Herz voll Besorgnis und Unruhe, ohne daß ich jedoch selbst wußte, was ich befürchtete und was mich unruhig machte: die deutlichsten Zeichen des Unglücks, das mich erwartete.

„Ich kam an den Ort meiner Sendung, übergab dem Bruder des Don Fernando meinen Brief und ward von ihm

sehr gut empfangen, aber nicht so schnell wieder entlassen; denn zu meinem nicht geringen Verdruß bat er mich, acht Tage zu warten, mich jedoch zu hüten, daß der Herzog, sein Vater, mich nicht sehe, da sein Bruder ihm schreibe, ihm das Geld ohne Vorwissen seines Vaters zu schicken. Das alles war aber eine perfide List, denn seinem Bruder fehlte es nicht an Geld, um mich unverzüglich abzufertigen. Dieser Befehl war ganz dazu geeignet, mich zum Ungehorsam zu reizen, da es mir unmöglich schien, meine Abwesenheit von Lucinden so lange zu ertragen, zumal ich sie in so trauriger Stimmung verlassen, wie ich euch erzählt habe. Als treuer Diener gehorchte ich jedoch, obwohl ich fühlte, daß es auf Kosten meiner Ruhe und meines Glückes geschah. Allein am vierten Tage nach meiner Ankunft suchte ein Mann mich auf und übergab mir einen Brief, der, wie ich sofort an der Aufschrift erkannte, von Lucinden herrührte, denn es war ihre Hand. Unter Zittern und Beben brach ich ihn auf, da ich nicht zweifelte, eine Sache von der äußersten Wichtigkeit müsse sie bewogen haben, mir während dieser Abwesenheit zu schreiben, da sie das doch nur selten gethan, als ich mich mit ihr an demselben Orte befand. Ehe ich den Brief las, fragte ich den Ueberbringer, von wem er ihn empfangen und wie lange er unterwegs gewesen. Er antwortete mir, daß, als er um die Mittagszeit von ungefähr durch eine Straße meiner Vaterstadt gegangen, eine schöne Dame mit verweinten Augen ihn an ein Fenster gerufen, und mit hastigen Worten zu ihm gesagt habe: „Wenn Ihr, wie es den Anschein hat, ein Christ seid, guter Freund, so bitte ich Euch um Gottes willen, diesen Brief augenblicklich an den Ort und an die Person zu bringen, welche die Aufschrift bezeichnen; beide sind bekannt genug und Ihr werdet ein Gott gefälliges Werk thun; und damit Euch dazu die Mittel nicht fehlen, so nehmt, was in dieses Tuch gebunden ist. Mit diesen Worten warf sie mir außer dem Briefe, den ich Euch übergeben, ein Tuch aus dem Fenster zu, in dem sich hundert Realen und dieser

Ring befanden, den ich am Finger trage. Und ohne meine Antwort abzuwarten, verließ sie das Fenster, sobald sie gesehen, daß ich den Brief aufhob und ihr durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich ihren Auftrag ausrichten würde. Da ich mich für meine Mühe reichlich belohnt sah und ich aus der Ueberschrift erkannte, daß man mich zu Euch schickte, denn ich kenne Euch sehr gut, Herr, und da die Thränen der schönen Dame mich rührten, so wollte ich ihre Botschaft keinem andern anvertrauen, sondern sie selbst bestellen; und in sechzehn Stunden, seit ich den Brief empfing, habe ich den Weg hierher zurückgelegt, der, wie Ihr wißt, achtzehn Meilen beträgt." Während der dienstfertige und unerwartete Bote mir dieses erzählte, hing mein Auge an seinen Lippen und meine Füße zitterten so sehr, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Ich öffnete den Brief und las Folgendes:

„Don Fernando hat sein Wort gehalten, das er dir gegeben, deinen Vater zu bitten, mit dem meinigen zu sprechen; aber nicht zu deinem Besten, sondern zu seinem eigenen Vorteil. Wisse denn, daß er selbst um meine Hand angehalten hat und daß mein Vater, geblendet von den Vorzügen, die nach seiner Meinung Don Fernando vor dir besitzt, seinen Antrag mit solcher Bereitwilligkeit angenommen hat, daß schon in zwei Tagen die Vermählung stattfinden soll, und zwar so still und geheim, daß nur der Himmel und einige Hausgenossen Zeugen sein sollen. In welcher Lage ich mich befinde, kannst du dir denken. Ob du es für nötig hältst zurückzueilen, magst du selbst beurteilen. Ob ich dich liebe oder nicht, das wird der Ausgang der Sache dir zeigen. Gebe Gott, daß diese Zeilen in deine Hand gelangen, eh' man mich zwingt, die meinige dem zu reichen, der so wenig auf Treu' und Glauben hält!"

„Dies ungefähr war der Inhalt ihres Briefes, welcher mich bewog, mich augenblicklich auf den Weg zu machen, ohne länger auf Antwort oder Geld zu warten; denn jetzt erkannte ich nur zu deutlich, daß Don Fernando nicht wegen

des Pferdekaufs, sondern seiner Gelüste halber mich zu seinem Bruder geschickt hatte. Meine Erbitterung gegen ihn und die Furcht, einen Schatz zu verlieren, welchen ich durch vieljährige treue Anhänglichkeit und Zärtlichkeit erworben hatte, liehen mir Flügel, so daß ich am folgenden Tage in meiner Vaterstadt ankam, gerade zu rechter Zeit und Stunde, um Lucinden sprechen zu können. Ich kam unbemerkt in die Stadt, ließ mein Maultier bei dem braven Manne stehen, der mir die Botschaft gebracht hatte, und das Glück war mir so günstig, daß es mich Lucinden an dem Gitterfenster antreffen ließ, das so oft Zeuge unsrer Liebe gewesen. Wir erkannten uns sofort; allein wir fanden uns nicht so wieder, wie wir uns hätten finden sollen. Doch wo ist der Mensch, der sich rühmen kann, die verborgenen Gedanken und die wankelmütigen Neigungen eines Weibes ganz zu erraten? Gewiß nirgend in der Welt! ... Sobald Lucinde mich erblickte, sagte sie: „Cardenio, du siehst mich im Brautkleide, und schon erwarten mich im Hochzeitsgemach der treulose Fernando, mein ehrgeiziger Vater und noch einige andere Zeugen; doch eher sollen sie Zeugen meines Todes als meiner Vermählung werden. Beunruhige dich nicht, lieber Freund, sondern suche nur bei diesem Opfer zugegen zu sein; denn wenn ich es durch Worte nicht abwenden kann, so trage ich verborgen einen Dolch bei mir, welcher, indem er meinem Leben ein Ende macht, mich der entschlossensten Gewalt entziehen und dir beweisen soll, welche Gefühle ich stets für dich gehegt habe und noch hege."

„Meine Bestürzung und die Kürze der Zeit erlaubten mir nur, ihr in der Eile zu antworten: „Mögen deine Handlungen deine Worte bewähren; denn wenn du einen Dolch bei dir führst, um dein Versprechen zu erfüllen, so habe ich ein Schwert, um dich zu verteidigen, oder um mit dir zu sterben, wenn das Schicksal uns feindlich ist."

„Ich glaube kaum, daß sie meine letzten Worte gehört hat, denn sie ward plötzlich abgerufen, da der Bräutigam sie

erwartete. Die Nacht meines Grames brach jetzt an, die Sonne meiner Glückseligkeit ging unter, meine Augen wurden des Lichts und mein Geist des Verstandes beraubt. Ich war anfangs absolut nicht imstande, in ihr Haus zu treten oder mich nur von der Stelle zu bewegen; doch als ich endlich bedachte, wie nötig auf jeden Fall meine Gegenwart sei, raffte ich so gut ich konnte meine Kräfte zusammen und trat in Lucindens Haus, und da ich alle Ein- und Ausgänge kannte und jedermann im Hause emsig mit Zurüstungen beschäftigt war, bemerkte mich niemand. Ich versteckte mich ungesehen hinter den Vorhängen eines Bogenfensters in dem Brautgemache selbst, wo ich, ohne bemerkt zu werden, alles beobachten konnte, was in dem Saale vorging. Wer vermöchte das Pochen meines Herzens, das ich empfand, die Gedanken, die mich bewegten, die Betrachtungen, die ich anstellte, zu schildern! Sie waren so verwirrt und mannigfaltig, daß ich sie weder aussprechen kann noch mag; genug, der Bräutigam trat in den Saal, ohne Schmuck und in seiner gewöhnlichen Kleidung. Als Zeuge begleitete ihn ein leiblicher Vetter Lucindens, und außer den Dienern befand sich niemand in dem Saale. Nach einer kleinen Weile trat Lucinde aus einem Nebenzimmer herein, begleitet von ihrer Mutter und zwei Kammerjungfern, gekleidet und geschmückt mit aller Pracht, wie es ihrem Stande und ihrer Schönheit ziemte, und wie es sich für diejenige schickte, die man als ein wahres Muster der Anmut und des Adels betrachten konnte. Die heftige Aufregung und Verwirrung, worin ich mich befand, erlaubten mir nicht, ihren Anzug genau zu beobachten, ich konnte nur die Farben ihres Gewandes bemerken, welche blaßrot und weiß waren, und der Glanz der unzähligen Edelsteine, welche ihren Kopfputz und ihren ganzen Anzug bedeckten; doch weit herrlicher glänzten die goldenen Locken ihres üppigen Haares, mit welchen ihr ganzer Schmuck und der Schein der vier Fackeln, die das Brautgemach erleuchteten, umsonst zu wetteifern schienen ... O Gedächtnis, du

Todfeind meiner Ruhe! Warum mußt du mir noch jetzt meine angebetete Feindin in dem vollen Glanz ihrer unvergleichlichen Schönheit vor Augen stellen. Wäre es nicht besser, grausame Erinnerung, wenn du mir nur das vorhieltest, was sie damals that, damit ich, gereizt durch die empfindliche Beleidigung, zwar nicht mich rächte, aber doch wenigstens meinem Leben ein Ende machte! ...

„Werdet nicht ungeduldig, meine Herren, diese Abschweifungen anzuhören; denn meine Leiden sind nicht von solcher Art, daß ich sie mit wenigen Worten und mit ruhiger Ordnung schildern könnte oder dürfte, indem nach meinem Gefühl jeder Umstand eine ausführliche Erwähnung verdient."

Der Pfarrer versicherte ihn, sie fänden seine Erzählung so wenig langweilig, daß sie vielmehr mit Vergnügen auch die geringfügigsten Einzelheiten vernähmen, da sie nicht übergangen, sondern mit ebensoviel Aufmerksamkeit angehört zu werden verdienten wie die Hauptbegebenheiten seiner Geschichte.

„Wohlan," fuhr Cardenio fort, „als alle in dem Saale versammelt waren, trat der Pfarrer des Kirchspiels herein und ergriff die Hände der beiden Verlobten, um das zu thun, was bei dieser Handlung seines Amtes war. Bei der Frage: „Fräulein Lucinde, begehrt Ihr den gegenwärtigen Herrn Don Fernando nach der Ordnung unserer heiligen Kirche zu Euerm ehelichen Gemahl?" streckte ich Kopf und Hals zwischen den Vorhängen hervor und horchte mit aufmerksamem Ohr und mit ängstlicher Erwartung, was Lucinde antworten würde, da ich von ihren Lippen entweder mein Todesurteil oder neues Leben zu gewärtigen hatte ... Ach! hätte ich doch damals Entschlossenheit genug gehabt, hervorzuspringen und mit lauter Stimme zu rufen: „Lucinde, Lucinde, bedenke was du thust; vergiß nicht, was du mir schuldig bist; erinnere dich, daß du mir gehörst und keinem andern gehören kannst; bedenke, daß der Augenblick, in welchem du das Jawort aussprichst, der letzte meines Lebens sein wird. Ha, du

Verräter Don Fernando! Du Räuber meines Glückes und Mörder meiner Ruhe, was willst du? Worauf machst du Anspruch? Bedenke, daß du auf eine rechtmäßige Art das Ziel deiner Wünsche nicht erreichen kannst, denn Lucinde ist meine Braut und ich bin ihr Gemahl! ... O ich Thor! jetzt, da ich weit von ihr entfernt bin und den entscheidenden Augenblick habe verstreichen lassen, rede ich von dem, was ich damals hätte thun sollen und nicht gethan habe. Jetzt, nachdem ich mir den teuersten Schatz habe entwenden lassen, verwünsche ich den Räuber, an dem ich mich hätte rächen können, wenn ich ebensoviel Mut gehabt hätte, es zu thun, als ich jetzt habe, mich zu beklagen. Bin ich damals thöricht und feige gewesen, so ist es kein Wunder, wenn ich jetzt in Unmut, Reue und Wahnsinn mich abhärme! ...

„Lucinde ließ den Pfarrer lange auf ihre Antwort warten; allein als ich noch immer dachte, sie würde entweder den Dolch zücken, um ihr Wort wahr zu machen, oder den Mund öffnen, um sich freimütig für mich zu erklären, hörte ich sie endlich mit schwacher und ohnmächtiger Stimme Ja sagen. Das Gleiche sagte auch Don Fernando. Er überreichte ihr den Ring und sie waren durch ein unauflösliches Band verknüpft. Der Bräutigam trat näher, um seine Braut zu umarmen, welche die Hand auf das Herz preßte und ohnmächtig ihrer Mutter in die Arme sank. Ihr könnt euch vorstellen, wie mir zu Mute wurde, da das unglückliche Jawort, das ich vernommen hatte, auf einmal alle meine Hoffnungen zerstörte, Lucindens Wort und Zusage unwahr machte und mich für immer um die Möglichkeit brachte, ein Gut wiederzuerlangen, das ich in diesem Augenblick verloren hatte. Meine Besonnenheit verließ mich und ich glaubte, der Himmel selbst hätte mich verlassen, und die Erde, die mich trug, wäre mir feindlich geworden, denn die Luft versagte mir den Stoff zu meinen Seufzern und das Wasser das Naß zu meinen Thränen — nur das Feuer loderte höher empor, so daß von Wut und Eifersucht alles in mir kochte. Lucindens Ohn-

macht versetzte jedermann in Unruhe; und indem die Mutter ihr den Busen öffnete, um ihr Luft zu machen, fand sie in demselben ein Papier, dessen Don Fernando sich augenblicklich bemächtigte, es beim Schein einer Wachsfackel durchlas und sich hierauf in einen Lehnstuhl warf, den Kopf gedankenvoll auf die Hand stützte, ohne sich um die Bemühungen zu kümmern, die man anwandte, um seine Braut aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Als ich alle im Hause so bestürzt sah, wagte ich es, auf die Gefahr hin entdeckt zu werden, mich hinauszuschleichen, mit dem Vorsatz, im Fall ich bemerkt würde, so viel Unheil anzurichten, daß die Welt meinen gerechten Zorn in der Züchtigung des falschen Don Fernando und selbst in der Unbeständigkeit der noch in Ohnmacht liegenden Lucinde erkennen sollte. Allein mein Schicksal, das mir ohne Zweifel noch größere Leiden aufbewahrt hat — wenn es noch größere Leiden geben kann — ließ mir damals noch etwas Verstand übrig, den ich seitdem verloren habe; und anstatt mich an meinen ärgsten Feinden zu rächen, was ich leicht hätte thun können, da niemand an mich dachte, nahm ich mir vor, meine Hand gegen mich selbst zu kehren und über mich die Strafe zu verhängen, die sie verdient hatten; ja eine noch härtere, als sie von mir würden erlitten haben, wenn ich ihnen auf der Stelle das Leben genommen hätte; denn ein schneller Tod macht aller Qual ein Ende, während ein martervolles Dasein unaufhörlich tötet, ohne dem Leben ein Ende zu machen. Genug, ich verließ das Haus und ging zu dem Manne, bei dem ich mein Maultier hatte stehen lassen; ich befahl es zu satteln und ritt, ohne von ihm Abschied zu nehmen, aus der Stadt hinaus; und wie ein zweiter Lot wagte ich es nicht einmal, mich nach ihr umzusehen. Als ich mich auf dem freien Felde allein sah, die Dunkelheit der Nacht mich umgab und ihre Stille mich einlud zu klagen, ohne die Besorgnis, daß jemand mich hören würde — da erhob ich laut meine Stimme und ließ meiner Zunge freien Lauf, um Lucinden und Don Fernando zu ver-

wünschen, als ob ich mir dadurch Genugthuung verschaffte für den Schimpf, den sie mir angethan. Ich nannte Lucinden grausam, undankbar, falsch, gefühllos, vor allem aber habsüchtig, da sie sich durch die Reichtümer meines Feindes hatte blenden und sich verleiten lassen, ihr Herz von mir abzuwenden und es dem zu schenken, gegen welchen das Glück sich freigebiger gezeigt hatte. Doch mitten in diesem Strom von Vorwürfen und Verwünschungen entschuldigte ich sie wieder, indem ich dachte: wie leicht läßt ein Mädchen, welches von seinen Eltern in häuslicher Stille erzogen und stets zum Gehorsam angehalten ward, sich bewegen, ihrem Willen Folge zu leisten, wenn sie ihr einen so vornehmen, reichen und gebildeten Mann zum Gemahl vorschlagen, dem sie ihre Hand nicht versagen kann, ohne ihren guten Ruf zu gefährden — da man glauben müßte, daß sie entweder nicht vernünftig überlegte oder sich bereits in einen andern Liebeshandel eingelassen hätte? Dann dachte ich wieder, wenn sie erklärt hätte, daß ich mit ihr versprochen war, so würden ihre Eltern eingesehen haben, daß sie keine so schlechte Wahl getroffen, und wohl zu entschuldigen gewesen wäre; denn sie selbst hätten, ehe Don Fernando sich um die Hand ihrer Tochter bewarb, keinen bessern Gemahl als mich für sie wünschen können, wenn sie ihren Erwartungen vernünftige Schranken gesetzt; und sie hätte also, ehe sie sich den großen und äußersten Zwang anthat, einem andern ihre Hand zu reichen, getrost sagen können, sie hätte bereits die meinige angenommen; denn ich würde mit Freuden alles bestätigt haben, was sie hätte ersinnen können. Schließlich kam ich zu der Ueberzeugung, daß wenig Liebe, wenig Verstand, aber viel Ehrgeiz und Sucht nach hohen Dingen sie bewogen, das Versprechen zu vergessen, mit welchem sie mich getäuscht und meine zuversichtliche Hoffnung genährt und meine sehnlichen Wünsche hingehalten hatte.

„Unter solchen Ausrufungen und von solchen Gefühlen gefoltert, ritt ich den übrigen Teil der Nacht hindurch weiter

und kam mit Anbruch des Tages an einen von den Ausläufern dieser Gebirge, in welchen ich noch drei Tage ohne Weg und Steg umherirrte, bis ich auf eine Wiese kam, die, ich weiß nicht in welcher Gegend, in dieser Wüste liegt, und dort einige Hirten fragte, wo das Waldgebirge am rauhesten sei. Sie wiesen mich nach dieser Stelle und sogleich begab ich mich hierher, mit dem festen Vorsatze, mein Leben hier zu beschließen. Hier fiel mein Maultier tot nieder vor Mattigkeit und Hunger, oder vielmehr, wie ich glaube, weil es seiner unnützen Last müde war. Ich mußte nun zu Fuße gehen, meine Kräfte waren erschöpft, ich verschmachtete vor Hunger, ich hatte niemand und fragte auch nach niemand, der mir helfen konnte. In diesem Zustande lag ich eine Zeitlang auf der Erde, ich weiß selbst nicht wie lange, und als ich mich wieder aufrichtete, empfand ich keinen Hunger mehr, sah aber einige Hirten neben mir stehen, die vermutlich meiner Not abgeholfen hatten; denn sie sagten mir, in welchem Zustande sie mich angetroffen und daß ich so viele ungereimte und wahnsinnige Dinge gesprochen, daß man überzeugt gewesen, ich habe den Verstand verloren. Ich habe auch seit der Zeit selbst bemerkt, daß es nicht immer ganz richtig bei mir ist und mein Verstand bisweilen so schwach und zerrüttet ist, daß ich tausend Tollheiten begehe, meine Kleider zerreiße, diese Einöde mit meinem Geschrei erfülle, mein Schicksal verwünsche und vergeblich den geliebten Namen meiner Feindin ausrufe, lediglich in der Absicht, mir durch mein Schreien und Klagen das Leben abzukürzen; und wenn ich dann wieder zur Besinnung komme, fühle ich mich so matt und kraftlos, daß ich mich kaum rühren kann. Mein gewöhnlichster Aufenthalt ist ein hohler Korkbaum, der eben geräumig genug ist, diesen elenden Leib zu bergen. Die Hirten und Schäfer dieser Gegenden legen aus Barmherzigkeit ein wenig Speise für mich auf den Fußsteigen und Klippen an solchen Stellen hin, wo sie vermuten, daß ich auf meinen Wanderungen sie finden werde, und wenn ich dann

auch nicht bei Verstande bin, so lehrt mich doch das Naturbedürfnis die Nahrungsmittel kennen und treibt mich an, sie zu mir zu nehmen. In meinen vernünftigen Stunden erzählen sie mir auch bisweilen, wenn sie mir begegnen, daß ich die Hirten, die mit Speisen aus den Dörfern nach den Hürden kommen, oft anfalle und ihnen das mit Gewalt abnehme, was sie mir gern freiwillig geben würden. Auf diese Weise bringe ich hier mein elendes kummervolles Leben hin, bis es dem Himmel gefallen wird, ihm ein Ziel zu setzen, oder mir mein Gedächtnis zu rauben, daß ich mich nicht mehr an Lucindens Liebreiz und Untreue und an den von Fernando erlittenen Schimpf erinnere; denn wenn dies geschehen kann, ohne daß es mir das Leben kostet, so können meine Gedanken wieder eine bessere Richtung bekommen, wo nicht, so bleibt mir nichts übrig, als den Himmel zu bitten, Erbarmen mit meiner Seele zu haben, denn ich besitze weder Mut noch Kraft genug, um mich aus dem Elend wieder herauszuarbeiten, in welches ich mich freiwillig gestürzt habe.

„Dies meine Herren, ist die traurige Geschichte meines Unglücks. Urteilt selbst, ob sie von der Art ist, daß man sie mit weniger Schmerz erzählen kann, als ihr an mir bemerkt habt, und gebt euch keine Mühe, mir zu raten, oder mich zu bereden, Mittel dagegen zu suchen, denn sie würden mir so wenig helfen, als die beste Arznei dem Kranken, der sie nicht einnehmen will. Ich will keine Glückseligkeit ohne Lucinden, und wenn sie einem andern gehören will, da sie doch mir gehört, oder gehören sollte, so laßt mir meinen Willen, mich dem Unglück zu weihen, während ich doch so glücklich hätte werden können. Durch ihre Unbeständigkeit hat sie mir beständiges Elend bereiten wollen; ich will ihren Wunsch dadurch erfüllen, daß ich mich ins Verderben stürze, um der Zukunft zu zeigen, daß mir das allein fehlt, was allen andern Unglücklichen übrig bleibt — die nämlich eben in dem hohen Grade ihres Unglücks eine Art von Trost finden, weil es nicht schlimmer mit ihnen werden kann. Für mich

dagegen ist grade der Gedanke die Ursache größerer Schmerzen und Qualen, daß mein Unglück selbst mit meinem Tode noch kein Ende nehmen werde."

Hier schloß Cardenio die lange Erzählung seiner ebenso rührenden als unglücksvollen Liebesgeschichte, und der Pfarrer war grade im Begriff, etwas zu seinem Troste zu sagen, als er durch eine Stimme unterbrochen wurde, die sich in einem wehklagenden Tone vernehmen ließ und sagte — was wir in dem vierten Teile dieser Geschichte berichten werden; denn hier beschließt der weise und gewissenhafte Geschichtschreiber Cid Hamet ben Engeli das dritte Buch.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von dem neuen und angenehmen Abenteuer, das dem Pfarrer und dem Barbier in demselben Gebirge begegnete.

Glücklich und gesegnet waren die Zeiten, wo der kühnste der Ritter, Don Quijote von der Mancha, zur Welt kam; denn indem er den rühmlichen Entschluß faßte, den erloschenen und fast gänzlich ausgestorbenen Orden der fahrenden Ritterschaft wieder herzustellen, verschaffte er uns in diesem an anmutiger Unterhaltung so dürftigen Zeitalter das Vergnügen, welches uns nicht nur seine eigene wahrhaftige Geschichte gewährt, sondern auch die beiläufig eingeschalteten Erzählungen und Begebenheiten, die zum Teil nicht weniger unterhaltend, kunstreich und wahrhaftig sind, als die Geschichte selbst, welche, ihren wohlgehechelten, gesponnenen und gezwirnten Faden wieder anknüpfend, uns erzählt, daß, als der Pfarrer sich grade anschickte, Cardenio Trost zuzusprechen, eine Stimme ihn unterbrach, welche in wehmütigem Tone sich also vernehmen ließ: „O Gott, ist es möglich, daß ich hier schon den Ort gefunden habe, welcher der drückenden Bürde dieses Körpers, die ich so sehr wider meinen Wunsch tragen muß, zur verborgenen Grabstätte dienen soll? Ja, so ist es, wofern die Abgeschiedenheit, welche diese Wildnis mir versprochen, keine Täuschung ist. O ich Unglückliche! wieviel

willkommener ist mir die Umgebung dieser Felsen und Gebüsche, wo es mir gestattet ist, dem Himmel mein Unglück zu klagen, als die Gesellschaft irgend eines menschlichen Wesens! Denn niemand lebt auf Erden, von dem ich Rat in meiner Verlegenheit, Linderung meiner Pein und Hilfe in meinem Unglück hoffen kann."

Alle diese Worte wurden von dem Pfarrer und denen, die bei ihm waren, gehört und verstanden, und da sie merkten, daß sie in ihrer Nähe gesprochen wurden, so standen sie auf, um die klagende Person aufzusuchen, und kaum waren sie zwanzig Schritt gegangen, als sie hinter einer Felsenecke, am Fuße einer Esche einen Jüngling in Bauernkleidern erblickten, dessen Gesicht sie nicht sehen konnten, da er sich niedergebückt hatte, um in einem Bache seine Füße zu waschen. Sie näherten sich ihm so leise, daß er sie nicht bemerkte, und er schien auf nichts anderes zu achten, als auf das Waschen seiner Füße, welche zwei weißen Kryſtallsäulen glichen, die zwischen den Kieseln des Baches hervorgewachsen. Sie staunten über die Schönheit und Weiße dieser Füße, die nicht gemacht schienen, um Erdschollen zu zertreten, oder dem Pfluge und den Stieren zu folgen, wie man nach der Kleidung des Jünglings vermuten mußte. Da der Pfarrer, welcher vorausging, sah, daß sie nicht bemerkt wurden, gab er den beiden andern einen Wink, sich hinter den Felsblöcken niederzubucken und zu verbergen, was sie auch thaten, wobei sie alle Handlungen des Jünglings aufmerksam beobachteten. Er war in einen grauen Ueberrock gekleidet, dessen Schöße er mit einem weißen Tuch fest um die Hüfte gegürtet hatte, seine Beinkleider und Gamaschen waren ebenfalls von grauem Tuch, und seinen Kopf bedeckte eine graue Reisekappe. Die Gamaschen hatte er bis an das halbe Schienbein aufgestreift, welches an Weiße den reinsten Alabaster übertraf. Als er mit dem Waschen seiner schönen Füße fertig war, zog er ein Tuch unter der Mütze hervor, um sich abzutrocknen, und beim Abnehmen der Mütze erhob er sein Antlitz, dessen Schönheit

so unvergleichlich war, daß Cardenio leise zu dem Pfarrer sagte: „Ist dies nicht Lucinde, so ist es kein menschliches, sondern ein göttliches Wesen.“ Der Jüngling nahm seine Mütze ab, und als er das Haupt ein wenig schüttelte, wallten ihm Locken um die Schultern, welche von den Strahlen der Sonne beneidet zu werden verdienten und welche sie überzeugten, daß sie keinen Bauernknaben vor sich sahen, sondern ein Mädchen, und zwar das zarteste und schönste, das der Pfarrer und der Barbier jemals gesehen, ja selbst Cardenio, wenn er nicht Lucinden früher gesehen und gekannt hätte, deren Schönheit, wie er versicherte, nur allein mit dieser wetteifern könnte. Die langen, goldenen Locken, welche nicht nur die Schultern der Schönen bedeckten, sondern auch ihren ganzen Leib umflossen und nur ihre Füße unbedeckt ließen, verhüllten im Herabwallen ihren ganzen Körper mit ihrem Reichtum. Waren vorhin beim Baden ihre Füße mit dem reinsten Krystall zu vergleichen, so dienten ihr jetzt zum Kamm ein paar Hände, welche aus dem weißesten Schnee geformt schienen. Dies alles steigerte die Bewunderung der drei Zuschauer und machte sie noch neugieriger zu erfahren, wer die Schöne sei. Sie beschlossen daher sich zu zeigen, und da sie beim Aufstehen einiges Geräusch machten, erhob das schöne Mädchen ihr Haupt, strich mit beiden Händen das Haar zurück, welches ihr Gesicht bedeckte und erblickte die, welche das Geräusch gemacht hatten. Kaum hatte sie sie bemerkt, als sie aufsprang, und ohne sich Zeit zu nehmen, ihre Fußbekleidung oder ihr Haar in Ordnung zu bringen, raffte sie schnell ein Bündelchen mit Kleidern auf, das neben ihr lag, und wollte vor Schrecken und Verwirrung die Flucht ergreifen; allein sie hatte kaum einige Schritte gethan, als sie niedersank, weil ihre zarten Füße die harten Kiesel nicht vertragen konnten. Alle drei kamen ihr zu Hilfe und der Pfarrer sagte zu ihr: „Fliehet nicht, Fräulein, wer Ihr auch seid; denn diejenigen, die Ihr hier seht, haben keine andere Absicht, als Euch zu dienen. Ihr habt

nicht nötig, so eilig vor uns zu fliehen, denn das können weder Eure Füße aushalten noch wir zugeben."

Während sie vor Schrecken und Ueberraschung kein Wort erwidern konnte, näherten sie sich ihr, und der Pfarrer fuhr, indem er ihre Hand faßte, also fort: „Was Eure Kleidung, Fräulein, uns verheimlichen soll, das verraten uns Eure Locken, nämlich daß Ihr nicht ohne wichtige Gründe Eure Schönheit in ein so unwürdiges Gewand gehüllt und Euch in eine Einöde wie diese begeben habt, wo wir Euch glücklicherweise antreffen, und Euch wenn auch nicht helfen, so doch wenigstens raten können; denn so lange das Leben währt, darf uns kein Unglück so mutlos machen und uns so sehr niederbeugen, daß wir nicht wenigstens guten Rat anhören sollten, wenn er uns aus wohlgemeinter Absicht gegeben wird. Verbannt daher, schöne Jungfrau — oder junger Herr, wenn Ihr wollt, daß wir Euch so nennen sollen — alle Furcht, welche unser Anblick Euch verursacht hat und erzählt uns Eure guten oder bösen Schicksale; denn Ihr werdet uns sämtlich bereit finden, Euch unsere Teilnahme zu beweisen."

Während der Rede des Pfarrers stand die verkleidete Schöne wie versteinert und betrachtete schweigend bald den einen, bald den andern, fast so wie der Bauernknabe seltene und ungewöhnliche Dinge anstaunt, die er plötzlich zu sehen bekommt. Da inzwischen der Pfarrer fortfuhr ihr zuzureden, so öffnete sie endlich mit einem tiefen Seufzer die Lippen und sagte: „Da diese einsame Wildnis mich nicht hat verbergen können und mein herabwallendes Haar meiner Zunge verwehrt, eine Unwahrheit zu sagen, so würde ich umsonst etwas vorzugeben versuchen, das ihr mehr aus Höflichkeit, als aus Ueberzeugung glauben würdet. Ich danke euch, daher, meine Herren, für euer freundliches Anerbieten, wodurch ihr es mir zur Pflicht macht, eure Bitte zu gewähren; indes befürchte ich, daß die Erzählung meiner Leiden euch nicht nur zum Mitleiden bewegen, sondern auch betrüben wird, da ihr weder Mittel finden werdet, ihnen ab-

zuhelfen, noch Trost, sie zu lindern. Doch damit ihr euch keine nachteilige Vorstellung von mir macht; da ihr mich als junges Mädchen erkannt habt und seht, daß ich in einem solchen Alter und in solcher Verkleidung allein umherziehe — lauter Umstände, die nicht nur vereint, sondern auch jeder einzeln für sich den unbescholtensten Ruf vernichten könnten — so will ich euch lieber alles entdecken, was ich sonst gern verschwiegen hätte."

Das schöne Mädchen sprach diese Worte mit einer so hinreißenden Beredsamkeit und mit so lieblicher Stimme, daß ihre Anmut nicht weniger Bewunderung erregte, als ihre Schönheit. Von neuem wiederholten sie ihre Dienstbietungen und die Bitte, ihr Versprechen zu erfüllen. Und ohne sich weiter bitten zu lassen, setzte sie sich, nachdem sie sittsam ihre Fußbekleidung und ihr Haar in Ordnung gebracht, auf einen Stein, die andern drei lagerten sich um sie her, und indem sie mit Mühe die Thränen zurückhielt, die ihr in die Augen drangen, begann sie mit sanfter, klarer Stimme folgendermaßen ihre Lebensgeschichte zu erzählen:

„Hier in Andalusien ist ein Ort, dessen Besitzer den Titel Herzog und Grande von Spanien führt. Dieser hat zwei Söhne, von denen der ältere der Erbe seiner Güter und wie es scheint auch der Erbe seiner guten Eigenschaften sein wird. Was das Erbteil des jüngeren ist, weiß ich nicht, wenn es nicht etwa die Verräterei eines Vellido und die Treulosigkeit eines Ganelon ist. Meine Eltern sind Unterthanen dieses Herzogs; ihre Herkunft ist gering, ihr Reichtum aber so groß, daß, wenn ihr Stand ihren Glücksgütern gleich wäre, ihnen von dieser Seite nichts zu wünschen übrig bliebe und ich selbst wäre dann nicht in die unglückliche Lage geraten, in welcher ich mich befinde; denn wahrscheinlich habe ich mein Unglück keiner andern Ursache beizumessen, als daß meine Eltern nicht adlig sind. Indes ist ihre Herkunft nicht so niedrig, daß sie sich derselben zu schämen hätten, doch auch nicht so vornehm, daß ich nicht glauben müßte, ihr niedriger

Stand habe mir mein ganzes Unglück zugezogen. Mit einem Wort, es sind Pächter, ehrliche, schlichte Leute, nicht vermischt mit irgend einer übelberüchtigten Rasse, und, wie man zu sagen pflegt, gute alte Christen, und zwar von so uraltem Geblüt, daß man sie deshalb und wegen ihrer Reichtümer und ihrer stattlichen Lebensweise wohl zu den Adligen oder gar zu den Rittern zählen könnte. Sie hielten es jedoch für ihren größten Reichtum und Adel, mich zur Tochter zu haben, und da ich ihr einziges Kind war und an ihnen überaus zärtliche Eltern hatte, so ward wohl nie eine Tochter liebreicher und sorgfältiger von ihren Eltern erzogen. Ich war der Spiegel, in welchem sie ihr Ebenbild erblickten, die Stütze ihres Alters und — nächst der Gnade des Himmels — der Gegenstand aller ihrer Wünsche; und da diese so gut und fromm waren, so stimmten auch die meinen stets mit denselben überein, und so wie ich die Besitzerin ihrer Herzen war, so herrschte ich auch unumschränkt über ihr Vermögen. Ich mietete und entließ die Bedienten; ich führte Rechnung über Aussaat und Ernte; Oelpressen, Weinkeltern, großes und kleines Vieh, die Bienenstöcke — kurz alles, was ein begüterter Landmann, wie mein Vater, besitzen konnte und besaß, stand unter meiner Aufsicht; ich war Verwalterin und Gebieterin und besorgte alles mit so viel Eifer und so sehr zu ihrer Zufriedenheit, daß ich euch nicht sagen kann, wie sehr meine Eltern darüber entzückt waren. Wenn ich den Hirten, Ackerknechten und andern Arbeitern ihr Tagewerk angewiesen hatte, so brachte ich meine Zeit mit solchen Beschäftigungen hin, wie sie einem Mädchen ziemen und nützlich sind: mit der Nadel, dem Klöppelkissen und der Spindel; und wenn mir noch einige Stunden übrig blieben, so widmete ich sie dem Lesen erbaulicher Bücher oder auch dem Harfenspiel, da mich die Erfahrung lehrte, daß die Musik das bewegte Gemüt beruhigt und den ermüdeten Geist erheitert. So war das Leben, das ich in dem Hause meines Vaters führte und das ich euch nicht aus Ruhmredigkeit,

oder um mit seinen Reichtümern zu prahlen, so umständlich geschildert habe, sondern nur um zu beweisen, aus welchem glücklichen Zustande ich ohne meine Schuld in den unglücklichen geraten bin, in welchem ihr mich hier angetroffen. Obwohl ich nun immer beschäftigt war und in solcher Einsamkeit lebte, daß man sie fast mit dem Klosterleben vergleichen konnte, so daß ich außer von unserm Hausgesinde von niemand bemerkt zu werden glaubte, denn wenn ich zur Messe ging, geschah es immer früh morgens, in Begleitung meiner Mutter und mehrerer Dienerinnen, und zudem so verhüllt und verschleiert, daß meine Augen kaum etwas mehr von dem Erdboden erblickten, als die Stelle, die ich betrat: so entdeckten mich dennoch die Blicke der Liebe oder vielmehr die des Müßiggangs, die schärfer sind als die des Luchses, mit einem Wort die Augen Don Fernandos, denn so heißt der jüngere Sohn des Herzogs, von dem ich euch gesprochen."

Kaum hatte Cardenio den Namen Don Fernando gehört, als er die Farbe wechselte und ihm vor Aufregung der Schweiß auf die Stirn trat, so daß der Pfarrer und der Barbier befürchteten, er werde wieder einen Anfall von Raserei bekommen, der ihn, wie er gesagt, von Zeit zu Zeit anwandelte. Diesmal blieb es aber bei dem bloßen Angstschweiß; er verhielt sich ruhig, betrachtete jedoch das Landmädchen mit der größten Aufmerksamkeit, da er bereits vermutete, wer sie war. Sie bemerkte indes seine Gemütsbewegung nicht, sondern fuhr mit ihrer Erzählung folgendermaßen fort: „Er hatte mich kaum erblickt, so empfand er, wie er später sagte, die heftigste Liebe zu mir, was er mir durch sein Betragen auch deutlich zu erkennen gab. Um die Erzählung meiner zahllosen Leiden nicht in die Länge zu ziehen, will ich euch nichts von den Künsten sagen, die er anwandte, um mir seine Liebe zu erklären: er bestach alle Leute im Hause; er suchte alle meine Verwandten durch Verheißungen und Geschenke zu gewinnen; in unserer Straße nahmen am Tage die Lustbarkeiten kein Ende und bei Nacht

vermochte vor lauter Singen und Musizieren niemand zu schlafen. Unzählige Briefe, welche mehr Liebeserklärungen, Verheißungen und Beteuerungen als Buchstaben enthielten, wurden mir, ich weiß nicht wie, in die Hände gespielt; allein das alles machte auf mich keinen Eindruck, sondern waffnete mich vielmehr gegen ihn mit solcher Hartherzigkeit, als wenn er mein ärgster Feind gewesen wäre und als wenn all seine Bemühungen, mich zur Erhörung seiner Wünsche zu bewegen, nur geeignet gewesen, die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen, denn ich hatte zwar kein Mißfallen an seiner Person und an seinem Bestreben, mir zu gefallen, sondern es machte mir gewissermaßen Vergnügen, mich von einem so vornehmen Kavalier geschätzt und geliebt zu sehen, und die Lobeserhebungen in seinen Briefen waren mir nicht zuwider, denn was diesen Punkt betrifft, so glaube ich, daß wir Frauen, auch wenn wir noch so häßlich sind, es dennoch gern hören, wenn man uns schön nennt. Allein gegen dies alles waffneten mich außer meiner Sittsamkeit die fortwährenden Ermahnungen meiner Eltern, welche nur zu deutlich merkten, wo Don Fernando hinauswollte, da er ohnehin vor niemand ein Geheimnis daraus machte. Sie sagten mir, ihre Ehre und ihr guter Ruf beruhe nur in meiner Tugend und meiner Sittsamkeit; ich müßte bedenken, wie groß der Unterschied des Standes zwischen mir und Don Fernando sei, und ich könnte schon daraus erkennen, daß seine Absichten — so sehr er auch das Gegenteil versichere — mehr sein eigenes Vergnügen als mein Glück zum Zweck hätten. Wenn ich daher aufrichtig gesonnen sei, seinen unstatthaften Bewerbungen ein Ende zu machen, so wären sie bereit, mir sofort den zum Gemahl zu geben, den ich mir selbst unter den angesehensten Einwohnern unseres Orts oder der Nachbarschaft wählen würde, denn ihr Vermögen und mein guter Ruf berechtigten mich zu den vorteilhaftesten Erwartungen. Diese Versicherungen und das ernstliche Zureden meiner Eltern befestigten mich in meinen Grundsätzen

und nie erhielt Don Fernando von mir eine Antwort, die ihm auch nur die entfernteste Hoffnung hätte geben können, seine Absicht bei mir zu erreichen. All diese Zurückhaltung von meiner Seite, die er für Sprödigkeit halten mochte, reizte nur noch mehr seine wollüstigen Begierden — einen andern Namen kann ich der Neigung, die er für mich äußerte, nicht beilegen, denn wenn sie das gewesen wäre, was sie sein sollte, so hättet ihr nie etwas davon erfahren, da ich dann keine Veranlassung gehabt haben würde, euch davon zu erzählen. Genug, Don Fernando erfuhr, daß meine Eltern willens waren, mich zu verheiraten, um ihm alle Hoffnung zu nehmen, mich zu besitzen, oder mir wenigstens noch mehr Hüter zu verschaffen, die mich bewachten. Diese Nachricht oder diese Vermutung bewog ihn zu einem Schritte, den ich euch jetzt erzählen muß. Eines Abends nämlich, als ich in meinem Zimmer war und niemand außer meinem Kammermädchen sich bei mir befand und aus Vorsicht meine Thüren verriegelt hatte, stand auf einmal trotz all meinen Vorsichtsmaßregeln mitten in meiner stillen und verborgenen Einsamkeit Don Fernando vor mir, ohne daß ich begreifen konnte, wie er hereingekommen war; und er erschreckte mich derart durch seine Gegenwart, daß ich Besinnung und Sprache verlor und nicht imstande war, um Hilfe zu rufen, was er mir dadurch noch unmöglicher machte, daß er mich fest in seine Arme schloß — da ich vor Bestürzung nicht die Kraft hatte, mich zu widersetzen — und mit solchen Ausdrücken in mich drang, daß ich nicht begreife, wie die Lüge sich so geschickt in das Gewand der Wahrheit hüllen kann. Mit Thränen suchte der Verräter seinen Worten Glauben zu verschaffen und mit Seufzern seinen Absichten den Schein der Aufrichtigkeit zu geben. Ich armes in häuslicher Stille erzogenes und in solchen Sachen unerfahrenes Mädchen fing an, ich weiß nicht wie, seine verführerischen Reden für wahr zu halten, ohne mich jedoch durch seine Thränen und Seufzer zu einem sträflichen Mitleiden bewegen

zu lassen. Als ich mich daher von meinem ersten Schrecken erholt hatte, begann ich langsam meine verlornen Lebensgeister wieder zu sammeln, und mit festerem Mute, als ich mir zugetraut hätte, sprach ich zu ihm: „Wenn ich mich jetzt in den Krallen des grimmigsten Löwen, statt in deinen Armen befände und mich aus denselben durch Worte oder Handlungen erretten könnte, die meiner Sittsamkeit zum Nachteil gereichten, so würde mir dies ebenso unmöglich sein, als das Geschehene ungeschehen zu machen. So wie deine Arme meinen Leib festhalten, ebenso fest hält sich mein Herz an meine guten Grundsätze, und wie sehr diese von den deinen verschieden sind, das wirst du erkennen, wenn deine Leidenschaft dich so weit hinreißen sollte, Gewalt gegen mich zu gebrauchen. Ich bin deine Unterthanin, aber nicht deine Sklavin, und der Adel deines Bluts kann und soll dir nicht die Macht geben, das meinige, ungeachtet meines niedrigen Standes, zu verachten und zu entehren; denn ich halte mich, obwohl nur ein schlichtes Landmädchen, ebenso hoch wie du dich, der du ein Herr und Edelmann bist. Mit Gewalt richtest du nichts bei mir aus; deine Reichtümer haben für mich keinen Reiz; deine Reden können mich nicht bethören und durch deine Thränen und Seufzer wirst du mich nicht erweichen. Wenn ich irgend etwas von alle dem bei dem fände, den meine Eltern mir zum Gemahl bestimmten, so würde ich mich in seinen Willen fügen und mir keinen Wunsch erlauben, der dem seinen zuwider wäre; ich würde dir alsdann, selbst auf Kosten meiner Neigung, doch nicht auf Kosten meiner Ehre, dasjenige opfern, wonach du jetzt mit allen Kräften ringst. Dies sage ich dir, damit du weißt, daß niemand als mein rechtmäßiger Gemahl sich schmeicheln darf, irgend eine Gunst von mir zu erlangen."

„Wenn du," sprach der verräterische Edelmann, „sonst keine Bedenklichkeit hast, als diese, schönste Dorothea — denn das ist der Name der Unglücklichen, die ihr vor euch seht — so gebe ich dir hiermit meine Hand und verspreche dir dein

Gemahl zu werden, und zum Zeugen, daß ich es aufrichtig meine, rufe ich den Himmel an, dem nichts verborgen bleibt, und das Bild der heiligen Jungfrau, das du hier hast."

Als Cardenio den Namen Dorothea hörte, fuhr er von neuem zusammen und überzeugte sich vollends von der Richtigkeit seiner ersten Vermutung; und obwohl er die Erzählung nicht unterbrechen wollte, um den Ausgang dessen zu erfahren, was ihm zum Teil schon bekannt war, so konnte er sich doch nicht enthalten zu fragen: „Wie, Euer Name ist Dorothea, Fräulein? Ich habe von einer Person dieses Namens gehört, deren unglückliche Schicksale den Eurigen vielleicht ähnlich sind. Aber fahrt nur fort; ich werde Euch hernach Dinge erzählen, die Euch eben so sehr zum Erstaunen, als zum Mitleid bewegen werden."

Dorothea staunte über die Worte und den seltsamen und zerrissenen Aufzug des Cardenio und bat ihn, wenn er etwas von ihren Angelegenheiten wüßte, es ihr nur sogleich zu sagen, denn wenn das Schicksal ihr noch irgend etwas gelassen, so sei es der Mut, jedes Unglück, das ihr noch bevorstände, zu ertragen, da sie überzeugt sei, es könne nichts mehr nachfolgen, das ihre jetzige Lage zu verschlimmern imstande wäre.

„Ich würde keinen Augenblick Anstand nehmen, Fräulein," erwiderte Cardenio, „Euch zu sagen, was ich denke, wenn ich wüßte, daß ich mich in meiner Vermutung nicht irrte, so aber hat es vorderhand keine Eile damit, und es wird Euch wenig daran liegen, es zu wissen."

„Sei es was es wolle," sprach Dorothea; „Don Fernando nahm, wie gesagt, ein Bild, das in meinem Zimmer hing, stellte es hin als Zeugen unserer Vermählung und gelobte mir mit den stärksten Ausdrücken und den heiligsten Schwüren die Ehe, obgleich ich ihn vorher nochmals ermahnte, wohl zu überlegen, was er thue und zu bedenken, wie groß der Unwille seines Vaters sein würde, wenn er ihn mit einem Landmädchen, und zwar mit einer seiner eigenen

Unterthaninnen verheiratet sähe. Ich bat ihn, er möchte sich von meinen geringen Reizen nicht blenden lassen, weil sie nicht hinreichten, um in ihnen eine Entschuldigung zu finden für seine Verirrung, und wenn er irgend etwas mir zuliebe thun wollte, so möchte er es dem Schicksal überlassen, mich meinem Stande gemäß zu versorgen, da solche ungleiche Heiraten niemals etwas Gutes brächten und das Glück, das sie zu versprechen schienen, nur von kurzer Dauer sei. Alles, was ich euch jetzt gesagt, stellte ich ihm damals vor, und noch manches andere, dessen ich mich nicht mehr erinnere. Aber keine Vorstellungen waren imstande, ihn von seinem Vorhaben abzubringen: just wie ein Käufer, der nicht willens ist zu bezahlen, sich durch keine Bedenklichkeit abhalten läßt, einen Handel zu schließen. Ich ging hierauf mit mir selbst zu Rate und dachte, ich werde ja nicht die erste sein, die durch eine Heirat aus niedrigem Stande zu hohen Ehren kommt, so wie Don Fernando nicht der erste sein wird, den Schönheit oder blinde Leidenschaft, was wohl das richtigere ist, bewogen hat, eine Gattin zu wählen, die unter seinem Stande ist. Da ich also nichts Neues oder Ungewöhnliches thue, so ist es am besten, die Ehre, die mir das Glück bietet, nicht auszuschlagen; und wenn auch die Neigung, die er jetzt für mich äußert, nicht länger dauern sollte, als bis zur Erfüllung seiner Wünsche, so werde ich doch vor Gott seine Gemahlin. Wollte ich aber sein Anerbieten verschmähen, so würde er in seiner jetzigen Stimmung vielleicht jede Rücksicht aus den Augen setzen und Gewalt brauchen, und dann wäre ich vollends entehrt und fände nicht einmal Entschuldigung bei denen, welche nicht wüßten, wie unverschuldet ich in eine solche Lage geraten bin — denn durch welche Beweise könnte ich wohl meine Eltern und andere Leute überzeugen, daß dieser Edelmann ohne meine Erlaubnis in mein Zimmer gekommen ist?

„Alle diese Zweifel und Fragen zu erwägen, hatte ich nur wenige Augenblicke Zeit, und überdies ward ich zu dem

Schritte, der mir wider Erwarten verderblich geworden, allmählich bewogen durch die Schwüre Don Fernandos, durch die Zeugen, die er anrief, durch die Thränen, die er vergoß; und endlich war auch seine Persönlichkeit und sein einnehmendes Wesen, verbunden mit so vielen Beteuerungen der innigsten Liebe, wohl vermögend, jedes andere, ebenso unbefangene und keusche Herz wie das meinige, zu besiegen. Ich rief mein Mädchen, damit sie durch ihr Zeugnis auf Erden das Zeugnis des Himmels bekräftigen möchte; Don Fernando erneuerte und bestätigte seine Schwüre, rief noch andere Heilige zu Zeugen an, lud tausend Verwünschungen auf sich herab, falls er sein Gelübde nicht erfülle, ließ seinen Thränen wieder freien Lauf, verdoppelte seine Seufzer und schloß mich noch fester in seine Arme, aus denen er mich keinen Augenblick losgelassen hatte; und da hierauf meine Jungfer sich wieder entfernte, hörte ich auf eine solche zu sein und es gelang ihm, den schändlichsten Verrat an mir zu begehen. Der Tag, welcher auf die Nacht meiner Schmach folgte, schien, wie mich dünkte, kaum früh genug für Don Fernando anzubrechen; denn nach gestillter Begier wünscht mancher nichts sehnlicher, als sich wieder von dem Gegenstande derselben zu entfernen. Ich schließe dieses aus der Eile, mit welcher Don Fernando mich verließ, und dasselbe Mädchen, das ihn eingelassen hatte, ließ ihn auch vor Tagesanbruch wieder hinaus. Indem er von mir Abschied nahm, wiederholte er, doch nicht mit so viel Eifer und Wärme wie vorher, die Versicherungen seiner Treue und der Aufrichtigkeit und Unverbrüchlichkeit seiner Schwüre, und zur Bestätigung seines Versprechens zog er einen kostbaren Ring von seinem Finger und steckte ihn an den meinen. Hierauf entfernte er sich und verließ mich in einem Zustande, den ich weder fröhlich noch traurig nennen und von dem ich bloß sagen kann, daß ich über die außerordentliche Begebenheit, die sich mit mir zugetragen hatte, sehr verwirrt und befangen und fast außer mir war, und daß ich entweder nicht

Mut oder Besonnenheit genug hatte, mein Mädchen wegen des Verrats zu schelten, daß sie Don Fernando in mein Zimmer eingeschlossen — zumal ich selbst noch nicht wußte, ob mir dadurch ein Glück oder ein Unglück widerfahren war. Zu Don Fernando sagte ich beim Abschiednehmen, da ich nun einmal die Seine wäre, könnte er seine Besuche bei mir auf dieselbe Weise fortsetzen, bis er für gut fände, unsere Vermählung bekannt zu machen, allein er kam nur noch in der folgenden Nacht wieder, und ich bekam ihn einen ganzen Monat hindurch weder auf der Straße, noch in der Kirche zu sehen, und vergeblich ließ er sich von mir erwarten, obgleich ich wußte, daß er in unserm Orte war und täglich auf die Jagd ging, die er sehr liebte. Ich muß gestehen, daß mir diese Tage und Stunden sehr bitter und traurig waren und daß ich bereits anfing unruhig zu werden und an seiner Treue zu zweifeln. Jetzt bekam auch mein Mädchen die Vorwürfe für ihre Verwegenheit, die ich ihr vorher nicht gegeben hatte. Ich weiß, wie schwer es mir wurde, meine Thränen zurückzuhalten und eine heitere Miene anzunehmen, damit meine Eltern mich nicht fragen möchten, was mich unmutig machte und ich nicht genötigt würde, ihnen Unwahrheiten zu sagen. Doch dies alles nahm plötzlich ein Ende und der Augenblick kam heran, wo ich alle Rücksichten aus den Augen setzte, alle Schranken der Besonnenheit durchbrach, alle Geduld verlor und die verborgensten Gedanken meines Herzens verriet. Man erzählte nämlich bald nachher in unserm Orte, Don Fernando habe in einer benachbarten Stadt ein wunderschönes Mädchen, die Tochter sehr vornehmer Eltern geheiratet, deren Reichtum jedoch nicht so groß sei, daß sie deshalb auf eine so vornehme Verbindung hätte Anspruch machen können. Man sagte, sie heiße Lucinde und erzählte gar viele seltsame Dinge, die sich bei der Trauung zugetragen haben sollten."

Als Cardenio den Namen Lucinde hörte, zuckte er die Achseln, biß sich auf die Lippen, runzelte die Stirn und

Thränen strömten ihm über die Wangen; doch ließ sich Dorothea dadurch nicht abhalten, in ihrer Erzählung fortzufahren: „Ich erfuhr also," sagte sie, „diese schreckliche Nachricht, welche, anstatt mir das Herz zu brechen, meinen Zorn und meine Wut dermaßen entflammte, daß ich fast auf die Straße hinausgelaufen und laut geschrieen hätte, um aller Welt den Verrat zu verkündigen, der an mir begangen war. Doch mäßigte ich die heftigen Ausbrüche meiner Wut, da ich einen Entschluß gefaßt, den ich auch noch in derselben Nacht ausführte, nämlich diese Kleider anzuziehen, die mir einer der Knechte meines Vaters verschaffte, dem ich mein ganzes Unglück entdeckte. Ich bat ihn, mich nach der Stadt zu begleiten, wo, wie ich vernahm, mein Beleidiger sich aufhielt. Er tadelte zwar meine Verwegenheit und suchte mich von meinem raschen Entschlusse abzubringen; da er aber sah, daß ich auf meinem Plane beharrte, versprach er, mich bis ans Ende der Welt, wie er sich ausdrückte, zu begleiten. Ich raffte daher in aller Eile einige Frauenkleider, etwas Geld und einige Kostbarkeiten in ein leinenes Bündel zusammen, um im äußersten Notfall nicht von allen Mitteln entblößt zu sein und ohne meinem treulosen Mädchen etwas zu sagen, verließ ich in der Stille der Nacht mein Haus, begleitet von meinem Knecht und meinen trüben Gedanken, und machte mich zu Fuß auf den Weg nach der Stadt, beflügelt von dem Wunsche, schon dort zu sein, um, wenn ich auch das Geschehene nicht ungeschehen machen könnte, so doch wenigstens Don Fernando zu fragen, wie er das Herz gehabt, so zu handeln. Am dritten Tage kam ich in der Stadt an und erkundigte mich sogleich nach Lucindens Eltern. Der erste, den ich fragte, erzählte mir mehr, als ich zu wissen wünschte; er zeigte mir ihr Haus und erzählte mir alles, was bei Lucindens Vermählung vorgefallen und in der Stadt schon so bekannt war, daß man an allen Enden und Ecken davon sprach. Er sagte, an dem Abend, als Don Fernando sich vermählt habe, sei Lucinde, nachdem sie das Jawort aus-

gesprochen, in eine tiefe Ohnmacht gefallen, und als der Bräutigam herangetreten sei, um ihr die Schnürbrust zu lösen und ihr Luft zu machen, habe er in ihrem Busen ein Papier von ihrer Hand gefunden, in welchem sie erklärte, sie könnte nie die Gemahlin des Don Fernando werden, weil sie bereits dem Cardenio angehöre, der, wie mir dieser Mann sagte, einer der vornehmsten Kavaliere jener Stadt sei, und sie habe ihm das Jawort bloß aus Gehorsam gegen ihre Eltern gegeben. Aus dem übrigen Inhalt des Zettels sei deutlich hervorgegangen, daß sie die Absicht gehabt, gleich nach der Trauung ihrem Leben ein Ende zu machen und welche Gründe sie zu diesem Vorsatze bewogen hätten, was alles sich auch durch einen Dolch, den man bei ihr versteckt gefunden, bestätigt habe. Als Don Fernando dieses gesehen und daraus geschlossen habe, daß Lucinde ihn getäuscht und ihn also verachte und verschmähe, habe er sie noch während ihrer Ohnmacht mit ihrem eigenen Dolche erstechen wollen, was auch wirklich geschehen wäre, wenn ihre Eltern es nicht gehindert hätten. Man sagte auch, Don Fernando habe sich gleich darauf entfernt, Lucindens Ohnmachten hätten erst am folgenden Tage nachgelassen, und sie habe ihren Eltern erzählt, daß sie wirklich die Braut des Cardenio sei. Ich habe auch gehört, daß Cardenio selbst bei der Trauung gegenwärtig gewesen; sowie er aber gesehen, daß Lucinde dem Don Fernando ihre Hand gegeben, was er nicht für möglich gehalten, sei er voll Verzweiflung davongegangen, nachdem er in einem zurückgelassenen Zettel sich über das Unrecht, das Lucinde an ihm begangen, beklagt und erklärt habe, er gehe an einen Ort, wo kein Mensch ihn finden werde. Dies alles war in der ganzen Stadt bekannt und es ward überall davon gesprochen, zumal man erfuhr, daß Lucinde das Haus ihrer Eltern und die Stadt verlassen habe; denn sie war nirgend zu finden und ihre Eltern verloren darüber fast den Verstand, da sie nicht wußten, wohin sie entflohen war.

„Diese Nachrichten belebten meine Hoffnung wieder und

ich schätzte mich glücklicher, Don Fernando nicht gefunden zu haben, als wenn ich ihn in den Armen einer andern Gemahlin angetroffen hätte; denn mich dünkte, daß mir das Thor zu meiner Errettung noch nicht gänzlich verschlossen sei, da ich mir schmeichelte, daß der Himmel vielleicht der neuen Vermählung Don Fernandos dieses Hindernis in den Weg gelegt hätte, damit er in sich gehe und bedenke, was er seiner ersten Gattin schulde und einsehe, daß er als Christ mehr auf das Heil seiner Seele, als auf menschliche Vorurteile Rücksicht nehmen müsse. Diese Gedanken beschäftigten mich und gewährten mir in meiner Betrübnis einigen Trost, indem ich mir mit schwachen und entfernten Hoffnungen schmeichelte, um ein Leben zu fristen, das mir seitdem zur Last geworden ist.

„Als ich, unschlüssig was ich anfangen sollte, da ich Don Fernando nicht angetroffen, mich noch in jener Stadt befand, hörte ich öffentlich ausrufen, daß man dem, der mich ausfindig mache, einen großen Lohn verspreche, wobei man mein Alter und die Kleidung, die ich trug, genau beschrieb; und ich hörte, daß man mir nachsagte, der Schäferknecht, der mich begleitete, habe mich aus dem Hause meiner Eltern entführt. Das ging mir durchs Herz, da ich sah, wie sehr mein guter Ruf gesunken war, da man sich nicht damit begnügt hatte, meine Entweichung bekannt zu machen, sondern auch, mit wem ich entflohen, nämlich mit einem Menschen, der so weit unter mir stand und meiner Liebe so unwürdig war. Sobald ich daher den Ausrufer gehört hatte, verließ ich mit meinem Begleiter die Stadt, dessen mir gelobte Treue mir jedoch schon verdächtig zu werden anfing, und in derselben Nacht begaben wir uns, um nicht entdeckt zu werden, in die entlegenste Gegend dieser Wälder. Doch wie man zu sagen pflegt, ein Unglück kommt selten allein, und das Ende des einen Uebels ist gewöhnlich der Anfang eines andern und größern; und so erging es auch mir: mein Knecht, bis dahin so treu und zuverlässig, wollte, als er sich mit mir in dieser

Einsamkeit allein sah, mehr von seinen sinnlichen Begierden als von meiner Schönheit gereizt, die Gelegenheit benutzen, welche seiner Meinung nach diese Wüste ihm bot, um mit ebensoviel Unverschämtheit als Ruchlosigkeit mit mir von Liebe zu reden; und als ich ihm in verdienter und nachdrücklicher Weise seine Frechheit verwies, hörte er auf zu bitten und fing an Gewalt zu brauchen; allein der gerechte Himmel, welcher selten oder niemals unterläßt über die Tugend zu wachen und sie zu beschützen, stand auch der meinigen bei, so daß ich ihn mit meinen schwachen Kräften von einer Felswand hinabstürzte, wo ich ihn, ich weiß nicht ob tot oder lebendig, liegen ließ und so eilig als mein Schrecken und meine Erschöpfung es mir erlaubten, mich tiefer in diese Wildnis begab und nur danach trachtete, mich zu verbergen und vor meinem Vater und denen, die mich in seinem Namen suchten, zu fliehen. In dieser Absicht kam ich vor einigen Monaten in dieses Gebirge, wo ich einen Hirten fand, der mich als Knecht mit in sein Dorf nahm, das mitten in diesem Gebirge liegt, und bei dem ich diese ganze Zeit als Hirtenknabe gedient, indem ich es so anstellte, daß ich beständig draußen auf dem Felde war, um dieses Haar zu verbergen, das mich heute so unvermutet verraten hat. Aber all meine Vorsicht und Sorgfalt halfen mir nichts, denn mein Herr kam dahinter, daß ich ein verkleidetes Mädchen war, und so verfiel er auf dieselben Gedanken, wie mein Knecht. Da nun das Schicksal nicht immer mit den Gefahren auch zugleich die Rettungsmittel an die Hand giebt und ich diesmal keine Felswand oder Schlucht fand, um meinen Herrn ebenso wie meinen Knecht hinabzuschleudern, so hielt ich es für ratsamer, ihn zu verlassen und mich von neuem in dieser Wildnis zu verbergen als zu versuchen, was meine Kräfte oder meine Beredsamkeit über ihn vermöchten. Genug, ich versteckte mich wieder hier im Walde und suchte nur einen Ort, wo ich ungestört den Himmel mit Seufzern und Thränen bestürmen könnte, sich meines Unglücks zu erbarmen und mir

entweder Mittel und Kräfte zu verleihen, mich aus demselben zu erretten, oder mich mein Leben in dieser Einöde beschließen zu lassen, ohne daß auch nur die Erinnerung an eine Unglückliche übrig bleibe, die so ohne alle Schuld Anlaß gegeben, daß man in ihrer Heimat und an andern Orten ihren guten Namen verunglimpft hat."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von dem anmutigen Kunstgriff, den man anwandte, um unsern verliebten Ritter der herben Bußübung, die er sich auferlegt hatte, zu entziehen.

„Dies, meine Herren," sprach Dorothea, „ist die wahrhaftige Geschichte meiner traurigen Erlebnisse. Seht und urteilt nun selbst, ob die Seufzer, die ihr gehört, die Worte, die ihr vernommen und die Thränen, die aus meinen Augen geflossen sind, gerecht waren oder nicht; und wenn ihr die Beschaffenheit meines Unglücks erwäget, so werdet ihr einsehen, daß aller Trost vergeblich ist, weil es kein Mittel giebt, mir zu helfen. Ich habe nur eine einzige Bitte an euch, die ihr mir leicht gewähren könnt und gewähren müßt, nämlich, daß ihr mir ratet, wo ich mein Leben verbringen kann, ohne befürchten zu müssen, von denen, die mich suchen, gefunden zu werden; denn obwohl ich überzeugt bin, daß meine liebenden Eltern mich mit Güte wieder aufnehmen würden, so ist doch, wenn ich nur daran denke, daß ich nicht so vor ihnen erscheinen kann, wie sie mich wünschen, meine Scham so groß, daß ich mich lieber auf immer von ihrem Antlitz verbannen will, als ihre Blicke ertragen, und den Gedanken, daß sie in den meinigen weniger Unschuld zu entdecken glauben möchten, als sie berechtigt waren von mir zu erwarten."

Sie schwieg und ihre Wange überzog sich mit einer Röte, die das eben so schmerzliche als züchtige Gefühl ihres Herzens aufs deutlichste erkennen ließ. Bei ihren Zuhörern erregte die Erzählung ihres Unglücks nicht weniger Mitleid

als Verwunderung, und der Pfarrer war grade im Begriff zu reden, um ihr Trost und Rat zu erteilen, als Cardenio zuerst das Wort nahm und sagte: „So seid also Ihr, Fräulein, die schöne Dorothea, die einzige Tochter des reichen Elenardo?“

Dorothea erstaunte, als sie den Namen ihres Vaters von einem dem Anschein nach so unbedeutenden Menschen nennen hörte, denn wir haben bereits gesagt, daß Cardenio sehr erbärmlich gekleidet ging, und sie erwiderte daher: „Wer seid Ihr denn, guter Freund, daß Ihr den Namen meines Vaters kennt? Denn bisher habe ich, soviel ich mich erinnere, in der Erzählung meiner unglücklichen Geschichte ihn noch nicht genannt.“

„Ich bin der Unglückliche,“ antwortete Cardenio, „von dem, wie Ihr sagt, Lucinde erklärt hat, er sei ihr Bräutigam, ich bin der unglückselige Cardenio, den die Treulosigkeit dessen, der auch Euch in Euern jetzigen Zustand versetzte, ebenfalls dahin gebracht hat, daß Ihr mich in diesen Lumpen, halb nackt, alles menschlichen Trostes, ja was noch weit schlimmer ist, meines Verstandes beraubt vor Euch seht; denn nur bisweilen, wenn es mir der Himmel auf kurze Zeit vergönnt, bin ich bei vollem Verstande. Ich, Dorothea, bin derselbe, der zugegen war, als Don Fernando jenen Frevel beging, und der das verhängnisvolle Jawort aussprechen hörte, das Lucinden zu seiner Gemahlin machte. Ich bin es, der nicht den Mut hatte, zu warten, wie es mit ihrer Ohnmacht abliefe und was der Inhalt des Zettels sei, den man in ihrem Busen fand; denn ich besaß nicht Geistesstärke genug, um so viel Unglück auf einmal zu ertragen. Ich verließ daher voll Ungeduld das Haus und übergab meinem Wirt einen Brief, mit der Bitte, ihn Lucinden zu überbringen, worauf ich mich in diese Einöde begab, in der Absicht, hier ein Leben zu beschließen, das ich seit jenem Augenblicke wie meinen Todfeind verabscheute. Allein das Schicksal hat es mir nicht abnehmen wollen, sondern sich damit

begnügt, mir meinen Verstand zu rauben, vielleicht weil mir das Glück vorbehalten war, Euch hier anzutreffen. Denn wenn sich alles so verhält, wie Ihr erzählt habt, woran ich nicht zweifle, so ist es möglich, daß uns beiden nach aller unsrer Trübsal noch ein besseres Los beschieden ist, als wir glaubten; denn da Lucinde sich mit Don Fernando nicht vermählen kann, weil sie die Meinige ist, und Don Fernando nicht mit ihr, weil er Euch als Gemahl angehört, und da Lucinde das erstere so feierlich erklärt hat, so dürfen wir noch hoffen, daß der Himmel und das Unsrige wiedergeben werde, da es weder verloren noch veräußert ist; und da wir diesen Trost besitzen, der weder aus sehr weit gesuchten Hoffnungen entsprungen, noch auf leere Hirngespinste gegründet ist, so bitte ich Euch, in Eurem tugendhaften Herzen andern Entschlüssen Raum zu geben, was ich gleichfalls thun werde, und auf glücklichere Zeiten zu hoffen. Ich schwöre Euch bei dem Worte eines Edelmanns und Christen, Euch nicht zu verlassen, bis ich Euch Euern Don Fernando zuführe, und wenn ich ihn nicht durch meine Vorstellungen zur Erkenntnis seiner Pflicht gegen Euch bewegen kann, so werde ich das Recht geltend machen, welches mir meine ritterliche Geburt verleiht, kraft deren ich ihn herausfordern kann, um Euch von ihm Genugthuung zu verschaffen, ohne Rücksicht auf das Unrecht zu nehmen, das er mir selbst angethan hat; denn meine eigene Rache werde ich dem Himmel anheimstellen, um in dieser Welt nur Eure Sache zu verfechten."

Bei diesen Worten Cardenios stieg Dorotheas Erstaunen aufs höchste, und da sie nicht wußte, wie sie ihm für sein großmütiges Anerbieten genug danken sollte, wollte sie gar seine Füße umfassen, um sie zu küssen, was aber Cardenio nicht geschehen ließ. Der Pfarrer nahm für beide das Wort; er lobte das edelmütige Versprechen Cardenios und suchte die beiden durch Rat, Bitte und Ueberredung zu bewegen, mit ihm nach seinem Flecken zu kommen, um sich dort mit den nötigen Sachen zu versehen und sich zugleich über die

Mittel zu beraten, um entweder Don Fernando aufzusuchen, oder Dorothea zu ihren Eltern zurückzuführen, oder andere geeignete Maßregeln zu ergreifen. Cardenio und Dorothea dankten ihm und willigten in seinen Vorschlag.

Der Barbier, der bisher nur staunend und schweigend zugehört hatte, brachte nunmehr auch sein wohlgemeintes Wort vor und erbot sich eben so herzlich als der Pfarrer, ihnen in allem so viel wie möglich behilflich zu sein. Zugleich erzählte er mit wenigen Worten, was ihn und den Pfarrer an diesen Ort geführt, nämlich die seltsame Verrücktheit Don Quijotes, dessen Knappen sie grade erwarteten, da er fortgegangen sei, um ihn aufzusuchen. Cardenio erinnerte sich wie an einen Traum an den Streit, den er einst mit dem Ritter gehabt, und erzählte denselben; doch wußte er nicht zu sagen, worüber sie sich eigentlich entzweit hätten. Mittlerweile hörten sie eine Stimme und erkannten, daß Sancho Panza ihnen aus voller Kehle rief, da er sie nicht an derselben Stelle fand, wo er sie verlassen hatte. Sie gingen ihm entgegen und erkundigten sich nach Don Quijote. Er sagte ihnen, er hätte ihn im bloßen Hemde gefunden, ganz hager, blaß, von Hunger abgezehrt und nach seiner Dulcinea seufzend; und obwohl er ihm gesagt, sie lasse ihm befehlen, diesen Ort zu verlassen und nach Toboso zu kommen, wo sie ihn erwarte, so hätte er doch geantwortet, er sei fest entschlossen, vor ihrer Schönheit nicht eher zu erscheinen, bis er solche ritterliche Thaten vollbracht hätte, die ihn ihrer Gunst würdig machten. Wenn das noch lange so fortgehe, so liefe sein Herr Gefahr, niemals Kaiser zu werden, wie es doch seine Pflicht sei, ja nicht einmal Erzbischof, was das Geringste wäre, was er werden könnte. Sie möchten daher selbst zusehen, wie sie es anfingen, um ihn von dort wegzubringen.

Der Licentiat gab ihm zur Antwort, er möchte sich nur keine Sorgen machen, denn sie würden ihn schon wohl oder übel von dort fortschaffen.

Hierauf erzählte er Cardenio und Dorothea, was er und der Barbier ausgesonnen, um Don Quijote zu heilen, oder wenigstens nach Hause zu schaffen; Dorothea meinte aber, sie selbst würde die bedrängte Dame besser vorstellen können als der Barbier; zumal sie Kleider bei sich habe, die zu ihrer Rolle sehr gut paßten. Sie bat daher, man möchte es ihr überlassen, alles dabei zu beobachten, was zur Erreichung ihres Zweckes nötig sei; denn sie habe viele Ritterbücher gelesen und wisse sehr wohl, wie eine bedrängte Dame ihre Worte setzen müsse, wenn sie von fahrenden Rittern Hilfe und Beistand begehre.

„Wenn das ist," sprach der Pfarrer, „so haben wir weiter nichts zu thun, als ungesäumt ans Werk zu gehen; denn das Glück scheint uns zu lächeln, da es euch beiden so unverhofft wieder freie Aussichten eröffnet und uns andern zugleich die Mittel bietet, zu unserm Ziele zu gelangen."

Dorothea zog sogleich aus ihrem Bündel eine vollständige Frauenkleidung von reichem Stoff und ein Mäntelchen von schönem grünen Zeug, und aus einem Kästchen eine Halsschnur und andere Kleinode, womit sie sich in wenigen Minuten wie eine reiche und vornehme Dame herausgeputzt hatte. Alle diese Sachen und noch andere hatte sie, wie sie sagte, für den Notfall von Hause mitgenommen, aber bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, Gebrauch davon zu machen. Alle waren entzückt über ihre Anmut, Schönheit und Liebenswürdigkeit und erklärten, Don Fernando müßte wenig Sinn für das Schöne haben, daß er eine Dame mit so herrlichen Reizen habe verlassen können. Am meisten aber staunte Sancho Panza über sie, und meinte — freilich nicht mit Unrecht — er habe noch nie in seinem Leben ein so schönes Wesen gesehen. Er bat daher den Pfarrer sehr ernstlich, ihm zu sagen, wer diese schöne Dame sei, und was sie in diese Wüste geführt.

„Diese schöne Dame, Freund Sancho," antwortete der Pfarrer, „ist nichts Geringeres als die rechtmäßige Erbin des

großen Königreichs Mikomikon und sie kommt um Euern Herrn aufzusuchen, und sich von ihm die Gunst zu erbitten, daß er eine Unbilde oder Ungebühr räche, die ein ungeschlachter Riese ihr angethan hat. Da nun Euer Herr überall in der ganzen bekannten Welt als ein tapferer Ritter berühmt ist, so kommt diese Prinzessin geradeswegs aus Guinea hierher, um ihn aufzusuchen."

„Glücklich gesucht und glücklich gefunden!" rief Sancho; „besonders wenn mein Herr das Glück hat, die Unbilde abzustellen und das Unrecht wieder gut zu machen, indem er den Bastard von Riesen umbringt, wie Euer Gnaden sagen; und das thut er gewiß, wenn er ihn nur findet, falls er nicht etwa ein Gespenst ist; denn gegen Gespenster kann mein Herr nichts ausrichten ... Aber um eines will ich Euer Hochwürden vor allen Dingen bitten, Herr Licentiat: daß Ihr nämlich meinem Herrn nicht in den Sinn kommen laßt, Erzbischof zu werden, was ich sehr befürchte, und ihm daher zu raten, diese Prinzessin sofort zu heiraten. Dann wird es ihm später unmöglich sein, sich zum Erzbischof weihen zu lassen, und um so eher kommt er zum Kaisertum und ich ans Ziel meiner Wünsche. Denn ich hab's mir reiflich überlegt und finde für mein Teil, daß mir's nicht frommt, wenn mein Herr Erzbischof wird; denn ich tauge nicht für die Kirche, da ich verheiratet bin; und sollt' ich nun erst hingehen und mir Dispens holen, um geistliche Einkünfte zu beziehen, da ich, wie gesagt, Weib und Kind habe, so würde kein Ende in der Sache. Also, lieber Herr, kommt's vor allen Dingen darauf an, daß mein Herr diese Madame heiratet, die ich nicht nennen kann, da ich ihren Namen noch nicht weiß."

„Sie heißt Prinzessin Mikomikona," sprach der Pfarrer; „denn da ihr Königreich Mikomikon heißt, so ist es klar, daß sie sich so nennen muß."

„Das begreift sich," sagte Sancho; „denn ich habe viele Leute gekannt, die ihre Zunamen von dem Orte angenom-

men haben, wo sie geboren sind, als Pedro von Alcala, Juan von Ubeda, oder Diego von Valladolid; und so wird's auch wohl in Guinea Sitte sein, daß Königinnen den Namen von ihren Reichen annehmen."

„Ohne Zweifel," versetzte der Pfarrer, „und was die Heirat Eures Herrn betrifft, so werde ich alles thun, was in meinen Kräften steht."

Darüber war Sancho so vergnügt, daß der Pfarrer sich nicht genug wundern konnte über seine Einfalt und seinen festen Glauben an alle Thorheiten seines Herrn, indem er gar nicht daran zweifelte, daß dieser Kaiser werden müßte.

Dorothea hatte inzwischen das Maultier des Pfarrers bestiegen und der Barbier hatte sich aus dem Ochsenschwanz einen Bart zurecht gemacht, worauf Sancho ersucht wurde, sie zu Don Quijote zu führen, man schärfte ihm aber ein, beileibe nicht merken zu lassen, daß er den Pfarrer und den Barbier kenne, da das Kaisertum seines Herrn von seiner Verschwiegenheit abhinge. Der Pfarrer und Cardenio wollten nicht mitgehen, weil sie befürchteten, Don Quijote möchte sich an den Streit erinnern, den er mit Cardenio gehabt hatte und des Pfarrers Gegenwart ohnehin noch nicht nötig sei. Sie ließen daher die andern voranziehen und folgten langsam zu Fuße nach. Der Pfarrer hatte nicht vergessen, Dorothea an die Hand zu geben, wie sie sich benehmen sollte, und sie hatte ihm versichert, daß sie alles so machen würde, wie es in den Ritterbüchern geschildert und gefordert werde.

Als sie ungefähr drei Viertelmeilen zurückgelegt hatten, erblickten sie Don Quijote zwischen einigen Felsenklüften, zwar bekleidet, aber nicht bewaffnet. Sobald ihn Dorothea bemerkte und von Sancho vernahm, daß er es sei, trieb sie ihren Zelter schärfer an, begleitet von dem langbärtigen Barbier, und als sie sich Don Quijote genähert, sprang der Stallmeister von seinem Maultier und fing Dorothea in seine Arme auf. Sie aber stieg mit vielem Anstand ab und warf sich dem Ritter zu Füßen. So sehr er sich auch bemühte

sie aufzuheben, so ließ sie es doch nicht zu, sondern sagte: „Ich stehe nicht eher auf, tapferer und mannhafter Ritter, bis Euer Gestrengen Huld und Güte mir eine Gunst gewähren, die zu Ehr' und Preis Eurer Person und zum Frommen des trostlosesten und beschimpftesten Edelfräuleins gereichen wird, das die Sonne je beschienen hat; und wenn die Tapferkeit Eures mächtigen Armes so groß ist, wie der Ruf Eures unsterblichen Ruhms, so seid Ihr verpflichtet, einer Unglücklichen beizustehen, welche, angezogen von dem Ruhm Eures großen Namens, aus so fernen Landen gekommen ist, um bei Euch Rat und Hilfe in ihren Drangsalen zu suchen."

„Ich werde Euch kein Wort erwidern, schönes Edelfräulein," sprach Don Quijote, „noch irgend etwas von Eurer Angelegenheit weiter anhören, bis Ihr Euch vom Boden erhebt."

„Und ich," erwiderte die bedrängte Jungfrau, „werde nicht eher aufstehen, bis Euer Gestrengen mir in Eurer Huld die Gunst gewährt, um die ich Euch bitte."

„Sie sei gewährt und zugestanden," sprach Don Quijote, „wofern sie vergönnt werden kann ohne Schaden und Gefahr meines Königs, meines Vaterlandes und derjenigen, die den Schlüssel zu meinem Herzen und zu meiner Freiheit hat."

„Es soll keinem von denen, die Ihr genannt, Schaden oder Gefahr bringen," antwortete das bekümmerte Fräulein; und indem sie dieses sprach, raunte Sancho Panza seinem Herrn ganz leise ins Ohr: „Euer Gnaden können ihr die Gunst, um die sie bittet, unbedenklich gewähren; denn es ist nur eine Kleinigkeit und nichts weiter, als daß Ihr einen Lümmel von Riesen totschlagt; und diese Dame, die Euch darum bittet, ist die erhabene Prinzessin Mikomikona, die Königin des großen Reichs Mikomikon in Aethiopien."

„Sie sei wer sie wolle," sprach Don Quijote, „ich werde thun, was meine Pflicht ist und was mein Gewissen vermöge

meines Gelübdes mir gebietet. Eure unvergleichliche Schönheit," sprach er, zu Dorothea sich wendend, „geruhe sich zu erheben; ich gewähre Euch jede Gunst, um die Ihr mich bitten werdet."

„So bitte ich denn," erwiderte das Fräulein, „daß Eure hochherzige Person unverzüglich mit mir ziehen wolle, wohin ich Euch führen werde und daß Ihr mir gelobt, Euch in kein andres Abenteuer, keine andre Fehde einzulassen, ehe und bevor Ihr mich gerächt habt an einem Ruchlosen, der wider alle göttlichen und menschlichen Rechte sich meines Reiches bemächtigt hat."

„Ich gewähre und gelobe es," antwortete Don Quijote, „und deshalb könnt Ihr, edle Prinzessin, von diesem Tage an allen Kummer, der Euch drückt, bannen und mit neuem Mut und neuer Kraft Eure wankende Hoffnung wieder beleben; denn mit der Hilfe Gottes und meines Armes sollt Ihr Euch bald in Euer Reich wieder eingesetzt sehen und den Thron Eures uralten und mächtigen Staates wieder besitzen, all den Frevlern zu Trotz und Schimpf, die etwas dawider haben; und damit Hand ans Werk, denn zaudern, sagt man, bringt Gefahr."

Das bedrängte Fräulein bestand darauf, dem Ritter die Hand zu küssen; aber Don Quijote, der in allen Dingen ein feiner und höfischer Ritter war, wollte das durchaus nicht gestatten; im Gegenteil, er hob sie auf, umarmte sie in allen Züchten und Ehren und befahl seinem Sancho, Rosinanten fest zu gürten und ihm selbst unverzüglich die Waffen anzulegen. Sancho nahm die Rüstung, die wie eine Trophäe an einem Baume hing, zog den Sattelgurt fest, und waffnete in Eile seinen Herrn, der, sobald er sich gerüstet sah, ausrief: „Laßt uns nun in Gottes Namen hinziehen, um dieser erhabenen Dame Hilfe und Beistand zu leihen."

Der Barbier lag noch immer auf den Knieen und gab sich alle Mühe, das Lachen zu verbeißen und seinen Bart nicht fallen zu lassen, wodurch der ganze Plan hätte scheitern

können. Als er nun sah, daß die Gunst gewährt war, und wie eifrig Don Quijote sich anschickte ans Werk zu gehen, sprang er auf, reichte seiner Gebieterin den Arm und setzte sie mit Hilfe des Ritters auf ihr Maultier. Don Quijote schwang sich sofort auf seinen Rosinante und der Barbier machte es sich auf seinem Lasttier bequem, während Sancho zu Fuß gehen mußte und so aufs neue den Verlust seines Grauen empfand, da er ihn jetzt sehr nötig gehabt hätte; doch das alles ertrug er mit Geduld, da er meinte, sein Herr wäre jetzt auf gutem Wege, wo nicht gar schon auf dem Punkte, Kaiser zu werden; denn er zweifelte nicht im geringsten, daß er diese Prinzessin heiraten und zum mindesten König von Mikomikon werden würde. Das Einzige, was ihm dabei nicht gefallen wollte, war der Gedanke, daß dies Königreich im Negerlande liege und daß die Leute, die man ihm zu Unterthanen geben würde, lauter Neger sein würden; dagegen fiel ihm gleich ein sehr gutes Mittel ein. „Was geht's mich an," dachte er, „daß meine Unterthanen Neger sind? Brauch' ich denn mehr zu thun, als sie, auf Schiffe zusammengepackt, nach Spanien zu senden, wo ich sie in bares Geld umsetzen, mir ein Gut dafür kaufen, oder mir ein Amt verschaffen und mich auf Lebenszeit zur Ruhe setzen kann? Ja, wer sich aufs Ohr legte und sich nicht zu benehmen wüßte, um dreißig- oder zehntausend Sklaven zu verkaufen, wie der Bäcker eine Semmel! Bei Gott, sie sollen gut abgehen, die Kleinen mit den Großen, oder wie sich's schicken will, und wenn sie auch rabenschwarz sind, sie sollen mir schon weiß oder gelb werden. Nur her damit; mir wässert schon das Maul danach." Dabei wanderte er so rasch und so vergnügt vorwärts, daß er an die Beschwerlichkeit der Fußreise gar nicht dachte.

Cardenio und der Pfarrer beobachteten alles durch das Gebüsch und überlegten, wie sie es anfangen sollten, um sich dem Zug anzuschließen; doch der Pfarrer, der ein erfinderischer Kopf war, hatte bald ein Mittel ersonnen, um ihren

Zweck zu erreichen; er stutzte nämlich mit einer Schere, die er bei sich hatte, dem Cardenio geschwind den Bart, gab ihm seinen grauen Ueberrock und seinen schwarzen Mantel, und blieb selbst in Wams und Hosen, und nun stand Cardenio so verwandelt da, daß er sich selbst nicht erkannt haben würde, wenn er sich in einem Spiegel gesehen hätte. Obwohl während dieses Umkleidens die andern einen Vorsprung gewonnen hatten, ward es ihnen doch nicht schwer, die Landstraße früher als jene zu erreichen, weil die Reiter in dem Gestrüpp und auf den ungebahnten Wegen nicht so schnell fortkommen konnten, als die Fußgänger. Sobald sie daher aus dem Walde heraus waren, stellten sie sich im Freien auf, und als Don Quijote mit seiner Begleitung aus dem Gebüsche kam, sah ihn der Pfarrer eine Zeitlang aufmerksam an, als ob er sich eines alten Bekannten zu erinnern suchte, und nachdem er ihn geraume Zeit betrachtet, eilte er ihm mit offenen Armen entgegen und rief mit lauter Stimme: „Seid mir willkommen, Spiegel der Ritterschaft, mein biederer Landsmann Don Quijote von der Mancha, Blume und Rahm des Adels, Schutz und Schirm der Bedrängten, Ausbund aller fahrenden Ritter!“ Mit diesen Worten umfaßte er das linke Knie Don Quijotes, der seinerseits voll Verwunderung über das, was der Mann that und sagte, ihn wiederum aufmerksam betrachtete, bis er ihn endlich erkannte und nicht wenig erstaunt war, ihn hier zu sehen. Er wollte absolut vom Pferde steigen und als der Pfarrer es nicht zulassen wollte, sagte Don Quijote: „Laßt mich doch, Herr Licentiat, denn es schickt sich nicht, daß ich reite, während ein so ehrwürdiger Mann wie Ihr zu Fuße geht.“

„Nein, nimmermehr lasse ich Euch absteigen,“ sprach der Pfarrer. „Bleiben Eure Hoheit zu Pferde; denn auf Eurem Streitrosse vollbringt Ihr die größten Thaten und Abenteuer, die unser Zeitalter gesehen; und mir, einem unwürdigen Diener der Kirche, genügt es, mich bei irgend jemand von diesen Herrschaften, die mit Euer Gestrengen ziehen,

hinten aufs Maultier zu setzen, wenn sie es zufrieden sind; und ich werde mir einbilden, den Pegasus selbst unter dem Leibe zu haben, oder das Zebra oder Turnierroß des berühmten Mauren Musarach, der noch bis auf diesen Augenblick auf dem hohen Berge Zulema,*) nicht weit von der großen Stadt Complutum verzaubert weilt."

„Daran dachte ich nicht, Herr Licentiat," sprach Don Quijote, „und ich bin überzeugt, die Frau Prinzessin wird mir zu Gefallen die Gnade haben, ihrem Stallmeister zu befehlen, daß er Euch den Sattel seines Maultiers einräume, und er kann hinter Euch aufsitzen, wenn das Tier es duldet."

„Das Tier wird es schon dulden," sprach die Prinzessin, „und ich glaube, daß es nicht nötig sein wird, meinem Stallmeister dies erst zu befehlen; denn er ist so höflich und dienstfertig, daß er einen geistlichen Herrn nicht zu Fuß gehen lassen wird, wenn er reiten kann."

„Beileibe nicht," sprach der Barbier und sprang herunter, um dem Pfarrer den Sattel anzubieten, der sich auch nicht lange bitten ließ und aufsaß. Allein indem der Barbier im Begriff war, sich hinter ihn zu setzen, wollte das Unglück, daß das Maultier, das ein gemietetes war — womit genug gesagt ist, um seine Qualität anzudeuten — die Hinterviertel ein wenig erhob und ein paarmal so gewaltig ausschlug, daß Meister Niklas, wenn er die Schläge vor die Brust oder vor den Kopf bekommen hätte, den Tag und die Stunde zum Teufel gewünscht haben würde, da er Don Quijote nachgezogen war. Er erschrak wirklich so sehr, daß er zu Boden stürzte und seinen Bart so wenig in acht nahm, daß er ihn auf die Erde fallen ließ, und, als er es bemerkte, sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er sein Gesicht mit beiden Händen verbarg und klagte, die vermaledeite Bestie

*) Ein Berg südwestlich von Alcala de Henares, auf dessen Gipfel sich Ruinen befinden, die von dem alten Complutum herrühren sollen. Alcala de Henares war Cervantes' Vaterstadt.

habe ihm beide Kinnbacken zerschmettert. Als Don Quijote eine solche Menge Barthaare ohne die Kinnbacken und ohne Blut weit von dem Gesicht des gefallenen Stallmeisters liegen sah, rief er: „Gott steh' mir bei, welch ein Wunder! Er hat ihm den Bart so glatt vom Kinn weggeputzt, als wenn ihn der Barbier abrasiert hätte."

Als der Pfarrer merkte, daß sein Plan Gefahr lief entdeckt zu werden, griff er geschwind nach dem Bart, eilte damit zu Meister Niklas — der noch immer schrie — hielt das Gesicht desselben gegen seine Brust gekehrt und band ihm den Bart wieder an, einige Worte dabei hermurmelnd, die er für eine Beschwörung ausgab, trefflich geeignet um abgefallene Bärte wieder anwachsen zu machen, was der Augenschein bald beweisen würde. Nachdem er dem Barbier den Bart wieder aufgesetzt hatte, trat er zurück und der Stallmeister erschien wieder so bebartet und so gesund wie vorhin, zur nicht geringen Verwunderung Don Quijotes, weshalb er den Pfarrer bat, ihn diese Zauberformel gelegentlich zu lehren, da er meinte, ihre Wirkung werde sich wohl noch auf etwas mehr, als auf Bärte erstrecken; denn es sei klar, daß das Abschinden eines Bartes nicht ohne Zerfleischung des Kinns und der Lippen geschehen könne, und da diese wieder heil geworden, müßte sich auch wohl noch etwas mehr damit heilen lassen. „So ist es auch," sprach der Pfarrer und versprach ihn bei erster Gelegenheit das Geheimnis zu lehren.

Es ward nun verabredet, daß der Pfarrer zuerst reiten und hernach mit den beiden andern wechseln sollte, bis sie nach dem Wirtshaus kämen, das noch zwei Meilen entfernt war. Als nun Don Quijote, die Prinzessin und der Pfarrer beritten waren, und die andern drei, nämlich Cardenio, der Barbier und Sancho, zu Fuße neben ihnen hergingen, sprach Don Quijote zu der Prinzessin: „Eure Hoheit, gnädigste Prinzessin, führe uns nun, wohin es Euch beliebt."

Ehe sie antworten konnte, sagte der Licentiat: „Nach welchem Reiche befehlen Euer Gnaden, daß wir gehen?

Wenn ich nicht sehr irre, so geht Eure Reise nach dem Königreiche Mikomikon. Ja, das wird es wohl sein, oder ich verstehe mich schlecht auf Königreiche."

Sie verstand den Wink und sagte: „Ja, mein Herr, nach diesem Lande geht mein Weg."

„Wenn dem so ist," sprach der Pfarrer, „so müssen wir durch meinen Wohnort, und von dort können Euer Gnaden den Weg nach Carthagena nehmen, Euch dort in Gottes Namen einschiffen, und wenn Ihr guten Wind, eine ruhige See und keine Stürme habt, so seid Ihr in etwas weniger als neun Jahren im Angesicht des großen Sees Meona, wollte sagen Meotides, der nur wenig mehr als hundert Tagereisen von dem Reiche Eurer Herrlichkeit entfernt ist."

„Euer Hochwürden täuschen sich," sagte sie; „ich bin vor nicht vollen zwei Jahren von dort abgereist, und habe nie günstiges Wetter gehabt, und doch bin ich in dieser Zeit zum Ziele meiner Wünsche gelangt, nämlich den Herrn Don Quijote von der Mancha zu sehen, dessen Ruhm mir zu Ohren drang, sobald ich den Fuß auf Spaniens Boden setzte, wodurch ich mich bewogen fand ihn aufzusuchen, um mich seiner Gunst zu empfehlen und meine gerechte Sache der Tapferkeit seines unüberwindlichen Arms anzuvertrauen."

„Genug, genug, gnädiges Fräulein!" sprach Don Quijote; „höret auf mich zu rühmen, denn ich bin ein Feind jeder Art von Schmeichelei; und wie anerkennenswert Eure Absicht auch ist, so beleidigen doch dergleichen Reden mein keusches Ohr. Ich kann Euch indes versichern, gnädiges Fräulein, daß, ich mag Tapferkeit besitzen oder nicht, die, welche ich habe oder nicht habe, soll bis zum letzten Hauche meines Lebens Euerm Dienste geweiht sein. Indem wir nun dies bis zu seiner Zeit auf sich selbst beruhen lassen, bitte ich den Herrn Licentiaten, mir zu sagen, was ihn bewogen hat, allein und ohne Bedienten und so leicht gekleidet in diese Gegenden zu kommen, was mich nicht wenig wundert."

„Das kann ich Euch mit wenigen Worten sagen," erwiderte der Pfarrer; „denn Ihr müßt wissen, gnädiger Herr Don Quijote, daß ich mit Meister Niklas, unserm guten Freunde und Barbier, nach Sevilla ging, um eine Summe Geldes zu holen, die mir ein Verwandter herübergeschickt hatte, der vor vielen Jahren nach Indien gegangen ist ... Meiner Treu, ein hübsches Sümmchen, denn es handelt sich um nicht weniger als sechzigtausend Piaster, und zwar vollwichtige! ... Als wir aber gestern durch diese Gegend kamen, wurden wir von vier Straßenräubern angefallen und bis auf die Bärte rein ausgeplündert, so daß der Barbier genötigt war, sich einen falschen anzusetzen; und auch diesen jungen Mann — er zeigte auf Cardenio — zogen sie so gründlich aus, daß er so nackt war wie ein neugebornes Kind. Das Schönste an der Sache aber ist, daß man in der ganzen Gegend behauptet, die Räuber, die uns anfielen, seien Galeerensträflinge, die fast an derselben Stelle ein Mann in Freiheit gesetzt haben soll, der so tapfer war, daß er trotz Kommissar und Wachmann sie sämtlich los und ledig machte. Ohne Zweifel ist der Mensch entweder verrückt oder ein ebenso großer Schelm wie sie, oder auch ein Mensch ohne Herz und Gewissen, da er den Wolf unter die Schafe, den Fuchs unter die Hühner und die Fliege auf den Honig schickte. Er hat der Gerechtigkeit ein Schnippchen schlagen wollen, und sich gegen seinen Herrn und König aufgelehnt, da er sich seinen gerechten Befehlen widersetzt hat; er hat die Galeeren um ihre Arme und die heilige Brüderschaft, die seit vielen Jahren so friedlich schlummerte, um ihre Ruhe gebracht; mit einem Wort, er hat eine That begangen, die seiner Seele zum Schaden und seinem Leibe nicht zum Frommen gereichen wird."

Sancho hatte dem Pfarrer und dem Barbier das Abenteuer mit den Galeerensträflingen erzählt, das sein Herr mit so vielem Ruhm bestanden hatte; und deshalb nahm der Pfarrer den Mund so voll, um zu sehen, was Don Quijote

dazu sagen oder wie er sich dabei benehmen würde. Dieser änderte bei jedem Worte des Pfarrers die Farbe, wagte es aber nicht, sich merken zu lassen, daß er der Befreier dieser sauberen Vögel gewesen. „Das also," schloß der Pfarrer, „waren die Leute, die uns ausplünderten, und Gott möge in seiner Barmherzigkeit dem Sünder verzeihen, der sie der verdienten Strafe entzogen hat."

Dreißigstes Kapitel.

Handelt von dem klugen Benehmen der schönen Dorothea, sowie von andern angenehmen und ergötzlichen Dingen.

Kaum hatte der Pfarrer ausgeredet, als Sancho rief: „Meiner Treu, Herr Licentiat, diese That hat kein anderer gethan als mein Herr; ich hab' es ihm aber vorhergesagt und ihm geraten, er möge bedenken, was er thue; es wäre Sünde ihnen die Freiheit zu geben, da sie alle wegen schwerer Verbrechen nach den Galeeren geschickt würden."

„Dummkopf du!" sprach Don Quijote, „was hat ein fahrender Ritter sich darum zu kümmern, ob die Notleidenden, Gefesselten und Bedrängten, die ihm begegnen, durch ihr Wohl- oder Uebelverhalten in solche Not geraten sind? Seine Pflicht besteht einzig darin, ihnen als Hilfsbedürftigen beizuspringen und auf ihre Leiden zu sehen, nicht auf ihre Missethaten. Ich stieß auf einen ganzen Rosenkranz, eine ganze Koppel betrübter und bedrängter armer Teufel, und ich that, wozu mein Beruf als fahrender Ritter mich verpflichtete — alles übrige geht mich nichts an! Und wer etwas dawider hat — bei aller Achtung vor der geistlichen Würde des Herrn Pfarrers und seiner geehrten Person — der versteht wenig vom Ritterwesen und lügt wie ein Hurensohn und schlechter Kerl, und das will ich ihm so ausführlich wie möglich mit meinem Schwerte beweisen." Mit diesen Worten setzte er sich fest in den Bügel und drückte die Pickelhaube ins Gesicht; denn das Barbierbecken, das nach seiner Meinung Mambrins Helm war, hing noch an seinem Sattel-

knopfe, da die Beulen noch nicht ausgeklopft waren, die der Galeerensträfling hineingeschlagen hatte.

Die kluge und geistreiche Dorothea, welche die schwache Seite des Riters schon erkannt hatte und bemerkte, daß mit Ausnahme Sanchos jeder ihn zum besten hatte, wollte nicht zurückbleiben, und als sie ihn so erzürnt sah, sagte sie zu ihm: „Herr Ritter, ich bitte Euer Gnaden sich der Gunst zu erinnern, die Ihr mir versprochen habt, kraft dessen Ihr Euch in kein anderes Abenteuer einlassen dürft, wenn die Veranlassung dazu auch noch so dringend ist. Besänftigt Euern Zorn, denn hätte der Herr Licentiat gewußt, daß die Galeerensträflinge ihre Befreiung diesem unüberwindlichen Arme verdanken, so hätt' er sich lieber dreimal auf den Mund geschlagen und sich dreimal auf die Zunge gebissen, ehe er ein Wort gesagt, das Euer Gnaden in einen solchen Unwillen versetzen konnte."

„Ja, das schwör' ich auch," sprach der Pfarrer, „lieber hätt' ich mir noch obendrein den Knebelbart ausgerauft."*)

„Ich will schweigen, gnädige Prinzessin," sagte Don Quijote; „und den gerechten Zorn ersticken, der in meiner Brust bereits aufgelodert ist; ich will mich still und ruhig verhalten, bis ich Euch den versprochenen Dienst geleistet habe. Allein zum Lohn für meine Willfährigkeit bitte ich Euch, wenn es Euch nicht zuwider ist, mir jetzt zu sagen, worin Euer Anliegen besteht und wer, was und welcher Art die Personen sind, von denen ich Euch Genugthuung und nachdrückliche Rache verschaffen soll."

„Das will ich gern," erwiderte Dorothea, „wenn es Euch nicht langweilt, Klagen und unglückliche Geschichten anzuhören."

„Ganz und gar nicht, mein gnädiges Fräulein," versicherte Don Quijote, und Dorothea antwortete: „In dem Falle schenkt mir alle geneigtes Gehör."

*) Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts trugen die spanischen, wie auch die französischen und italienischen Geistlichen Knebelbärte.

Sie hatte das kaum gesagt, als sich ihr Cardenio und der Barbier näherten, da sie sehr neugierig darauf waren, was für eine Geschichte die kluge Dorothea erfinden würde, und auch Sancho, der ebenso sehr wie sein Herr über die Prinzessin in einer Täuschung befangen war, rückte näher heran; und nachdem sie sich in ihrem Sattel bequem zurechtgesetzt und mit Husten und Räuspern sich vorbereitet hatte, begann sie mit vieler Anmut ihre Erzählung folgendermaßen: „Zunächst, meine Herren, muß ich euch sagen, daß mein Name ..." Hier stockte sie einen Augenblick, da sie sich nicht auf den Namen besann, den ihr der Pfarrer gegeben hatte. Dieser war aber gleich bei der Hand, als er merkte, woran es fehlte. „Es ist kein Wunder," sprach er, „daß Eure Hoheit verwirrt und verlegen werden, indem Ihr Eure traurigen Schicksale erzählt, denn diese können bisweilen das Gedächtnis derer, die sie heimsuchen, so sehr schwächen, daß sie ihren eigenen Namen vergessen, so wie es Eurer erhabenen Hoheit jetzt geht, indem Ihr Euch nicht erinnert, daß Ihr die Prinzessin Mikomikona seid, die rechtmäßige Erbin des großen Reiches Mikomikon. Diese Bemerkung wird Eurer Hoheit bekümmertem Gedächtnis vollkommen genügen, um Euch ohne weitere Schwierigkeit alles dessen zu erinnern, was Ihr erzählen wollt."

„Das ist wahr," sagte Dorothea, „und von nun an hoffe ich ohne weitere Fingerzeige meine wahrhaftige Geschichte richtig bis ans Ende erzählen zu können, welche folgendermaßen lautet: Der König, mein Vater, welcher Tinakrio der Weise hieß, war sehr bewandert in der Kunst, welche man die Magie nennt, und vermöge seiner Wissenschaft fand er, daß meine Mutter, die Königin Jaramilla, eher sterben würde als er, er selbst aber bald nach ihr gleichfalls das Zeitliche segnen, und ich als vater- und mutterlose Waise zurückbleiben würde; doch das alles, pflegte er zu sagen, mache ihm nicht so viele Sorge, als ein anderer Umstand, daß er nämlich mit Bestimmtheit wisse, daß ein ungeheurer

Riese, der Beherrscher einer großen Insel, die hart an unser Reich grenzt, Pandafilando mit dem finstern Blick genannt — denn es ist ausgemacht, daß er zwar ein paar gesunde gerade Augen hat, aber immer schief damit sieht, als ob er schiele, was er aus Bosheit thut, um alle, die er ansieht, in Furcht und Schrecken zu setzen —; mein Vater, sag' ich, wußte, daß dieser Riese, sobald er erführe, ich sei Waise, mit einer großen Macht in mein Land fallen, mir alles wegnehmen und mir nicht einmal ein kleines Dörfchen lassen würde, wohin ich mich flüchten könnte. All dieses Unglück würde ich zwar vermeiden können, wenn ich ihn heiraten wollte, allein er sehe voraus, daß ich eine so ungleiche Verbindung nicht eingehen würde; und in diesem Punkte hatte mein Vater vollkommen recht, denn es ist mir noch nie eingefallen, weder diesen noch einen andern Riesen zu heiraten, so groß und ungeheuer er auch sein mochte. Ferner sagte mein Vater, wenn ich nach seinem Tode sähe, daß Pandafilando mir ins Land fiele, so sollte ich mich nicht damit aufhalten, ihm Widerstand zu leisten, da ich mir dadurch nur Unheil zuziehen würde; sondern ich sollte ihm mein Reich freiwillig überlassen, wenn ich den Tod und den gänzlichen Untergang meiner guten Unterthanen verhüten wollte, weil ich nicht imstande sei, der teuflischen Macht des Riesen zu widerstehen; ich sollte mich aber nur gleich mit einigen meiner Leute auf den Weg nach Spanien begeben, wo ich Hilfe in meiner Not finden werde, und zwar bei einem fahrenden Ritter, dessen Ruhm sich über dieses ganze Reich verbreitet hätte und der, wenn ich nicht irre, Don Azote*) oder Don Gigote**) heiße."

„Don Quijote wird er gesagt haben, gnädiges Fräulein," sprach Sancho, „sonst auch der Ritter von der traurigen Gestalt genannt."

„Ganz recht," versetzte Dorothea, „und wie er sagte, sei

*) Don Ochsenziemer. — **) Don Ragout.

er hoch von Wuchs, hager von Gesicht und an der rechten Seite unter der linken Schulter oder daherum habe er ein braunes Muttermal mit borstenähnlichen Haaren bewachsen."

Als Don Quijote dies hörte, sagte er zu seinem Knappen: „Komm her und hilf mir, mich ausziehen, Freund Sancho, damit wir sehen, ob ich der Ritter bin, von dem der weise König geweissagt hat."

„Warum wollen Euer Gnaden sich ausziehen?" fragte Dorothea.

„Um zu sehen, ob ich das Muttermal habe, von dem Euer Vater gesprochen," antwortete Don Quijote.

„Das Auskleiden wird nicht nötig sein," sprach Sancho; „denn ich weiß, daß Euer Gnaden solch ein Mal mitten auf dem Rücken haben, ein Zeichen, daß Ihr ein Mann von Kraft und Tapferkeit seid."

„Das ist hinreichend," sprach Dorothea; „unter Freunden muß man eine Sache nicht zu genau nehmen, und wenn das Mal nur da ist, so ist es gleichgültig, ob es an der Schulter sitzt oder am Rückgrat; denn es ist doch von demselben Fleisch, und ohne Zweifel hat mein Vater in allen Stücken das Rechte getroffen, und ich habe gleichfalls recht gethan, mich dem Herrn Don Quijote zu empfehlen, der gewiß der Mann ist, von dem mein Vater gesprochen, da auch die Beschreibung seiner Gesichtsbildung ganz mit dem Ruhme stimmt, dessen dieser Ritter sich nicht nur in Spanien, sondern auch in der ganzen Mancha erfreut; denn kaum war ich in Ossuna ans Land getreten, als ich schon so viel von seinen Großthaten hörte, daß mein Herz mir sofort sagte, es müsse derselbe sein, den ich suche."

„Aber gnädiges Fräulein," unterbrach sie Don Quijote, „wie konnten denn Eure Hoheit in Ossuna landen, da es doch kein Seehafen ist?"

„Die gnädige Prinzessin," sprach der Pfarrer, ehe Dorothea antworten konnte, „will vermutlich sagen, daß Ossuna

der erste Ort gewesen, wo sie von Euch reden hörte, nachdem sie zu Malaga gelandet war."

„So meinte ich es allerdings," versetzte Dorothea.

„Und so läßt es sich auch begreifen," sagte der Pfarrer; „belieben Eure Majestät nur fortzufahren."

„Ich wüßte nichts weiter hinzuzusetzen," erwiderte Dorothea, „als daß mir das Glück endlich so hold gewesen, mich den Herrn Don Quijote antreffen zu lassen; denn ich sehe mich schon wieder im Besitze meines Throns und meines ganzen Reiches, da er mir in seiner Huld und Großmut die Gunst gewährt hat, mit mir zu gehen, wohin ich ihn führe, nämlich geradeswegs gegen den Riesen Pandafilando mit dem finstern Blick, damit er ihn töte und mich wieder einsetze in mein Reich, das der Unhold wider alles Recht sich angemaßt hat. Das alles wird Punkt für Punkt erfüllt werden, da es mein guter Vater Tinakrio der Weise vorhergesagt hat; und außerdem hat er es noch mündlich und schriftlich in griechischer oder chaldäischer Sprache — die ich nicht verstehe — hinterlassen, daß ich diesem mir prophezeiten Ritter, wenn er den Riesen umgebracht hätte und geneigt wäre, sich mit mir zu vermählen, meine Hand geben und ihn zugleich in den Besitz meines Reiches und den meiner Person setzen sollte."

„Was sagst du dazu, Freund Sancho?" fragte Don Quijote. „Hörst du nicht, was vorgeht? Hab' ich dir's nicht vorausgesagt? Siehst du, da bekommen wir auf einmal ein Reich zu regieren und eine Königin zu heiraten."

„Jawohl, wahr und wahrhaftig!" sprach Sancho; „und ein Schelm, der sie nicht heiratet, sobald er dem Pandelimandel ein Guckloch durch die Lunge gebohrt hat. Gelt, die Königin ist häßlich? Daß mir doch auch solch ein Floh ins Bett hüpfen möchte!" Und bei diesen Worten machte er vor lauter Vergnügen ein paar Bocksprünge in die Luft, sprang hinzu und faßte Dorotheas Maultier beim Zügel und bat sie, anzuhalten, warf sich vor ihr auf die Kniee und wollte

ihr die Hände küssen zum Zeichen, daß er sie als seine Königin und Gebieterin anerkenne.

Wer von den Umstehenden hätte sich des Lachens enthalten können, wenn er Zeuge solcher Thorheit des Herrn und solcher Einfalt des Dieners war? Dorothea reichte ihm wirklich die Hand und versprach ihn zu einem Granden ihres Reiches zu machen, sobald der Himmel ihr die Wohlthat erzeige, ihr wieder zum Besitz desselben zu verhelfen; und Sancho dankte ihr dafür mit solchen Worten, daß alle aufs neue darüber lachen mußten.

„Dies, meine Herren," fuhr Dorothea fort, „ist meine Geschichte, und ich habe euch nur noch zu sagen, daß mir von allen meinen Leuten, die ich aus meinem Lande zur Begleitung mitnahm, nur dieser einzige bärtige Stallmeister übrig geblieben, indem die andern alle in einem fürchterlichen Sturme umgekommen sind, der uns im Angesichte des Hafens überfiel. Er und ich retteten uns wie durch ein Wunder auf zwei Brettern ans Land; und so ist mein ganzes Leben eine Kette von lauter Wundern und verhängnisvollen Begebenheiten, wie ihr gehört habt; und wenn ich einige Dinge nicht so richtig und ordentlich erzählt habe, wie ich sollte, so schreibt es der Ursache zu, welche der Herr Licentiat gleich zu Anfang meiner Geschichte angegeben, daß nämlich fortwährende und außerordentliche Leiden das Gedächtnis derjenigen schwächen, welche sie treffen."

„Das meinige, hohe und erhabene Prinzessin," sprach Don Quijote, „sollen auch die größten und unerhörtesten Leiden nicht schwächen, die ich in Eurem Dienst ertragen werde; und somit bestätige ich aufs neue das Versprechen, welches ich Euch gegeben, und schwöre mit Euch bis ans Ende der Welt zu gehen, um Euern übermütigen Feind aufzusuchen, welchem ich mit der Hilfe Gottes und meines Armes das stolze Haupt mit der Schärfe dieses Schwerts vor die Füße zu legen hoffe, obwohl ich es eben kein gutes Schwert nennen kann, Dank dem Gines von Passamonte, der mir

das meinige stahl." Diese letzten Worte murmelte er zwischen den Zähnen, und dann fuhr er laut fort: „Sobald ich den Riesen erlegt und Euch in den Besitz Eures Reiches wieder eingesetzt haben werde, steht es in Eurem Belieben, mit Eurer Person zu schalten wie es Euch beliebt; denn so lange meine Gedanken mit keiner andern beschäftigt, meine Wünsche auf keine andere gerichtet und meine Sinne von keiner andern eingenommen und gefangen sind, als derjenigen, welche ... mehr sage ich nicht ... so lange ist es mir nicht möglich, auch nur in Gedanken mich zu vermählen, selbst wenn es mit dem Vogel Phönix in eigner Person wäre."

Sancho nahm diese letzte Aeußerung seines Herrn, daß er nicht heiraten wolle, so übel, daß er in seinem Zorne laut ausrief: „Nun, so schwör' ich hoch und teuer, Herr Don Quijote, daß Euer Gnaden nicht recht bei Troste sind; denn wie ist es möglich, daß Ihr Euch nur einen Augenblick bedenken könnt, eine so vornehme Prinzessin wie diese zu heiraten? Meint Ihr, das Glück werde Euch an allen Ecken einen solchen Schatz bescheren wie diesen? Ist etwa unser Fräulein Dulcinea schöner? Nein, wahrhaftig nicht, und nicht mal halb so hübsch, und ich möchte fast sagen, daß sie dieser nicht das Wasser reichen kann. Was zum Teufel soll aus der Grafschaft werden, auf die ich warte, wenn Ihr meint, Ihr könntet Trüffeln mit Netzen fischen? Heiratet, heiratet in des Satans Namen und nehmt mit dem Reiche vorlieb, das Euch mir nichts dir nichts angeboten wird und macht mich zum Marquisen oder zum Statthalter, oder der Teufel soll gleich die ganze Geschichte holen!"

Als Don Quijote solche Lästerungen gegen seine Gebieterin Dulcinea ausstoßen hörte, konnte er nicht mehr an sich halten; er erhob seine Lanze und versetzte Sancho, ohne ein Wort zu sagen, als ob er keinen Mund hätte, ein paar so derbe Schläge, daß er ihn zu Boden streckte; und wenn ihm Dorothea nicht zugerufen hätte, ihm nichts mehr zu

thun, er würde ihn auf der Stelle totgeschlagen haben. „Denkst du Schlingel," rief er nach einer kleinen Pause, „ich solle beständig die Hände in den Schoß legen und du dürftest einen dummen Streich nach dem andern begehen und ich müsse nur immer verzeihen? Bilde dir das nur ja nicht ein, du abgefeimter Lotterbube, denn das bist du allerdings, da du deine Zunge gegen die unvergleichliche Dulcinea losgelassen hast ... Weißt du etwa nicht, du Bauerlümmel, du Taugenichts, du Halunke, daß ich ohne die Kraft, welche sie meinem Arme verleiht, nicht einmal imstande wäre, einen Floh totzuschlagen? Sprich, du natterzüngiger Possenreißer, was meinst du wohl, wer hat dieses Reich erobert? Wer hat dem Riesen den Kopf heruntergehauen und dich zum Marquis gemacht — denn das alles sehe ich an als bereits geschehen und abgethan — wenn es nicht die Kraft Dulcineas ist, welche sich meines Armes als Werkzeug ihrer Thaten bedient! Sie kämpft und siegt durch mich, und ich lebe und webe nur in ihr und empfange von ihr Leben und Dasein. O du niederträchtiger Hurensohn, wie undankbar bist du, der du, aus dem Staube zum Rang eines Herrn mit Titel erhoben, derjenigen mit Lästerungen lohnst, die dir so große Wohlthaten erzeigt hat!"

Sancho war nicht so betäubt, daß er nicht alles gehört hätte, was sein Herr sagte. Er raffte sich geschwind auf, stellte sich hinter Dorotheas Zelter und rief seinem Herrn zu: „Sagt mir doch, Herr, wenn Ihr entschlossen seid, diese große Prinzessin nicht zu heiraten, ist's dann nicht klar, daß Ihr das Reich nicht bekommt? Und wenn das nicht geschieht, was für Wohlthaten könnt Ihr mir dann erzeigen? Das ist's ja nur, worüber ich mich beklage. Heiratet doch ohne Umstände diese Königin, da wir sie einmal hier haben, als wäre sie aus den Wolken gefallen, und nachher könnt Ihr's ja immer wieder mit Fräulein Dulcinea halten; denn es wird wohl noch andre Könige in der Welt gegeben haben, die sich Kebsweiber hielten. Was die Schönheit betrifft,

damit will ich mich nicht befassen, denn die Wahrheit zu sagen, so scheint mir's, daß sie alle beide hübsch sind, obwohl ich Fräulein Dulcinea nie gesehen habe."

„Wie kannst du sagen, daß du sie nie gesehen hast, du verräterisches Lästermaul! Hast du mir nicht noch soeben eine Botschaft von ihr gebracht?"

„Ich wollte sagen," sprach Sancho, „daß ich sie nicht so genau betrachtet habe, daß ich ihre Schönheit und ihr hübsches Wesen Punkt für Punkt hätte bemerken können; aber so im ganzen genommen gefiel sie mir recht gut."

„Wohlan, so sei dir verziehen!" sprach Don Quijote, „und nimm auch du mir nicht übel, was ich dir zuleide gethan; denn die ersten Regungen hat der Mensch nicht in seiner Gewalt."

„Das hab' ich gemerkt," sagte Sancho, „und ebenso ist bei mir das Schwatzen immer die erste Regung, und ich kann's nicht lassen, wenigstens einmal zu sagen, was mir auf die Zunge kommt."

„Bei alledem sieh' wohl zu, Sancho, was du sprichst, denn der Krug geht so lange zu Wasser ... Du verstehst mich."

„Schon gut," sprach Sancho. „Gott im Himmel sieht alle Streiche und wird den richten, der am meisten unrecht hat, entweder mich, der ich nicht recht rede, oder Euch, der Ihr nicht recht handelt."

„Genug," sagte Dorothea. „Geht hin, Sancho, und küßt Euerm Herrn die Hand und bittet ihn um Verzeihung: und künftig seht Euch vor mit Euern Lobreden und Euerm Tadel und redet nie wieder etwas gegen diese Dame von Toboso, von der ich weiter nichts weiß, als daß ich ihre Dienerin bin. Uebrigens verlaßt Euch auf Gott, so wird es Euch nicht an einer Stellung fehlen, wovon Ihr wie ein Fürst leben könnt."

Sancho ließ den Kopf hängen und bat seinen Herrn um die Hand, und dieser reichte sie ihm mit feierlicher Miene und erteilte ihm, nachdem er sie geküßt hatte, seinen Segen. Hierauf befahl er ihm, ein wenig mit ihm vorauszugehen,

da er ihn gern etwas fragen und über Dinge von großer Wichtigkeit mit ihm verhandeln wolle. Sancho gehorchte, und nachdem sie beide ein wenig vorausgezogen waren, sagte Don Quijote: „Seit du wieder zurückgekommen, Sancho, habe ich noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, dich über verschiedene einzelne Punkte hinsichtlich der Gesandtschaft, die du ausführtest, und der Antwort, die du mir gebracht, zu befragen. Jetzt, da uns das Glück Zeit und Muße gewährt, mußt du mir das Vergnügen nicht versagen, welches du mir durch so angenehme Nachrichten bereiten kannst."

„Euer Gnaden können mich fragen was Euch beliebt," sprach Sancho; „ich will alles so gut wieder hergeben, wie ich's empfangen habe; aber ich bitte Euch, seid künftig nicht wieder so jähzornig."

„Wie kommst du zu dieser Bitte?" fragte Don Quijote.

„Darum," sprach Sancho, „weil ich glaube, ich habe die Prügel mehr wegen des Streits bekommen, den der Teufel neulich Abend zwischen uns anstiftete, als wegen irgend etwas, das ich gegen Fräulein Dulcinea gesagt, die ich liebe und verehre wie eine Reliquie — obgleich sie von so was nichts nun und an sich hat — bloß weil sie Euer Gnaden angehört."

„Rede mir nicht wieder davon, Sancho, wenn dir deine Haut lieb ist," sprach Don Quijote, „denn es macht mir Verdruß. Ich habe es dir damals vergeben; aber du weißt was man zu sagen pflegt: Neue Sünde, neue Buße."

Während sie so sprachen, sahen sie, daß jemand auf einem grauen Esel ihnen entgegenkam, den sie, als er sich näherte, für einen Zigeuner hielten. Aber Sancho, dessen Herz und Augen an jedem Esel hingen, der ihm zu Gesichte kam, hatte den Menschen kaum erblickt, als er Ginés von Passamonte in ihm erkannte, und von dem Faden des Zigeuners schloß er auf den Knäuel seines Esels; und er hatte recht, denn es war wirklich sein Grauer, den Passamonte ritt, der, um nicht erkannt zu werden und um den Esel zu verkaufen, sich als Zigeuner verkleidet hatte, deren Sprache, so wie manche

andere, ihm so geläufig war wie seine Muttersprache. Sancho hatte ihn kaum erblickt und erkannt, als er mit lauter Stimme rief: „He da, du Spitzbube Ginesillo! Laß mir mein Eigentum; laß mir mein Leben, stiehl mir nicht meinen Augapfel; her mit meinem Esel; her mit meinem Liebling; fliehe, du Hurensohn; hebe dich weg, du Strauchdieb, laß fahren was dir nicht gehört!“

Er hätte so viele Worte und Schimpfreden nicht nötig gehabt; denn auf den ersten Zuruf sprang Gines herunter, lief mehr im Galopp als im Trabe davon und war in einem Augenblick ihren Blicken entschwunden. Sancho eilte zu seinem Grauen, umarmte ihn und sagte: „Wie ist's dir ergangen, mein Lieber, mein Herzens-Grauchen, mein lieber Junge?“ Und dabei herzte und küßte er ihn wie seinen besten Freund. Der Esel schwieg und ließ sich herzen und küssen, ohne ein Wort zu erwidern. Alle kamen herbei und wünschten Sancho Glück zu der Wiedererlangung seines Esels, besonders Don Quijote, der ihn zugleich versicherte, daß der Wechsel auf die drei Eselfüllen dennoch in Kraft bleiben solle, wofür ihm Sancho sehr dankbar war.

Während diese beiden vorausritten, um sich zu unterreden, sagte der Pfarrer zu Dorothea, sie hätte sich sowohl hinsichtlich des Inhalts als der Kürze ihrer Erzählung sehr klug benommen und die Manier der Ritterbücher sehr täuschend nachgeahmt. Sie antwortete, sie hätte sich bisweilen die Zeit mit dem Lesen dieser Bücher vertrieben; da sie aber mit der Lage der Länder und Meere nicht bekannt sei, hätte sie aufs Geratewohl gesagt, sie wäre in Ossuna gelandet.

„Das merkte ich,“ sagte der Pfarrer, „und deshalb eilte ich Euch mit meiner Bemerkung zu Hilfe, wodurch alles wieder ins Geleise kam. Ist es aber nicht merkwürdig, zu sehen, mit welcher Leichtgläubigkeit der arme Ritter all diese Fabeln und Erfindungen verschluckt, bloß deshalb weil sie alle im Stil und Geschmack seiner närrischen Bücher gehalten sind?“

„Ja freilich," sprach Cardenio; „es ist so sonderbar und unerhört, daß ich nicht weiß, ob der scharfsinnigste Kopf darauf verfallen würde, das alles so seltsam zu erfinden und zu erdichten."

„Es ist aber noch ein Umstand dabei zu bemerken," sprach der Pfarrer; „wenn man nämlich von den Thorheiten absieht, wozu den guten Junker seine närrische Grille verleitet, so spricht er von andern Dingen so vernünftig und giebt Beweise von einem so hellen und aufgeklärten Kopfe, daß ihm niemand einen gesunden Verstand absprechen wird, wenn man nur nicht vom Ritterwesen mit ihm redet."

Mittlerweile knüpfte Don Quijote sein Gespräch mit Sancho wieder an und sagte: „Laß uns, Freund Sancho, unsere alten Neckereien ins Meer der Vergessenheit werfen und sage mir jetzt ohne Aerger und Verdruß: wo, wie und wann hast du Dulcinea getroffen? Was machte sie? Was hast du ihr gesagt? Was gab sie dir zur Antwort? Was für ein Gesicht machte sie, als sie meinen Brief las? Wer hat ihn dir abgeschrieben? Kurz sage mir alles, was nach deiner Meinung in diesem Falle für mich zu wissen, zu fragen und zu erforschen nötig ist, ohne etwas hinzuzusetzen oder zu erdichten, um meine Freude zu erhöhen und ohne etwas zu verschweigen, um sie nicht zu dämpfen."

„Herr," sprach Sancho, „wenn ich die Wahrheit sagen soll, so hat mir den Brief niemand geschrieben, da ich ja gar keinen bei mir hatte."

„Das ist richtig," sagte Don Quijote; „denn das Notizbuch, in welches ich ihn geschrieben, fand ich zwei Tage nach deiner Abreise noch in meinem Besitze, was mir außerordentlich leid that, da ich nicht wußte, wie du es anfangen würdest, wenn du ohne Brief hinkämst; und ich dachte immer, du würdest umkehren, sobald du fändest, daß du ihn nicht bei dir hättest."

„Das wäre auch geschehen," antwortete Sancho, „wenn ich ihn nicht, als Euer Gnaden ihn vorlasen, so fest im Ge-

dächtnis behalten hätte, daß ich ihn einem Küster wieder vorsagte, der ihn mir Wort für Wort so richtig aufschrieb, daß er sagte, in seinem ganzen Leben hätte er noch keinen so hübschen Brief gelesen oder gesehen, obgleich er schon gar manchen Brief gelesen."

„Weißt du ihn auch jetzt noch auswendig, Sancho?" fragte Don Quijote.

„Nein, Herr," antwortete Sancho; „denn sobald ich ihn abgegeben hatte und sah, daß er zu nichts mehr nützen könne, vergaß ich ihn wieder, und alles was ich davon noch weiß, ist das: Beschränktes — ich will sagen unumschränktes Fräulein, und den Schluß: dein bis in den Tod — der Ritter von der traurigen Gestalt; und zwischen diesen beiden Sachen brachte ich mehr als dreihundert Seelen, Herzen und schöne Augen an."

Einunddreißigstes Kapitel.

Von dem anmutigen Gespräche zwischen Don Quijote und Sancho Panza, nebst andern Begebenheiten.

„Bis jetzt," sprach Don Quijote, „habe ich nichts zu erinnern, erzähle nur weiter. Du kamst an — womit beschäftigte sich denn die Königin der Schönheit? Ohne Zweifel fandest du sie, wie sie Perlen aufreihte, oder für ihren gefangenen Ritter ein Sinnbild in Gold stickte?"

„So fand ich sie nicht," antwortete Sancho; „sondern sie worfelte grade ein paar Scheffel Weizen auf der Tenne ihres Hauses."

„Aber du kannst versichert sein," erwiderte Don Quijote, „daß unter ihren Händen die Körner dieses Weizens zu lauter Perlen wurden. Hast du nicht bemerkt, ob es feiner weißer oder gemeiner Weizen war?"

„Schlechter roter," sprach Sancho.

„Von ihren Händen geworfelt," versetzte Don Quijote, „kannst du sicher glauben, daß er das feinste Semmelmehl geliefert hat ... Aber sage mir weiter, was machte sie mit

meinem Briefe, als du ihn übergabst? Küßte sie ihn? Drückte sie ihn an ihre Stirn? Gab sie sonst durch irgend eine Gebärde zu erkennen, wie wert ihr der Brief war! Oder was that sie?"

„Als ich ihr den Brief geben wollte," sagte Sancho, „stand sie eben im dicksten Staube, den ein Haufen geworfelten Weizens verursacht hatte. Legt Euern Brief nur dort auf den Sack, Freund, sprach sie, ich habe nicht eher Zeit ihn zu lesen, bis ich all den Weizen, der hier liegt, geworfelt habe."

„O das kluge Fräulein!" rief Don Quijote. „Sie that dieses bloß darum, weil sie ihn recht mit Muße lesen und sich daran ergötzen wollte ... Aber weiter, Sancho: wovon unterhielt sie sich mit dir während ihrer Arbeit? Was fragte sie dich über mich und was gabst du ihr zur Antwort? Sage mir alles und laß auch nicht einen Tropfen im Tintenfaß."

„Sie fragte mich nichts," antwortete Sancho; „aber ich erzählte ihr, wie Euer Gnaden sich um ihretwillen kasteien, wie Ihr nackt bis zum Gürtel wie ein Wilder in dieser Wüste lebt, auf dem harten Boden schlaft, an keinem Tische eßt, Euch den Bart nicht kämmt und weint und Euer Schicksal verflucht."

„Das hättest du nicht sagen müssen," sprach Don Quijote, „daß ich mein Schicksal verfluchte. Ich segne es vielmehr, und werde es mein Lebenlang segnen, da es mich würdigte, eine so hohe Dame zu lieben wie Dulcinea von Toboso."

„Ja sie ist in der That so hoch," versetzte Sancho, „daß sie mindestens eine Faust höher ist als ich."

„Wie so, Sancho? Hast du dich denn mit ihr gemessen?"

„Ich will Euch sagen, wie wir uns gemessen haben," sprach Sancho. „Als ich ihr einen Sack Weizen auf einen Esel heben half, stand ich ihr so nahe, daß ich wohl sehen konnte, wie sie eine gute Spanne höher war als ich."

„Es ist aber doch unbestreitbar, daß tausend Millionen

Reize diesen hohen Wuchs begleiten und zieren. Eines zum Beispiel wirst du nicht leugnen, Sancho: Als du dich ihr näherteſt, empfandeſt du da nicht einen ſabäiſchen Duft, einen aromatiſchen Wohlgeruch, etwas Liebliches, das ich ſelbſt nicht nennen kann, einen Duft oder Dunſt, als befändeſt du dich in dem Laden eines feinen Handſchuhmachers?"

„Ich kann nicht anders ſagen," ſprach Sancho, „als daß ich ein gewiſſes Achſelſchweißgerüchlein verſpürte; und das kam ohne Zweifel daher, daß ſie bei der ſchweren Arbeit ſich angeſtrengt hatte und in Schweiß geraten war."

„Daher kam es wohl nicht," erwiderte Don Quijote, „ſondern du mußt entweder den Schnupfen gehabt oder ſelbſt nach etwas gerochen haben; denn ich weiß am beſten, wie ſie duftet, dieſe Roſe unter Dornen, dieſe Lilie des Feldes, dieſer aufgelöſte Ambra."

„Das mag ſein," ſprach Sancho; „denn ich ſpüre bisweilen an mir denſelben Geruch, der mir damals von Ihro Gnaden, dem Fräulein Dulcinea zu kommen ſchien; doch das iſt eben kein Wunder, denn ein Teufel gleicht dem andern."

„Gut," ſagte Don Quijote, „als ſie nun ihren Weizen geworfelt und in die Mühle geſchickt hatte, was that ſie dann, als ſie den Brief las?"

„Den Brief las ſie nicht," antwortete Sancho; „denn ſie ſagte, ſie könne weder leſen noch ſchreiben; ſondern ſie zerriß ihn in kleine Stücke, indem ſie ſagte, ſie wolle ihn niemand zu leſen geben, damit die Leute in ihrem Ort nicht hinter ihre Geheimniſſe kämen, und ſie hätte genug an dem, was ich ihr mündlich von Eurer Liebe und von den außerordentlichen Bußübungen, die Ihr um ihretwillen vorgenommen, erzählt hätte; und endlich ſagte ſie mir, ich möchte Euer Gnaden melden, daß ſie Euch die Hände küſſe und Euch viel lieber ſelbſt ſehe als ſchreibe; und ſie laſſe Euch daher bitten und befehlen, nach Anhörung dieſes aus den Dornen und

Hecken herauszukommen, Eure tollen Streiche bleiben zu lassen und Euch so schnell als möglich auf den Weg nach Toboso zu machen, wenn Euch nicht sonst was Wichtigeres abhalte; denn sie wünschte sehr Euch zu sehen. Sie lachte herzlich, als ich ihr sagte, daß Euer Gnaden sich den Ritter von der traurigen Gestalt nennt. Ich fragte sie, ob der bewußte Biscayer bei ihr gewesen; sie sagte ja, und er wäre ein ganz artiger Bursch gewesen. Ich fragte sie auch nach den Galeerensträflingen, aber von diesen, sagte sie, hätte sich noch keiner sehen lassen."

„Das ist so weit alles gut," sprach Don Quijote; „aber sage mir, welches Kleinod verehrte sie dir beim Abschiede für die Nachrichten, die du ihr von mir brachtest? Denn es ist Sitte und Gebrauch bei den fahrenden Rittern und Damen, daß sie den Stallmeistern, Fräulein oder Zwergen, welche den Rittern von ihren Herrinnen, oder den Damen von ihren Rittern Nachrichten bringen, irgend ein kostbares Kleinod als Botenlohn geben, um sich dankbar für die Botschaft zu bezeigen."

„Das mag wohl sein," sprach Sancho, „und ich halt' es für eine löbliche Sitte; aber es muß wohl nur in alten Zeiten so gewesen sein und jetzt giebt man vermutlich nur ein Stück Käse und Brot; denn das war alles, was Fräulein Dulcinea mir über den Hofzaun reichte, als ich von ihr Abschied nahm; und zum größern Wahrzeichen war es noch ein Stück Schafkäse."

„Sie ist überaus freigebig," versetzte Don Quijote, „und wenn sie dir nicht ein goldenes Kleinod gab, so lag es gewiß daran, daß sie wohl keines bei der Hand haben mochte, um es dir zu geben; aber eine gute Semmel schmeckt auch noch nach Ostern, und sobald ich sie sehe, wird sich das alles finden. Weißt du, worüber ich mich wundere, Sancho? Mich deucht, du bist durch die Luft hin und her geflogen; denn von hier nach Toboso und wieder zurück bist du nicht viel über drei Tage unterwegs gewesen, während es doch

dreißig Meilen von hier sind. Ich denke daher, der weise Zauberer, der mein Freund ist und sich meiner Sachen annimmt — denn einen solchen habe ich ganz gewiß und muß ihn haben, da ich sonst kein echter fahrender Ritter wäre — dieser, sage ich, muß dir ohne Zweifel auf deiner Reise fortgeholfen haben, ohne daß du es merktest; denn es giebt Zauberer, die einen fahrenden Ritter aus seinem Bette schlafend wegführen und ohne zu wissen wie und auf welche Weise es zugeht, erwacht er am folgenden Morgen tausend Meilen von dem Orte, wo er sich schlafen gelegt hatte. Wenn das nicht wäre, könnten die fahrenden Ritter in ihren Nöten einander nicht so schleunig zu Hilfe kommen, wie dies bei jeder Gelegenheit geschieht. Denn da ficht dir einer in den Gebirgen von Armenien mit einem Drachen oder einem wütenden Ungeheuer oder mit einem andern Ritter und muß unterliegen und der Tod sitzt ihm schon auf der Zunge; aber ehe man sich's versieht, erscheint auf einer Wolke, oder auf einem feurigen Wagen ein anderer Ritter, der sein Freund ist und der noch kurz vorher in England war und kommt ihm zu Hilfe, rettet ihm das Leben und setzt sich am Abend wieder ruhig und guter Dinge an seinem eigenen Herd zum Nachtessen nieder, nachdem er gemeiniglich hin und her seine zwei- bis dreitausend Meilen zurückgelegt hat; und das alles geschieht durch die Kunst und Geschicklichkeit dieser weisen Zauberer, welche sich der tapfern Ritter annehmen. Somit, Freund Sancho, wird es mir nicht schwer zu glauben, daß du in so kurzer Zeit nach Toboso und wieder zurückgekommen bist; denn, wie gesagt, ein geschickter Freund hat dich im Fluge geführt, ohne daß du es merktest."

„Ja, so was muß es wohl gewesen sein," sprach Sancho; „denn wahrhaftig, Rosinante lief wie ein Zigeuneresel, der Quecksilber in den Ohren hat."

„Wie sollt' er's nicht gehabt haben?" sprach Don Quijote, „und noch eine Legion Teufel obendrein; denn das ist ein Volk, das, ohne müde zu werden, reist und alles mit-

reisen macht, was ihm nur in den Weg kommt ... Doch genug davon. Was meinst du, daß ich jetzt zu thun habe, hinsichtlich des Befehls meiner Gebieterin, zu ihr zu kommen und sie zu besuchen? Denn obwohl ich einsehe, daß ich verpflichtet bin, ihrem Befehl zu gehorchen, so macht mir doch die Gunst, die ich der Prinzessin, die bei uns ist, versprochen habe, dies wieder unmöglich; denn die Gesetze des Ritterordens nötigen mich, mein Versprechen eher als meine Wünsche zu erfüllen. Einerseits treibt und spornt mich die Sehnsucht, meine Gebieterin zu sehen, und auf der andern Seite ruft und stachelt mich mein gegebenes Wort und der Ruhm, den ich mir durch mein Unternehmen erwerben werde. Doch ich weiß schon, was ich zu thun habe: ich will eilends hinziehen, will dem Riesen den Kopf abschlagen und die Prinzessin in ihr Reich wieder einsetzen, dann augenblicklich wiederkommen, um das Licht meiner Seele zu schauen; und ich werde mich schon in einer Weise bei ihr rechtfertigen, daß sie mein Zögern gutheißen muß, da sie sehen wird, daß es lediglich zur Verherrlichung ihres Namens gereicht; denn alle Ehre, die ich erlangt habe, erlange und noch erlangen werde, widerfährt mir nur dadurch, daß sie mir beisteht und daß ich ihr angehöre."

„Ach!" sprach Sancho, „wie spukt es doch in Euer Gnaden Kopfe! Sagt mir doch, wollt Ihr denn diese Reise ganz umsonst machen und diese reiche und fürstliche Heirat, wobei man Euch ein Königreich zum Brautschatz anbietet, in die Schanze schlagen und von Euch stoßen? Es soll wahrhaftig, wie ich höre, zwanzigtausend Meilen im Umkreis und Ueberfluß an allem haben, was man für Mund und Magen braucht, ja es soll noch größer sein als Portugal und Kastilien zusammen. Schweigt doch um Gottes willen still und schämt Euch Eurer Reden und folgt meinem Rat und nehmt mir's nicht übel, aber heiratet an dem ersten Ort, wo Ihr einen Pfarrer findet: oder sonst habt Ihr auch unsern Licentiaten, der's so gut machen wird wie jeder andere. Bedenkt

doch, daß ich bereits das Alter habe, um Rat zu erteilen und daß der, den ich jetzt gebe, Euch am meisten frommt; denn ein Sperling in der Hand ist besser, als ein Kranich in der Luft, und wer das Glück nicht beim Schopf zu fassen versteht, hat kein Recht sich zu beklagen."

„Höre, Sancho," sprach Don Quijote, „wenn du mir nur deshalb den Rat erteilst mich zu vermählen, damit ich König werde, sobald ich den Riesen erlege und so in den Stand gesetzt werde, dir Gutes zu erweisen und dir das Versprochene zu geben, so wisse, daß ich auch ohne zu heiraten deinen Wunsch erfüllen kann; denn ehe ich mich in den Kampf einlasse, werde ich es zur Bedingung machen, daß mir, im Fall ich siege, wenn ich auch nicht heiraten will, ein Teil des Reiches zufällt; und wenn ich ihn erhalte, wer anders wird ihn dann erhalten als du?"

„Das ist klar," sprach Sancho; „aber seht zu, gestrenger Herr, daß Ihr's an der Wasserseite bekommt, damit ich meine schwarzen Unterthanen, wenn mir's dort zu Lande nicht gefällt, einschiffen und mit ihnen machen kann, was ich mir schon überlegt habe. Denkt nur jetzt nicht daran, Fräulein Dulcinea zu besuchen, sondern geht hin und schlagt den Riesen tot und laßt uns diesen Handel erst abthun; denn bei Gott! es scheint mir, es muß viel Ehre und großer Nutzen daraus erwachsen."

„Du hast recht, Sancho," erwiderte Don Quijote, „und ich will deinem Rate folgen und erst mit der Prinzessin ziehen, eh' ich zu Dulcinea gehe; ich rate dir aber, daß du niemand, auch denen nicht, die bei uns sind, ein Wort von dem sagst, was wir besprochen haben; denn da Dulcinea so sittsam ist, daß sie nicht will, daß jemand ihre Gedanken erfahre, so wäre es nicht recht, wenn ich oder ein anderer etwas davon ausplauderte."

„Wenn dem so ist," sprach Sancho, „warum befehlt Ihr denn allen, die Ihr überwindet, daß sie sich Fräulein Dulcinea vorstellen sollen? Denn dadurch thut Ihr ja gleichsam

urkundlich zu wissen, daß Ihr sie liebt und ihr Liebhaber seid. Und wenn es nötig ist, daß die, welche Ihr hinschickt, vor ihr auf die Kniee fallen und ihr sagen müssen, daß sie ihr in Euerm Namen huldigen, wie können dann Eure beiderseitigen Gedanken verborgen bleiben?"

„O wie dumm und einfältig du bist!" sprach Don Quijote. „Siehst du denn nicht ein, Sancho, daß dies alles zu ihrer Verherrlichung dient? Denn du mußt wissen, daß es einer Dame nach dem Stil unsers Rittertums großen Ruhm bringt, wenn viele fahrende Ritter ihr huldigen, welche ihr aufwarten, ohne andere Absichten dabei zu haben, als daß sie sich ihrem Dienste weihen, weil sie ist was sie ist und ohne für ihre große und warme Anhänglichkeit irgend einen andern Lohn zu erwarten, als daß sie geruhe sie als ihre Ritter anzusehen."

„Mit dieser Art Liebe," sprach Sancho, „hab' ich predigen hören, müsse man Gott den Herrn um seiner selbst willen allein lieben, ohne sich von der Hoffnung des Lohnes, oder von der Furcht der Strafe bewegen zu lassen; obgleich ich ihn auch wohl lieben und ihm dienen möchte um deswillen, was er vermag."

„Daß dich der Teufel, du Bauernlümmel!" rief Don Quijote, „was für gescheite Dinge du bisweilen sprichst, man sollte meinen, du hättest studiert."

„Und ich kann doch wahrhaftig nicht einmal lesen," sprach Sancho.

Bei diesen Worten rief ihnen Meister Niklas zu, sie möchten ein wenig warten; denn die andern wollten sich etwas verweilen, um aus einer Quelle zu trinken, die sie gefunden hätten. Don Quijote hielt an, und Sancho war nicht wenig froh darüber, da er der vielen Lügen müde war und befürchtete, sein Herr möchte ihn über denselben ertappen; denn obgleich er wußte, daß Dulcinea ein Bauernmädchen in Toboso war, so hatte er sie doch in seinem Leben nicht gesehen. Cardenio hatte inzwischen die Kleider an-

gezogen, welche Dorothea getragen, als man sie zuerst fand, und so schlecht sie auch waren, so hatten sie doch vor denen, die er ablegte, einen großen Vorzug. Bei dieser Quelle stiegen sie sämtlich ab und stillten mit dem Wenigen, was der Pfarrer aus dem Wirtshause mitgebracht hatte, den großen Hunger, den sie alle fühlten.

Währenddes kam ein Knabe daher gewandert, der die Gesellschaft an der Quelle aufmerksam betrachtete und sogleich auf Don Quijote zulief, seine Kniee umfaßte und laut weinend zu ihm sagte: „Ach gnädiger Herr, kennt Ihr mich nicht mehr? Seht mich nur an. Ich bin der Andreas, den Ihr neulich von dem Eichbaum losmachtet, an welchen ich festgebunden war."

Don Quijote erkannte ihn, nahm ihn bei der Hand, stellte ihn seiner Gesellschaft vor und sagte: „Damit Euer Gnaden und Hochwürden erkennen, wie notwendig die fahrenden Ritter in der Welt sind, um das Unrecht und die Gewaltthätigkeiten abzustellen, welche von frechen und bösen Menschen in ihr begangen werden, so erfahret, daß ich vor einigen Tagen, als ich durch einen Wald kam, ein sehr klägliches Geschrei hörte, als ob jemand in großer Angst und Not sei. Angespornt von meinem Pflichtgefühl, eilte ich nach der Gegend, von wo das Jammergeschrei zu kommen schien, und fand, an eine Eiche gebunden, diesen Knaben, den ich euch hier zu meiner nicht geringen Freude vorstelle, da er jeden Umstand bezeugen kann, den ich euch erzähle.

„Er war, wie ich sagte, an einen Eichbaum gebunden, mit nacktem Oberkörper; und ein Bauer, welcher, wie ich später hörte, sein Herr war, zerfleischte ihm den Leib mit einem Pferdezaume. Sobald ich dies sah, fragte ich ihn nach der Ursache einer so grausamen Züchtigung. Der grobe Kerl gab mir zur Antwort, er prügele ihn, weil er sein Knecht sei, und weil er gewisse Fahrlässigkeiten mehr aus Schelmerei als aus Dummheit beginge; worauf dieser Knabe sagte: Herr, er prügelt mich, weil ich meinen Lohn von ihm ver-

lange. Sein Herr machte dagegen allerlei Einwendungen und Entschuldigungen, die ich zwar anhörte, aber nicht gelten ließ. Genug, ich befahl ihm, den Knaben loszulassen und ließ mir von dem Bauer einen Eid schwören, daß er mit ihm nach Hause gehen und ihm das Geld bei Heller und Pfennig und noch dazu mit Zinsen bezahlen wolle ... Ist das nicht alles wahr, mein Sohn Andreas? Hast du nicht bemerkt, mit welch gebieterischer Miene ich ihm dies gebot und mit welcher Demut er versprach, alles zu thun, was ich ihm befahl, andeutete und von ihm verlangte? Antworte! Sei nicht blöde, laß dich durch nichts abhalten und erzähle diesen Herren, was vorfiel, damit sie sehen und erkennen, wie nötig es laut meiner Behauptung ist, daß fahrende Ritter auf den Wegen und Landstraßen umherziehen."

„Alles was Euer Gnaden gesagt haben, ist wahr," sprach der Knabe; „aber schließlich fiel die Geschichte doch ganz anders aus, als Ihr Euch gedacht hattet."

„Wie so ganz anders?" fragte Don Quijote. „Hat dich denn der Bauer nicht bezahlt?"

„Nicht nur nicht bezahlt," antwortete Andreas, „sondern kaum war Ihr aus dem Walde und wir wieder allein, so band er mich aufs neue an denselben Baum und gab mir so viel Hiebe, daß er mich zu einem wahrhaft geschundenen Sankt Bartholomäus machte; und jeden Schlag, den er mir gab, begleitete er mit einem höhnischen Witzworte, um sich über Euch lustig zu machen, derart, daß ich hätte lachen mögen, wenn es mir vor Schmerzen möglich gewesen. Kurz, er hat mich so zugerichtet, daß ich bis auf diesen Tag im Spital habe liegen müssen, um mich von dem Schaden kurieren zu lassen, den mir der gottlose Bauer angethan hat. Und an alle dem sind Euer Gnaden schuld, denn wenn Ihr Eure Straße gezogen und nicht hingekommen, wo Euch niemand gerufen hatte, und Euch nicht in fremde Händel gemischt hättet, so würde mein Herr sich damit begnügt haben, mir ein oder ein paar Dutzend Hiebe zu geben, und dann

hätte er mich losgelassen und mir bezahlt was er mir schuldig war. Da aber Euer Gnaden ihn so heruntermachten und ihm ohne Grund so viele Grobheiten an den Kopf warfen, lief ihm die Galle vollends über, und da er sich an Euch nicht rächen konnte, so entlud sich, sobald wir allein waren, das Ungewitter in einer Weise über mich, daß ich glaube, ich werde in meinem ganzen Leben nicht wieder ein gesunder Mensch."

„Mein ganzer Fehler bestand darin," sagte Don Quijote, „daß ich davonritt, das hätte ich nicht eher thun sollen, bis du bezahlt warst; denn die Erfahrung hätte mich längst lehren sollen, daß der Bauer sein Wort nicht hält, wenn er sieht, daß es ihm nichts einbringt. Du wirst aber nicht vergessen haben, Andreas, daß ich schwor, wiederzukommen und ihn aufzusuchen, wenn er dich nicht bezahle, und daß ich ihn finden würde, selbst wenn er sich in den Bauch eines Walfisches versteckte."

„Das ist wohl wahr, aber es nützt nichts," sprach Andreas.

„Du sollst bald sehen, ob es nützt," antwortete Don Quijote, und befahl Sancho, Rosinanten aufzuzäumen, welcher während der Mahlzeit im Grase ging. Dorothea fragte ihn, was er vorhabe. Er antwortete, er wolle den Bauer aufsuchen, ihn für sein schlechtes Betragen züchtigen und dem Andreas allen Bauernlümmeln der Welt zum warnenden Beispiel bis auf den letzten Heller zu seinem Gelde verhelfen. Sie erwiderte, er möchte bedenken, daß er, vermöge seines Versprechens, in kein anderes Unternehmen sich einlassen könne, bis er das ihre zu Ende geführt; und da er dies besser als irgend ein anderer wisse, so bäte sie ihn, seinen Zorn zu unterdrücken, bis er aus ihrem Reiche wieder zurückgekehrt sei."

„Das ist wahr," sprach Don Quijote, „und so muß Andreas Geduld haben bis ich wiederkomme, wie Eure Hoheit sagen; denn ich schwöre und verspreche ihm aufs

neue, daß ich nicht ruhen werde, bis er gerächt und bezahlt ist."

„Ich gebe nicht viel auf diese Schwüre," schmollte Andreas. „Ein Zehrpfennig auf die Reise nach Sevilla wäre mir jetzt lieber als alle Rache der Welt. Gebt mir, wenn Ihr was habt, zu essen und etwas mit auf den Weg zu nehmen, und Gott sei mit Euch und allen fahrenden Rittern, die meinetwegen so gut fahren mögen, wie ich mit ihnen gefahren bin."

Sancho nahm ein paar Stücke Brot und Käse aus seinem Quersack und gab sie dem Burschen. „Da, Bruder Andreas," sprach er, „wir alle nehmen Anteil an deinen Widerwärtigkeiten."

„Welchen Anteil nehmt Ihr denn daran?" fragte Andreas.

„Diesen Anteil an Käse und Brot," antwortete Sancho; „denn Gott weiß, ob ich ihn vermissen werde oder nicht. Denn ich kann Euch sagen, Freund, daß wir Schildknappen der fahrenden Ritter viel Hunger und Kummer ausstehen müssen, und noch manche andere Dinge mehr, die sich besser fühlen als erzählen lassen."

Andreas nahm das Brot und den Käse und da er sah, daß ihm sonst niemand etwas gab, ließ er den Kopf hängen und nahm den Weg zwischen die Füße, wie man zu sagen pflegt. Beim Weggehen sagte er noch zu Don Quijote: „Um Gottes willen, Herr fahrender Ritter, wenn Ihr mich jemals wieder antrefft und Ihr auch seht, daß man mich in Stücke haut, so helft mir nicht und steht mir nicht bei, sondern überlaßt mich meinem Unglück; denn so arg wird es nicht sein, als es werden könnte durch Euer Gnaden Beistand — Gott verdamme Euch samt allen fahrenden Rittern, die je zur Welt gekommen sind."

Don Quijote wollte aufstehen und den Burschen züchtigen; allein er machte sich so schnell aus dem Staube, daß niemand ihn einzuholen versuchte. Der Ritter war ganz rasend

über Andreas' Erzählung, und die andern mußten sich sehr in acht nehmen, nicht zu lachen, um ihn nicht ganz und gar toll zu machen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Handelt von dem, was Don Quijote und seiner Gesellschaft in der Schenke begegnete.

Nach beendigter Mahlzeit ward sogleich wieder gesattelt, und ohne daß etwas Erzählenswertes vorgefallen wäre, erreichte die Gesellschaft am folgenden Tage die Schenke, welche die Furcht und der Schrecken Sancho Panzas war; und obgleich er dort ungern einkehren wollte, war es doch diesmal nicht zu vermeiden. Die Wirtin, der Wirt, ihre Tochter und Maritornes eilten, als sie Don Quijote und Sancho kommen sahen, ihnen entgegen und empfingen sie mit großer Freude, und der Ritter begrüßte sie mit würdevollem Ernst; bat aber zugleich, ihm ein besseres Bett zu bereiten als er das letzte Mal gehabt hätte, worauf die Wirtin antwortete, wenn er besser bezahlte, als das vorige Mal, sollte er wie ein Fürst gebettet werden. Don Quijote versprach es, und so bereitete man ihm ein erträgliches Bett in demselben Verschlage, in welchem er das letzte Mal geschlafen, worauf er sich unverzüglich zur Ruhe begab, da er völlig erschöpft und kaum noch seiner Sinne mächtig war.

Kaum hatte er seine Thür geschlossen, als die Wirtin mit Meister Niklas, dem Barbier, anband, ihn beim Barte faßte und sagte: „Bei meiner Seligkeit, Ihr sollt mir nicht länger meinen Schwanz als Bart benutzen; Ihr müßt mir meinen Schweif wiedergeben, denn meines Mannes seiner treibt sich auf der Erde herum, daß es eine Schande ist ... ich meine nämlich den Kamm, den ich an meinen guten Schweif aufzustecken pflegte."

Der Barbier wollte trotz ihrem Ziehen und Zerren den Bart nicht fahren lassen, bis der Licentiat ihn ersuchte, ihn zurückzugeben, da man ihn nicht mehr nötig hätte; denn er

könnte von nun an in seiner wahren Gestalt auftreten und zu Don Quijote sagen, er sei, nachdem er von den räuberischen Galeerensträflingen ausgeplündert worden, in diese Schenke geflohen; und sollte der Ritter nach dem Stallmeister der Prinzessin fragen, so könnte man vorgeben, sie habe ihn vorausgeschickt, um ihren Unterthanen Nachricht zu bringen, daß sie mit ihrem gemeinschaftlichen Befreier sich schon unterwegs befinde. Hierauf gab der Barbier der Wirtin ihren Schwanz freiwillig zurück, sowie auch alle übrigen Sachen, welche sie zu Don Quijotes Befreiung geliehen hatte.

Alle in der Schenke waren erstaunt über Dorotheas Schönheit, und nicht weniger über die hübsche Gestalt des Schäfers Cardenio. Der Pfarrer bestellte zu essen, so gut es das Haus zu bieten vermöchte, und der Wirt richtete in der Hoffnung auf gute Bezahlung eine leibliche Mahlzeit an. Während der ganzen Zeit schlief Don Quijote und man fand für gut, ihn nicht zu wecken, da man glaubte, der Schlaf würde ihm für den Augenblick besser bekommen als das Essen. Während der Mahlzeit ward in Gegenwart des Wirts, der Wirtin, ihrer Tochter, der Maritornes und aller Fremden von der seltsamen Verrücktheit des Ritters und von dem Zustande gesprochen, in dem man ihn gefunden hatte. Die Wirtin erzählte dagegen, was zwischen ihm und dem Maultiertreiber vorgefallen war, und nachdem sie sich nach Sancho umgesehen und gefunden, daß er nicht zugegen war, erzählte sie auch die ganze Geschichte mit der Prelle, welche die Gesellschaft nicht wenig amüsierte. Als nun der Pfarrer sagte, das Lesen der Ritterbücher habe Don Quijote den Kopf verrückt, meinte der Wirt: „Ich wüßte doch nicht, wie das zugehen sollte, denn so viel ich davon verstehe, giebt's wahrhaftig in der Welt nichts Besseres zu lesen, und ich habe ihrer zwei oder drei und noch einige andere Schriften, bei denen mir wirklich das Herz aufgeht, und nicht mir allein, sondern auch vielen andern; denn in der Erntezeit kommen an Festtagen viele Schnitter hier zusammen, unter denen sich

immer einer oder der andere befindet, der lesen kann; dieser nimmt dann eins von den Büchern zur Hand, und wir andern setzen uns wohl bis an die dreißig um ihn herum und hören ihm mit solcher Lust zu, daß uns alle Grillen vergehen. Von mir selbst muß ich wenigstens sagen, daß mich oft die Lust dabei ankommt, es ebenso zu machen wie die Ritter, wenn ich von den wütigen, schrecklichen Hieben höre, die sie austeilen, und daß ich wohl Tag und Nacht sitzen könnte, um so was anzuhören."

„Und ich nicht minder," sagte die Wirtin; „denn ich habe nicht eher Ruhe im Hause, als wenn du vorlesen hörst, dann bist du so in die Sache vertieft, daß du den Brummbär darüber vergißt."

„Das ist wahr," sprach Maritornes, „und ich mag fürwahr auch gern von solchen Sachen hören, denn sie sind doch gar zu hübsch! Besonders wenn man hört, daß eine Dame unter Orangenbäumen in den Armen ihres Ritters liegt, während ihre Zofe Schildwacht steht und vor Angst, Neid und Mißgunst das Fieber kriegen will. Ich muß sagen, das ist so süß wie Honig."

„Und was sagt denn Ihr dazu, Jüngferchen?" fragte der Pfarrer die Tochter der Wirtin. „Wie gefallen Euch solche Sachen?"

„Auf mein Wort, ich weiß es nicht," antwortete das Mädchen; „ich höre so mit zu und, die Wahrheit zu sagen, wenn ich's auch nicht verstehe, so hör' ich's doch gern; aber die Hiebe, die meinem Vater so sehr behagen, wollen mir doch nicht so gut gefallen als die Klagen der Ritter über die Abwesenheit ihrer Damen, und ich bin wirklich aus Mitleid mit ihnen schon manchmal bis zu Thränen gerührt worden."

„Ihr würdet sie also wohl trösten, liebes Mädchen, wenn sie um Euch seufzten?" sprach Dorothea.

„Ich weiß nicht, was ich thun würde," sagte das Mädchen; „aber ich weiß, daß einige von den Damen so grausam sind, daß ihre Ritter sie Tiger und Löwen nennen, und ihnen

noch tausend andere häßliche Namen geben ... Du lieber Himmel! ich weiß nicht, was das für hartherziges, gewissenloses Volk sein muß, das einen ehrlichen Mann sterben oder von Sinnen kommen lassen kann — nur um ihn nicht zu sehen. Ich weiß nicht, wozu die Ziererei dienen soll, wenn sie's ehrlich meinen. Laßt sie sie heiraten, denn mehr begehren sie ja nicht."

„Schweig, Kind!" sprach die Mutter; „man sollte wunder denken, wieviel du von solchen Dingen verständest, und es schickt sich nicht für junge Mädchen, alles zu wissen und von allem zu schwatzen."

„Da mich der Herr dort fragte," sprach die Kleine, „so mußt' ich ihm doch antworten."

„Wohlan, Herr Wirt," sprach der Pfarrer, „bringt uns doch einmal die Bücher her; ich möchte sie doch gern sehen."

„Recht gern," versetzte der Wirt, ging in seine Kammer und holte einen alten Mantelsack, der mit Kette und Schloß versehen war und in welchem sich drei große Bücher und einige sauber geschriebene Papiere befanden. Das erste Buch, das der Pfarrer aufschlug, war Don Cirongilio von Thrakien, das andere Felixmarte von Hyrkanien, und das dritte die Geschichte des großen Feldherrn Gonzalo Hernandez von Cordova, nebst dem Leben des Diego Garcia von Paredes. Als er die Titel der beiden ersten las, sah er den Barbier an und sagte: „Hier fehlen uns nur die Haushälterin und die Nichte unseres Freundes."

„Die haben wir nicht nötig," sprach der Barbier; „denn ich kann sie ebensogut auf den Hof tragen oder in den Kamin werfen; das Feuer brennt hell genug."

„Ich glaube gar, ihr Herren wollt mir meine Bücher verbrennen," sprach der Wirt.

„Nur diese beiden," versetzte der Pfarrer, „den Don Cirongilio und den Felixmarte."

„Sind denn meine Bücher Ketzer oder Phlegmatiker, daß Ihr sie verbrennen wollt?" fragte der Wirt.

„Schismatiker wollt Ihr sagen, Freund, und nicht Phlegmatiker," bemerkte der Pfarrer.

„Schon gut," sprach der Wirt; „aber wenn Ihr absolut eins verbrennen wollt, so nehmt das von dem großen Feldherrn und dem Diego Garcia; denn viel eher lass' ich meinen Sohn verbrennen als eines von den beiden andern."

„Lieber Freund," versetzte der Pfarrer, „in diesen beiden Büchern stehen lauter Unwahrheiten, und sie sind voll von Unsinn und Narrheit; aber die Geschichte von dem großen Feldherrn ist wahr und enthält die Begebenheiten des Gonzalo Hernandez von Cordova, der wegen seiner vielen Großthaten verdiente, daß ihm die Nachwelt den Namen eines großen Feldherrn beilegte, einen rühmlichen Beinamen, den nur ein solcher Mann verdienen konnte; und Diego Garcia von Paredes war ein trefflicher Ritter, aus der Stadt Truxillo in Estremadura gebürtig, ein überaus tapferer Krieger, und dabei ein Mann von so außerordentlicher Stärke, daß er mit einem Finger ein Mühlrad im vollen Umschwunge aufhalten konnte. Einst stellte er sich mit dem Schlachtschwert in der Hand vor eine Brücke und machte einem zahllosen Heere den Uebergang streitig; und solcher Thaten verrichtete er noch mehr, welche, wenn statt der Bescheidenheit, mit welcher er als Rittersmann und Selbstbiograph davon spricht, ein anderer, unbefangener und unparteiischer Schriftsteller sie dargestellt hätte, gewiß die Thaten eines Hektor, Achilles und Roland weit hinter sich lassen würden."

„Das ist denn was Großes!" rief der Wirt. „Es ist wohl was Rechtes, ein Mühlrad aufzuhalten! Beim Himmel! Da sollten Euer Würden mal lesen, was ich von Felixmarte von Hyrkanien gelesen, wie der mit einem Streiche fünf Riesen mitten durchgehauen, als wenn's Bohnen wären, wie die Mönchlein, welche die Kinder machen; und ein andermal griff er ein ungeheures und mächtiges Heer an und schlug mehr als eine Million sechsmalhunderttausend Soldaten, die alle von Kopf bis zu Fuß in Stahl und Eisen steckten, aus-

einander wie eine Herde Schafe. Und was sagt Ihr zu dem trefflichen Don Cirongilio von Thrakien, der so tapfer und herzhaft war, daß er einst, wie es in dem Buche beschrieben steht, als er über einen Fluß setzte und mitten aus dem Wasser ein feuriger Drache ihm entgegenstürzte, augenblicklich auf ihn losging, sich auf seinen schuppigen Rücken schwang und ihm mit beiden Händen die Gurgel so fest zusammendrückte, daß der Drache, um sich vor dem Ersticken zu retten, samt dem Ritter, der ihn durchaus nicht losließ, bis auf den Grund des Wassers tauchte; und als sie unten waren, befand sich auf einmal der Ritter in einem wunderschönen Palast und Garten und der Drache verwandelte sich in einen alten Greis, der ihm so schöne Sachen sagte, daß man sich nicht satt daran hören kann. Schweigt doch, Herr! Denn wenn Ihr so was hörtet, würdet Ihr vor Vergnügen närrisch. Keinen Pappenstiel geb' ich für Euern großen Feldherrn und für den Diego Garcia, von dem Ihr so viel Aufhebens macht."

Als Dorothea dies hörte, sagte sie leise zu Cardenio: „Es fehlt nicht viel, so könnte unser Wirt das Gegenstück zu unserm Don Quijote abgeben."

„Das deucht mich auch," sprach Cardenio; „denn wie es scheint, glaubt er steif und fest, daß alles, was in diesen Büchern erzählt wird, buchstäblich so geschehen sei, wie es beschrieben steht, und das würde er sich von keinem Bruder Barfüßer ausreden lassen."

„Ihr könnt mir glauben, Freund," sprach der Pfarrer, „daß es in der Welt nie einen Felixmarte von Hyrkanien oder einen Don Cirongilio von Thrakien, noch sonst irgend einen von all den Rittern gegeben hat, von denen die Rittergeschichten erzählen; sondern es sind lauter Erfindungen und Erdichtungen müßiger Köpfe, welche sie bloß zu dem Zweck schrieben, dessen Ihr selbst erwähnt habt, nämlich zum Zeitvertreib, wie sie Euern Schnittern, wenn man sie ihnen vorlas, wirklich die Zeit vertrieben haben. Ich schwöre Euch

daß es in der That niemals solche Ritter in der Welt gegeben, und niemals solche Thaten und abenteuerliche Dinge darin geschehen sind."

„Mit diesem Knochen mögt Ihr einen andern Hund locken!" sprach der Wirt. „Ihr meint wohl, ich könnte nicht fünf zählen und wüßte nicht, wo mich der Schuh drückt. Glaubt nur nicht, daß ich mir Kinderbrei vorsetzen lasse, denn wahrlich, ein Wickelkind bin ich nicht mehr! Das gefällt mir, daß Ihr mir weismachen wollt, alles, was in diesen hübschen Büchern steht, sei erdichtet und erlogen, da es doch mit Erlaubnis der königlichen Räte gedruckt ist: als wenn diese Herren Leute wären, die so viele Lügen und Schlachten und Verzauberungen würden zusammendrucken lassen, daß man toll darüber werden möchte."

„Ich habe Euch schon gesagt, Freund," versetzte der Pfarrer, „daß dies nur geschieht, damit man sich die müßigen Stunden damit vertreiben könne; so wie es auch in allen wohlgeordneten Staaten erlaubt ist, Schach, Ball oder Billard zu spielen, damit diejenigen Zeitvertreib haben, die nicht arbeiten wollen, müssen oder können — ebenso erlaubt man auch dergleichen Bücher zu drucken und zu verkaufen, indem man mit Grund voraussetzt, daß niemand so einfältig sein werde, sie für wahre Geschichten zu halten. Wenn hier der Ort wäre und diese Gesellschaft es verlangte, so könnte ich von dem, was in den Ritterbüchern eigentlich stehen müßte, um gut zu sein, manches sagen, was nützlich und für einige vielleicht auch unterhaltend wäre; ich hoffe aber mit der Zeit meine Gedanken solchen Personen mitteilen zu können, welche Gelegenheit haben, etwas zum Besten der guten Sache zu thun. Vor der Hand, Herr Wirt, könnt Ihr meinen Worten glauben. Nehmt Eure Bücher, und wohl bekomm' Euch die Wahrheit und Lüge! Gott gebe nur, daß Ihr nicht auf derselben Seite hinkt, wie Euer Gast Don Quijote."

„Damit hat's keine Not," sprach der Wirt. „Solch ein Narr bin ich nicht, fahrender Ritter zu werden; denn das

seh' ich wohl ein, daß heutzutage das nicht mehr üblich ist, was damals Brauch war, als jene berühmten Ritter, wie man sagt, die Welt durchzogen."

Sancho hatte fast die Hälfte dieser Unterredung mit angehört und ward sehr bestürzt und betreten, als er vernahm, die fahrenden Ritter seien heutzutage aus der Mode, und alle Ritterbücher seien Narrheiten und Lügen; und er beschloß daher in seinem Herzen abzuwarten, wie es mit dem Ritterzuge seines Herrn ablaufen werde, und wenn es damit nicht so glücklich ablaufe, wie er erwarte, so war er entschlossen, ihn zu verlassen und zu Weib und Kindern zurückzukehren, um seine gewohnte Arbeit wieder aufzunehmen.

Als der Wirt jetzt seinen Mantelsack wieder wegtragen wollte, bat ihn der Pfarrer, noch ein wenig zu warten, da er zu sehen wünschte, was die Papiere enthielten, die so sauber geschrieben seien. Der Wirt nahm sie heraus und gab sie ihm zum Durchblättern. Es waren ungefähr acht geschriebene Bogen und auf dem Titelblatte stand mit großen Buchstaben: „Die unziemliche Neugier, eine Novelle!" Der Pfarrer las drei oder vier Zeilen vor sich hin und sagte: „Wahrhaftig, der Titel dieser Erzählung gefällt mir nicht übel und ich hätte wohl Lust sie ganz zu lesen."

„Das können Euer Hochwürden immerhin," sprach der Wirt; „denn ich kann Euch sagen, daß sie einigen meiner Gäste, die sie gelesen, sehr gefallen hat, und daß sie mich oft inständig darum gebeten haben. Ich habe sie ihnen aber nicht geben wollen, da ich sie dem wiederzugeben gedenke, der den Mantelsack und die Papiere hier vergessen hat; denn es könnte ja sein, daß der Eigentümer dereinst wieder bei mir einkehrt, und so ungern ich die Bücher auch missen werde, so soll er sie doch wiederhaben; denn ich bin zwar Gastwirt, aber nichtsdestoweniger ein guter Christ."

„Ihr habt recht, Freund," sprach der Pfarrer; „wenn mir aber die Erzählung gefällt, werdet Ihr mir doch erlauben sie abzuschreiben?"

„Herzlich gern," erwiderte der Wirt.

Mittlerweile hatte Cardenio die Erzählung in die Hand genommen und darin geblättert, und da sie ihm so wohl gefiel wie dem Pfarrer, so bat er diesen sie laut vorzulesen, damit sie alle hörten. „Sehr gern," sprach der Pfarrer, „wenn es nicht ratsamer wäre, die Zeit jetzt mit Schlafen als mit Lesen zuzubringen."

„Für mich würde es Erholung genug sein, die Zeit mit Anhörung einer Geschichte zu vertreiben," sagte Dorothea; „denn mein Geist ist noch nicht hinlänglich beruhigt, um schlafen zu können, wenn es auch die Tageszeit erforderte."

„Wenn dem so ist," sprach der Pfarrer, „will ich sie vorlesen, sei's auch nur aus Neugier; vielleicht sehen wir uns nicht getäuscht in unsrer Erwartung."

Meister Niklas und Sancho baten ihn ebenfalls darum, und als der Pfarrer fand, daß es jedem Vergnügen machen und ihm selbst Genuß gewähren würde, sagte er: „Wohlan, so hört mir alle aufmerksam zu. Die Geschichte beginnt folgendermaßen:

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Erzählung von der unziemlichen Neugier.

In Florenz, einer reichen und berühmten Stadt Italiens, im Großherzogtum Toscana, lebten zwei reiche und vornehme Edelleute, Anselmo und Lotario, welche so große Freunde waren, daß sie von allen ihren Bekannten zur Auszeichnung und Unterscheidung nur die beiden Freunde genannt wurden. Sie waren beide unverheiratet, junge Männer von gleichem Alter und von gleichen Gesinnungen — Grund genug, das Band ihrer Freundschaft immer fester zu knüpfen. Allerdings war Anselmo ein wenig mehr zu Liebesabenteuern geneigt als Lotario, welcher sich die Zeit am liebsten mit der Jagd vertrieb; wenn sich jedoch Gelegenheit bot, so opferte Anselmo seine Neigung dem Hange Lotarios, so wie zu andern Zeiten Lotario auf sein Vergnügen verzichtete,

um Anselmo zu folgen; und so gingen ihre Wünsche immer so sehr denselben Schritt, daß die bestgeregelte Uhr nicht so gleichmäßig hätte gehen können.

Anselmo war heftig verliebt in ein vornehmes und schönes Mädchen aus derselben Stadt, deren edle Geburt und persönlicher Wert ihn bewogen, nach vorgängiger Beratung mit seinem Freunde Lotario — ohne welchen er nie etwas unternahm — bei ihren Eltern um sie anzuhalten. Lotario war sein Brautwerber und brachte alles so vollkommen nach dem Wunsche seines Freundes zustande, daß dieser in kurzer Zeit in den Besitz seiner Geliebten gelangte; und auch Camilla fühlte sich als Gemahlin des Anselmo so glücklich, daß sie nicht aufhörte, dem Himmel und Lotario zu danken, durch dessen Vermittlung ihr dieses Glück zu teil geworden war.

Während der ersten Tage, welche gewöhnlich den hochzeitlichen Festen gewidmet sind, fuhr Lotario fort, das Haus seines Freundes zu besuchen und versäumte nicht, durch Feste und Lustbarkeiten ihm seine Aufmerksamkeit zu bezeigen. Sobald aber die Hochzeitsfeier vorbei war und das Gewühl der Glückwünschenden und Besuchenden sich verminderte, fing Lotario an, seine Besuche in dem Hause des Anselmo vorsätzlich einzustellen, weil er bedachte — was jeder vernünftige Mann billig bedenken sollte — daß man bei einem Freunde nach seiner Verheiratung nicht mehr so frei und so oft aus- und eingehen darf, als da er noch Junggeselle war, denn wenn auch auf wahre Freundschaft irgend ein Verdacht weder fallen kann noch darf, so ist doch die Ehre der Neuvermählten so zart und empfindlich, daß man sagen möchte, sie nähme Anstoß an leiblichen Brüdern, wie viel mehr an Freunden.

Anselmo, dem das Wegbleiben seines Freundes auffiel, machte ihm darüber ernstliche Vorwürfe. „Hätte ich geglaubt," sprach er, „daß meine Verheiratung dich abhalten würde, so wie sonst mit mir umzugehen, so hätte ich nie diesen Schritt gethan. So lange ich noch unverheiratet war,

erwarben wir beide uns durch unsern vertrauten Umgang den schönen Beinamen „die beiden Freunde.“ Bringe du uns jetzt nicht um diesen rühmlichen und schmeichelhaften Namen, indem du ohne irgend eine erhebliche Ursache den Vorsichtigen spielst, sondern laß dich von mir inständig bitten — wenn es nötig und schicklich ist, mich dieses Ausdrucks gegen dich zu bedienen — dich nach wie vor als Herrn in meinem Hause zu betrachten und so wie früher bei mir aus und ein zu gehen. Ich versichere dich, daß Camilla, meine Frau, keinen andern Wunsch und keinen andern Willen hat als den meinen, und da sie weiß, wie sehr wir einander schätzen, so kann sie sich dein auffallendes Wegbleiben nicht erklären.“

Auf all diese und viele andere Vorstellungen, wodurch Anselmo Lotario zu bewegen suchte, sein Haus wieder wie früher zu besuchen, antwortete Lotario mit so viel Klugheit, Verstand und Bescheidenheit, daß Anselmo sich von der guten Absicht seines Freundes überzeugte; und es wurde daher zwischen ihnen verabredet, daß Lotario künftig zweimal in der Woche und an allen Festtagen bei Anselmo speisen solle. Allein ungeachtet dieser Verabredung nahm sich Lotario dennoch vor, nicht weiter zu gehen, als er es für die Ehre seines Freundes verträglich fände; denn Anselmos Ruf lag ihm mehr am Herzen als sein eigner. Er sagte — und zwar mit Recht — daß ein verheirateter Mann, dem der Himmel eine schöne Frau geschenkt, achten sollte, welche Freundinnen seine Frau sich zu ihrem Umgange wähle; denn die Dinge, die nicht auf Spaziergängen, in der Kirche, bei öffentlichen Festen oder auf Wallfahrten — von welchen ein Mann seine Frau nicht immer zurückhalten kann — ausgeheckt und eingefädelt würden, das werde in den Häusern der Freundinnen und Verwandten, mit welchen die Frau am liebsten umgehe, verabredet und möglich gemacht. Lotario meinte auch, jedes Ehepaar müßte einen Freund haben, der sie beide auf jeden unvorsichtigen Schritt aufmerksam mache, da es leicht ge-

schehe, daß der Mann aus Zärtlichkeit gegen seine Frau und um ihr keinen Verdruß zu machen, manches nicht rüge und ihr nicht sage, daß sie gewisse Dinge thun oder lassen müsse, deren Begehung oder Unterlassung ihr Ehre und Schande bringen könnte, wogegen sich leicht für alles ein Mittel finden lasse, wenn er von einem Freunde darauf aufmerksam gemacht werde. Allein wo findet sich ein so verständiger, rechtschaffener und aufrichtiger Freund, wie Lotario ihn verlangt? Ich weiß es wahrlich nicht, und nur ein Lotario war fähig, mit äußerster Sorgfalt und Scharfsichtigkeit für die Ehre seines Freundes zu sorgen und die Besuche in seinem Hause an den verabredeten Tagen so selten und so kurz zu machen, daß er den bösen Zungen und den Splitterrichtern keinen Anlaß gab, sich darüber aufzuhalten, daß ein junger, reicher, vornehmer und gebildeter Mann, wie er nach seiner eigenen Ueberzeugung war, in dem Hause einer so schönen Frau wie Camilla Besuche mache. Denn obwohl ihr ausgezeichneter Charakter und ihre Tugend jeder Lästerzunge einen Zaum anlegen konnte, so wollte er doch ihren guten Ruf und die Ehre ihres Mannes nicht dem leisesten Zweifel aussetzen, und beschäftigte sich daher an den verabredeten Tagen meist mit andern Dingen, die er als unumgänglich notwendig darzustellen suchte, so daß mit Klagen auf der einen und mit Entschuldigungen auf der andern Seite ein großer Teil eines solchen Tages hingebracht wurde.

Als sie einst auf einer Wiese außerhalb der Stadt zusammen luftwandelten, sagte Anselmo zu Lotario: „Du denkst wohl, Lotario, daß ich Gott für die Gnade, die er mir erwies, indem er mich zum Sohne solcher Eltern machte, wie die meinigen waren, und mir mit freigebiger Hand alle Gaben des Glücks und der Natur gewährte — daß ich ihm für alle diese Wohlthaten nicht den gebührenden Dank sagen könne, vor allem aber nicht für die große Gnade, daß er mir dich zum Freunde und Camilla zur Gattin gab — zwei Schätze, die ich zwar nicht in dem Maße, wie ich sollte, aber

doch nach meinem besten Vermögen würdige. Allein bei all diesen Glücksgütern, welche alles in sich begreifen, was die Menschen glücklich und vergnügt machen kann, führe ich das unglücklichste und freudenleerste Leben von der Welt; denn es quält mich, ich weiß nicht seit wann, ein so höchst seltsamer Wunsch, daß ich über mich selbst erstaune, mir innerlich Vorwürfe mache, und meine Gedanken vor mir selbst verbergen möchte; und doch drückt mich mein Geheimnis so sehr, als wäre ich genötigt, es aller Welt mitzuteilen. Da es denn nun einmal heraus muß, so will ich es in deinen Busen niederlegen, überzeugt, daß deine Verschwiegenheit und der Eifer, mit welchem du als mein treuer Freund mir zu helfen suchen wirst, mich bald von meiner Unruhe befreien und mir den Grad von Frohsinn wiedergeben werden, den durch meine Mißstimmung meine Narrheit erreicht hat."

Lotario war erstaunt über die Worte seines Freundes und konnte nicht begreifen, was er mit dieser langen Vorrede wollte. Er sann hin und her, was das für ein Wunsch sein könnte, der seinen Freund so sehr quälte, allein er blieb mit seinen Vermutungen immer weit von der Wahrheit und um dieser peinlichen Ungewißheit schnell los zu werden, sagte er zu ihm, er kränke ganz offenbar seine innige Freundschaft, wenn er solche Umwege mache, ihm seine geheimsten Gedanken mitzuteilen, da er doch mit Zuversicht von ihm erwarten könnte, daß er ihm entweder Mittel, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, oder guten Rat, um sich desselben zu entschlagen, an die Hand geben würde.

„Das ist wahr," erwiderte Anselmo, „und in dieser Zuversicht will ich dir bekennen, daß mich nichts andres quält, als eine ungeduldige Neugier, zu wissen, ob meine Gattin Camilla wirklich so tugendhaft und so vollkommen ist, wie ich sie mir denke; und darüber kann ich nicht anders zur Gewißheit gelangen, als wenn ich sie so auf die Probe stelle, daß diese Probe mir so klar die Echtheit ihrer Tugend beweist, wie das Feuer die Echtheit des Goldes. Denn ich

glaube, mein Freund, daß eine Frau nur so weit tugendhaft ist, als ihre Tugend auf die Probe gestellt wird und daß nur diejenige das Lob der Treue verdient, welche weder durch Versprechungen noch Geschenke, weder durch Thränen noch durch inbrünstiges Flehen ihrer Liebhaber sich wankend machen läßt. Denn welchen Dank verdient eine Frau für ihre Tugend, die nie in der Versuchung war, schlecht zu sein? Was Wunder, daß sie züchtig und ehrbar ist, wenn man ihr keine Gelegenheit zum Leichtsinn giebt, oder wenn sie weiß, daß ihr Gatte ihren ersten Fehltritt mit dem Tode bestrafen würde? Ich kann daher diejenige, die sich aus Furcht oder aus Mangel an Gelegenheit in ihren Schranken hält, nicht so hoch schätzen als diejenige, welche den Versuchungen und Verfolgungen ihrer Liebhaber rühmlich widersteht. Aus diesen und manchen andern Gründen, die ich für meine Meinung anführen könnte, wünsche ich, daß meine Gemahlin Camilla diese Probe bestehe und ihre Tugend im Feuer der Bewerbungen und Huldigungen prüfen und läutern lasse, und zwar von einem Manne, der Wert genug besitzt, daß seine Wünsche zu ihr sich erheben können. Geht sie, wie ich hoffe, siegreich aus diesem Kampfe hervor, so werde ich mich über alles glücklich schätzen: ich werde sagen können, daß das Maß meiner Wünsche erfüllt ist; ich werde sagen, das Glück habe mir das starke Weib beschieden, von welcher der Weise sagt: wer wird sie finden? Fällt aber die Sache anders aus, so wird die Ueberzeugung, daß ich mich in meiner Meinung nicht betrogen habe, mir den Schmerz erträglich machen, welchen meine teuer erkaufte Erfahrung mir verursachen wird. Da nun alles, was du anführen könntest, um mir meinen Vorsatz auszureden, vergeblich sein würde, so bitte ich dich, Freund Lotario, daß du dich entschließest, das Werkzeug zu sein, das mir zur Befriedigung meines Wunsches verhilft. Ich will dir dazu nicht nur Gelegenheit geben, sondern es dir auch an keinen Mitteln fehlen lassen, die ich für zweckmäßig halte, um ein sittsames, züchtiges und un-

eigennütziges Weib auf die Probe zu stellen, und ich vertraue dir diese delikate Rolle unter anderm deshalb an, weil ich weiß, daß du, im Fall Camilla dir nicht widerstehen könnte, deinen Sieg nicht völlig ausnützen, sondern dasjenige als geschehen betrachten würdest, was aus guten Gründen nicht geschehen darf. Auf diese Weise würde ich nur in der Absicht gekränkt und für die Verheimlichung meines Unglücks würde mir deine Verschwiegenheit bürgen, welche, wie ich wohl weiß, in allen Dingen, die mich betreffen, ewig dauert, wie das Schweigen des Todes. Willst du also, daß ich ein Leben führen soll, welches verdient, Leben genannt zu werden, so begieb dich unverzüglich in diesen Liebeskampf und zwar nicht gleichgültig und lässig, sondern mit all dem Eifer und der Wärme, die mein Vorhaben erfordern, und mit dem Vertrauen, wie es unsre Freundschaft mich erwarten läßt."

Lotario hörte seinen Freund aufmerksam an und öffnete seine Lippen nicht eher, bis er ausgeredet hatte; vielmehr betrachtete er ihn noch eine Weile nachher mit Verwunderung und Erstaunen, als ob er ihn noch nie gesehen, und gab ihm dann endlich zur Antwort: „Ich kann mir nicht denken, Anselmo, daß du anders als im Scherz mit mir redest; denn wenn ich glauben könnte, daß du im Ernst sprächest, so hätte ich dich so weit nicht reden lassen, sondern ich hätte deiner langen Rede dadurch ein Ende gemacht, daß ich sie nicht angehört. Entweder kennst du mich nicht, oder ich kenne dich nicht: doch nein, ich weiß ja, daß du Anselmo bist, und du weißt, daß ich Lotario bin; aber unglücklicherweise muß ich denken, daß du nicht mehr der Anselmo bist, der du warst, und du hast vermutlich gedacht, ich wäre nicht der Lotario, der ich sein sollte; denn was du mir gesagt hast, schickt sich nicht für meinen Freund Anselmo, und was du von mir verlangst, das fordert man nicht von dem Lotario, den du kennst; denn wahre Freunde sollen, wie der Dichter sagt, einander nur prüfen und sich gegenseitig Dienste erweisen usque ad aras, das heißt, sie sollen einander nichts

zumuten, was wider die göttlichen Gesetze streitet. Wenn ein Heide solche Begriffe von der Freundschaft hatte, wie viel mehr ziemt es sich für einen Christen, so zu denken, welcher weiß, daß er um keiner menschlichen Freundschaft willen die göttliche verscherzen darf? Wollte man jemals die Freundschaft so weit treiben, daß man Gottes Gebote aus den Augen setzte, so müßte die Veranlassung dazu nicht unbedeutend und geringfügig sein, sondern etwas, wovon die Ehre oder das Leben des Freundes abhinge. Sage mir nun, Anselmo, welches von diesen beiden läuft Gefahr, daß ich deinetwegen eine so abscheuliche Handlung begehen soll wie die, welche du mir zumutest? Wahrlich keines, sondern du verlangst vielmehr, wenn ich dich recht verstehe, daß ich mir alle Mühe geben soll, dir Ehre und Leben zu rauben, und mich selbst zugleich um beides zu bringen. Denn wenn ich deine Ehre morden soll, so ist es klar, daß ich dich sogleich mit ums Leben bringe, da ein entehrter Mann schlimmer als ein Toter; und wenn ich, wie du verlangst, derjenige sein soll, welcher dir ein so großes Uebel zufügt, raube ich mir dann nicht auch die eigene Ehre und folglich auch das eigne Leben? Höre mich an, Anselmo, und unterbrich mich nicht, bis ich dir alles gesagt habe, was ich gegen dein Verlangen einwenden muß; später wirst du noch Zeit genug haben, mir zu antworten, so wie ich dir zuzuhören."

Anselmo war damit zufrieden und Lotario fuhr fort: „Es scheint mir, Anselmo, du hast jetzt die Art von Verstand, die den Mauren eigen ist, welche man weder durch Stellen aus der Heiligen Schrift, noch durch Gründe, die aus der Vernunft und aus den Glaubenslehren geschöpft sind, von ihren Irrtümern überzeugen kann, sondern man muß ihnen handgreifliche, leichtverständliche, eindringliche, unzweifelhafte Beispiele mit mathematischen Beweisen an die Hand geben, die so unleugbar sind wie der Satz: „Wenn man von zwei gleichen Größen gleiche Größen abzieht, so sind die übrig bleibenden Größen ebenfalls einander gleich," und wenn sie

dies in Worten nicht begreifen — wie es in der That der Fall ist — so muß man es ihnen mit den Händen zeigen und vor die Augen stellen, und dennoch reicht das alles nicht hin, um sie von den Wahrheiten unserer heiligen Religion zu überzeugen. Dieser Methode der Beweisführung werde ich mich auch dir gegenüber bedienen müssen; denn der Wunsch, den du äußerst, streitet so sehr gegen alles, was einen Schatten von Vernunft hat, daß es Zeitverschwendung wäre, dir deine Einfalt ... zu beweisen — um mich keines härteren Ausdrucks zu bedienen — und fast verdientest du, daß ich, um dich zu strafen, dich deiner Narrheit überließe; doch meine Freundschaft erlaubt mir nicht, so hart mit dir zu verfahren und dich zu verlassen, da du so augenscheinlich in Gefahr bist, dich ins Verderben zu stürzen. Um dich davon zu überzeugen, so sage mir, Anselmo: forderst du nicht von mir, ich solle die Sittsamkeit in Versuchung führen, die Keuschheit bethören, die Uneigennützigkeit bestechen, die Klugheit überlisten? Freilich verlangst du dieses; denn du weißt, daß du ein sittsames, keusches, uneigennütziges, kluges Weib besitzest. Was verlangst du denn? Wenn du glaubst, daß Camilla alle meine Angriffe abschlagen wird, woran ich selbst nicht zweifle, welche schöneren Namen gedenkst du ihr dann beizulegen als die, welche sie schon jetzt verdient? Oder was kann sie dadurch mehr werden, als was sie jetzt schon ist? Entweder du denkst von ihr nicht so, wie du von ihr sprichst oder du weißt selbst nicht was du willst. Wenn du sie aber nicht für diejenige hältst, wofür du sie erklärst, warum willst du sie dann auf die Probe stellen, wenn du sie nicht absichtlich zum Bösen reizen willst, um sie bestrafen zu können? Ist sie jedoch nach deiner eigenen Meinung so vollkommen wie du glaubst, so ist es nicht verständig, eine unbezweifelte Wahrheit noch erst beweisen zu wollen, da sie dadurch kein größeres Gewicht bekommt, als sie bereits hatte. Du mußt mir also einräumen, daß es verwegen und unvorsichtig gehandelt ist, etwas zu unternehmen, was uns eher zum Schaden als zum

Nutzen gereichen kann; und zumal wenn wir weder durch Not noch durch Zwang dazu veranlaßt werden, und wenn wir offenbar voraussehen, daß es Thorheit sein würde, den Versuch damit zu wagen. Schwierige Dinge unternimmt man nur für Gott oder für die Welt, oder für beide zusammen. Aus Liebe zu Gott führten die Heiligen ein Leben von Engeln in menschlichen Körpern; für die Welt wagen sich diejenigen, welche unermeßliche Meere, ferne Himmelsstriche und die fremden Sitten der Völker nicht scheuen, um dasjenige zu erwerben, was man Glücksgüter nennt; und für Gott und die Welt zugleich wagt sich der tapfere Kriegsmann. Kaum erblickt er in der feindlichen Mauer eine Oeffnung, von einer Stückkugel geschlagen, so stürzt er sich ohne Bedenken in die Bresche, beflügelt von der Begierde, für seinen Glauben, sein Volk und seinen König zu streiten, und trotzt unerschrocken den tausend Gefahren, die ihn erwarten. Dergleichen Dinge ziemt sich zu unternehmen, und sie sind löblich, nützlich und ehrenvoll, so groß auch die damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren sein mögen; allein durch dasjenige, was du dir vorgenommen hast und auch auszuführen gedenkst, wirst du weder Gnade bei Gott, noch Güter dieser Welt, noch Ehre bei den Menschen erwerben; denn gesetzt, es gelingt dir, so wirst du dadurch weder berühmter, noch reicher, noch höher geehrt als du jetzt bist; und schlägt es fehl, so stürzest du dich in größeres Elend, als du glaubst; denn es wird dir nichts helfen, daß du dir einbildest, niemand wisse etwas von deiner Schmach, indem es dir Qual und Kummer genug verursachen wird, es selbst zu wissen. Zur Bekräftigung dieser Wahrheit will ich dir eine Stanze hersagen, welche der berühmte Dichter Luis Tansilo am Ende des ersten Teils seiner „Thränen des heiligen Petrus" gedichtet hat:

Jetzt hat der Hahn gekräht, die Dämmrung kam,
Die Ruhe war aus Petrus' Brust geschwunden,
Mit jedem Augenblicke wuchs sein Gram
Und schlug im Herzen tiefer ihm die Wunden.

Zwar sah ihn keiner, dennoch ward die Scham
Nur um so schmerzlicher von ihm empfunden:
Denn jeder Fehltritt drückt ein redliches Gemüt
Mit Centnerlast, wenn auch kein anderer ihn sieht.

„Die Geheimhaltung wird dir also deinen Schmerz nicht ersparen, sondern du wirst beständig Thränen vergießen, und wenn das auch nicht mit den Augen geschieht, so wird es deinem Herzen blutige Thränen kosten — wie jenem einfältigen Doktor, von welchem uns der Dichter erzählt, daß er mit dem Trinkgefäß die Probe machte, welche Rinaldo klüglicherweise vermied.*) Ist das auch nur eine poetische Erfindung, so schließt sie doch eine Moral in sich, welche wohl verdient, erwogen, verstanden und beherzigt zu werden; zumal da dasjenige, was ich dir jetzt noch sagen will, dich vollends von der Größe der Thorheit überzeugen wird, die du im Begriff bist zu begehen. Sage mir, Anselmo, wenn der Himmel oder ein glücklicher Zufall dich zum Besitzer und rechtmäßigen Eigentümer eines kostbaren Diamants gemacht hätte, von dessen hohem Wert und Echtheit alle Steinkenner, die ihn gesehen und untersucht hätten, überzeugt wären, und ihn einmütig und einstimmig für so vollkommen erklärten, als ein solcher Stein nur sein kann, und du selbst glaubtest es und hättest keine Ursache, anders von ihm zu denken: wäre es dann vernünftig gehandelt, wenn es dir einfiele, diesen Diamant auf den Amboß zu bringen und mit dem Hammer zu versuchen, ob er auch wirklich so hart und fein wäre, wie man dir versicherte? Denn gesetzt, der Stein hielte die thörichte Probe aus, so würde er dadurch weder an Wert noch an Ruf gewinnen, wenn er aber zerbräche — was doch möglich wäre — würde er dann nicht gänzlich für dich verloren sein? Allerdings, und jeder würde seinen Besitzer für einen Thoren erklären. Bedenke aber, Freund Anselmo, daß Camilla der feinste Diamant ist, sowohl nach deiner eignen als andrer Leute Schätzung, und daß es unvernünftig ist, ihn

*) Ariosto, Rasender Roland, 43. Gesang.

der Gefahr des Zerbrechens auszusetzen; und auch angenommen, sie bewährte ihre Tugend, so würde dadurch ihr Wert keineswegs erhöht; fiele sie aber und könnte nicht widerstehen, so bedenke noch einmal, daß sie für dich verloren wäre, und wie sehr du Ursache hättest, dich selbst anzuklagen, indem du allein an ihrem und deinem eigenen Verderben schuld wärst. Bedenke, daß kein Kleinod in der Welt so kostbar ist, wie ein keusches, züchtiges Weib und daß die Ehre der Frauen lediglich von der guten Meinung abhängt, die man von ihnen hegt; und da du weißt, in welch hohem Grad deine Gemahlin diese gute Meinung für sich hat, warum willst du denn daran zweifeln, daß sie solche mit Recht verdient? Vergiß nicht, Freund, daß das Weib ein unvollkommenes Geschöpf ist, und daß man ihm nichts in den Weg legen darf, worüber es straucheln und fallen kann, sondern ihm vielmehr alle Gefahr aus dem Wege räumen soll, damit sie ohne Beschwerde auf dem Pfade der Tugend fortwandeln und das Ziel der Vollkommenheit erreichen könne. Die Naturforscher sagen, der Hermelin sei ein kleines Tier mit einem sehr weißen Fell und daß die Jäger, um es zu fangen, sich der List bedienen, daß sie ihm die Auswege, die es hat, mit Kot verlegen und es dann mit Lärm und Geschrei aus seinem Lager aufscheuchen. Wenn er an die kotigen Stellen kommt, so steht er still und läßt sich lieber fangen, als daß er sein weißes Fell mit Unrat besudelt, da er die Reinlichkeit mehr liebt als Freiheit und Leben. Die tugendhafte Frau ist ein solcher Hermelin, und die Tugend der Keuschheit ist weißer und glänzender als frischgefallener Schnee; und wer da wünscht, daß seine Gattin diese nicht verliere, sondern sie bewahre und behalte, der verfahre nicht so, wie die Jäger mit dem Hermelin und lege ihr nicht den Unflat der Geschenke und Schmeicheleien verführerischer Liebhaber in den Weg; denn es ist möglich, ja wohl gar wahrscheinlich, daß ihre Tugend und ihre natürlichen Kräfte nicht hinreichen, diese Anfechtungen ohne Hilfe zu überwinden; man muß sie also von ihr entfernen und sie

durch den Glanz der Tugend und die Herrlichkeit eines guten Namens aufmuntern. Die tugendhafte Frau gleicht ferner einem Spiegel von reinem und hellem Krystall, den der leiseste Hauch trübt und verdunkelt. Man muß sie behandeln wie eine Reliquie, die man anbeten, aber nicht berühren darf: man muß sie hüten und schätzen, wie man einen schönen Garten voll Rosen und anderer Blumen schätzt und verwahrt, dessen Besitzer niemand gestattet, hineinzugehen und sie zu betasten — man muß sich damit begnügen, sich von ferne und durch die Gitter an ihrem Duft und ihrem Anblick zu erfreuen. Zum Schluß will ich dir noch einige Verse citieren, die ich neulich in einer neuen Komödie gehört habe und die mir auf den Gegenstand unserer Unterredung ganz zu passen scheinen. Ein kluger Alter rät nämlich dem Vater eines jungen Mädchens, seine Tochter sorgfältig zu bewachen und sie unter Schloß und Riegel zu halten, und sagt ihm unter anderm folgendes:

Das Weib ist wie ein zartes Glas,
Versuche nicht
Ob's auch zerbricht —
Wie leicht geschähe das?

Ein Ding, das so zerbrechlich ist,
Setzt nur ein Narr
Keck in Gefahr,
Weil's sich nicht löten läßt.

Dem Schenker sind die Weiber hold;
Giebt's Danaen,
So wird man sehn,
Es regnet auch wohl Gold.

„Alles was ich dir bisher gesagt habe, lieber Anselmo, betraf bloß dich. Jetzt ist es billig, daß ich auch etwas von dem erwähne, was mich selbst angeht. Wenn ich etwas weitläufig sein muß, so nimm es mir nicht übel, denn das Labyrinth, in das du dich gewagt hast und aus dem ich dich herausziehen soll, macht das notwendig. Du nennst mich deinen Freund und doch willst du mir meine Ehre rauben,

was wider alle Freundschaft streitet; und auch damit noch nicht zufrieden, verlangst du, daß ich dir die deinige gleichfalls raube. Daß du mir die meinige rauben willst, ist klar: denn wenn Camilla sieht, daß ich ihr nachstelle, so muß sie mich für einen ehrlosen, pflichtvergessenen Menschen halten, da ich mir Dinge herausnehme, die sich weder mit meiner Würde, noch mit deiner Freundschaft vertragen. Daß du mir zumutest, dich zu entehren, läßt sich ebenfalls nicht bezweifeln; denn meine Liebeserklärungen müssen Camilla auf den Gedanken bringen, daß ich etwas Leichtsinniges an ihr bemerkt habe, das mich so kühn mache, ihr meine unerlaubten Wünsche zu entdecken, und wenn sie sich für entehrt hält, muß ihre Entehrung auch dich mit treffen, weil du ihr angehörst, und daher kommt eben die böse Gewohnheit, den Ehemann eines unzüchtigen Weibes mit schimpflichen und entehrenden Beinamen zu belegen, wenn er auch von allem nichts weiß und noch weniger seiner Frau zur Verletzung ihrer Pflicht Anlaß gegeben oder aus Nachsicht und Sorglosigkeit versäumt hat, ihrem schlechten Wandel einen Damm zu setzen; und in der Regel betrachten ihn die, welche die Vergehungen seiner Frau erfahren, statt ihn zu bedauern, mit einer gewissen Geringschätzung, da doch nicht sein eigenes Betragen, sondern die Neigung seiner bösen Gattin ihm dieses Unglück zugezogen hat. Ich will dir aber erklären, warum der Mann eines lasterhaften Weibes mit Fug und Recht ihre Schande tragen muß, wenn er auch nicht weiß, daß sie lasterhaft ist, und es weder verschuldet, noch ihr Anlaß und Gelegenheit gegeben hat, es zu werden. Laß es dich nicht verdrießen, mich anzuhören; denn ich rede bloß zu deinem Besten. Die Heilige Schrift erzählt uns, daß Gott, als er unsern ersten Stammvater im Paradiese erschaffen, einen tiefen Schlaf über Adam kommen ließ, während dessen er aus seiner linken Seite eine seiner Rippen nahm und aus derselben unsere Mutter Eva bildete, von welcher Adam bei seinem Erwachen sagte: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch

und Bein von meinem Bein.“ Und Gott sprach: „Um ihretwillen wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und sie werden beide ein Fleisch sein.“ Auf solche Weise wurde damals das heilige Sakrament der Ehe gestiftet und mit solchen Banden verknüpft, daß nur der Tod sie auflösen kann; und die Kraft und Wirkung dieses wundervollen Sakraments geht so weit, daß es zwei verschiedene Personen zu einem Fleisch vereinigt; ja, bei guten Eheleuten ist diese Vereinigung noch inniger, denn obgleich sie zwei Seelen haben, so haben sie doch nur einerlei Willen. Wenn daher Mann und Weib nur ein Fleisch sind, so folgt daraus, daß jede Befleckung des Weibes und jeder Fehler, dessen sie sich schuldig macht, auch dem Manne mit angerechnet wird, wenn er auch, wie gesagt, noch so wenig Anlaß dazu gegeben hat. Denn wie der ganze Leib des Menschen leidet, wenn nur ein Fuß oder ein anderes Glied Schmerz empfindet, weil sie alle ein Fleisch sind, und wie somit das Haupt die Verletzung der Ferse empfindet, obwohl es dieselbe nicht veranlaßt hat: so nimmt auch der Mann teil an der Schande der Frau, weil er mit ihr ein und dasselbe Wesen ist; und da alle Ehre und Unehre in der Welt aus Fleisch und Blut entspringen und auch die Unehre des Weibes dieser Art ist, so muß der Mann notwendig einen Teil der Schande tragen und sich für entehrt halten lassen, ohne etwas davon zu wissen. Bedenke daher, Anselmo, in welche Gefahr du dich stürzest, indem du deine Gattin in ihrem stillen Lebenswandel stören willst; bedenke, wie zwecklos und unbesonnen die Neugier ist, welche dich reizt, Gefühle zu wecken, die jetzt in ihrem keuschen Busen friedlich schlummern. Bedenke, daß das, was du gewinnen kannst, wenig oder nichts ist, daß hingegen die Gefahr des Verlusts so groß ist, daß ich sie dir nicht schildern mag, weil mir Worte fehlen sie zu beschreiben. Wenn aber alle meine Vorstellungen dich von deinem unbesonnenen Vorhaben nicht abwendig machen können, so magst du dir ein anderes Werkzeug wählen, um dir Unglück und Schande zu

bereiten: ich will es nicht werden, sollte ich auch darum deine Freundschaft verlieren — und ein größerer Verlust könnte mich nie treffen."

Hier schwieg der tugendhafte und kluge Lotario, und tief in Gedanken versunken grübelte Anselmo noch lange über seine Worte nach. Endlich antwortete er: „Du siehst, Freund Lotario, mit welcher Aufmerksamkeit ich alles angehört habe, was du mir sagen wolltest. Aus den Gründen, Beispielen und Gleichnissen, die du angeführt hast, erkenne ich deinen großen Verstand und das Uebermaß deiner aufrichtigen Freundschaft für mich; ich sehe und anerkenne zugleich, daß ich mein Glück verscherze und mich ins Unglück stürze, wenn ich deinen Rat mißachte und meinem eigenen Sinne folge. Dies zugegeben, mußt du jedoch berücksichtigen, daß ich an der Krankheit leide, der manche Frauen unterworfen sind, wenn sie sich gelüsten lassen, Erde, Kohlen, Kalk und noch andere schlimmere Dinge zu essen, deren bloßer Anblick schon Ekel verursachen kann — geschweige denn das Verspeisen derselben. Und so mußt du auch einen Kunstgriff gebrauchen, um mich wieder zu heilen; und das wird dir nicht schwer werden. Fange nur an, meinetwegen zum Schein und ganz lau Camilla den Hof zu machen. Sie wird nicht so schwach sein, daß sie gleich beim ersten Angriff erliegt; ich werde mich mit diesem ersten Versuche begnügen und du wirst zugleich deine Pflicht als Freund gegen mich erfüllen, indem du mir nicht nur das Leben wiedergiebst, sondern mich auch überzeugst, daß meine Ehre gesichert ist. Ein einziger Grund wird hinreichen, dir dieses zur Pflicht zu machen: du siehst nämlich, wie fest ich entschlossen bin, diesen Versuch anzustellen und du darfst es nicht zugeben, daß ich meine Thorheit einem andern entdecke, bei welchem meine Ehre, die du zu erhalten wünschest, Gefahr laufen würde. Und wenn auch die deinige durch deine Zudringlichkeit auf kurze Zeit in Camillas Meinung sinken sollte, so darf dich das nicht weiter kümmern, denn sobald wir sie so standhaft finden, wie wir

hoffen, magst du ihr unsern ganzen Anschlag entdecken und dir dadurch ihre gute Meinung wieder erwerben. Da du nun so wenig dabei wagst und so viel zu meiner Beruhigung beitragen kannst, so weigere dich nicht länger, welche Hindernisse sich dir dabei auch in den Weg stellen sollten; denn, wie gesagt, wenn du nur einen Anfang machst, will ich mich zufrieden geben und die Sache als abgethan betrachten."

Als Lotario sah, daß sein Freund so fest auf seinem Entschlusse beharrte und er weder neue Gründe, noch neue Beispiele anzuführen wußte, um ihn davon abzubringen, da Anselmo ihm vollends drohte, seine thörichte Grille einem andern mitzuteilen, so entschloß er sich, um größeres Uebel zu verhüten, ihm nachzugeben und zu thun, was er verlangte, mit dem Vorsatze, sich dabei so zu benehmen, daß er Anselmo, ohne Camillas Grundsätze zu untergraben, befriedige. Er bat diesen daher, sich keinem andern anzuvertrauen, da er selbst, sobald er es verlange, die Ausführung seines Auftrags übernehmen wolle. Anselmo umarmte ihn und dankte ihm so herzlich für seine Zusage, als ob er ihm die größte Wohlthat erzeigt hätte. Sie verabredeten hierauf, gleich am folgenden Tage ans Werk zu gehen und Anselmo versprach seinem Freunde Zeit und Gelegenheit zu verschaffen, Camilla allein zu sprechen und ihn mit Geld und mit Kleinodien zu versehen, um ihr Geschenke zu machen. Er empfahl ihm auch, ihr Ständchen zu bringen und Lobgedichte auf sie zu machen und erbot sich allenfalls die Verse selbst zu dichten, wenn Lotario sich nicht damit bemühen wolle. Lotario war zu allem bereit; jedoch in ganz anderer Absicht, als Anselmo glaubte, und nach getroffener Verabredung kehrten sie zurück nach Anselmos Hause, wo Camilla bereits mit Ungeduld auf ihren Gemahl wartete, da er an diesem Tage viel länger als gewöhnlich ausgeblieben war. Lotario ging nach Hause und Anselmo blieb in dem seinigen so vergnügt zurück als Lotario besorgt war, da er mit sich nicht einig darüber werden konnte, wie er es anfangen sollte, um sich aus diesem heiklen

Handel zu ziehen. Indes entwarf er noch an demselben Abend einen Plan, um Anselmo zu hintergehen, ohne Camilla zu beleidigen. Am folgenden Tage ging er zu seinem Freunde zu Tische, wo er von Camilla mit derjenigen Herzlichkeit empfangen wurde, die der Mann verdiente, den ihr Gemahl so sehr liebte. Nach aufgehobener Tafel bat Anselmo Lotario, seiner Gemahlin so lange Gesellschaft zu leisten, bis er ein notwendiges Geschäft besorgt habe und versprach in anderthalb Stunden zurückzukommen. Camilla bat ihn, nicht auszugehen, und Lotario erbot sich, ihn zu begleiten; allein Anselmo ließ sich nicht bereden, sondern bestand darauf, daß Lotario bleiben und ihn erwarten solle, da er noch über etwas von Wichtigkeit mit ihm sprechen müsse. Camilla bat er gleichfalls, seinen Freund so lange zu unterhalten, bis er wiederkomme. Genug, er wußte seine notwendige, oder vielmehr thörichte Entfernung als eine so dringende Sache darzustellen, daß niemand sie für einen leeren Vorwand halten konnte. Er ging und Lotario blieb mit Camilla allein am Tische, da die Bedienten bereits zum Essen gegangen waren. Da befand sich nun Lotario auf dem Kampfplatze, den sein Freund ihm angewiesen hatte, im Angesichte einer Gegnerin, die allein mit ihren Reizen ein ganzes Heer bewaffneter Ritter hätte besiegen können. Und nun urteile man, ob Lotario Ursache hatte, sich zu fürchten! Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, that er, als ob er schläfrig sei und bat Camilla um Entschuldigung und um die Erlaubnis, in seinem Lehnstuhl ein wenig auszuruhen, bis Anselmo zurückkomme. Camilla bat ihn zwar, es sich lieber auf dem Sofa bequem zu machen; er wollte aber nicht, sondern blieb schlummernd auf seinem Stuhle sitzen, bis Anselmo zurückkam. Als dieser Camilla in ihrem Zimmer und Lotario schlafend fand, meinte er, sie hätten während seiner Abwesenheit nicht nur zum Schwatzen, sondern auch zum Schlafen Zeit gehabt; und so konnte er kaum den Augenblick abwarten, daß Lotario erwachte, um wieder mit

ihm auszugehen und zu fragen, wie es gegangen. Es kam alles wie er wünschte; Lotario erwachte, sie gingen zusammen aus und Lotario antwortete ihm auf seine Frage, er hätte es nicht für passend gehalten, gleich das erste Mal mit einer förmlichen Liebeserklärung herauszurücken; er habe sich damit begnügt, Camillas Verstand und Schönheit zu rühmen und ihr zu sagen, daß beide in der ganzen Stadt der Gegenstand der Bewunderung seien; diesen Anfang hielte er für den zweckmäßigsten, um sich ihr zu empfehlen und um sich für das nächste Mal um so leichter Gehör zu verschaffen — er habe sich des Kunstgriffs bedient, den der Teufel anwende, wenn er die Wachsamkeit eines Menschen einschläfern wolle; dieser verwandle sich nämlich in einen Engel des Lichts, während er doch der Fürst der Finsternis sei — und nur so lange durch den Schein des Guten täusche, bis er seine Absicht erreicht, alsdann erscheine er in seiner wahren Gestalt, wenn sein Betrug nicht gleich anfangs entdeckt werde. Anselmo war damit sehr zufrieden und versprach ihm täglich ähnliche Gelegenheiten zu bieten; wenn er nicht ausgehe, werde er sich in seinem Hause in solcher Weise beschäftigen, daß Camilla seinen Plan nicht merken könne. Lotario ließ jedoch einen Tag nach dem andern verstreichen, ohne Camilla ein Wort von Liebe zu sagen, obwohl er Anselmo versicherte, daß er zwar mit ihr gesprochen, aber durchaus keine Antwort von ihr erhalten, welche Tadel verdiene, oder ihm auch nur die mindeste Hoffnung geben könne; vielmehr habe sie ihm gedroht, sich bei ihrem Gemahl über ihn zu beschweren, wenn er seine bösen Absichten nicht aufgebe.

„Sehr gut," sprach Anselmo, „den Worten hat Camilla bisher widerstanden, jetzt müssen wir auch sehen, wie sie den Thaten widersteht. Morgen erhältst du von mir zweitausend Thaler in Gold, die du ihr anbieten oder geben kannst, und eine gleiche Summe, um Kostbarkeiten dafür einzukaufen, denn die Frauen, zumal die schönen, finden immer Vergnügen an Putz und Schmuck, sie mögen so keusch sein wie

sie wollen, und wenn Camilla dieser Versuchung widersteht, so will ich zufrieden sein, und dir weiter keine Mühe machen."

Lotario antwortete, da er einmal angefangen, sei er auch bereit, die Sache zu Ende zu führen, obgleich er zum voraus überzeugt sei, daß er geschlagen und besiegt den Kampfplatz werde räumen müssen. Am folgenden Tage erhielt er die viertausend, die ihn in viertausend neue Verlegenheiten setzten, da er keine neue Lügen zu ersinnen wußte. Er nahm sich jedoch zuletzt vor zu sagen, Camilla lasse sich ebensowenig durch Geschenke bestechen als durch Worte überreden, und das Beste sei, alle ferneren Versuche aufzugeben, da nur unnütz Zeit verschwendet werde. Allein das Schicksal fügte die Dinge anders und es traf sich, daß Anselmo, als er einst Camilla mit Lotario nach seiner Gewohnheit allein gelassen hatte, im Vorzimmer blieb und durch das Schlüsselloch beobachtete, was die beiden miteinander treiben würden. Da sah er denn, daß Lotario eine halbe Stunde lang kein Wort mit Camilla sprach und keins gesprochen hätte, wenn er auch ein Jahrhundert dageblieben wäre. Dies brachte ihn auf den Gedanken, daß alles, was ihm sein Freund gesagt, nichts als Lüge und Dichtung sei. Um sich davon zu überzeugen, trat er in das Zimmer, rief Lotario heraus und fragte ihn, wie er mit Camilla stände und wie sie jetzt gesinnt sei. Lotario erwiderte, er glaube nicht, daß er je einen Schritt weiter bei ihr kommen werde; denn Camilla hätte ihn so zornig und verächtlich abgewiesen, daß er nicht das Herz habe, ihr noch ein Wort zu sagen.

„O Lotario, Lotario!" versetzte Anselmo, „wie schlecht erfüllst du deine Pflicht gegen mich und wie wenig entsprichst du dem Vertrauen, das ich in dich gesetzt habe! Jetzt eben habe ich dich durch das Schlüsselloch beobachtet und entdeckt, daß du mit Camilla nicht ein Wort gesprochen hast; und so glaube ich, daß du ihr noch das erste Wort zu sagen hast. Wenn dies der Fall ist — wie ich nicht zweifeln kann — so sage mir, warum betrügst du mich, oder warum willst du

mich absichtlich des Mittels berauben, zu meinem gewünschten Ziel zu gelangen?"

Mehr sagte er nicht; doch was er gesagt hatte, war genug, um seinen Freund verwirrt zu machen und zu beschämen; und da Lotario es gewissermaßen für einen Schimpf hielt, sich auf einer Unwahrheit ertappen zu lassen, so schwor er ihm, daß er von diesem Augenblick an bestrebt sein werde, ihn völlig zufrieden zu stellen und ihm keine Unwahrheit mehr zu sagen; und davon möge er sich selbst überzeugen, wenn er so neugierig sei, ihn zu beobachten; aber er brauche sich weiter keine Mühe zu geben, denn der Eifer, den er selbst anwenden werde, um ihn zu befriedigen, möge ihn vor jedem Verdacht schützen. Anselmo glaubte ihm und um ihm bessere und bequemere Gelegenheit zu verschaffen, beschloß er, sich auf acht Tage von seinem Hause zu entfernen und sich bei einem Freunde aufzuhalten, der nicht weit von der Stadt auf dem Lande wohnte. Er verabredete mit diesem Freunde, ihn dringend einzuladen, um vor Camilla einen Vorwand zu seiner Abreise zu haben.

Unglücklicher, unbesonnener Anselmo! Was beginnst du? Was stiftest du an? Wieviel Unglück und Schande ladest du selbst auf dich? Deine Camilla ist tugendhaft; du kannst sie ruhig und in Frieden besitzen, niemand stört dich in deinem Glück; ihre Gedanken schweifen nicht hinaus über den Wirkungskreis ihrer häuslichen Beschäftigung; du bist ihr Himmel auf Erden, das Ziel ihrer Wünsche, der Inbegriff ihrer Freude und die Richtschnur ihres Willens, der nur dem deinigen und dem des Himmels sich fügt. Wenn die reiche Fundgrube ihrer Tugend, ihrer Schönheit und ihrer Sittsamkeit ihren Schatz dir mühelos in den Schoß schüttet, warum willst du da noch nach neuen, eingebildeten Schätzen graben und dich der Gefahr aussetzen, daß alles über dir zusammenstürzt, da du dich auf nichts, als auf ihre schwachen Kräfte verlassen kannst? Bedenke, daß derjenige, der Unmögliches begehrt, mit Recht auch das noch verliert, was er

hätte besitzen können, wie ein Dichter es sehr schön mit den Worten ausdrückt:

Ich sucht' im Grabe Leben,
Am Krankenbett Gesundheit
Und Freiheit in den Fesseln,
Aus Kerkern freien Ausgang
Und Treue bei Verrätern.

Drum strafte mich das Schicksal,
Weil ich das, was unmöglich
Zu finden ist, begehrte:
Es raubte mir auch das noch,
Was ich besitzen konnte.

Anselmo ging am folgenden Tage aufs Land, nachdem er zuvor Camilla benachrichtigt, Lotario werde während seiner Abwesenheit seine häuslichen Angelegenheiten besorgen und bei Tische ihr Gast sein; er bitte sie daher, diesen ebenso wie ihn selbst zu behandeln. Camilla ward als eine tugendhafte und verständige Frau über diesen Befehl ihres Gemahls sehr betroffen und bat ihn zu bedenken, wie unschicklich es sei, daß ein anderer seinen Platz während seiner Abwesenheit einnehme. Wenn er, sagte sie, ein Mißtrauen in ihre Fähigkeit, sein Haus zu regieren, setze, so bitte sie ihn, sie nur dies einzige Mal auf die Probe zu stellen und er werde finden, daß sie wohl noch wichtigern Geschäften gewachsen sei. Anselmo erwiderte, er habe es so beschlossen und ihr bleibe nichts übrig, als sich zu beugen und zu gehorchen. Camilla sagte, sie werde sich seinem Befehle fügen, obgleich es diesmal sehr wider ihre Neigung geschehe.

Anselmo reiste ab und am folgenden Tage kam Lotario in sein Haus und ward von Camilla freundlich und achtungsvoll empfangen; sie vermied jedoch jede Gelegenheit, mit ihm allein zu sein und war beständig von ihren Dienern und Mädchen umgeben; besonders kam eine ihrer Kammerjungfern Namens Leonella ihr nie von der Seite, welche sie sehr liebte, weil sie in dem Hause ihrer Eltern zusammen aufgewachsen waren und sie daher auch bei ihrer Verheiratung mit sich

genommen hatte. Während der ersten drei Tage sagte Lotario ihr nichts, obgleich er dazu sehr wohl Gelegenheit gehabt hätte, wenn nach aufgehobener Tafel die Bedienten sich auf eine kleine Weile entfernten, um ihre Mahlzeit zu halten, wobei sie sich auf Camillas Befehl nicht lange aufhielten; und auch Leonella hatte sie befohlen, eher als sie selbst zu essen, damit sie sich hernach nicht wieder zu entfernen brauche. Da diese aber den Kopf voll anderer Gedanken hatte und Zeit und Gelegenheit zur Befriedigung ihrer eignen Herzensangelegenheiten benutzte, so befolgte sie nicht immer die Befehle ihrer Herrin, sondern ließ sie oft, als wenn sie es ihr befohlen hätte, mit Lotario allein. Indes das ehrfurchtgebietende Wesen Camillas, der Ernst ihrer Blicke und die Würde ihrer Haltung hielten seine Zunge im Zaum. Aber eben diese Vorteile, welche Camillas erhabene Tugend im Anfang über Lotario dadurch errang, daß sie ihm Schweigen auferlegte, gereichten am Ende beiden zu um so größerem Verderben; denn obgleich seine Zunge schwieg, so sprachen doch seine Gedanken; und sie hatten nur um so mehr Zeit, Camillas Liebenswürdigkeit und Schönheit zu bewundern, die nicht nur in einem gefühlvollen Herzen, sondern sogar in einer Marmorstatue die Glut der Liebe hätten entzünden können. Je weniger Lotario mit ihr sprach, desto mehr Muße hatte er, sie zu beobachten und den hohen Grad ihrer Liebenswürdigkeit zu empfinden; und über diesen Betrachtungen vergaß er allmählich, was er seinem Freunde schuldig war; tausendmal wollte er die Stadt verlassen und so weit fliehen, daß Anselmo ihn und er Camilla niemals wiedersähe; allein die Wonne, die er bei ihrem Anblick empfand, hatte ihn bereits zu sehr gefesselt und hielt ihn zurück. Er kämpfte mit sich selbst und suchte diese Empfindung aus seinem Herzen zu bannen; er machte sich im geheimen Vorwürfe wegen seiner Schwäche und schalt sich einen treulosen Freund und einen noch schlechtern Christen; er stellte Betrachtungen an und machte Vergleiche zwischen sich und Anselmo; aber alles

endigte sich damit, daß er der Thorheit und dem blinden Vertrauen seines Freundes mehr schuld gab als sich selbst, so daß er das Verbrechen, das er im Begriffe war zu begehen, kaum noch für sträflich gehalten haben würde, wenn er es vor Gott so gut wie vor der Welt hätte beschönigen können. Kurz, Camillas Schönheit und Vortrefflichkeit, verbunden mit der Gelegenheit, die ihr unbesonnener Gemahl selbst ihm an die Hand gegeben, warfen Lotarios Redlichkeit schließlich zu Boden, und am dritten Tage nach Anselmos Abreise, während welcher Zeit er beständig mit seiner Leidenschaft gekämpft, setzte er endlich alles aus den Augen, was seiner Neigung im Wege stand, und bekannte Camilla mit solchem Feuer und solchem Ungestüm seine Liebe, daß sie voll Erstaunen aufstand und sich in ihr Zimmer begab, ohne ihm ein Wort zu erwidern. Durch diese Kälte und Mißachtung ließ sich jedoch Lotario die Hoffnung nicht rauben, welche stets mit der Liebe zugleich entsteht; vielmehr schätzte er Camilla darum nicht nur um so höher; diese aber, welche Lotario von einer Seite kennen gelernt, deren sie sich nie versehen, wußte nicht, wie sie sich dabei verhalten sollte; da sie es jedoch für ebenso gefährlich als unschicklich hielt, ihm noch einmal Gelegenheit zu geben, sie zu sprechen, so sandte sie noch in derselben Nacht einen Diener an ihren Gemahl mit einem Briefe, den man im folgenden Kapitel finden wird.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der Erzählung von der unziemlichen Neugier.

„Man pflegt zu sagen, ein Heer ohne Feldherrn und eine Festung ohne Befehlshaber sei übel beraten; ich aber sage, eine junge Ehefrau ist noch übler daran ohne ihren Gatten, wenn nicht die triftigsten Gründe ihn von ihr entfernt halten. Ich fühle mich durch deine Abwesenheit in eine so bedenkliche Lage versetzt und finde es unmöglich, sie länger zu ertragen, so daß ich mich gezwungen sehe, mich zu meinen Eltern zu begeben und dein Haus ohne Hüter zu lassen, wenn du nicht

schleunigst zurückkommst; denn derjenige, den du mir zum Aufseher bestellt hast, wenn anders er diesen Titel verdient, scheint mehr auf sein Vergnügen als auf Wahrnehmung deiner Interessen bedacht zu sein. Da du ein verständiger Mann bist, brauche ich dir nichts mehr zu sagen; auch ist es nicht ratsam, mich deutlicher auszudrücken."

Aus diesem Briefe schloß Anselmo, daß Lotario seinen Angriff bereits begonnen, und daß Camilla, wie es schien, sich so verteidigt hatte, wie er wünschte. Höchst vergnügt über diese Nachricht, ließ er ihr mündlich antworten, sie solle auf keine Weise ihr Haus verlassen, da er sehr bald zurückkommen werde. Camilla war erstaunt über diese Antwort Anselmos, die sie in noch größere Verlegenheit setzte. Sie getraute sich weder in ihrem Hause zu bleiben, noch zu ihren Eltern zu gehen; denn wenn sie blieb, lief ihre Ehre Gefahr, und wenn sie sich entfernte, so handelte sie dem Befehl ihres Gemahls zuwider. Endlich faßte sie den unglücklichen Entschluß zu bleiben, fest entschlossen, die Gegenwart Lotarios nicht zu meiden, um bei ihren Bedienten keinen Verdacht zu erregen, und fast bereute sie es, daß sie an ihren Gemahl geschrieben hatte; denn sie fürchtete, er möchte auf den Gedanken kommen, Lotario habe etwas Leichtsinniges an ihr bemerkt und dies ihn veranlaßt, die ihr schuldige Achtung aus den Augen zu setzen. Da sie sich aber ihrer Tugend bewußt war, verließ sie sich auf Gott und ihre guten Grundsätze und nahm sich vor, alles was Lotario ihr sagen würde, stillschweigend anzuhören, ohne ihrem Gemahl Nachricht davon zu geben, um ihm weder Händel noch Verdruß zuzuziehen; ja sie sann sogar auf Mittel, Lotario bei ihrem Gemahl wieder zu entschuldigen, falls er sie fragen sollte, warum sie ihm geschrieben hätte. In diesen Gedanken, die zwar sehr ehrenwert, aber nicht eben klug und überlegt waren, gab sie am folgenden Tage Lotario wieder Gehör, der diesmal so sehr in sie drang, daß ihre Standhaftigkeit zu schwanken anfing, und sie ihre ganze Sittsamkeit aufbieten mußte, damit

ihre Blicke nicht ein wenig zärtliches Mitleiden verrieten, welches die Thränen und Bitten Lotarios in ihrem Busen erweckt hatten. Dies entging seiner Aufmerksamkeit nicht und das entflammte ihn nur noch mehr. Da er wußte, daß er die Abwesenheit Anselmos benutzen müsse, um die Festung zu stürmen, so machte er einen Angriff auf ihre Eigenliebe, indem er ihre Schönheit erhob; denn nichts vermag schneller den festen Turm der weiblichen Eitelkeit zum Fall zu bringen, als eben diese Eitelkeit, wenn die Zunge der Schmeichelei sich ihrer bemächtigt. Genug, er untergrub den Fels ihrer Tugend mit solcher Gewandtheit und Beharrlichkeit, daß Camilla hätte fallen müssen, selbst wenn sie von Erz gewesen wäre. Lotario weinte, bat, schmeichelte, klagte, versprach, schwur, und schilderte seine Empfindungen mit so viel Wärme und Aufrichtigkeit, daß er Camillas Sittsamkeit überwand und einen Sieg davontrug, den er weniger gehofft als gewünscht hatte. Camilla ergab sich; Camilla fiel; aber war dies zu verwundern, da selbst die Freundschaft eines Lotario nicht standgehalten hatte? Welch ein überzeugender Beweis, daß man sich vor der Liebe nur durch die Flucht schützen kann, und daß niemand mit einem so furchtbaren Feinde sich messen sollte; denn es bedürfte göttlicher Kraft, um seine menschliche zu überwinden! Leonello war die einzige; welche um die Schwachheit ihrer Gebieterin wußte; denn vor ihr konnten die treulosen Freunde und neuen Verliebten ihr Geheimnis nicht verbergen. Lotario verschwieg Camilla den Plan Anselmos und daß dieser ihm Gelegenheit geboten, seinen Zweck zu erreichen, damit sie keine schlechte Meinung von seiner Liebe bekommen und nicht glauben möchte, daß nur ein bloßes Ungefähr und nicht sein eigener Trieb ihn bewogen hätte, sich um ihre Gegenliebe zu bewerben.

Einige Tage später kam Anselmo wieder nach Hause und ward nicht einmal gewahr, was er in der Zwischenzeit verloren, nämlich das, was ihm am teuersten war und er doch am wenigstens gehütet hatte. Er ging unverzüglich zu Lo-

tario; er fand ihn zu Hause; sie umarmten einander und Anselmo fragte seinen Freund, ob er ihm Tod oder Leben zu verkünden habe.

„Alles was ich dir sagen kann, Freund Anselmo," sprach Lotario, „ist, daß du ein Weib hast, das mit Recht das Muster und die Krone aller guten Weiber genannt zu werden verdient. Jedes Wort, das ich ihr gesagt, war in den Wind geredet; meine Anerbietungen wurden verschmäht, meine Geschenke mit Verachtung zurückgewiesen und meine erheuchelten Thränen mit Spott erwidert. Mit einem Wort, wie Camilla der Typus aller Schönheit ist, so ist sie nicht minder der Inbegriff der Keuschheit, der Liebenswürdigkeit, der Sittsamkeit und aller Tugenden, welche ein vortreffliches Weib adeln, erheben und beglücken können. Nimm dein Geld wieder, Freund, ich habe keine Gelegenheit gehabt, es anzurühren; denn Camillas Tugend läßt sich weder durch Geschenke noch durch Versprechungen wankend machen. Sei jetzt zufrieden, Anselmo; mache keine neuen Versuche und da du die Klippen der Zweifel und des Argwohns, welche die Frauen uns bereiten können und bereiten, glücklich und ohne Schaden umschifft hast, so wage dich nicht aufs neue in den Strudel der Unruhe und versuche nicht, unter der Leitung eines andern Steuermanns zum zweitenmal die Güte und Stärke des Schiffs, das der Himmel dir gegeben, um das Meer dieser Welt damit zu befahren; sondern sei überzeugt, daß du im sichern Hafen angelangt bist; befestige dich mit dem Anker der Vernunft und bleibe ruhig liegen, bis man dir denjenigen Zoll abfordert, von welchem kein Adelsbrief der Welt uns befreien kann."

Anselmo war hocherfreut über diese Worte Lotarios, an die er wie an einen Orakelspruch glaubte; bei alledem bat er ihn doch, das Unternehmen nicht gänzlich aufzugeben, wäre es auch nur zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung; und wenn er auch in Zukunft nicht mehr so eifrig wie bisher dabei zu Werke gehe, so möchte er doch bisweilen Verse zu

Camillas Lob und Preis unter dem erdichteten Namen Chloris verfertigen; er wolle ihr zu verstehen geben, daß Lotario in eine gewisse Schöne verliebt sei, an die er unter diesem Namen seine Verse richte, um sie mit derjenigen Wohlanständigkeit besingen zu können, die er ihrem Zartgefühl schuldig sei; und wenn Lotario sich nicht die Mühe geben wolle, die Verse selbst zu verfertigen, so wolle er sie für ihn dichten.

„Das wird nicht nötig sein," sagte Lotario; „die Musen sind mir nicht so abgeneigt, daß sie mich nicht einigemal im Jahre besuchten. Erzähle du nur Camilla von meinem vorgeblichen Liebesverhältnis; für die Verse laß mich nur sorgen; wenn sie auch nicht ganz so gut geraten, als der Gegenstand derselben es verdient, so werden sie doch das Beste sein, was ich zu machen imstande bin."

Bei dieser Verabredung blieb es zwischen dem unbesonnenen und dem treulosen Freunde. Als Anselmo nach Hause kam, richtete er an Camilla die Frage, welche sie längst erwartet und zu ihrer Verwunderung bisher von ihm noch nicht gehört hatte; was sie nämlich bewogen habe, ihm den Brief zu schreiben, den sie ihm zugeschickt. Camilla gab ihm zur Antwort, sie habe Lotario in dem Verdacht gehabt, daß er sie mit etwas weniger ehrerbietigen Blicken betrachtet hätte als während seiner Anwesenheit; sie habe sich aber bereits eines andern überzeugt und glaube, daß sie es sich nur eingebildet, da Lotario jetzt selbst die Gelegenheiten meide, sich mit ihr allein zu befinden. Anselmo versicherte sie, sie könne sich in diesem Punkte nur beruhigen, denn er wisse, Lotario liebe eine vornehme Dame in der Stadt und er richte zuweilen Gedichte an sie unter dem Namen Chloris; und wenn das auch nicht wäre, so hätte sie doch von Lotario wegen seiner vertrauten Freundschaft mit ihm nichts zu besorgen. Hätte Lotario Camilla nicht beizeiten benachrichtigt, daß das Liebesverhältnis mit Chloris eine Erfindung sei, deren er sich gegen Anselmo bedient, bloß um sich bisweilen mit Camillas

Verherrlichung beschäftigen zu können, so wäre sie sicherlich in die verzweiflungsvollen Netze der Eifersucht gefallen; da sie aber schon von allem unterrichtet war, so machte ihr diese Ueberraschung keine Sorge. Als am folgenden Tage alle drei bei Tische saßen, bat Anselmo seinen Freund, ihm etwas vorzulesen, das er auf seine geliebte Chloris gedichtet habe; denn da Camilla nicht wisse, wer sie sei, so könne er getrost sagen, was er auf dem Herzen habe.

„Und wenn sie sie auch kennen sollte," sprach Lotario, „so würde ich darum doch nichts verheimlichen; denn wenn ein Liebender die Schönheit seiner Geliebten preist und sich zugleich über ihre Unerbittlichkeit beklagt, so setzt er gewiß ihren guten Ruf nicht in Gefahr. Doch dem sei, wie ihm wolle, hier ist ein Sonett, das ich gestern auf die Sprödigkeit meiner Chloris machte:

Wenn überall der Schlaf im stillen Schoß der Nacht
Die Sterblichen erquickt, erschallen meine Klagen.
An Worten bin ich arm, reich bin ich nur an Plagen,
Die mir der Himmel schickt und die mir Chloris macht.

Des Morgens wendet kaum der Sonnengott den Wagen
Und steigt im Orient empor mit neuer Pracht,
So ist mein Klaglied auch aufs neue schon erwacht,
Wo nichts als Mißlaut tönt und Seufzer Seufzer jagen.

Der Mittag kommt heran und senkrecht fällt der Strahl,
Der alles mild erwärmt — nur deinen Busen nicht,
O Chloris, und mein Herz fühlt doppelt seine Qual.

Der Abend kehrt zurück, vermehrend das Gewicht
Der Leiden: denn umsonst sind Thränen ohne Zahl;
Der Himmel bleibet taub und Chloris hört mich nicht.

Camilla war mit dem Sonett sehr zufrieden, und Anselmo lobte es noch mehr und sagte, die Dame müsse außerordentlich spröde sein, daß sie sich durch eine so aufrichtige Liebe nicht erweichen lasse.

„Ist denn alles wahr, was die verliebten Dichter in ihren Versen sagen?" fragte Camilla.

„Als Dichter," antwortete Lotario, „reden sie nicht immer die Wahrheit; als Verliebte aber sind sie stets ärmer an Worten als an Wahrheit."

„Daran ist kein Zweifel," sagte Anselmo, um den Worten Lotarios noch mehr Gewicht bei Camilla zu geben, welche aber um so weniger auf seinen Kunstgriff achtete, je mehr sie bereits in Lotario verliebt war; und da sie nicht nur an seinen Versen Vergnügen fand, sondern auch versichert war, daß seine Wünsche, ebenso wie seine Gedichte nur sie selbst zum Gegenstande hatten und daß sie die Chloris war, welche er besang, so bat sie ihn, wenn er noch ein Sonett oder ein anderes Gedicht auswendig wisse, es herzusagen.

„Ich weiß freilich noch eins," antwortete Lotario; „allein ich weiß nicht, ob es so gut ist wie das erste, oder vielmehr weniger schlecht; doch ihr mögt selbst entscheiden; es lautet also:

Wenn du mich nicht erhörst, so ist mein Tod gewiß.
Denn eher sollst du sehn, daß ich zu deinen Füßen
Erblassen will, als mir den Vorwurf machen müssen,
Als reut' es mich, daß ich Anbetung dir verhieß.

Nein, immer mag das Grab schon mein Gebein umschließen,
Mein Auge decke schon die ew'ge Finsternis;
Doch öffne mir die Brust, so findest du gewiß
Mit Amors schärfstem Pfeil dein Bild darin gerissen.

Selbst dann noch, wenn mir Schmerz und Gram die Seel' empören,
Bewahrt dies Heiligtum mein Herz bis in den Tod
Und desto treuer wird es ewig dir gehören.

Doch weh dem Schiffer, dem der Sturm Verderben droht
Im lecken Schiff, wenn ihm auf unbekannten Meeren
Der Kompaß fehlet und ein Hafen in der Not!

Anselmo lobte auch dieses zweite Sonett, wie das erste und fügte mithin Glied um Glied an die Kette, mit welcher seine Schande täglich fester umschlungen ward; denn je thätiger Lotario war, ihn zu entehren, um so mehr überredete er ihn, daß seine Ehre auf festen Füßen stehe, und jede Stufe, welche Camilla tiefer hinabstieg und sich dem Abgrunde der

Verächtlichkeit näherte, hielt er für eine Staffel, auf welcher sie sich immer höher und bis zu dem Gipfel des Ruhmes und der Tugend erhebe.

Als Camilla sich einst mit ihrer Kammerjungfer allein befand, sagte sie: „Ich schäme mich, liebe Leonella, daß ich mich so leicht hingegeben und Lotario seinen Sieg nicht schwerer gemacht habe. Ich fürchte, er wird mich wegen meiner Bereitwilligkeit und meines Leichtsinns tadeln, da er nicht weiß, wie wenig es mir möglich war, der Gewalt zu widerstehen, die mich zu ihm hinzog."

„Laßt Euch das keinen Kummer machen, gnädige Frau," sprach Leonella; „denn es hat nichts zu bedeuten und der Wert einer Gabe wird dadurch nicht verringert, daß man sie bald giebt, wenn sie nur gut und an sich selbst schätzbar ist: ja, man pflegt sogar zu sagen: wer schnell giebt, giebt doppelt."

„Man sagt aber auch: was wenig kostet, wird nicht hoch geachtet," erwiderte Camilla.

„Auf Euch läßt sich dies Wort nicht anwenden," versetzte Leonella; „denn die Liebe kommt, wie ich gehört habe, bald geflogen, bald geschritten; bei dem einen geht sie schnell, bei dem andern langsam; diesen macht sie dreist, jenen verzagt; einige verwundet sie nur leicht, andere tödlich; bisweilen hat sie die Laufbahn ihrer Wünsche kaum angetreten, so befindet sie sich auch schon am Ziele derselben; der Platz, den sie des Morgens belagert, ist oft am Abend schon erobert, da keine Macht ihr widerstehen kann. Warum wollt Ihr Euch also Kummer und Sorge machen, da es doch Lotario ebenso wie Euch ergangen ist, seit Amor die Abwesenheit unsers Herrn benutzte, um Euch beide unter sein Joch zu bringen? Während dieser Zeit mußte notwendig alles ausgeführt werden, was er beschlossen hatte, ehe er Anselmo Zeit ließ, wiederzukommen und ihm das Spiel zu verderben; denn um seine Absichten zu erreichen, hatte er keine bessere Gehilfin, als die Gelegenheit; sie ist es, die ihm in allen seinen Händeln, besonders im Anfange, dienen muß. Ich weiß das alles aus

eigener Erfahrung und nicht bloß vom Hörensagen, und ich kann Euch mit der Zeit wohl etwas davon erzählen; denn ich habe ebenfalls jugendliches Fleisch und Blut. Ueberdies habt Ihr Euch nicht so rasch und übereilt ergeben, daß Ihr nicht vorher an den Blicken, Seufzern, Reden, Versprechungen und Geschenken Eures Liebhabers seine ganze Gesinnung erkannt und dadurch, sowie durch seine persönlichen Verdienste Euch überzeugt hättet, wie sehr Lotario Eurer Liebe würdig war. Laßt Euch also durch diese gar zu empfindsamen und ängstlichen Gedanken nicht beunruhigen, sondern verlaßt Euch darauf, daß Lotario Euch ebenso sehr liebt, wie Ihr ihn, und da Ihr nun einmal in dem Netz der Liebe gefangen seid, so freut Euch, daß derjenige, der Euch gefesselt hat, ein würdiger und achtungswerter Mann ist, bei dem Ihr nicht nur Sanftmut, Scharfsinn, Stärke und Schönheit, die vier S, welche, wie man sagt, jeder wahrhaft Liebende besitzen muß, vereinigt findet, sondern ein ganzes Alphabet von guten Eigenschaften; denn er ist angenehm, brav, Kavalier, dienstfertig, edelmütig, freigebig, gefällig, hochherzig, jung, klug, liebenswürdig, männlich, nachgiebig, offenherzig, prächtig, reich; nun kommen die vier S; sodann tapfer, unverdrossen, vornehm und wahrheitsliebend. Das Q und das X sind harte, fremde Buchstaben und das Y wird aus Neuerungssucht von vielen verschmäht; dafür fehlt aber Lotario das Z nicht, denn er ist zärtlich besorgt um Euern guten Namen."

Camilla lächelte über das Alphabet ihrer Zofe und fand, daß sie in Liebeshändeln erfahrener war, als sie geglaubt hatte; dies gestand sie selbst und teilte Camilla mit, daß sie mit einem vornehmen jungen Manne aus der Stadt ein Liebesverhältnis habe. Camilla ward sehr unruhig darüber, da sie wegen dieses Handels Gefahr für ihre eigene Ehre befürchtete. Sie fragte deshalb, ob Leonellas Verhältnis sich weiter als auf einen erlaubten Umgang erstrecke; und diese entblödete sich nicht, offen zu gestehen, daß sie allerdings schon

weiter gegangen sei. So gewiß ist es, daß die Fehltritte der Frau ihren Dienstboten alle Scham nehmen und sobald jene aus der Bahn tritt, scheuen diese sich nicht, über die Schranken zu springen, ohne sich darum zu kümmern, was ihre Herrschaft dazu sagt. Camilla blieb nichts übrig, als Leonella zu bitten, ihrem Liebhaber nichts von ihren Angelegenheiten zu entdecken und auch ihren eigenen Liebeshandel so geheim zu halten, daß weder Anselmo noch Lotario etwas davon erführen. Sie versprach es; allein sie hielt ihr Wort so schlecht, daß Camilla bald merkte, daß sie durch die Schuld ihres Mädchens um ihren guten Ruf kommen würde: denn kaum sah die freche und verwegene Leonella, daß ihre Herrin sich nicht betrug wie sie sollte, so scheute sie sich nicht mehr, ihren Liebhaber zu sich ins Haus zu lassen und bei sich zu behalten, da sie wußte, daß Camilla, wenn sie ihn auch sehe, sich nicht unterstehen dürfe sie zu verraten; und dies ist eine von den bösen Folgen, welche die Vergehungen einer Frau nach sich ziehen, daß sie sich zur Sklavin ihrer eigenen Dienerin macht und sich gezwungen sieht, ihre Unarten und Laster selbst verheimlichen zu helfen. So ging es auch Camilla, welche zwar oft merkte, daß Leonella ihren Liebhaber bei sich in ihrem Zimmer hatte, aber nicht nur nicht wagte, sie deshalb zu schelten, sondern ihr vielmehr selbst behilflich war, ihn zu verstecken und ihr jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen, damit nur ihr Gemahl nichts erführe.

Bei alledem konnte sie es nicht verhindern, daß Lotario einst in der Morgendämmerung den jungen Mann aus ihrem Hause kommen sah. Anfangs hätte er den Unbekannten fast für ein Gespenst gehalten, als er aber sah, daß er sich das Gesicht mit dem Mantel verhüllte und mit ängstlicher Gebärde davonschlich, gab er diesen einfältigen Gedanken auf und verfiel auf einen andern, der sie alle unglücklich hätte machen können, wenn nicht Camilla Rat geschafft hätte. Er konnte sich nämlich nicht denken, daß der Mensch, den er zu so ungewöhnlicher Stunde aus Anselmos Hause hatte kom-

men sehen, um Leonellas willen dort gewesen — denn an diese dachte er in dem Augenblick so wenig, als wäre sie überhaupt nicht auf der Welt gewesen — sondern er glaubte, daß Camilla sich ebenso leichtsinnig einem andern, wie ihm selbst ergeben hätte: denn das ist die Folge des Verbrechens eines ungetreuen Weibes, daß sie auch die gute Meinung dessen verwirkt, dessen Bitten und Flehen sie erhört hat, indem er sich einbildet, sie werde noch leichter die Beute eines andern werden, weshalb der kleinste Schatten von Verdacht ihm als zweifellose Gewißheit gilt. Es war, als ob Lotario in diesem Augenblick seinen gesunden Verstand verlöre und alle vernünftige Ueberlegung ihn verließe, denn ohne im geringsten zu bedenken, ob er recht oder auch nur klug handelte, ließ er sich von der Wut der Eifersucht, die ihm im Innern wühlte, derart verblenden, daß er, zitternd vor Begierde, sich an Camilla zu rächen, die ihn doch nicht beleidigt hatte, zu Anselmo, der noch nicht einmal aufgestanden war, in sein Haus eilte.

„Wisse, Anselmo," sprach er, „daß ich schon seit einigen Tagen mit mir gekämpft und mir Gewalt angethan habe, um dir etwas zu verschweigen, was dir nicht länger verborgen bleiben kann und darf, wisse, daß Camillas Standhaftigkeit besiegt ist, daß sie sich mir ergeben hat und bereit ist alles zu thun was ich von ihr verlange. Wenn ich dir dies bisher verschwieg, so geschah es nur deshalb, weil ich erst erforschen wollte, ob es vielleicht nur eine vorübergehende Laune sei, oder ob sie mich nur auf die Probe stellen wollte, um zu sehen, ob die Liebeserklärungen ernstlich gemeint seien, die ich ihr dir zu Gefallen gemacht habe; auch glaubte ich, wenn sie die wäre, wofür wir sie beide hielten, so würde sie dir bereits von meinen Nachstellungen Kunde gegeben haben. Da ich aber sehe, daß sie damit zögert, so schließe ich daraus, daß sie in vollem Ernst mir das Versprechen gegeben, meinen Besuch in der Rüstkammer anzunehmen, sobald du wieder von Hause abwesend sein würdest." — Dies war nämlich der

Ort, wo Camilla wirklich mit ihm zusammenzukommen pflegte. — „Ich wünsche nicht, daß du dich mit deiner Rache übereilst, da die Sünde bis jetzt nur in Gedanken begangen ist; denn es ist möglich, daß Camilla in der Zwischenzeit sich anders besinnt und ihren Vorsatz bereut. Da du nun bisher meinen Rat immer, wenn nicht ganz, so doch zum Teil befolgt hast, so befolge auch noch den, welchen ich dir jetzt geben will, damit du dich ohne Täuschung überzeugen und mit sorgfältiger Ueberlegung deine Maßregeln treffen kannst. Stelle dich als wolltest du wie sonst auf ein paar Tage verreisen und richte es so ein, daß du dich hinter den Tapeten und dem Gerät in der Rüstkammer verstecken kannst; dann werden wir uns beide mit eigenen Augen von Camillas Gesinnung überzeugen, und ist sie so schuldig, wie wir zwar nicht wünschen, aber doch befürchten müssen, so magst du selbst in der Stille und mit Umsicht über die dir zugefügte Beschimpfung zu Gericht sitzen."

Anselmo war über Lotarios Nachricht im höchsten Grade erstaunt und bestürzt; da er sie zu einer Zeit vernahm, wo er sie am wenigsten erwartete und bestimmt glaubte, Camilla hätte längst alle verstellten Angriffe Lotarios abgeschlagen, so daß er bereits anfing, sich ihres rühmlichen Sieges zu freuen. Lange Zeit stand er stumm, die Blicke auf die Erde geheftet; endlich sagte er: „Du hast gehandelt, Lotario, wie ich es von deiner Freundschaft erwartete; ich habe in allen Stücken deinen Rat befolgt; thue was du willst und beobachte die Verschwiegenheit, die dir in einem so außerordentlichen Falle angemessen erscheint."

Lotario versprach es; aber schon, als er wegging, bereute er jedes Wort, das er gesprochen, da er sah, wie thöricht er gehandelt hatte, während er sich an Camilla hätte rächen können, ohne zu so grausamen und niederträchtigen Mitteln zu greifen. Er verwünschte seine Unvernunft, verfluchte seinen raschen Entschluß und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, das Geschehene ungeschehen zu machen oder ihm we-

nigstens eine unschädliche Wendung zu geben. Endlich entschloß er sich, Camilla alles zu entdecken, und da es ihm an Gelegenheit dazu nicht fehlte, so sprach er sie noch an demselben Tage unter vier Augen. Kaum befand sie sich mit ihm allein, so sagte sie zu ihm: „Liebster Lotario, mir liegt etwas Quälendes auf dem Herzen; mir ist, als wollte die Brust mir zerspringen, und es wäre ein Wunder, wenn es nicht geschähe; denn die Unverschämtheit Leonellas geht so weit, daß sie jede Nacht ihren Liebhaber zu sich ins Haus kommen läßt und ihn bis zum Morgen bei sich behält, wobei meine Ehre die größte Gefahr läuft, weil jeder, der ihn zu einer so ungewöhnlichen Zeit aus meinem Hause kommen sieht, die Freiheit hat, davon zu denken, wie er will. Was mich dabei am meisten verdrießt, ist, daß ich sie dafür weder bestrafen, noch schelten darf, weil das Bewußtsein, daß sie um unsere Angelegenheiten weiß, mir den Zwang auferlegt, zu den ihrigen zu schweigen; ich fürchte, daß daraus am Ende noch ein Unglück entsteht."

Lotario hielt anfangs alles für Verstellung und glaubte, daß Camilla ihm nur einbilden wolle, der Mann, den er gesehen, sei nicht um ihretwillen, sondern Leonellas wegen ins Haus gekommen. Als er aber sah, daß sie weinte, und ihn mit schwerem Herzen um Hilfe bat, fing er an, ihr zu glauben, und ward ganz beschämt und bereute seine Uebereilung; indes bat er Camilla, sie möchte sich Leonellas wegen keine Sorgen machen, er werde schon Mittel finden, ihrer Unverschämtheit Grenzen zu setzen. Hierauf gestand er ihr, was er, verleitet von der unsinnigen Wut der Eifersucht, zu Anselmo gesagt, und daß sie beide verabredet hätten, daß Anselmo sich in der Rüstkammer verstecke, um sich dort von ihrer Untreue zu überzeugen. Er bat sie wegen seiner Thorheit um Verzeihung und zugleich um ihren Rat, wie sie sich aus der Verlegenheit heraushelfen sollten, in welche seine Unvernunft sie beide gebracht habe.

Camilla war über Lotarios Geständnis nicht wenig er-

schreckt und machte ihm ebenso bittere als gerechte Vorwürfe wegen seines unbegründeten Verdachts und des unvernünftigen und thörichten Entschlusses, den er deshalb gefaßt hatte. Da indes die Frauen im Guten wie im Bösen sich schneller zu helfen wissen als die Männer, obgleich sie zu reiflicher und bedächtiger Ueberlegung weniger geschickt sind, so fand auch Camilla auf der Stelle ein Mittel, sich aus dieser, dem Anschein nach unentwirrbaren Verwicklung herauszuwinden. Sie ersuchte daher Lotario, es so einzurichten, daß Anselmo am folgenden Tage sich an dem verabredeten Orte verstecke, da sie willens sei, gerade diesen Umstand so zu benutzen, daß sie künftig einander ohne die geringste Besorgnis genießen könnten. Ohne ihm ihren Plan ganz zu enthüllen, bat sie ihn nur, er möchte, nachdem Anselmo sich versteckt habe, sich einstellen, sobald sie durch Leonella ihn rufen lasse, und auf alles, was sie ihn fragen würde, möchte er ihr in solcher Weise antworten, als ob er nicht wüßte, daß Anselmo ihn belausche.

Lotario drang sehr in sie, ihm ihren Plan ganz zu enthüllen, damit er um so besser imstande wäre, seinerseits das Nötige zu beobachten; allein Camilla erwiderte: „Es ist weiter nichts dabei zu beobachten, als daß du mir meine Fragen beantwortest“ — denn sie wollte ihm von ihrem Vorhaben deshalb vorher keine genaue Rechenschaft geben, weil sie befürchtete, er möchte gegen ihren Plan Einwendungen machen oder einen andern in Vorschlag bringen, der vielleicht nicht so gut sei.

Lotario entfernte sich hierauf, und am folgenden Tage stellte sich Anselmo, als ob er wieder zu seinem Freunde aufs Land ginge; er kam aber wieder zurück und versteckte sich, was um so leichter war, da ihm Camilla und Leonella absichtlich dazu Gelegenheit gaben. Man kann sich vorstellen, mit welchem Herzklopfen er sein Versteck einnahm, da er mit eigenen Augen sehen sollte, wie seine Ehre zu Grunde gerichtet würde, und auf dem Punkte stand, das höchste Gut zu verlieren, das er in seiner geliebten Camilla zu besitzen geglaubt hatte.

Sobald Camilla und Leonella wußten, daß Anselmo sich versteckt hatte, traten sie in die Rüstkammer, und kaum hatte Camilla den Fuß über die Schwelle gesetzt, als sie mit einem tiefen Seufzer sagte: „Ach liebste Leonella, wäre es nicht besser, ehe ich eine That vollbringe, die ich dir, aus Furcht von dir gehindert zu werden, nicht entdecken mag, wenn du mit Anselmos Dolche, den ich von dir gefordert habe, diese entehrte Brust durchbohrtest? Doch nein, thue es nicht, denn es ist nicht billig, daß ich für die Schuld eines andern büße. Ich will erst wissen, was die frechen und schamlosen Augen Lotarios an mir entdeckt haben, daß er sich erdreisten durfte, mir den schändlichen Antrag zu machen, durch welchen er meine Ehre und die Bande der Freundschaft entweiht. Tritt ans Fenster und rufe ihn herein, denn gewiß wartet er schon auf der Straße in der Hoffnung, seine schändliche Absicht zu erreichen; ich werde ihm aber auf eine ebenso grausame, als ehrenhafte Weise zuvorkommen."

„Um des Himmels willen, gnädige Frau!" rief die schlaue und geriebene Leonella, „was wollt Ihr mit dem Dolche machen? Ihr wollt doch nicht Euch oder Lotario das Leben nehmen? Das eine wie das andere würde Eure Ehre und Euern guten Namen zu Grunde richten. Laßt Euch lieber nicht merken, daß er Euch beleidigt hat und laßt nicht zu, daß dieser böse Mensch jetzt in Euer Haus kommt und uns allein antrifft. Bedenket, daß wir schwache Frauen sind, während er ein kühner, entschlossener Mann ist; und da ihn außerdem seine bösen Begierden taub und blind machen werden, so könnt Ihr vielleicht Euern Vorsatz nicht so schnell ausführen, als er bereits das vollbracht haben wird, was Euch teurer zu stehen kommen würde, als der Verlust Eures Lebens. Verflucht sei das Vertrauen des Herrn Anselmo, der diesem unverschämten Menschen so viele Gewalt in seinem Hause eingeräumt hat: denn gesetzt, gnädige Frau, Ihr bringt ihn ums Leben, was, wie ich fürchte, Eure Absicht ist, was sollen wir hernach mit seinem Leichnam anfangen?"

„Was wir mit ihm anfangen, meine Teure?“ versetzte Camilla. „Den mag Anselmo begraben lassen; denn es ist nicht mehr als recht und billig, daß er sich die Mühe nimmt, eine eigene Schande unter die Erde zu schaffen. Eile daher, ihn zu rufen; denn jeder Augenblick, den ich durch Zaudern verliere, bis ich die mir zugefügte Beschimpfung räche, scheint mir eine Verletzung der Treue, die ich meinem Gemahl schuldig bin.“

Dies alles hörte Anselmo, und jedes Wort, das Camilla sprach, setzte ihn in eine neue Aufregung; als er aber vollends hörte, daß sie willens war, Lotario zu ermorden, fehlte nicht viel, daß er nicht hervorgesprungen und sich gezeigt hätte, um sie davon abzuhalten; er that es jedoch nicht, da er sehen wollte, wie weit ihr löblicher Eifer und ihre Entschlossenheit gehen würden, mit dem Vorsatze, diesen zu rechter Zeit Maß und Ziel zu setzen.

Mittlerweile sank Camilla in eine tiefe Ohnmacht und warf sich auf ein Bett, das in dem Zimmer stand. Leonella fing bitterlich zu weinen an und rief: „O ich Unglückliche, wenn ich den Jammer erlebte, daß die Krone aller guten Frauen der Welt, das Muster aller Zucht und Keuschheit hier unter meinen Händen stürbe!“ Wer diese und noch andere Ausrufe hörte, konnte nicht umhin, sie für die kummervollste und treueste Zofe und ihre Herrin für eine zweite verfolgte Penelope zu halten. Camilla erholte sich jedoch bald wieder und sagte: „Was zauderst du, Leonella, den treulosesten aller Freunde, den je die Sonne beschien oder die Nacht verbarg, zu rufen? Gehe, eile, laufe, damit nicht durch dein Zögern die Glut meines Zornes erkalte und meine gerechte Rache sich nicht in leere Drohungen und Verwünschungen verwandle.“

„Gleich will ich ihn rufen,“ sagte Leonella; „allein Ihr müßt mir zuvor den Dolch geben, damit Ihr nicht in meiner Abwesenheit eine That begeht, die alle, die Euch kennen und lieben, zeitlebens beweinen müßten!“

„Sei unbesorgt, teure Leonella," erwiderte Camilla; „das werde ich nicht thun: denn so rasch und unüberlegt mein Plan, meine Ehre zu retten, dir auch scheinen mag, so werde ich doch nicht so unbedachtsam handeln, wie jene Lucretia, von der man sagt, daß sie sich ums Leben brachte, ohne selbst etwas Sträfliches begangen und ohne sich erst an dem gerächt zu haben, der ihr Unglück verschuldet hatte. Ich will sterben, wenn ich muß, aber nicht eher, bis ich mich an dem gerächt habe, der mich veranlaßt hat, hierher zu kommen, um seine Verwegenheit zu beweinen, zu der ich ihm nie Anlaß gab."

Leonella ließ sich lange bitten, ehe sie Lotario zu rufen ging; doch endlich entfernte sie sich. „O Gott!" sagte Camilla während ihrer Abwesenheit, „wäre es nicht klüger gewesen, wenn ich Lotario abgewiesen hätte, wie ich es so oft gethan, statt ihm Gelegenheit zu geben, mich für treulos und pflichtvergessen zu halten, wenn auch nur für die kurze Zeit, bis ich ihm seinen Irrtum benehme? Besser freilich wäre es gewesen, allein ich würde mich selbst nicht gerächt und der Ehre meines Gatten nicht Genugthuung verschafft haben, wenn jener so leicht und ohne Strafe für seine bösen Begierden davongekommen wäre. Mag der Treulose mit seinem Leben für seine schändliche Lüsternheit büßen! Mag die Welt erfahren — wenn sie es überhaupt erfährt — daß Camilla nicht nur ihrem Gatten die Treue zu bewahren, sondern ihn auch an dem zu rächen wußte, der es wagte, sie anzutasten. Bei alledem hätte ich vielleicht besser gethan, Anselmo von der Rache in Kenntnis zu setzen; allein ich hatte ihm ja bereits genug in dem Briefe gesagt, den ich ihm aufs Land schickte, und ich glaube, wenn er damals dem Unglück nicht vorbeugte, vor dem ich ihn warnte, so ließ er sich bloß durch sein unbegrenztes Vertrauen davon abhalten, das ihm nicht erlaubte, zu denken, daß sein Busenfreund Anschläge gegen seine Ehre schmieden könnte; ja ich selbst glaubte es nachher lange Zeit nicht und würde es nie geglaubt haben, wenn seine Frechheit nicht so weit gegangen wäre, daß er durch

seine Geschenke, seine Versprechungen und seine heißen Thränen mir endlich die Augen geöffnet hätte. Doch wozu stelle ich jetzt diese Betrachtungen an? Braucht man etwa zu einem herzhaften Entschlusse sich noch durch neue Gründe zu ermutigen? Mit nichten! Fort mit dem Verräter! Rache, schicke dich an! Mag der Treulose hereinkommen; er komme, er falle, er verderbe; dann mag kommen was will! Rein empfing mich der, den der Himmel mir zum Gatten gab; rein will ich mich auch wieder von ihm trennen, und wenn es zum Schlimmsten kommt, so habe ich mich zugleich in meinem eigenen keuschen Blute und in dem unreinen Blute des falschesten Freundes, der jemals den Namen der Freundschaft entweihte."

Indem sie diese Worte sprach, ging sie mit gezücktem Dolche, mit raschen Schritten und in so heftiger Aufregung in dem Zimmer auf und ab, daß sie wie wahnsinnig schien und mehr einem rasenden Meuchelmörder als einer zarten Frau ähnlich war. Anselmo, der alles durch die Tapete, hinter welcher er versteckt war, beobachten konnte, war voll Erstaunen und hielt das, was er gesehen und gehört, schon für vollkommen hinreichend, um den stärksten Argwohn zu widerlegen; schon wünschte er, Lotario möchte nicht kommen, damit nicht plötzlich ein Unglück geschähe, und schon war er im Begriff hervorzutreten, sich seiner Gemahlin zu zeigen, sie zu umarmen und ihr alles zu entdecken, als Leonella hereintrat und Lotario an der Hand zu ihr führte.

Sobald ihn Camilla erblickte, zog sie mit dem Dolch einen langen Strich vor sich hin auf den Boden. „Lotario," sprach sie, „höre, was ich dir sage: Hüte dich, diese Linie zu überschreiten oder ihr auch nur nahe zu treten, denn in dem Augenblick, wo du dieses wagst, durchbohre ich mit dem Dolche, den du in meiner Hand siehst, meine Brust. Ehe du mir antwortest, höre zuvor noch einige Worte, die ich dir sagen will, und dann erwidere mir was du willst. Vor allen Dingen laß mich fragen, Lotario, kennst du meinen Gemahl

Anselmo und was hältst du von ihm? Und zweitens sage mir, ob du auch mich zu kennen glaubst. Antworte mir unverzüglich und ohne Umschweife; denn meine Fragen sind nicht schwer zu beantworten!"

Lotario war nicht so unerfahren, daß er nicht in dem Augenblick, wo Camilla ihm sagte, sie wolle Anselmo verstecken, ihren Plan bereits erraten hätte, und er ging also auf den ersten Wink so geschickt auf ihre List ein, daß sie beide ihre Rollen bis zum höchsten Grad der Täuschung spielten. Er gab ihr daher zur Antwort: „Ich glaubte nicht, schöne Camilla, daß du mich hättest rufen lassen, um mir Fragen vorzulegen, die der Erwartung, mit welcher ich hierher gekommen, so wenig entsprechen. Thust du es, um die Gunstbezeigungen, die du mich hoffen ließest, noch länger hinauszuschieben, so hättest du mir nicht so zeitig Hoffnung machen sollen; denn je näher man dem Ziel seiner Wünsche zu sein glaubt, desto schmerzlicher ist es, dieses Ziel weiter hinausgerückt zu sehen. Damit du mir jedoch nicht vorwerfest, daß ich deine Fragen unbeantwortet ließe, so erkläre ich dir, daß ich deinen Gatten Anselmo wohl kenne, daß wir einander von zartester Jugend an gekannt haben. Unserer Freundschaft, die du genugsam kennst, mag ich nicht gedenken, um nicht selbst als Zeuge der Kränkung aufzutreten, welche die Liebe, die wohl noch größere Verirrungen entschuldigt, mich zwingt, ihm zuzufügen. Ich kenne auch dich, Camilla, und schätze dich nicht minder hoch als er; denn um einen Schatz von geringerem Werte hätte ich meine Pflicht gegen mich selbst und die heiligen Bande der Freundschaft nicht verletzt, die ich, gezwungen von der unwiderstehlichen Macht der Liebe, zerrissen und übertreten habe."

„Wenn du dieses eingestehst," sprach Camilla, „mit welcher Stirn wagst du denn, du abgesagter Feind alles dessen, was wahrhaft liebenswürdig ist, vor den Augen derjenigen zu erscheinen, von welcher du weißt, daß sie der Spiegel ist, der das Bild desjenigen wiedergiebt, an dem du gleichfalls

dich spiegeln und bedenken solltest, wie wenig es dir ziemt, ihn zu beleidigen! Aber ich Unglückliche! fast errate ich, was dich bewogen hat, so wenig auf das zu achten, was du dir selbst schuldig bist! Vielleicht war es irgend eine Unbedachtsamkeit in meinem Betragen, denn Leichtsinn kann ich es nicht nennen, weil es nicht mit Vorsatz geschehen, sondern mit jener Unbefangenheit, mit welcher häufig Frauen sich dem gegenüber Blößen geben, bei dem sie sich keines Args versehen. Denn sage mir, du Treuloser, wann erwiderte ich deine Zumutungen durch Worte oder durch Handlungen, welche dir nur einen Schatten von Hoffnung geben konnten, deine schändlichen Absichten bei mir zu erreichen? Wann begegnete ich deinen verliebten Reden anders als mit der höchsten Mißbilligung und mit dem strengsten Tadel? Wann glaubte ich deinen zahlreichen Beteuerungen und wann nahm ich die Geschenke an, mit denen du ebenso verschwenderisch warst? Da es mir jedoch unmöglich scheint, daß jemand einer Leidenschaft lange nachhängen kann, wenn nicht einige Hoffnung ihn dazu anspornt, so muß ich wohl oder übel glauben, daß ich selbst an deiner Vermessenheit schuld bin und daß vielleicht irgend eine Unvorsichtigkeit in meinem Betragen deiner Hoffnung so lange Nahrung gegeben, darum werde ich mich selbst ebenfalls für das Verbrechen bestrafen, das du begangen hast. Und damit du inne werdest, daß ich unmöglich weniger grausam gegen dich verfahren könne als gegen mich selbst, so habe ich dich zum Zeugen des Opfers machen wollen, das ich der beleidigten Ehre meines so würdigen Gatten bringe, an dem du dich mit der bestimmtesten Absicht versündigt hast; ich aber gleichfalls, weil ich nicht mit größerer Vorsicht die Gelegenheiten gemieden habe, die ich dir vielleicht gab, deine unerlaubten Hoffnungen zu nähren und sie für begründet zu halten. Ich sage noch einmal, die Besorgnis, eine Unvorsichtigkeit meinerseits könnte dir zu deinen wahnwitzigen Erwartungen Anlaß gegeben haben, quält mich am meisten und bewegt mich, die Hand an mich

selbst zu legen, um mich zu bestrafen; denn wenn ich meine Strafe von fremder Hand empfinge, würde meine Schuld vielleicht noch mehr ruchbar werden. Doch ehe ich dies thue, will ich sterbend auch dem das Leben rauben und ihn mit mir ins Verderben ziehen, dessen Tod allein mein Verlangen nach der Rache ganz befriedigen kann, die in mir glüht, eine Rache, die ich dereinst dort — es sei wo es wolle — von der unparteiischen und unwandelbaren Gerechtigkeit in der Bestrafung dessen zu erblicken hoffe, der mich zu diesem verzweifelten Schritte gebracht hat!"

Indem sie diese letzten Worte sprach, ging sie mit gezücktem Dolche und wie es schien, mit dem festen Vorsatze, Lotario zu erstechen, so rasch und heftig auf ihn los, daß er kaum wußte, ob es Ernst oder Verstellung sei, denn er mußte alle Kraft und Geschicklichkeit anwenden, um zu verhindern, daß sie ihn verwundete; ja sie ging in ihrer verstellten Wut so weit, daß sie, um ihr ganz den Schein der Wahrheit zu geben, ihn in ihr eignes Blut tauchen wollte: denn als sie sah, daß sie Lotario keine Wunde beibringen konnte — oder sich wenigstens so stellte — rief sie: „Wenn das Schicksal mir nicht gestatten will, meinen gerechten Wunsch ganz erfüllt zu sehen, so soll es doch nicht die Macht haben, ihn völlig zu vereiteln!" Mit diesen Worten entwand sie ihre Hand mit dem Dolche Lotario, der sie festhielt, zückte die Spitze nach einer Stelle, wo sie sich nicht schwer verwunden konnte und stieß sie sich in das weiche Fleisch unter der linken Achselgrube, worauf sie wie ohnmächtig zu Boden sank.

Leonella und Lotario waren wie versteinert und wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten, als sie Camilla in ihrem Blute auf der Erde liegen sahen. Atemlos vor Schrecken eilte Lotario, den Dolch aus der Wunde zu ziehen; doch als er sah, wie unbedeutend diese war, schwand seine Besorgnis und er mußte von neuem die Verschlagenheit, Klugheit und den großen Verstand der schönen Camilla bewundern. Um auch seinerseits nicht zurückzubleiben, begann

er eine lange und traurige Wehklage über Camillas Leiche, als sei sie wirklich tot und rief tausend Verwünschungen, nicht nur über sich selbst, sondern auch über den herab, der ihn in diese Lage gebracht; denn da er wußte, daß Anselmo ihn hörte, sagte er Dinge, wegen deren jeder, der sie vernahm, ihn noch mehr beklagen mußte, als Camilla, wenn er sie auch wirklich für tot gehalten. Leonella nahm sie in ihre Arme, legte sie auf das Bett und bat Lotario, einen Wundarzt zu holen, der sie heimlich verbände; auch bat sie ihn, ihr zu raten, was man Anselmo sagen solle, falls er zurückkehre, ehe die Wunde ihrer Herrin geheilt sei. Lotario antwortete, sie möchten ihm sagen was sie wollten; er selbst wüßte nichts Vernünftiges zu raten; Leonella möchte jetzt nur sorgen, daß das Blut gestillt werde, denn er gehe hin, wo niemand ihn finden werde. Und mit den Zeichen des heftigsten Kummers und Schmerzes verließ er das Haus. Sobald er aber allein und ohne Zeugen war, fing er an tausend Kreuze zu schlagen — so erstaunt war er über Camillas Verschlagenheit und Leonellas gewandtes Betragen. Er bedachte zugleich, wie sehr Anselmo nunmehr überzeugt sein müsse, daß er eine zweite Portia zur Frau habe und er konnte kaum die Zeit abwarten, ihn zu sprechen, um gemeinschaftlich mit ihm die größte Spiegelfechterei von Wahrheit und Lüge zu feiern, die je ersonnen worden.

Leonella stillte inzwischen mit leichter Mühe das Blut, welches aus der Wunde ihrer Herrin nicht stärker floß, als nötig war, um dem Betrug einen Anschein von Wahrheit zu geben; sie wusch die Wunde mit Wein, verband sie so gut sie konnte und führte dabei solche Reden, daß Anselmo, wenn er auch nicht vorher schon mehr gehört, seine Frau für das Muster ehelicher Treue hätte halten müssen. Camilla trug möglichst dazu bei, Leonellas Worte zu unterstützen; sie nannte sich mutlos und feige, weil sie die kostbaren Augenblicke nicht herzhaft benutzt habe, um sich ein Leben zu nehmen, das ihr verhaßt sei. Sie fragte ihre Zofe um Rat, ob sie ihrem

geliebten Gemahl den ganzen Vorfall entdecken sollte oder nicht. Diese widerriet es ihr, weil sie ihn dadurch in die Notwendigkeit versetzen würde, sich an Lotario zu rächen, was er nicht ohne eigene Gefahr thun könne — da doch eine gute Gattin ihrem Gemahl keine Händel zuziehen, sondern jeden Anlaß dazu so viel wie möglich aus dem Wege zu räumen suchen müsse. Camilla erwiderte, sie fände ihren Rat sehr gut und werde ihn befolgen; allein auf jeden Fall müsse man doch irgend einen Vorwand wegen ihrer Wunde zu finden suchen, da doch Anselmo diese unfehlbar bemerken würde. Leonella versicherte jedoch, sie verstehe nicht zu lügen, wenn es auch nur im Scherz sei.

„Wie soll ich es denn verstehen, meine Liebe?" fragte Camilla; „ich vermöchte keine Unwahrheit zu ersinnen oder aufrecht zu erhalten, wenn auch mein Leben davon abhinge! Und können wir dafür nicht Rat schaffen, so ist es besser, ihm die reine Wahrheit zu gestehen, als uns auf einer Lüge ertappen zu lassen."

„Beruhigt Euch nur, gnädige Frau," versetzte Leonella; „vielleicht fällt mir bis morgen noch etwas ein, was wir ihm sagen können; vielleicht läßt sich auch Eure Wunde, da sie an einer solchen Stelle ist, vor ihm verheimlichen, und der Himmel wird so gnädig sein, unsre so ehrenwerten und wohlgemeinten Absichten zu begünstigen. Haltet Euch nur ruhig und laßt Eure Lebensgeister sich sammeln, damit Euer Gemahl Euch in keiner heftigen Gemütsbewegung findet; übrigens verlaßt Euch auf mich und auf Gott, der einem guten Vorhaben immer seinen Beistand leiht."

Anselmo hatte mit der größten Aufmerksamkeit die Tragödie von dem Tode seiner Ehre mit angehört und angesehen — eine Tragödie, in welcher die handelnden Personen ihre Rollen mit so ergreifender Natürlichkeit und Vollendung gespielt, daß man hätte meinen sollen, es sei die nackteste Wahrheit gewesen. Er erwartete mit Ungeduld die Nacht, um seinen Schlupfwinkel zu verlassen und seinen lieben

Freund Lotario aufzusuchen, um sich mit ihm über die köstliche Perle zu freuen, die er an der geprüften Treue seiner Gemahlin gefunden habe. Camilla und Leonella erleichterten ihm die Gelegenheit, sich wieder zu entfernen und er benutzte sie, um sich unverzüglich zu Lotario zu begeben, ihm unter unzähligen Umarmungen seine Freude zu schildern und sich in Lobsprüchen auf Camilla zu ergehen. Lotario hörte das alles an, ohne an seiner Freude irgendwie teilnehmen zu können, da ihm sein Gewissen sagte, wie gröblich er seinen Freund hintergangen und wie unverantwortlich er ihn beleidigt hatte. Anselmo merkte zwar, daß Lotario nicht froh war; er glaubte aber, dies komme daher, daß er Camilla verwundet verlassen und er selbst die Veranlassung dazu gewesen. Er bat ihn daher, sich wegen Camillas Zustand keinen Kummer zu machen, denn die Wunde sei sicherlich von keiner Bedeutung, da man sich vorgenommen, sie vor ihm geheim zu halten und also nichts zu befürchten sei. Er ersuchte ihn daher, sich mit ihm zu freuen, da er sich durch seine Mühe und seine Mitwirkung auf den höchsten Gipfel des Glücks erhoben sehe. In Zukunft wollten sie sich mit weiter nichts beschäftigen als zu Camillas Lob und Preis Gedichte zu machen, um ihren Namen für alle künftigen Zeiten zu verherrlichen. Lotario lobte seinen schönen Vorsatz und versprach ihn bei Aufführung eines so herrlichen Gebäudes nach Kräften zu unterstützen.

So wurde Anselmo auf die köstlichste Weise von der Welt hintergangen. Er selbst führte an seiner Hand denjenigen in sein Haus zurück, den er für das Werkzeug seines Glücks hielt, während er doch seine Ehre zu Grunde gerichtet. Camilla empfing Lotario scheinbar mit finsterer Miene, obgleich mit fröhlichem Herzen. Eine Zeitlang blieb der Betrug verborgen, bis nach einigen Monaten das Rad des Glücks sich drehte und das mit so viel List bisher verhehlte Verbrechen ans Licht trat, Anselmo aber seine unziemliche Neugier mit dem Leben büßte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Handelt von dem furchtbaren Kampfe, den Don Quijote mit den Weinschläuchen bestand. Schluß der Erzählung von der unziemlichen Neugier.

Als die Erzählung beinahe zu Ende war, kam Sancho Panza ganz bestürzt aus der Kammer gesprungen, in welcher Don Quijote schlief, und schrie mit lauter Stimme: „Helft geschwind, ihr Herren, und steht meinem Herrn bei, denn er ist in den schrecklichsten und blutigsten Kampf verwickelt, den ich je in meinem Leben gesehen habe. Bei Gott, er hat dem Riesen, dem Feinde unserer Prinzessin Mikomikona, den Kopf so glatt vom Rumpfe gehauen, als wenn's eine Rübe wäre."

„Was sagt Ihr, Freund?" sprach der Pfarrer und hielt inne mit dem Lesen. „Seid Ihr bei Sinnen, Sancho? Wie kann das wahr sein, was Ihr schwatzt, da der Riese über zweitausend Meilen von hier entfernt ist?"

In diesem Augenblick hörten sie ein gewaltiges Gepolter in der Kammer und Don Quijote rief mit lautem Geschrei: „Steh', Spitzbube, Straßenräuber, Gauner! Jetzt hab' ich dich und dein großer Säbel soll dir nichts nützen." Dabei schien er mit aller Macht in die Wände zu hauen.

„Hier ist nicht zu zaudern und zu horchen," sprach Sancho. „Geht hinein und bringt sie auseinander, oder steht meinem Herrn bei; aber vielleicht ist's auch nicht mehr nötig, denn gewiß ist der Riese schon tot und muß Gott Rechenschaft geben von seinem bösen Wandel; denn ich habe das Blut auf dem Boden fließen sehen und der Kopf lag abgehauen in einem Winkel — er war so groß wie ein tüchtiger Weinschlauch."

„Ich will des Todes sein," sprach der Wirt, „wenn Euer Don Quijote, oder Don Urian nicht in einen meiner Schläuche mit rotem Wein, die voll zu seinen Häupten hängen, eingehauen hat, und den Wein, den er mir vergossen, wird dieser einfältige Tropf für Blut gehalten haben."

Mit diesen Worten ging er in die Kammer und die andern folgten ihm und fanden Don Quijote in dem seltsamsten Aufzuge von der Welt. Er stand da im Hemde, welches ihm vorn kaum die Hälfte der Schenkel bedeckte und hinten wohl noch eine Spanne kürzer war. Seine langen, dürren Beine waren so rauh wie ein Fell und nicht gerade sehr sauber; auf dem Kopfe hatte er eine schmierige, bunte Mütze, die dem Wirt gehörte, sein linker Arm war in dieselbe Bettdecke gewickelt, welcher Sancho aus ihm bekannten Ursachen so gram war, und in der Rechten hielt er sein bloßes Schwert, mit welchem er rechts und links um sich hieb und dabei ein Schlachtgeschrei erhob, als wenn er wirklich mit einem Riesen angebunden hätte. Das Beste dabei war, daß er das alles mit verschlossenen Augen that, weil er noch schlief und träumte, er kämpfe mit einem Riesen; denn er hatte den Kopf so voll von dem Abenteuer, das er bestehen wollte, daß ihm träumte, er sei schon in dem Reiche Mikomikon angekommen und mit dem Riesen handgemein geworden. Indem er sich nun mit diesem herumzuhauen glaubte, hatte er schon so viele Hiebe in die Weinschläuche gethan, daß die ganze Kammer von Wein floß. Als der Wirt dies sah, geriet er in eine solche Wut, daß er Don Quijote mit der geballten Faust anfiel und ihm so viele Rippenstöße versetzte, daß er dem Kampf mit dem Riesen bald ein Ende gemacht haben würde, wenn Cardenio und der Pfarrer sich nicht ins Mittel gelegt hätten. Trotz alledem ward der arme Ritter nicht eher wach, bis der Barbier einen tüchtigen Eimer kalten Wassers vom Brunnen holte und ihm diesen auf einmal über den Kopf schüttete, worauf er zwar erwachte, aber doch nicht soweit zur Besinnung kam, daß er bemerkt hätte, in welchem Aufzuge er dastand.

Dorothea, welche sah, wie leicht und kurz er gekleidet war, wollte nicht mit hineingehen, um den Kampf zwischen dem Ritter und ihrem Widersacher anzusehen. Sancho suchte überall auf der Erde herum nach dem Kopfe des Riesen, und

als er ihn nicht finden konnte, sprach er: „Ich weiß schon, daß alles hier im Hause mit Hexerei zugeht; denn als ich das vorige Mal mich hier an derselben Stelle befand, wo ich jetzt stehe, gab man mir eine Menge Maulschellen und Püffe, ohne daß ich wußte, von wem sie kamen und ohne daß ich jemand sehen konnte; und jetzt ist wieder der Kopf nirgend zu finden, da ich ihn doch mit meinen eigenen Augen habe abhauen und das Blut strömen sehen, wie aus einem Springbrunnen."

„Von welchem Blut und Springbrunnen sprichst du, du Feind Gottes und seiner Heiligen!" rief der Wirt. „Siehst du nicht, du Schlingel, daß das Blut und der Springbrunnen nichts anderes sind, als der Wein aus diesen Schläuchen, der das ganze Zimmer überschwemmt? Ich wollte, daß die Seele dessen, der sie mir angebohrt hat, zur Hölle schwämme!"

„Ich weiß von nichts," sprach Sancho; „aber das weiß ich, daß mir wegen des verdammten Kopfs, den ich nicht finden kann, meine Grafschaft zu Wasser wird wie der Schnee im März."

So stand es also mit Sancho im Wachen schlimmer als mit seinem Herrn im Schlafe, da ihm die Versprechungen desselben ganz den Kopf verdreht hatten. Der Wirt wollte rasend werden über den Unfug seines Herrn; er nahm sich aber vor, daß sie nicht so wie das letzte Mal ohne Bezahlung davonkommen und daß ihre Rittergesetze sie nicht schützen sollten, das Alte samt dem Neuen zu bezahlen, bis auf das Flicklohn für die zerrissenen Schläuche.

Der Pfarrer hielt Don Quijote bei den Händen, und dieser, in der Meinung, daß er nunmehr das Abenteuer bestanden, und der Prinzessin Mikomikona gegenüberstehe, warf sich vor ihm auf die Kniee und sagte: „Erhabene und glorreiche Fürstin! Eure Hoheit kann versichert sein, daß dieser Unhold Euch von nun an keinen Schaden mehr zufügen kann, und auch ich bin von nun an meines Euch gegebenen Ver-

sprechens entbunden, da ich es mit Hilfe Gottes und dem Beistande derjenigen, für die ich lebe und webe, treulich erfüllt habe."

„Sagt' ich's nicht?" rief Sancho, als er dies hörte. „Gelt, ich war nicht betrunken! Nun seht ihr's ja, daß mein Herr den Riesen in die Pfanne gehauen hat. Die Stiere sind fest*) und mit meiner Grafschaft ist's richtig!"

Wer hätte nicht lachen sollen über die Verrücktheiten des Herrn und des Dieners? Und in der That lachten alle, nur der Wirt nicht, der vielmehr aus der Haut fahren wollte. Endlich brachte es jedoch der Barbier, Cardenio und der Pfarrer dahin, daß sie Don Quijote, wenn auch nicht ohne viele Mühe wieder zu Bette brachten, wo er auch vor übergroßer Müdigkeit bald wieder fest einschlief. Sie ließen ihn schlafen und gingen in die Laube vor der Hausthür, wo sie Sancho über den Verlust des Riesenkopfes trösteten; es kostete sie aber weit mehr Mühe, den Wirt zufrieden zu stellen, der über das plötzliche Hinscheiden seiner Weinschläuche ganz verzweifelt war; und auch die Wirtin rief mit lautem Zetergeschrei: „Das Unglück hat mir den verwünschten fahrenden Ritter ins Haus geführt; ich wollte, ich hätt' ihn nie mit meinen Augen gesehen, so viel hat er mich schon gekostet. Neulich ging er mir durch mit der Zeche für Abendbrot, Bett, Gerste und Streu für sich, seinen Knappen und Pferd und Esel, da er sagte, er sei ein fahrender Ritter. Gott laß ihn übel fahren samt allen fahrenden Rittern der ganzen Welt! Denn darum meint' er, er brauchte nichts zu bezahlen, weil es so in den Registern der fahrenden Ritterschaft vorgeschrieben stehe. Nun kommt mir auch noch dieser Herr da, schleppt mir um seinetwillen meinen Schwanz mit sich herum und bringt ihn mir um mehr als zwei Viertel verstümmelt zurück, so verzottelt, daß mein Mann ihn zu seinen Zwecken gar nicht mehr brauchen kann; und um die Rechnung voll zu

*) Ein Sprichwort, das von den Stiergefechten hergenommen ist.

machen, haut er mir auch noch meine Schläuche entzwei und läßt meinen Wein auslaufen. Hätte er doch lieber sein Blut auslaufen lassen ... Aber er bilde sich nur ja nicht ein ... Nein, bei den Gebeinen meines Vaters und der Asche meiner Mutter schwöre ich's: sie sollen mir alles bis auf den letzten Heller bezahlen, oder ich will nicht heißen, wie ich heiße, noch die Tochter derjenigen sein, die mich zur Welt gebracht hat!"

Diese und mehr ähnliche Reden stieß die Wirtin in ihrem Zorn aus und ihre gute Magd Maritornes stand ihr treulich bei. Die Tochter schwieg und öffnete nur von Zeit zu Zeit den Mund zum Lächeln. Endlich schlichtete der Pfarrer den Handel, indem er versprach, den Schaden möglichst zu ersetzen, sowohl für die Schläuche, als für den Wein, und besonders für den Verschleiß des Schwanzes, wovon sie soviel Aufhebens machten. Dorothea tröstete Sancho und versicherte ihn, wenn es erwiesen sei, daß sein Herr dem Riesen den Kopf abgeschlagen, wolle sie, sobald sie in den ruhigen Besitz ihres Reiches gelangt sei, ihm die beste Grafschaft geben, die darin zu finden wäre. Damit gab sich Sancho zufrieden und versicherte, er habe den Kopf des Riesen ganz gewiß gesehen, mit einem Barte, der bis an den Gürtel reiche, und wenn er jetzt nicht zu finden sei, so liege es bloß daran, weil alles in dem Hause mit Zauberei zuginge, wie er es schon einmal erfahren, als er früher darin übernachtet habe. Dorothea sagte, sie glaube das ebenfalls, und bat ihn, unbesorgt zu sein, da gewiß alles nach seinem Wunsch ausfallen werde.

Als nun alles wieder ruhig war, schlug der Pfarrer vor, die Erzählung zu Ende zu lesen, da nur noch wenig fehlte. Cardenio, Dorothea und alle andern baten ihn darum, und da er den andern gern ein Vergnügen machen wollte und selbst Gefallen an der Lektüre fand, fuhr er in der Geschichte fort, die also lautete: Hocherfreut über die Tugendhaftigkeit seiner Camilla führte Anselmo fortan ein zufriedenes und sorgenfreies Leben mit ihr. Camilla zeigte Lotario absichtlich ein unfreundliches Gesicht, damit Anselmo um so weni-

ger ihre wahre Gesinnung erraten möchte; und um seine List noch besser zu verheimlichen, bat ihn Lotario um die Erlaubnis, sein Haus meiden zu dürfen, da er deutlich sehe, wie sehr seine Gegenwart Camilla zuwider sei. Allein der betrogene Anselmo redete ihm das aus dem Sinn und war somit selbst auf alle mögliche Weise der Urheber seiner Schande, während er nur sein Glück zu erhöhen glaubte.

Inzwischen setzte Leonella alle Rücksichten so sehr aus den Augen, daß sie ihrer Lüsternheit ohne alle Scheu den Zügel schießen ließ, da Camilla nicht nur zu allem schwieg, sondern ihr sogar behilflich war, ihre Begierden ohne Furcht zu befriedigen. Eines Nachts jedoch hörte Anselmo in Leonellas Zimmer Schritte und als er hineingehen und sehen wollte, wer es sei, hielt man die Thür zu, worüber er nur noch neugieriger ward, und mit Gewalt in die Kammer drang, gerade in dem Augenblick, als ein Mann durch das Fenster auf die Straße sprang. Er wollte dem Entsprungenen nacheilen, um ihn einzuholen oder wenigstens zu sehen, wer es sei; allein Leonella hielt ihn fest in ihren Armen zurück und sagte „Beruhigt Euch, Herr; macht keinen Lärm und laßt den Flüchtling laufen ... die Sache geht mir sehr nahe ... kurz er ist mein Verlobter!" Anselmo wollte ihr nicht glauben, sondern zückte zornig den Dolch und drohte sie zu erstechen, wenn sie ihm nicht die reine Wahrheit bekenne. Sie wußte vor Angst nicht, was sie sagte und gab ihm zur Antwort: „O bringt mich nicht um, Herr, ich will Euch weit wichtigere Dinge entdecken, als Ihr Euch vorstellen könnt."

„So rede, und zwar auf dem Fleck," sprach Anselmo, „oder du bist des Todes."

„Jetzt ist's mir unmöglich," sprach Leonella, „denn ich bin zu verwirrt, um zu reden; geduldet Euch bis morgen, so sollt Ihr Dinge von mir erfahren, die Euch in Erstaunen setzen werden. Seid jedoch versichert, daß derjenige, der soeben aus dem Fenster sprang, ein junger Mann aus der Stadt ist, der mir das Versprechen gegeben, mich zu heiraten."

Anselmo ließ sich dadurch besänftigen und verstand sich dazu, die Zeit abzuwarten, die sie ihm bestimmt hatte; denn er dachte nicht im entferntesten etwas Böses von Camilla hören zu müssen, da er von ihrer Tugend so fest überzeugt war wie von seinem eigenen Dasein. Er ging hinaus und schloß Leonella in ihrem Zimmer ein, indem er ihr ankündete, er würde sie nicht eher herauslassen, bis sie ihm alles gesagt, was sie ihm zu entdecken hätte. Hierauf begab er sich sogleich zu Camilla und erzählte ihr, was zwischen ihm und ihrer Kammerjungfer vorgefallen sei und daß sie ihm versprochen, ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken. Man kann sich Camillas Bestürzung leicht denken, denn sie durfte nicht zweifeln, daß Leonella Anselmo alles sagen werde, was sie von ihrer Untreue wußte, und sie geriet darüber so in Angst und Schrecken, daß sie nicht das Herz hatte, abzuwarten, ob ihre Besorgnis begründet sei oder nicht. Sobald sie glaubte, daß Anselmo schlafe, raffte sie noch in derselben Nacht ihre besten Kleinode und etwas Geld zusammen, schlich unbemerkt aus dem Hause und floh zu Lotario, erzählte ihm alles was vorgefallen und bat ihn, sie in Sicherheit zu bringen oder mit ihr an einen Ort zu fliehen, wo sie sich vor Anselmo verbergen könnten. Lotario geriet über Camillas Worte in solche Bestürzung, daß er ihr anfangs keine Silbe erwidern und noch weniger einen Entschluß fassen konnte. Endlich kam er auf den Einfall, Camilla in ein Kloster zu bringen, in welchem seine Schwester Priorin war. Camilla war damit einverstanden, und mit all der Eile, welche die Umstände erheischten, führte Lotario sie fort und brachte sie in dem Kloster unter. Er selbst aber verließ sofort die Stadt, ohne jemand von seiner Abreise etwas zu sagen.

Als es Tag wurde, ging Anselmo, ohne zu bemerken, daß Camilla an seiner Seite fehlte, in das Zimmer, in welches er Leonella eingeschlossen hatte, voll Neugier zu hören, was sie ihm zu entdecken habe. Er öffnete und trat ein — aber eine Leonella war nicht zu sehen; er fand nur an einem

Fenster einige zusammengeknüpfte Betttücher hängen, an welchen sie, wie es schien, sich heruntergelassen hatte, um dann zu entfliehen. Voll Verdruß ging er zurück, um es Camilla zu sagen; da er sie aber weder im Bett, noch irgendwo im ganzen Hause fand, fing er an Verdacht zu schöpfen. Er forschte die Bedienten aus, aber niemand konnte ihm Nachricht von ihr geben. Während er sie noch überall suchte, bemerkte er von ungefähr, daß ihre Schränke offen standen und daß die meisten ihrer Kleinode herausgenommen waren. Das öffnete ihm vollends die Augen über sein Unglück und überzeugte ihn, daß nicht Leonella die Urheberin desselben war. Voll Schmerz und Bestürzung eilte er jetzt im Nachtkleide zu seinem Freunde Lotario, um ihm sein Unglück zu klagen; als er aber auch diesen nicht fand und die Bedienten ihm sagten, daß er mitten in der Nacht das Haus verlassen und sein ganzes Geld mitgenommen, war ihm, als müßte er von Sinnen kommen. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, fand er, als er zurückkam, von seiner ganzen männlichen und weiblichen Dienerschaft keine Seele mehr vor — das ganze Haus war vollständig leer. Jetzt wußte er gar nicht mehr, was er denken, sagen oder thun sollte, so daß er fast gänzlich den Verstand verlor. In einem einzigen Augenblick sah er sich vor seiner Gemahlin, seinem Freunde, seinen Dienern, ja, wie es schien, selbst vom Himmel verlassen. Doch mehr als alles schmerzte ihn der Verlust seiner Ehre, denn Camillas Flucht zeigte ihm klar, daß er auch diese verloren hatte.

Nach langem Besinnen entschloß er sich endlich, sich nach dem Landsitze jenes Freundes zu begeben, bei welchem er sich aufgehalten, als er die erste Veranlassung zu seinem Unglück gab. Er verschloß sein Haus, stieg zu Pferde und machte sich mit beklommenem Herzen auf den Weg; doch kaum hatte er die Hälfte desselben zurückgelegt, als er, gebeugt von seinem Gram, sich genötigt fühlte abzusteigen, sein Pferd an einen Baum band und am Fuße desselben unter vielen wehmütigen

Seufzern hinsank, wo er fast bis zum Einbruch der Nacht liegen blieb. Um diese Zeit kam ein Mann zu Pferde aus der Stadt vorüber, den er grüßte und fragte, was es in Florenz Neues gebe.

„Die merkwürdigste Geschichte von der Welt," antwortete der Mann. „Man erzählt sich überall, Lotario, der vertraute Freund des reichen Anselmo, der bei Sankt Johann wohnt, habe ihm diese Nacht seine Gemahlin Camilla entführt; und Anselmo wird ebenfalls vermißt. Das alles hat eine Kammerjungfer Camillas ausgesagt, die man zum Gouverneur gebracht hat, da sie in der Nacht sich an einem Betttuche aus dem Fenster hat herunterlassen wollen. Ich weiß zwar nicht genau, ob die Sache wirklich so zusammenhängt; aber die ganze Stadt ist in Aufregung über diesen Vorfall; denn man hätte sich dessen bei der großen Freundschaft der beiden nimmermehr versehen — eine Freundschaft, die so groß gewesen sein soll, daß man sie einfach „die beiden Freunde" nannte.

„Weiß man nicht vielleicht, welchen Weg Lotario und Camilla eingeschlagen haben?" fragte Anselmo.

„Nicht die mindeste Ahnung hat man davon," antwortete der Mann, „obgleich der Gouverneur sich alle Mühe gegeben hat, ihnen auf die Spur zu kommen."

„Gehabt Euch wohl, Herr," sagte Anselmo.

„Gleichfalls," versetzte der Reisende und zog weiter.

Auf diese unglückliche Nachricht war Anselmo nahe daran nicht nur den Verstand, sondern auch das Leben zu verlieren. Er raffte sich indes auf so gut er konnte und erreichte das Haus seines Freundes. Dieser wußte noch nichts von seinem Unglück, er merkte aber an seiner Blässe und an seinen entstellten Gesichtszügen, daß ihn ein schwerer Kummer drücken müsse. Anselmo bat ihn sogleich um ein Bett und um Schreibzeug. Man gab es ihm, und auf sein Verlangen ließ man ihn allein, sobald er sich niedergelegt hatte und verschloß auf seinen Wunsch das Zimmer. Kaum hatte man ihn verlassen, so überwältigte ihn das Gefühl seines Unglücks in

einer Weise, daß er deutlich fühlte, es gehe mit seinem Leben zu Ende; da er jedoch von der Ursache seines so plötzlichen Todes eigenhändig Nachricht zu geben wünschte, so begann er zu schreiben; allein ehe er zu Ende war, verließen ihn die Kräfte und der Schmerz, den er sich durch seine unbesonnene Neugier zugezogen hatte, raubte ihm das Leben.

Als der Herr des Hauses sah, daß es schon spät war und Anselmo nichts von sich hören ließ, entschloß er sich in sein Zimmer zu gehen, um zu sehen, ob es vielleicht schlimmer mit ihm geworden. Er fand ihn im Bette, den Oberkörper auf den Schreibtisch gelehnt, das Gesicht auf einem beschriebenen Blatt Papier und die Feder in der Hand. Er rief ihn an und trat näher, da er ihm nicht antwortete, und als er ihm die Hand schüttelte und fühlte, daß sie kalt war, zweifelte er nicht mehr, daß er tot sei. Aufs höchste betrübt und erschrocken, rief er sein Hausgesinde zusammen, um ihnen zu zeigen, welches Unglück sich mit Anselmo zugetragen hatte. Dann las er das Papier, dessen Handschrift er als die Anselmos erkannte und das folgende Worte enthielt: „Ein thörichter und unbesonnener Wunsch hat mir das Leben gekostet. Wenn die Nachricht von meinem Tode zu Camillas Ohren dringen sollte, so möge sie wissen, daß ich ihr verzeihe; denn sie war nicht verpflichtet, Wunder zu thun, und ich hatte nicht nötig, ein solches von ihr zu verlangen. Da ich also selbst der Urheber meiner Schmach gewesen bin, so wäre es unrecht, wenn ..."

Mehr hatte Anselmo nicht geschrieben, und man konnte daraus entnehmen, daß ihn der Tod überrascht hatte, eh' er den Satz vollendet. Sein Freund kündigte am folgenden Tage seinen Tod seinen Verwandten an, welche bereits wußten, was für ein Unglück ihn betroffen und in welchem Kloster Camilla sich aufhielt.

Diese war nahe daran ihren Gatten auf der unvermeidlichen Reise zu begleiten; doch nicht so sehr wegen der Nachricht von seinem Ableben, als wegen der Abreise ihres Freun-

des. Man sagt, sie habe sich geweigert, das Kloster zu verlassen, obwohl sie nunmehr Witwe war; doch habe sie ebensowenig den Schleier nehmen wollen, bis sie bald nachher die Nachricht erhalten, Lotario sei in einem Treffen geblieben, welches der Marschall von Lautrec dem großen Feldherrn Gonzalo Fernandez von Cordova im Königreich Neapel geliefert und in welchem der zu spät bereuende Freund seinen Tod gefunden habe. Als Camilla dies erfuhr, legte sie ihr Klostergelübde ab und beschloß kurz darauf gleichfalls ihr Leben unter der Last des Kummers und der Schwermut.

Das war das Ende, welches für alle drei ein so unsinniger Einfall nahm.

„Die Erzählung scheint mir nicht übel," sprach der Pfarrer; „sie kommt mir aber nicht wie eine wahre Geschichte vor, und wenn sie erfunden ist, so hat der Verfasser schlecht erfunden; denn es läßt sich nicht wohl denken, daß ein Ehemann so thöricht sein sollte, einen so gefährlichen Versuch zu machen wie Anselmo. Wenn man sich die Geschichte als zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten vorgefallen dächte, so könnte es noch hingehen; allein zwischen Mann und Frau scheint sie mir fast unmöglich. Was übrigens die Art der Darstellung betrifft, so bin ich damit nicht unzufrieden."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Neue interessante Abenteuer in der Schenke.

In diesem Augenblicke rief der Wirt, der an der Hausthür stand: „Da kommt ein schöner Trupp Gäste; wenn die hier einkehren, so werden wir unsere Lust haben."

„Was sind es für Leute?" fragte Cardenio.

„Vier nach türkischer Weise berittene Männer," sagte der Wirt, „mit Lanzen und Schilden und sämtlich mit schwarzen Masken vor dem Gesicht; und mit ihnen kommt auf einem Quersattel eine weißgekleidete Frau, die ebenfalls eine Maske vor dem Gesicht hat. Zwei Diener folgen zu Fuß nach."

„Sind sie schon nahe?" fragte der Pfarrer.

„So nahe, daß sie gleich hier sein werden," antwortete der Wirt.

Als Dorothea dieses hörte, verhüllte sie sich das Gesicht und Cardenio ging zu Don Quijote in die Kammer. Kaum war dieses geschehen, als die sämtlichen Gäste, von denen der Wirt gesprochen, hereinkamen, und die vier Reiter, welche alle Männer von feinem, vornehmem Aussehen waren, stiegen ab und gingen hin, um der Dame ebenfalls aus dem Sattel zu helfen. Einer von ihnen nahm sie in seine Arme und setzte sie auf einen Stuhl, welcher an der Thür der Kammer stand, in welche Cardenio sich begeben hatte. Während der ganzen Zeit hatten weder die Reiter, noch die Dame die Masken abgenommen oder ein Wort gesprochen. Doch ließ die Dame, als sie sich auf den Stuhl setzte, mit einem tiefen Seufzer die Arme sinken, wie jemand, der sich krank und erschöpft fühlt. Die beiden Diener, welche hinzugekommen, führten inzwischen die Pferde in den Stall.

Der Pfarrer war sehr begierig, zu wissen, was das für Leute seien, die in solchem Aufzuge daher kämen und ein so tiefes Schweigen beobachteten. Er ging daher zu den Bedienten und fragte einen derselben, was er zu wissen wünschte. Dieser antwortete ihm: „Bei Gott, ich kann's Euch nicht sagen, mein Herr; aber vornehme Leute, denk' ich, müssen's wohl sein, besonders der eine, der die Dame in die Arme nahm, wie Ihr gesehen habt; denn die andern richten sich alle nach ihm und thun nichts ohne seinen Befehl."

„Wer ist denn die Dame?" fragte der Pfarrer.

„Das weiß ich ebensowenig," antwortete der Jüngling; „denn auf dem ganzen Wege habe ich ihr Gesicht noch nicht gesehen. Seufzen hört' ich sie oft, und bisweilen so heftig, daß man hätte denken sollen, sie wolle den Geist aufgeben. Ihr müßt Euch nicht darüber wundern, daß wir weiter nichts wissen, als was ich Euch gesagt habe, denn ich sowohl wie mein Kamerad begleiten sie erst seit ein paar Tagen; sie trafen uns unterwegs an und baten uns, mit ihnen bis nach

Andalusien zu gehen, wofür sie uns sehr gut zu bezahlen versprachen."

Habt Ihr niemand von ihnen bei seinem Namen nennen hören?"

„Nein, durchaus nicht," sprach der Diener. „Sie ziehen alle so still des Weges wie die Kartäuser, und man hört nichts als das Seufzen und Schluchzen der armen Dame, das uns recht zu Herzen geht; und wir glauben ganz gewiß, daß man sie mit Gewalt irgendwohin führen will. Nach ihrer Kleidung zu urteilen, ist sie entweder eine Nonne, oder — was wohl das wahrscheinlichste ist — man will sie zwingen, eine zu werden; und vielleicht ist sie eben darum so traurig, weil sie nicht freiwillig Nonne werden will."

„Das kann wohl sein," sprach der Pfarrer und ging zurück zu Dorothea, welche die verhüllte Dame hatte seufzen hören und, von angebornem Mitleid bewegt, sich ihr genähert und zu ihr gesagt hatte: „Was fehlt Euch, mein Fräulein? Wenn es etwas ist, wobei erfahrene Frauen helfen können, stelle ich Euch von ganzem Herzen meine Dienste zur Verfügung." Die betrübte Dame schwieg zu allem still, und obgleich Dorothea ihre Anerbietungen noch eindringlicher wiederholte, so verharrte sie doch bei ihrem Schweigen, bis der verlarvte Kavalier herzutrat, von dem der Bediente gesagt hatte, daß die übrigen ihm alle gehorchten. Dieser sagte zu Dorothea: „Gebt Euch keine Mühe, mein Fräulein, dieser Dame Eure Dienste anzubieten, denn sie ist gewohnt, alles zu verschmähen, was man für sie thut. Suchet auch nicht eine Antwort von ihr zu erhalten, wenn Ihr nicht eine Lüge aus ihrem Munde hören wollt."

„Nie habe ich eine Lüge gesagt," sprach die Dame, die bisher geschwiegen hatte; „ich bin vielmehr nur darum jetzt so unglücklich, weil ich so aufrichtig und allen Ränken feind bin, und dieses Zeugnis seid Ihr selbst mir schuldig, da es meine Aufrichtigkeit, meine Wahrheitsliebe ist, die ja Euch zu einem falschen Lügner gemacht hat."

Cardenio, der alles hörte, was sie sagte, da nur die Thür von Don Quijotes Kammer zwischen ihnen war, rief plötzlich mit lauter Stimme: „Himmel, was hör' ich! Welche Stimme tönt an mein Ohr!"

Bei diesem Ausruf wandte sich die Dame ganz erschrocken um und da sie niemand sah, stand sie auf und wollte in die Kammer gehen, allein sobald der Ritter dies bemerkte, hielt er sie zurück und ließ sie nicht von der Stelle. In ihrer Verwirrung und Unruhe fiel ihr die Maske vom Gesicht und enthüllte ein Antlitz von wundervoller, unvergleichlicher Schönheit, das jedoch von Blässe und Schrecken ein wenig entstellt war; denn ihre Blicke irrten überall so wild und ängstlich suchend umher, daß man hätte glauben können, sie sei von Sinnen. Und obgleich man die Ursache nicht kannte, so wurde doch Dorothea und alle übrigen durch ihre Unruhe zum tiefsten Mitleid bewegt. Dem Ritter, welcher sie mit beiden Händen am Arme festhielt, glitschte darüber seine Maske, die er nicht festhalten konnte, herunter, und Dorothea, die ihre Arme nach der fremden Dame ausstreckte, erblickte in dem, der sie festhielt, ihren Gemahl, Don Fernando. Kaum hatte sie ihn erkannt, als sie mit einem lauten schmerzlichen Schrei rücklings ohnmächtig umsank, und sie wäre zu Boden gefallen, wenn nicht der Barbier, der hinter ihr stand, sie in seinen Armen aufgefangen hätte. Der Pfarrer entschleierte sie, um ihr Wasser ins Gesicht zu sprengen, und nun ward auch sie von Don Fernando, welcher die andere Dame in den Armen hielt, gleichfalls erkannt. Er war bei ihrem Anblick wie versteinert, ließ aber dennoch Lucinden nicht los; denn diese war es, welche sich seinen Armen zu entwinden suchte, da sie Cardenio an seinem Ausruf, so wie er sie an ihrer Stimme erkannt hatte. Cardenio hatte Dorotheas Schrei, als sie in Ohnmacht fiel, ebenfalls gehört, und da er meinte, es sei Lucindens Stimme, stürzte er ganz erschrocken aus dem Zimmer und der erste Gegenstand, den er erblickte, war Lucinde in den Armen Don Fernandos. Dieser erkannte ihn

gleichfalls auf den ersten Blick, und alle drei, Lucinde, Cardenio und Dorothea standen sämtlich stumm vor Erstaunen, als wüßten sie nicht, wie ihnen geschah. Schweigend sahen sie einander an, Dorothea Don Fernando, Don Fernando Cardenio, Cardenio Lucinde und Lucinde Cardenio.

Lucinde war die erste, die das Schweigen brach. „Laßt mich, Don Fernando," sagte sie, „laßt mich los, um Eurer eigenen Ehre willen, wenn keine andere Rücksicht Euch dazu bewegen kann. Haltet mich nicht ab, mich an die Mauer zu schmiegen, deren Epheu ich bin, zu der Stütze, von welcher Ihr bisher umsonst versucht habt, durch Zudringlichkeiten und Drohungen, durch Versprechungen und Geschenke mich loszureißen. Sehet, wie der Himmel auf unerforschlichen Wegen mir meinen rechten Gemahl zuführt, und bedenket, daß tausend teuer erkaufte Erfahrungen Euch bewiesen haben, daß nur der Tod imstande ist, sein Andenken aus meinem Herzen zu vertilgen. Laßt Euch durch solche überzeugenden Beweise bewegen, Eure Liebe, wenn Ihr nicht anders könnt, in Haß zu verwandeln, und nehmt mir lieber das Leben, welches ich willig hingebe, wenn ich es nur in Gegenwart meines teuern Gatten aushauchen kann. Dann wird wenigstens mein Tod ihn überzeugen, daß ich bis zum letzten Atemzuge ihm meine Treue bewahrt habe."

Dorothea hatte sich inzwischen von ihrer Ohnmacht erholt und alles gehört, was Lucinde sagte, woraus sie erfuhr, wer sie war, und da sie sah, daß Don Fernando sie weder losließ, noch ihr antwortete, so bot sie alle ihre Kräfte auf, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Wenn dir, mein Herr und Gebieter, die Strahlen dieser Sonne, die du jetzt umwölkt in deinen Armen hältst, nicht ganz die Augen verblendet haben, so erkennst du vielleicht in derjenigen, die hier zu deinen Füßen liegt, die unglückliche Dorothea, die so lange trostlos bleiben muß, bis es dir gefällt, sie aufzurichten. Ich bin das schlichte Landmädchen, welches deine Güte oder dein augenblickliches Wohlgefallen zu der Hoffnung erhoben hatte, sich

die Deinige nennen zu dürfen. Ich bin die, welche in dem engen Kreise einer stillen Eingezogenheit so lange zufrieden lebte, bis die Stimme deiner dringenden Bitten und deiner dem Scheine nach aufrichtigen und zärtlichen Empfindungen sie bewog, dir den Zutritt zu ihrer Zelle zu gestatten und dir ihre Freiheit zu opfern; ein Opfer, das du mit solchem Undank erwidert hast, daß du mich hier hast finden müssen und daß ich dich unter solchen Umständen erblicken muß. Denke jedoch nicht, daß entehrende Schritte mich hierher geführt haben; nein, nur der Schmerz und der Kummer mich von dir verlassen zu sehen, haben mich an diesen Ort gebracht. Du begehrtest mich zu der Deinigen zu machen, und du thatest es auf solche Weise, daß du nie aufhören kannst, der Meinige zu sein, wenn du dich auch jetzt von mir lossagen wolltest. Bedenke Herr, daß ich dich für die Schönheit und den Adel derjenigen, um derentwillen du mich verlassen willst, durch meine überschwengliche Liebe entschädigen kann. Du kannst der schönen Lucinde niemals gehören, denn du bist mein, und sie kann nie die Deine werden, da sie Cardenio gehört. Wenn du es reiflich überlegst, muß es dir leichter werden, diejenige zu lieben, die dich anbetet, als die zur Liebe zu bewegen, welche dich verabscheut. Du weckteſt meine schlummernden Gefühle; du bestürmtest mit Bitten mein Herz; du kanntest meinen Stand und du weißt, unter welcher Bedingung ich mich dir ergab; folglich bleibt dir kein Vorwand und keine Ausflucht übrig, um Irrtum oder Unwissenheit vorzuschützen. Wenn du dieses nun nicht leugnen kannst und du ein ebenso guter Christ als Ritter bist — wie kannst du denn Anstand nehmen, mich fortwährend so unglücklich zu machen wie im Anfang? Willst du mich nicht für das, was ich bin, für deine rechtmäßige Gemahlin erkennen, so liebe und behalte mich wenigstens als deine Sklavin; denn in welcher Weise ich dir auch gehöre, ich werde mich noch immer glücklich schätzen. Verlasse und verstoße mich nur nicht, damit man nicht mit Fingern auf mich zeigt; schone der grauen Haare

meiner Eltern, die sich gegen die deinigen immer als treue Diener und Unterthanen bewährt haben und diese Schmach von dir nicht verdienen. Wenn du den Adel deines Bluts durch die Vermischung mit dem meinigen zu erniedrigen glaubst, so bedenke, daß es unter den adligen Geschlechtern nur wenige oder keine giebt, bei denen nicht ähnliche Fälle eingetreten sind und daß der Adel der Frauen weniger als der der Männer bei der Ahnenfolge in Betrachtung kommt — zumal der wahre Adel in der Tugend besteht; und wenn du auf diese verzichtest, indem du mir das verweigerst, was du mir mit allem Recht schuldig bist, so bin ich adliger als du. Mit einem Wort, mein Gebieter, es mag dir lieb sein oder nicht, ich bin deine Gemahlin; deine Worte zeugen für mich und du kannst und darfst sie nicht zur Lüge machen, selbst wenn du dich dessen rühmen solltest, um dessentwillen du mich jetzt verachtest. Für mich werden deine Versprechen zeugen; für mich zeugt der Himmel, den du selbst zum Zeugen deiner Gelübde angerufen hast. Und wenn auch das alles nicht wäre, so würde doch dein eigenes Gewissen mitten unter deinen Genüssen seine Stimme erheben, indem es die Wahrheit meiner Worte bekräftigen und dir alle Freude und Zufriedenheit rauben würde!"

Diese und noch andere Gründe brachte die tiefbekümmerte Dorothea mit so viel Rührung und Thränen vor, daß alle Anwesenden, selbst die Begleiter des Don Fernando, sich der Thränen nicht erwehren konnten.

Don Fernando hörte sie schweigend an, bis sie ihre Rede beendet hatte, und als sie endlich aufhörte, brach sie in solches Seufzen und Schluchzen aus, daß er von Erz hätte sein müssen, wenn er bei dem Ausdruck ihres Schmerzes ungerührt geblieben wäre. Lucinde betrachtete sie, nicht minder gerührt von ihrem Kummer als verwundert über ihren Verstand und über ihre Schönheit. Gern wäre sie zu ihr gegangen, um ihr etwas Tröstliches zu sagen, wenn sie sich den Armen Don Fernandos hätte entwinden können. Lange be-

trachtete dieser Dorothea mit ebensoviel Beschämung als Erstaunen, doch endlich ließ er Lucinde los, breitete seine Arme gegen Dorothea aus und sagte: „Du hast gesiegt, schöne Dorothea, du hast gesiegt! Wo sollt' ich den Mut finden, so vielen vereinigten Vorzügen zu widerstehen?"

Als Don Fernando Lucinden losließ, wäre sie vor Entkräftung fast hingesunken; aber Cardenio, welcher bisher, um die Blicke Don Fernandos nicht auf sich zu ziehen, sich hinter ihn gestellt hatte, ließ jetzt alle Furcht fahren und eilte herbei, um Lucinden in seine Arme aufzufangen. „Wenn es der Wille des gütigen Himmels ist," sprach er zu ihr, „daß er dir, meine treue, standhafte und schöne Gebieterin, einige Ruhe gönnt, so glaube ich, daß du sie nirgends sicherer findest, als in diesen Armen, die dich jetzt umfangen und die dich so oft in früheren Zeiten umfingen, als das Glück mir noch vergönnte, dich die Meinige zu nennen."

Als Cardenio dieses sagte, blickte Lucinde zu ihm auf, und da jetzt ihr Auge seine Gesichtszüge, so wie vorhin ihr Ohr seine Stimme erkannte, schlang sie, hingerissen von Zärtlichkeit und ohne Rücksicht auf ihre Umgebung den Arm um seinen Hals, lehnte ihre Wange an die seinige und sagte: „Ja, du bist der wahre und rechtmäßige Besitzer dieser deiner Gefangenen, welche Hindernisse ein feindliches Geschick uns auch in den Weg legen mag und welche Gefahren auch ein Leben bedrohen mögen, das nur an dem deinigen hängt und nur dir gewidmet ist."

Don Fernando und alle Anwesenden waren voll Erstaunen über dieses außerordentliche Schauspiel. Dorothea glaubte jedoch zu bemerken, daß Don Fernando die Gesichtsfarbe gewechselt und darauf ausgehe, sich an Cardenio zu rächen, da er eine Bewegung mit der Hand machte, als wollte er den Degen ziehen. Kaum erfaßte sie dieser Gedanke, so umfaßte sie schnell seine Kniee, küßte sie und hielt sie so fest umschlungen, daß er sich nicht rühren konnte. Mit Thränen in den Augen sagte sie zu ihm: „Was willst du, mein Einzig-

geliebter, bei diesem unerwarteten Zufall beginnen? Hier siehst du deine Gemahlin zu deinen Füßen, und jene, nach welcher du dich sehnst, ruht in den Armen ihres Gemahls. Bedenke, ob du das ändern kannst oder darfst, was die Fügung des Himmels beschlossen hat, und ob es dir ziemt, Ansprüche auf diejenige zu machen, welche allen Anfechtungen zum Trotz ihre Treue und Standhaftigkeit bewährt hat und jetzt vor deinen Augen die Wange und den Busen ihres rechtmäßigen Gemahls mit Thränen der Liebe benetzt. Ich bitte dich um Gottes und um deiner eigenen Ehre willen, laß nicht nur diese ihre freimütige Erklärung dich nicht zum Zorn reizen, sondern dich vielmehr so vollkommen besänftigen, daß du diesen Liebenden, ohne sie zu hindern, gern und willig gestattest, einander ruhig und in Frieden zu besitzen, so lange der Himmel es ihnen vergönnt; denn dadurch wirst du den Edelmut deiner Gesinnung beweisen, damit die Welt sieht, daß die Vernunft mehr über dich vermag als deine Leidenschaft."

Cardenio, welcher während dieser Rede Dorotheas Lucinden noch immer in seinen Armen hielt, heftete zu gleicher Zeit seine Blicke auf Don Fernando, entschlossen, bei der geringsten feindseligen Bewegung, welche dieser sich gegen ihn erlauben würde, sich ihm und allen, die sich an ihn wagen würden, aus allen Kräften zu widersetzen, und sollte es ihm auch das Leben kosten. Doch in diesem Augenblicke legten sich die Freunde Don Fernandos nebst dem Pfarrer und dem Barbier, welche sämtlich zugegen waren, ins Mittel, und selbst der ehrliche Sancho Panza blieb nicht müßig. Alle stellten sich um Don Fernando und baten ihn, auf Dorotheas Thränen Rücksicht zu nehmen, und wenn — wie sie nicht zweifelten — alles wahr sei, was sie sagte, ihre gerechten Erwartungen nicht zu täuschen, sondern zu erwägen, daß allem Anschein nach es sich nicht von ungefähr, sondern durch eine besondere Schickung des Himmels so gefügt hätte, daß sie insgesamt an einem Orte, wo sie es am wenigsten er-

wartet, einander hätten begegnen müssen. Ueberdies gab der Pfarrer ihm zu bedenken, daß nichts als der Tod Cardenio von Lucinden scheiden könne, und daß sie beiderseits, wenn auch die Schärfe des Schwerts sie trennen sollte, den Tod selbst für ein Glück halten würden. Da sich also die Dinge nicht ändern ließen, so geböte ihm die Klugheit, sich selbst zu überwinden, seinen Edelmut zu zeigen und freiwillig dieses Paar das Glück genießen zu lassen, das der Himmel ihm beschieden. Er bat ihn zugleich, seine Blicke auf die Schönheit Dorotheas zu lenken, da keine oder nur wenige Frauen ihr gleich kämen; dann möge er auf ihre Demut und ihre außerordentliche Liebe Rücksicht nehmen; vor allen Dingen aber dürfe er nicht vergessen, daß er, wenn er als Edelmann und Christ handeln wollte, nicht umhin könne, sein gegebenes Wort zu erfüllen. Thue er dies, so erfülle er zugleich seine Pflicht gegen Gott und verdiene den Beifall aller edlen Menschen, welche wohl wüßten, daß Schönheit und Sittsamkeit gepaart, auf die Erhebung aus dem niedrigsten Stande zu den höchsten Stufen menschlicher Größe Anspruch machen könnten, ohne Herabwürdigung desjenigen, der sie bis zu sich erhebe, und daß man es keinem Menschen verargen könne, wenn er sich der Gewalt der Liebe überlasse, insofern nichts Sündliches dabei zu Grunde liege. Diesen Gründen fügten die andern noch so viele und so einleuchtende hinzu, daß Don Fernando, welcher ohnehin aus edlem Geblüte entsprossen war, sich erweichen und überzeugen ließ von Wahrheiten, die er nicht leugnen konnte, wenn er auch gewollt hätte. Zum Zeichen, daß er sich für überwunden erklärte, neigte er sich zu Dorothea herab, umarmte sie und sagte: „Steh' auf, meine Geliebte, es ziemt sich nicht, daß die zu meinen Füßen liegt, die über mein Herz gebietet. Wenn ich das, was ich jetzt sage, bisher nicht durch die That bewiesen habe, so war es vielleicht der Wille des Himmels, daß ich zuvor von der ganzen Fülle deiner Treue und Liebe überzeugt werden sollte, damit ich lernte, dich so hoch zu schätzen, wie du es verdienst.

Zürne nur nicht länger, ich bitte dich, über mein ungerechtes Verfahren und über meine unverzeihliche Vernachlässigung; denn eben dieselbe Gewalt, welche mich dir unterwarf, machte mich dir abtrünnig. Um dich zu überzeugen, daß dieses die Wahrheit, so schaue nur in die Augen der jetzt glücklichen und zufriedenen Lucinde — in ihren Blicken wirst du die Entschuldigung meiner Verirrung finden. Da sie jetzt das Ziel ihrer Wünsche erreicht hat und ich in dir alles gefunden, was mich beglücken kann, so möge sie lange Jahre sicher und glücklich mit ihrem Cardenio leben, und ich werde den Himmel bitten, mich ebenso lange durch den Besitz meiner Dorothea zu beglücken." Mit diesen Worten umarmte er sie aufs neue und legte mit so viel Zärtlichkeit seine Wange an die ihrige, daß er nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, die im Begriffe waren als unwiderstehliche Zeugen seiner Reue und Liebe zu fließen. Lucinde, Cardenio und alle Umstehenden konnten sich der ihrigen nicht erwehren, sondern fast alle ließen ihren Thränen freien Lauf, die einen über das eigne, die andern über fremdes Glück, so daß man hätte denken mögen, sie seien alle von einem großen Unglück heimgesucht worden. Sogar Sancho Panza weinte; doch gestand er später, er hätte nur darüber geweint, daß Dorothea nicht die Königin Mikomikona war, wofür er sie gehalten, und von welcher er sich so große Gunstbezeugungen versprochen hätte.

Das Weinen und die Verwunderung währten noch eine Zeitlang. Hierauf warfen Cardenio und Lucinde sich Don Fernando zu Füßen und dankten ihm für die Wohlthat, die er ihnen erzeigt hatte, in so verbindlichen Ausdrücken, daß er nicht Worte finden konnte, um ihnen zu antworten, er beschränkte sich also darauf, sie aufs zärtlichste und liebevollste zu umarmen. Er bat hierauf Dorothea ihm zu sagen, wie sie an diesen Ort gekommen, der so weit von ihrem Geburtsort entfernt sei. Und sie schilderte ihm all ihre unglücklichen Abenteuer, wie sie sie bereits Cardenio erzählt hatte, zwar mit wenigen Worten, aber mit so viel Anmut, daß sowohl

Don Fernando, als seine Begleiter ihr mit dem größten Vergnügen zuhörten und gewünscht hätten, ihr noch länger zuhören zu können. Don Fernando erzählte hierauf seinerseits, was ihm in der Stadt begegnet war, nachdem man in Lucindens Busen das Papier gefunden, in welchem sie erklärte, daß sie nicht die Seine werden könne, weil sie Cardenios Gattin sei. Er gestand, daß er sie habe umbringen wollen, und er würde es auch gethan haben, wenn ihre Eltern ihn nicht daran verhindert hätten. Er sagte, er sei hierauf voll Scham und Zorn aus dem Hause gegangen, in der Absicht, eine bequemere Gelegenheit abzuwarten, um sich zu rächen; und am folgenden Tage habe er gehört, daß Lucinde aus dem väterlichen Hause verschwunden sei, ohne daß jemand wisse, wohin sie gegangen. Nach einigen Monaten hätte er erfahren, daß sie sich in einem Kloster befände, in der festen Absicht, ihr Leben dort hinzubringen, wenn sie nicht Cardenios Gemahlin werden könne. Sobald er dies vernommen, habe er sich in Begleitung der drei Reiter, die bei ihm waren, nach ihrem Aufenthaltsorte begeben, habe aber vermieden, ihr zu Gesicht zu kommen, damit man nicht, wenn man seine Anwesenheit erführe, in dem Kloster gegen seine Anschläge auf der Hut sein möchte. Da er nun eines Tages die Gelegenheit abgewartet, wo er die Klosterpforte offen gefunden, habe er zwei seiner Begleiter als Wache an dem Thore zurückgelassen und sich mit dem dritten in das Kloster verfügt, um Lucinden zu suchen, welche sie im Gespräch mit einer Nonne im Kreuzgang angetroffen hätten. Ohne ihr einen Augenblick Zeit zur Besinnung zu lassen, hätten sie sich ihrer bemächtigt und sie an einen Ort in Sicherheit gebracht, wo er Anstalten hätte treffen können, sie weiter fortzuschaffen. Das alles habe er ohne Gefahr ausführen können, da das Kloster weit von der Stadt in einer einsamen Gegend liege. Er setzte hinzu, sobald Lucinde sich in seiner Gewalt gesehen, sei sie in eine tiefe Ohnmacht gefallen, und seit dem Augenblick, da sie wieder zu sich gekommen, habe sie beständig ge-

seufzt und geweint, ohne ein Wort zu sprechen. Schweigend und weinend sei sie endlich mit ihnen bis nach diesem Wirtshause gekommen, welches er jetzt wie einen Himmel betrachten müsse, wo sie sämtlich das Ende ihrer irdischen Widerwärtigkeiten gefunden hätten.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte der berühmten Prinzessin Mikomikona nebst andern lustigen Abenteuern.

Das alles hörte Sancho mit dem tiefsten Schmerze seiner Seele, da er sah, daß alle seine Hoffnungen auf die Grafschaft zu Wasser wurden und in Rauch aufgingen, und daß die holdselige Prinzessin Mikomikona in eine Dorothea und der Riese in einen Don Fernando sich verwandelt hatten, während sein Herr ruhig schlief und von allem, was vorgefallen war, sich nichts träumen ließ. Dorothea wußte nicht, ob sie träumte, oder ob sie wirklich in den Besitz ihres Glückes war; Cardenio hatte ähnliche Empfindungen, und ebenso ging es Lucinde. Don Fernando dankte dem Himmel für die Gnade, daß er ihn aus dem verwickelten Labyrinth gerettet hatte, in welchem er auf dem Punkte gewesen war Glück und Ehre zu verlieren. Mit einem Worte, jedermann in der Schenke war froh und vergnügt über den Ausgang dieser verwickelten und verworrenen Händel. Der Pfarrer wußte als verständiger Mann alles ins gehörige Licht zu stellen und wünschte jedem Glück zu dem erreichten Ziele. Am meisten aber jubelte und frohlockte die Wirtin, denn Cardenio und der Pfarrer versprachen ihr allen Schaden und Verlust, welchen Don Quijote verursacht hätte, reichlich zu ersetzen.

Nur Sancho Panza war, wie gesagt, traurig und niedergeschlagen und ging mit bekümmerter Miene zu seinem Herrn hinein, der gerade völlig erwacht war. „Nun, Herr Trauergestalt," sprach er, „jetzt könnt Ihr nur immer ruhig weiter

schlafen, so lange Ihr wollt, ohne Euch darum zu kümmern, Riesen totzuschlagen oder die Prinzessin in ihr Reich wieder einzusetzen; denn alles ist aus und vorbei."

„Das sollt' ich meinen," antwortete Don Quijote, „denn ich habe mit dem Riesen den fürchterlichsten und schrecklichsten Kampf bestanden, den ich je in meinem Leben gekämpft; mit einem einzigen Hiebe — rratsch! — flog ihm der Kopf auf den Boden und es schoß eine solche Masse Blut aus ihm hervor, als strömten förmliche Wasserbäche über die Erde hin."

„Sagt lieber: Bäche roten Weines," sprach Sancho; „denn ich muß Euch sagen — wenn Ihr's noch nicht wißt — daß der erschlagene Riese ein durchbohrter Weinschlauch war, und das Blut sechs Eimer roten Weines, die er im Bauche hatte, und der abgehauene Kopf ist die Hure, die mich in die Welt gesetzt, und der Teufel hole den ganzen Plunder."

„Was schwatzest du, närrischer Mensch?" sprach Don Quijote. „Bist du bei Sinnen, Sancho?"

„Steht nur auf, Herr," sagte Sancho, „dann werdet Ihr schon sehen, was Ihr angerichtet habt, und was wir alles zu bezahlen haben werden; und daß sich die Königin in eine ganz gewöhnliche Dame verwandelt hat, die Dorothea heißt, und noch manche Sachen mehr, worüber Ihr Euch schön wundern werdet, wenn Ihr sie seht."

„Ich werde mich über das alles nicht wundern," versetzte Don Quijote; „denn du wirst dich wohl erinnern, daß ich dir das letzte Mal, als wir hier waren, schon gesagt habe, daß alles, was hier geschähe, lauter Zauberei sei, und es wäre eben kein Wunder, wenn es wieder so zuginge."

„Das würd' ich alles glauben," sagte Sancho, „wenn's mit meiner Prelle ebenso zugegangen wäre; dem war aber nicht so, sondern ich bekam sie wirklich und wahrhaftig; denn ich habe gesehen, wie der Wirt, der noch heute hier ist, die Bettdecke bei dem einen Zipfel hielt und mit ebensoviel Kraft als Heiterkeit mich nach Herzenslust in die Luft schnellte; und

wenn man die Leute sieht und kennt, da deucht mich — so dumm ich auch bin — daß keine Hexerei im Spiele ist, sondern lauter Unglück und lauter derbe Rippenstöße."

„Es sei drum!" sprach Don Quijote; „Gott wird's bessern. Kleide mich an und laß mich nur hinauskommen, so werde ich bald sehen, was für Begebenheiten und Verwandlungen es sind, von welchen du sprichst."

Sancho reichte ihm seine Kleider, und während er sich anzog, erzählte der Pfarrer Don Fernando und den andern von den Thorheiten Don Quijotes und den Kniffen, deren sie sich bedient, um ihn von dem Kummerfelsen herunterzulocken, wohin er sich, weil seine Geliebte ihn verschmäht, verbannt glaubte. Er erzählte ihnen auch fast alle Abenteuer, von welchen ihm Sancho Bericht erstattet hatte, worüber sie nicht wenig staunten und lachten, da ihnen, wie jedem andern, die Thorheit des Ritters von der seltsamsten Art zu sein schien, die sich jemals eines verrückten Gehirns bemächtigt hätte. Uebrigens meinte der Pfarrer, da ein glücklicher Wechsel der Dinge Dorothea wohl verhindern würde, ihm in der Ausführung seines Planes ferner behilflich zu sein, so müßte man auf neue Mittel sinnen, um den Junker in seine Heimat zurückzubringen. Cardenio erbot sich, den angefangenen Plan auszuführen, und schlug vor, daß Lucinde dabei Dorotheens Rolle übernehmen sollte.

„Nein," sagte Don Fernando, „das geht nicht, sondern Dorothea muß ihre übernommene Rolle weiterspielen, und wenn der Wohnort des guten Junkers nicht zu weit von hier ist, so wird es mir Vergnügen machen, zu seiner Heilung beizutragen."

„Es sind nur zwei kleine Tagereisen," sagte der Pfarrer.

„Und wenn's auch mehr wäre," erwiderte Don Fernando, „so soll mir der Weg doch nicht zu lang werden, um ein gutes Werk zu thun."

In diesem Augenblick trat Don Quijote heraus, in voller Rüstung, Mambrins zerschlagenen Helm auf dem Kopfe, der

Schild am Arm, und gestützt auf seinen Knüttel oder seine Pike. Don Fernando und die andern Herren waren sehr erstaunt über die seltsame Gestalt mit dem ellenlangen, hagern, blassen Gesichte, den zusammengestoppelten Waffen und der feierlichen Gebärde und alle schwiegen, voll Erwartung, wie sie waren, was er sagen würde. Er blickte mit großem Ernst und wichtiger Miene auf die schöne Dorothea und sagte: „Mein Schildknappe hat mir berichtet, schöne Frau, daß Eure Hoheit verschwunden und Euer Wesen verändert ist, indem Ihr aus einer Königin und großen Herrscherin, die Ihr bisher gewesen, in eine gewöhnliche Jungfrau Euch verwandelt habt. Wenn seine schwarzkünstlerische Majestät, Euer Vater, dieses so veranstaltet hat, aus Besorgnis, daß ich Euch die nicht nötige und schuldige Hilfe gewähren würde, so muß ich Euch sagen, daß er von seiner Kunst nicht das Abc versteht oder verstanden hat und daß er in den Rittergeschichten sehr schlecht bewandert sein muß; denn wenn er diese gelesen hätte, wie ich sie gelesen und studiert habe, so hätte er in jeder Zeile gefunden wie andre, weniger berühmte Ritter, als ich bin, weit schwierigere Dinge ausgeführt haben. Denn was ist Großes daran, einen armseligen Riesen zusammenzuhauen, wenn er auch noch so keck und vermessen wäre? Zumal da ich erst vor wenigen Stunden mit ihm handgemein gewesen bin ... doch ich will schweigen, damit man nicht sage, ich lüge: aber die Zeit, die Enthüllerin aller Dinge, wird davon reden, wenn wir es am wenigsten vermuten."

„Mit meinen Weinschläuchen habt Ihr Euch geschlagen und nicht mit einem Riesen," sprach der Wirt. Don Fernando befahl ihm aber zu schweigen und Don Quijote in seiner Rede nicht zu unterbrechen, worauf dieser folgendermaßen fortfuhr: „Ich sage also, erhabene und enterbte Prinzessin, wenn Euer Vater aus jenen Ursachen, die ich erwähnt, diese Verwandlung mit Eurer Person vorgenommen hat, so kehrt Euch nicht an ihn; denn es giebt keine Gefahr auf

Erden, durch welche mein Schwert sich nicht den Weg bahnte, und mit ihm werde ich in wenigen Tagen Eurem Feinde den Kopf vor die Füße legen und Euch die Krone Eures Reichs wieder aufs Haupt setzen."

Hier schwieg Don Quijote und erwartete die Antwort der Prinzessin. Da sie wußte, daß Don Fernando wünschte, sie möchte ihre Rolle so lange fortspielen, bis man Don Quijote in seine Heimat gebracht hätte, so erwiderte sie ihm mit großer Würde und Feierlichkeit: „Wer Euch gesagt hat, tapferer Ritter von der traurigen Gestalt, daß ich mich verwandelt und ein anderes Wesen angenommen habe, der hat Euch nicht die Wahrheit berichtet; denn ich bin heute noch dieselbe, die ich gestern war. Ich leugne nicht, daß gewisse glückliche Ereignisse einige Veränderung in meinen Glücksumständen herbeigeführt und sie nach meinem Wunsch gebessert haben: aber darum habe ich nicht aufgehört, diejenige zu sein, die ich war, noch aufgehört, dieselben Gedanken zu hegen, die ich immer gehegt habe, nämlich auf die Kraft Eures starken und unüberwindlichen Armes zu vertrauen. Habt daher die Güte, dem Vater, der mich gezeugt, wieder die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt, und haltet ihn für einen klugen und verständigen Mann, da er durch seine Wissenschaft ein so leichtes und sicheres Mittel gefunden, mich von meinen Leiden zu befreien. Denn ohne Euch, mein Herr, davon bin ich überzeugt, wäre ich nie so glücklich geworden, wie ich jetzt bin, und daß dies die vollste Wahrheit ist, werden mir die meisten der hier anwesenden Herren bezeugen können. Wir haben also weiter nichts zu thun, als uns morgen auf den Weg zu machen, weil wir heute doch nicht mehr weit kommen könnten, und was den glücklichen Ausgang betrifft, so will ich ihn Gott und Euerm tapfern Herzen anheimstellen."

So sprach die kluge Dorothea; und als sie geendet, wandte Don Quijote sich voll Zorn gegen Sancho. „Nun muß ich denn doch sagen, Sancho," sprach er, „daß du der

größte Schelm in ganz Spanien bist. Sage mir, du abgefeimter Spitzbube, hast du mir nicht eben jetzt gesagt, diese Prinzessin wäre in ein Mädchen verwandelt worden, das Dorothea heiße, und daß der Kopf, den ich einem Riesen abgehauen zu haben glaube, die Metze gewesen, die dich geboren — und noch mehr dergleichen Unsinn, der mich in die größte Verlegenheit versetzt, in der ich mich je in meinem Leben befunden? Aber ich schwöre ..." (Hier blickte er zähneknirschend gen Himmel.) „Aber ich schwöre, dich so zuzurichten, daß für ewige Zeiten allen verlogenen Schildknappen der fahrenden Ritter der Kopf zurecht gesetzt wird."

„Werdet nicht böse, gestrenger Herr," sprach Sancho. „Es kann ja wohl sein, daß ich mich hinsichtlich der Verwandlung der Frau Prinzessin Mikomikona geirrt habe, was aber den Kopf des Riesen betrifft, oder vielmehr die angebohrten Weinschläuche, und daß das Blut nichts anderes als roter Wein ist, so hab' ich mich weiß Gott nicht getäuscht; denn die zerrissenen Schläuche hängen noch am Kopfende von Euer Gnaden Bett und Euer Zimmer ist in einen See von rotem Wein verwandelt; und wenn Euch das noch nicht genügt, so wird sich's wohl zeigen, wenn der Kuchen auf den Tisch kommt, nämlich wenn der Herr Wirt Euch den Schaden in Rechnung bringt. Wenn im übrigen die Frau Königin geblieben, was sie war, so ist mir das von Herzen lieb, denn es kommt mir ebensogut zu statten wie jedem andern Menschenkinde."

„Nun, so sage ich dir, Sancho," sprach Don Quijote, „daß du ein Schwachkopf bist. Nimm mir's nicht übel, und damit ist die Sache erledigt!"

„Ja, erledigt, und nichts mehr davon," sagte Don Fernando; „und da die Prinzessin will, daß wir morgen reisen, weil es heute zu spät wird, so geschehe es so. Die Zeit bis zur Morgendämmerung können wir in angenehmem Geplauder verbringen, und dann geben wir dem Herrn Don Quijote das Geleit; denn wir alle wünschen Augenzeugen der tapfern

und unerhörten Thaten zu sein, die er im Verlauf des großen Unternehmens, dem er sich unterzogen, verrichten wird."

„Mir ziemt es vielmehr, Euch zu geleiten und aufzuwarten," erwiderte Don Quijote, „und ich danke Euch sehr für die Ehre, die Ihr mir erzeigt, und für die gute Meinung, die Ihr von mir habt, welche ich entweder wahr machen, oder das Leben darüber verlieren will, ja noch mehr — wenn es mich nämlich noch mehr kosten kann."

Noch lange fuhren Don Quijote und Don Fernando fort, Artigkeiten und Diensterbietungen auszutauschen. Endlich jedoch wurden sie unterbrochen durch die Ankunft eines Reisenden, der, nach seiner Kleidung zu urteilen, ein kürzlich aus dem Lande der Mauren gekommener Christ zu sein schien; denn er trug ein Wams von blauem Tuch, mit kurzen Schößen, halben Aermeln und ohne Kragen, blaue leinene Hosen, eine Mütze von derselben Farbe, gelbe Halbstiefel, und einen maurischen Säbel an einem Wehrgehänge, das ihm über die Brust ging. Er führte auf einem Esel eine Frau in maurischer Tracht, das Gesicht mit einem vom Kopfe herabhängenden Schleier verhüllt. Ihr Kopfschmuck war von Brokat, und der maurische Mantel, den sie trug, umhüllte sie von den Schultern bis zu den Füßen. Der Mann war von kräftigem aber schlankem Wuchs, wenig über vierzig Jahre alt, bräunlich von Gesichtsfarbe, und mit starkem, sorgfältig gepflegtem Knebelbart; kurz, man bemerkte an seinem ganzen Wesen, daß er in bessern Kleidern für einen vornehmen und gebildeten Mann gelten konnte. Er verlangte, als er eintrat, ein besonderes Zimmer, und schien sehr verdrießlich zu werden, als er hörte, daß keines zu haben sei. Doch trat er zu der maurisch gekleideten Frau und hob sie vom Esel. Lucinde, Dorothea, die Wirtin, ihre Tochter und Maritornes, neugierig gemacht durch die ungewohnte Tracht der Maurin, umringten sie, und Dorothea, die immer verbindlich, dienstfertig und leutselig war, sagte zu ihr, als sie bemerkte, daß sie ebenso wie ihr Begleiter ungehalten darüber war, daß sie

kein Zimmer bekommen konnte: „Seid nicht zu sehr bekümmert, schöne Dame, wegen des Mangels an Bequemlichkeit, denn daran fehlt es in allen Schenken. Wollt Ihr aber mit unserer Gesellschaft vorlieb nehmen" — dabei zeigte sie auf Lucinden — „so sollt Ihr es so gut haben, als Ihr es vielleicht bisher unterwegs noch nicht gefunden habt."

Die verschleierte Dame antwortete nicht, sondern stand auf, legte beide Hände kreuzweise über die Brust und neigte das Haupt zum Zeichen des Dankes. Ihr Schweigen bestärkte die Frau in der Ansicht, daß sie wirklich eine Maurin sein müsse und die Sprache der Christen nicht verstände. In diesem Augenblick kam ihr Begleiter, der bis dahin mit andern Dingen beschäftigt gewesen, und als er sah, daß alle sie umringten, und daß sie ihnen nicht antwortete, sagte er: „Meine Damen, dieses Mädchen versteht kaum einige Worte von unserer Sprache und spricht keine andere als die ihres Vaterlandes; sie wird daher wohl nichts geantwortet haben, und kann auch Eure Fragen nicht beantworten."

„Wir haben sie auch nichts gefragt," sprach Lucinde, „sondern ihr bloß unsere Gesellschaft und für die Nacht einen Platz in unserm Zimmer angeboten. Wir werden es ihr darin so bequem machen, und sie wird mit all der Rücksicht behandelt werden, die man Fremden und besonders Frauen schuldig ist."

„Ich danke Euch verbindlichst in ihrem und meinem Namen," erwiderte der Sklave, „und schätze, wie es recht und billig, den Wert der angebotenen Gefälligkeit, welcher gewiß dadurch noch mehr erhöht wird, daß das Anerbieten unter solchen Umständen und von so vornehmen Personen gemacht wird, wie ihr offenbar sein müßt."

„Sagt mir doch, mein werter Herr," sprach Dorothea, „ist diese Dame eine Christin oder ist sie eine Maurin? Nach ihrer Tracht und ihrem Schweigen zu urteilen, müssen wir fast glauben, sie sei das, wofür wir sie lieber nicht halten möchten."

„Ihrer Geburt und Kleidung nach ist sie eine Maurin," antwortete der Sklave; „im Herzen aber ist sie eine gute Christin, denn sie wünscht aufrichtig unsern Glauben anzunehmen."

„Sie ist also noch nicht getauft?" fragte Lucinde.

„Seit sie ihre Heimat Algier verlassen," antwortete der Sklave, „hat sich dazu noch keine Gelegenheit dargeboten, und sie hat sich bisher noch in keiner so augenscheinlichen Todesgefahr befunden, daß es nötig gewesen wäre, sie zu taufen, ohne sie zuvor mit allen Gebräuchen unserer heiligen Kirche bekannt zu machen. Aber mit Gottes Hilfe wird sie bald mit all der Feierlichkeit getauft werden, die einer Person von ihrem Stande gebührt; denn sie ist vornehmer, als sie nach ihrer Kleidung zu sein scheint."

Diese Worte machten alle Anwesenden neugierig zu erfahren, wer der Sklave und die Maurin wären; sie mochten sie aber nicht mit Fragen belästigen, da sie meinten, man müßte ihnen erst Zeit lassen, sich zu erholen, ehe man sich nach ihren Lebensumständen erkundige. Dorothea nahm die Maurin bei der Hand, ließ sie neben sich sitzen, und bat sie, den Schleier abzunehmen. Sie sah den Sklaven an, als wollte sie ihn fragen, was man ihr sagte und wie sie sich verhalten sollte. Er sagte ihr auf Arabisch, man bäte sie, den Schleier abzulegen, und sie möchte es thun. Sie nahm ihn sofort ab und enthüllte ein so schönes Angesicht, daß Dorothea sie für schöner als Lucinden, und Lucinde sie für schöner als Dorothea hielt, und alle Anwesenden meinten, wenn irgend eine Person mit diesen beiden verglichen werden könnte, so sei es die schöne Maurin; ja einige hielten diese fast für noch schöner, und da die Schönheit stets das anmutige Vorrecht hat, sich die Gemüter geneigt und dienstbar zu machen, so war jeder bereit, der schönen Maurin alles zu Liebe und zu Gefallen zu thun.

Don Fernando fragte den Sklaven nach dem Namen der Maurin, und er sagte, sie heiße Lela Zoraida.

„Nein, nein, nicht Zoraida, Maria, Maria!“ rief sie schnell und mit solcher Lebhaftigkeit, daß sie manchen von den Anwesenden Thränen entlockte, besonders den Frauen, die von Natur weichherzig sind. Lucinde umarmte sie mit vieler Herzlichkeit und sagte: „Ja, ja, Maria, Maria.“

„Ja, ja, Maria,“ wiederholte die schöne Maurin, „Zoraida macange,“ was so viel heißen will als „nicht mehr Zoraida.“

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, und auf Befehl der Kavaliere, die mit Don Fernando gekommen waren, hatte der Wirt ihnen ein Abendessen angerichtet, so gut er es vermochte. Als es fertig war, setzten sie sich alle an einen langen Schenktisch, wie man sie in Gesindestuben findet; denn weder ein runder, noch ein anderer Tisch war in der Schenke zu haben. Don Quijote mußte, so sehr er sich auch dagegen sträubte, den ersten und Hauptplatz einnehmen, und er nötigte die Prinzessin Mikomikona, sich neben ihn zu setzen, da er ihr Beschützer sei. Ihnen zunächst nahmen Lucinde und Zoraide Platz; diesen gegenüber Don Fernando und Cardenio, der Sklave und die übrigen Kavaliere, und neben den Damen der Pfarrer und der Barbier. Alle speisten höchst vergnügt, und ihr Vergnügen wuchs noch, als sie sahen, daß Don Quijote zu essen aufhörte und, getrieben von demselben Geiste, der ihn einst nach dem Abendessen bei den Ziegenhirten so gesprächig gemacht, folgendermaßen zu reden anhub: „Wahrlich, meine Herren, wenn man es recht erwägt, so erleben doch diejenigen, welche dem Orden der fahrenden Ritterschaft angehören, große und unerhörte Dinge. Denn sagt mir nur, wer unter den Lebenden dieser Erde, wenn er in diesem Augenblick durch das Thor dieses Schlosses einzöge und sähe uns hier beisammen sitzen, würde uns wohl für diejenigen Personen halten, die wir sind? Wer würde sagen, daß die Dame, die hier an meiner Seite sitzt, die große Königin ist, welche wir alle kennen, und daß ich der Ritter von der traurigen Gestalt bin, dessen Ruhm von Mund zu Munde geht?

Es ist also nicht zu bezweifeln, daß diese Kunst und diese Beschäftigung allen andern vorzuziehen ist, welche die Menschen erfunden haben; und sie verdient um so höher geschätzt zu werden, je größer die Gefahren sind, denen sie ausgesetzt ist. Man rede mir nicht von denen, welche den Wissenschaften den Vorzug vor den Waffen geben. Sie mögen sein, wer sie wollen, so sage ich ihnen, daß sie nicht wissen, was sie behaupten, denn der vornehmste Grund, auf welchen sie sich stützen, ist, daß die Arbeiten des Geistes edler sind als die des Körpers, und daß die Waffen nur mit dem Körper gehandhabt werden; als wenn der Kriegsmann ein Lastträger wäre, der nur gute starke Knochen zu haben brauche; und als wenn der sogenannte Wehrstand, dem wir uns widmen, uns nicht auch zu mutigen Thaten aufforderte, die sich ohne vielen Verstand nicht ausführen lassen; oder als wenn der Feldherr, der ein Heer kommandiert oder eine belagerte Festung verteidigt, nicht ebenso sehr mit dem Geiste als mit dem Körper arbeiten müßte. Man bedenke doch, ob körperliche Kräfte hinreichen, um die Absichten, Anschläge und Kriegslisten der Feinde zu erraten, Schwierigkeiten zu berechnen und Gefahren zu vermeiden — lauter Dinge, die nur den Geist beschäftigen und an denen der Körper keinen Anteil hat. Wenn es also ausgemacht ist, daß das Waffenhandwerk ebensowohl Geisteskräfte erfordert, als die Wissenschaften, so laßt uns nun weiter untersuchen, wer von beiden am meisten mit dem Geiste arbeitet, der Soldat oder der Gelehrte. Dies wird sich am besten zeigen, wenn wir die verschiedenen Ziele und Zwecke ins Auge fassen, nach denen jeder strebt; denn sicherlich verdient derjenige den Vorzug, welcher den edelsten Zweck verfolgt. Ziel und Zweck der Wissenschaften — ich rede hier nicht von der Gottesgelahrtheit, welche die Bestimmung hat, die Seele zu läutern und dem Himmel zuzuführen, und deren erhabener Endzweck mit keinem andern zu vergleichen ist — der Zweck aller menschlichen Wissenschaften ist, die Menschenrechte in ihr gehöriges

Licht zu stellen, um jedem zu geben, was ihm gebührt und darüber zu wachen, daß die guten Gesetze gehandhabt und aufrecht erhalten werden — sicherlich ein erhabener, edler und sehr lobenswerter Zweck, aber doch nicht eines solchen Preises wert, wie ihn der verdient, der sich dem Waffenhandwerk gewidmet hat, das zum Ziel und Zweck den Frieden hat, das heißt das höchste Gut, das die Menschen in diesem Leben sich wünschen können. Darum war auch die seligste Botschaft, welche die Welt und die Menschen empfingen, diejenige, welche die Engel in jener Nacht, die der Tag unsers Heils ward, in den Lüften sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind.“ Und der Gruß, welchen der größte Meister auf Erden und im Himmel seine geliebten Schüler lehrte, wenn sie in ein Haus kämen, lautete: „Friede sei mit diesem Hause,“ und bei einer andern Gelegenheit sagte er selbst: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, Friede sei mit euch!“ — ein Geschenk und Kleinod, das, von solcher Hand gegeben und hinterlassen, das höchste Gut war, ein Kleinod, ohne welches weder im Himmel noch auf Erden ein wahres Glück sich denken läßt. Dieser Friede ist der wahre Zweck des Krieges; und Krieg und Waffen sind ein und dasselbe. Wenn es nun wahr ist, daß der Krieg den Frieden zum Zweck und Ziel hat, und daß dieser vor dem Zweck der Wissenschaften den Vorzug verdient, so wollen wir jetzt auch die körperlichen Anstrengungen des Gelehrten und des Soldaten untersuchen und sehen, welche von beiden größer sind.“

Don Quijote sprach so vernünftig und zusammenhängend, daß in diesem Augenblick niemand von denen, die ihm zuhörten, ihn für einen Narren halten konnte; im Gegenteil hörten ihn die Herren, von welchen die meisten in ihrer Eigenschaft als Edelleute dem Waffenhandwerk zugethan waren, mit Vergnügen reden; und so fuhr er folgendermaßen fort: „Die Armut ist eine der schwersten Lasten, welche die

Gelehrten drücken. Ich will damit nicht sagen, daß sie alle arm wären, sondern ich setze nur den schlimmsten Fall, und wenn ich sage, den Gelehrten drückt die Armut, so glaube ich damit sein trauriges Los deutlich genug angedeutet zu haben; denn wer arm ist, dem fehlt es an allem Nützlichen und Notwendigen. Diese Armut empfindet er auf allerlei Art, bald durch Hunger, bald durch Frost, bald durch Blöße, bald durch alle diese Drangsale zugleich. Indes geht sie doch nie so weit, daß er nicht zu essen bekäme, wenn es auch ein wenig später als zur gewöhnlichen Stunde geschieht, und wenn es auch nur die Ueberbleibsel sind, die von des Reichen Tische fallen — das größte Elend der Studierenden ist übrigens, was sie unter sich selbst „nach der Klostersuppe gehen" heißen —; auch fehlt es ihm selten an einem fremden Ofen oder einem gastlichen Kamin, bei welchem er, wenn auch nicht völlig warm werden, doch wenigstens aufthauen kann, und endlich schlafen sie nachts doch auch unter Dach und Fach. Von andern Kleinigkeiten will ich nicht reden; denn freilich kommt der Student bald an Hemden zu kurz, bald hat er an Schuhen keinen Ueberfluß, bald kann man an seinem schäbigen Rock jeden Faden zählen und bald verschlingt er mit Heißhunger den Biffen, den ihm nach langem Fasten ein glücklicher Stern endlich einmal an einer fremden Tafel beschert. Allein auf diesem rauhen, dornigen Pfade, wo er bald strauchelt, bald fällt, bald hier sich aufrafft, bald dort wieder zu Falle kommt, gelangt er doch endlich an sein Ziel, und wir sehen, wie mancher durch alle diese Strudel und Sandbänke, diese Skyllen und Charybden glücklich hindurchsteuert, sich gleichsam auf den Schwingen eines günstigen Geschicks zu hohen Ehrenstellen erhebt und dann von der Höhe seines Lehnstuhls herab der Welt Gesetze vorschreibt, seinen Hunger in Sattheit, seinen Frost in wohlthuende Wärme, seine Blöße in Prachtgewänder, die Binsenmatte, auf welcher er früher schlief, in Damast und holländisches Linnen verwandelt und somit seinen Fleiß nach Verdienst belohnt sieht. Vergleicht

man aber das Ungemach, welches er ertragen, mit den Mühseligkeiten, die der Soldat ausstehen muß, so bleibt jenes weit hinter diesen zurück — wie ich sogleich beweisen werde."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Berichtet über die merkwürdige Rede, welche Don Quijote über die Waffen und die Wissenschaften hielt.

„Da wir," fuhr Don Quijote fort, „bei dem Gelehrten mit der Armut den Anfang gemacht, so wollen wir sehen, ob der Soldat reicher ist. Wir werden bald finden, daß selbst die Armut nicht ärmer sein kann als er; denn er muß sich mit seinem elenden Solde behelfen, der ihm bald spät, bald gar nicht ausgezahlt wird, oder mit dem, was er etwa mit augenscheinlicher Gefahr seines Lebens und seines Gewissens erbeutet. Oft ist er so nackt, daß ein zerfetztes Koller bei ihm die Stelle des Hemdes und des Gewandes zugleich vertreten muß, und mitten im Winter und im freien Felde hat er oft nichts weiter, um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen, als den Atem seines Mundes, der, da er aus einem leeren Magen kommt, vielleicht unnatürlich kalt ist. Doch Geduld! Der Abend wird ja kommen, und er wird sich von allem Ungemach des Tages erholen können in dem Bette, das seiner harrt; wenigstens wird es seine eigene Schuld sein, wenn er es zu klein findet, denn er kann es sich auf der Erde so lang und so breit machen als er will und sich nach Belieben darauf herumwälzen, ohne befürchten zu müssen, sich in den Betttüchern zu verwickeln. Laßt nun endlich den Tag und die Stunde herankommen, wo er die Ehrenzeichen seiner Würde empfangen soll, nämlich den Tag der Schlacht. Da wird ihm entweder ein Barett von Pflastern auf den Kopf gesetzt, um ihn von einem Schuß zu heilen, der ihm durch die Schläfe gegangen ist, oder man wird ihm einen Arm oder ein Bein ablösen; oder wenn das alles nicht geschieht, so ist und bleibt er vielleicht so arm wie er war und muß noch ein paar Treffen und noch ein paar Schlachten mitmachen und

aus allen glücklich hervorgehen, ehe er es zu etwas bringen kann: doch solche Wunder geschehen nur selten. Denn sagt mir, meine Herren, wenn ihr darauf gemerkt habt, wie klein ist die Zahl derer, die sich im Kriege emporgeschwungen haben, gegen diejenigen, die darin umgekommen sind! Ohne Zweifel werdet ihr mir antworten, daß das keinen Vergleich aushält, daß die Gebliebenen unzählig sind, während man die am Leben Gebliebenen und Belohnten mit drei Zahlen schreiben kann. Ganz anders verhält es sich mit den Gelehrten, welche insgesamt, sei es durch Gunst oder durch Kunst, schließlich ihr Brot bekommen, während der Soldat ungleich mehr ausstehen muß und dennoch weit weniger Hoffnung hat, Belohnungen zu erhalten. Man könnte mir dagegen einwenden, es sei leichter ein paar tausend Gelehrte zu versorgen, als dreißigtausend Soldaten; denn die erstern belohnt man, indem man sie zu Aemtern befördert, die notwendig an Männer ihres Standes vergeben werden müssen, wogegen diese nicht anders als auf Kosten des Herrn, dem sie dienen, abgefunden werden können; allein diese Unmöglichkeit bestätigt nur noch mehr meine Behauptung.

„Doch lassen wir dies beiseite, um uns nicht in einem Labyrinthe zu verlieren, aus welchem wir uns schwerlich wieder herausfinden würden, und kommen wir auf den Vorzug zurück, den die Waffen vor den Wissenschaften haben — eine Frage, die noch nicht entschieden ist, so schwerwiegend sind die Gründe, welche beide Teile für sich anführen. Die Gelehrten sagen unter anderm, daß die Waffen ohne sie gar nicht bestehen können, denn auch der Krieg habe seine Gesetze, denen er unterworfen sei, und alle Gesetze fallen in das Gebiet der Wissenschaft und der Gelehrten. Darauf antwortet der Soldat, daß die Gesetze ohne das Schwert sich nicht behaupten können; daß die Waffen die Schutzwehr der Staaten und die Mauer der Königreiche sind; daß durch sie die Städte verteidigt, die Straßen gesichert und die Meere von Seeräubern gereinigt werden; mit einem Wort, daß ohne sie

Staaten, Reiche, Monarchien, Städte und Wege zu Wasser und zu Lande unaufhörlich den Gefahren und der Unordnung ausgesetzt sein würden, welche der Krieg mit sich führt, so lange er dauert und sein Recht und seine Gewalt ausüben darf. Und dann ist es eine anerkannte Wahrheit, daß, was am meisten kostet, auch am meisten geschätzt wird und am meisten geschätzt werden muß. Wenn sich nun jemand in den Wissenschaften auszeichnen will, so kostet das freilich Zeit, Nachtwachen, Hunger, Blöße, Kopfzerbrechen, Verdauungsbeschwerden und ähnliche Unannehmlichkeiten, die ich zum Teil schon berührt habe. Will aber jemand ein guter Soldat werden, so kostet es ihn nicht nur ebensoviel als den Gelehrten, sondern noch ungleich mehr: denn nicht einen Augenblick ist er seines Lebens sicher. Was ist die Gefahr, die ein Gelehrter von Not und Armut zu befürchten hat, gegen die Gefahr eines Soldaten, der auf einem Außenwerk oder einem Bollwerk in einer belagerten Festung Wache steht, wenn er die Arbeit der feindlichen Schanzgräber unter seinen Füßen hört und dennoch den Platz, wohin man ihn gestellt hat, nicht verlassen und sich der drohenden Gefahr entziehen darf? Alles was er thun kann, ist, daß er seinem Hauptmann Kunde giebt von dem was vorgeht, damit dieser durch Gegenminen die Arbeit des Feindes zerstören könne; er selbst aber muß ruhig auf seinem Posten stehen bleiben und erwarten, daß er urplötzlich ohne Flügel in die Wolken fliegt und ohne Fallschirm wieder herunterkommt. Wenn euch diese Gefahr noch nicht groß genug scheint, so laßt uns sehen, ob mehr oder weniger Gefahr dabei ist, wenn auf hoher See ein paar Galeeren mit dem Vorderteil aneinander stoßen. Sobald die Enterhaken gefaßt haben, muß dem Soldaten ein Brett von zwei Fuß Breite als einzige Brücke dienen; allein obwohl er auf Lanzenlänge so viele Werkzeuge des Todes vor Augen hat, als der Feind Kanonen führt und obwohl er weiß, daß er bei dem geringsten Fehltritt in den unergründlichen Schoß Neptuns hinabstürzen muß, so geht er dennoch

mit unerschrockenem Mute, entflammt von der Ruhmbegier, die ihn beseelt, auf dem schmalen Stege den Feuerschlünden entgegen und sucht in das feindliche Schiff zu dringen; ja, was noch mehr zu bewundern ist, kaum fällt der eine so tief, daß er vor dem Ende der Welt nicht wieder heraufkommt, so nimmt schon ein anderer seinen Platz ein; und stürzt auch dieser ins Meer, das wie ein Feind auf ihn lauert, so folgt ein anderer und wieder ein anderer ihm nach, und sie lassen dem Tode kaum Zeit, sie abzuwürgen. Höher kann die Tapferkeit und die Kühnheit in Kriegsgefahren wohl nicht steigen. Glückliche Zeiten, wo man die schreckliche Wirkung der teuflischen Mordschlünde des Geschützes noch nicht kannte! Gewiß bekommt der Erfinder dieser satanischen Werkzeuge seinen Lohn dafür in der Hölle. Dank seiner Erfindung kann selbst der feigste Schuft dem tapfersten Ritter das Leben ausblasen! Dank seiner Erfindung kommt oft, man weiß nicht wie und woher, mitten im Gefecht der mutigen und tapfern Helden eine Kugel, abgeschossen von einem, der vielleicht vor dem Blitz der Kanone, die er abfeuerte, in Ohnmacht fiel, von ungefähr geflogen und raubt in einem Augenblick demjenigen Besinnung und Leben, der Jahrhunderte zu leben verdient hätte. Wenn ich dies bedenke, fühle ich mich versucht zu sagen, daß es mich in der Seele verdrießt, in einem so abscheulichen Zeitalter, wie das unsrige, dem Beruf eines fahrenden Ritters mich gewidmet zu haben; denn obwohl ich keine Gefahr scheue, so mag ich doch nicht daran denken, daß ein wenig Pulver und Blei mich so leicht der Gelegenheit berauben kann, durch die Tapferkeit meines Armes und die Schneide meines Schwerts auf der ganzen entdeckten Erde mich bekannt und berühmt zu machen. Doch der Himmel füge es mit mir nach seinem Willen! Wenn ich mein Ziel glücklich erreiche, so werde ich mir um so mehr Ruhm erwerben, je mehr ich mich jetzt größeren Gefahren aussetze, als alle fahrenden Ritter der Vorzeit."

Diese lange Rede hielt Don Quijote, während die andern

speisten, und er vergaß darüber auch nur einen Bissen zum Munde zu führen, obwohl ihn Sancho von Zeit zu Zeit ermahnte, erst zu essen; später habe er noch Zeit genug so viel und so lange zu reden als ihm beliebe. Seine Zuhörer konnten nicht umhin, zu bedauern, daß ein Mann, der dem Anschein nach einen so gesunden Verstand hatte und über alle Dinge so gut zu reden verstand, alle Vernunft verlor, sobald er auf seine verwünschte, unglückselige Ritterschaft zu sprechen kam. Der Pfarrer gab ihm völlig recht in allem, was er zum Lobe der Waffen gesagt und versicherte ihn, daß er, obwohl selbst Gelehrter und Graduierter, seiner Meinung vollständig beipflichte.

Die Mahlzeit war zu Ende, die Tafel ward aufgehoben und während die Wirtin und Maritornes Don Quijotes Rumpelkammer in Ordnung brachten, in welcher die Frauen in jener Nacht allein schlafen sollten, bat Don Fernando den Sklaven, ihnen seine Lebensgeschichte zu erzählen, die sicherlich viel Merkwürdiges und Anziehendes haben müsse, wie man schon daraus schließen könne, daß er in Zoraidens Gesellschaft gekommen. Der Sklave antwortete, er wolle gern ihren Wunsch erfüllen, nur befürchte er, man werde seine Geschichte nicht so unterhaltend finden, als er es wünsche; indes wolle er sie erzählen, um nicht ungefällig zu erscheinen. Der Pfarrer und alle übrigen dankten ihm und wiederholten ihre Bitten, und da er von so vielen aufgefordert ward, sagte er: „Wer mit so großem Rechte befehlen kann, hat nicht nötig zu bitten. Wenn ihr daher, meine Herren und Damen, mir ein aufmerksames Gehör schenkt, so sollt ihr eine wahrhafte Geschichte erfahren, mit welcher vielleicht manche erdichtete sich nicht messen kann, wenn sie auch noch so geschickt und künstlich erfunden ist.“ Auf diese Worte setzten sich alle zurecht und beobachteten ein tiefes Schweigen, und als er sah, daß alles still war und lauschte, begann er mit angenehmer und ruhiger Stimme folgendermaßen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Der Sklave erzählt sein Leben und seine Schicksale.

„Meine Familie stammt aus einem Dorfe in den Gebirgen von Leon. Die Natur hatte sich gnädiger und freigebiger gegen uns erwiesen als das Glück, obgleich mein Vater in jenen wenig begüterten Gegenden für einen reichen Mann gehalten wurde; und er hätte es auch wirklich werden können, wenn er sich dieselbe Mühe gegeben hätte, das Seinige zusammen zu halten, die er sich gab, es zu vergeuden. Sein Hang zur Freigebigkeit und zur Verschwendung rührte daher, daß er in seiner Jugend Soldat gewesen war: denn der Soldatenstand ist die Schule, in welcher der ärgste Filz zum Freigebigen und der Freigebige zum Verschwender wird, und wenn es auch einzelne geizige Soldaten giebt, so sind das Wundertiere, die man nur selten zu sehen bekommt. Mein Vater überschritt die Grenzen der Freigebigkeit und streifte in das Gebiet der Verschwendung, welches nicht gut für einen verheirateten Mann ist, der Kinder hat, die seinen Namen und seinen Stand fortsetzen sollen. Er hatte drei Söhne, welche sämtlich herangewachsen und in dem Alter waren, daß sie sich einen Stand wählen konnten. Da er nun, wie er sagte, fand, daß er seine Gewohnheit nicht ablegen konnte, so faßte er den Entschluß, sich der Mittel zu berauben und sich die Gelegenheit zu benehmen, freigebig und verschwenderisch zu sein, nämlich sich seines Vermögens zu begeben, ohne welches wohl selbst ein Alexander sparsam werden muß. Zu diesem Ende berief er uns einst alle drei zu sich in sein Zimmer und redete uns folgendermaßen an: „Meine Kinder, um euch zu versichern, daß ich euch wohl will, brauche ich euch nur daran zu erinnern, daß ihr meine Söhne seid; und um zu verstehen, daß ich euch übel will braucht ihr nur zu wissen, daß ich nicht die Willenskraft besitze, euer Vermögen zusammenzuhalten. Damit ihr aber von nun an seht,

daß ich wie ein Vater gegen euch gesinnt bin und euch nicht zu Grunde richten will wie ein Stiefvater, so will ich etwas für euch thun, woran ich schon seit einiger Zeit gedacht und was ich nach reiflicher Ueberlegung fest bei mir beschlossen habe. Ihr seid alle drei bereits in den Jahren, daß ihr euch einen Beruf oder wenigstens eine solche Beschäftigung wählen könnt, die euch, wenn ihr älter werdet, Ehre und Vorteil bringt. Daher bin ich willens mein Vermögen in vier gleiche Teile zu teilen, drei davon habe ich euch bestimmt, und den vierten will ich für mich behalten, um davon zu leben, so lange es Gott gefällt. Zugleich jedoch wünsche ich, daß jeder von euch, wenn er seinen Anteil in Händen hat, einen von den drei Wegen betreten möge, die ich euch vorschlagen will. Es giebt ein Sprichwort in unserm Spanien, das meines Bedünkens sehr wahr ist, wie alle Sprichwörter, die nichts anderes sind als kurze Denksprüche, geschöpft aus einer langen und reifen Erfahrung. Das, welches ich meine, heißt: „Kirche, Meer oder Königshaus!" Mit andern Worten: „Wer emporkommen will, widme sich der Kirche oder er gehe als Kaufmann zur See oder diene dem Könige an seinem Hofe;" denn man sagt auch: „ein Brocken des Königs wiegt schwerer als alle Gnaden des Edelmanns." Dies sage ich, weil mein Wunsch und Wille ist, daß einer von euch sich den Wissenschaften, der andre dem Handel und der dritte dem Kriegsdienste widme; denn bei Hofe anzukommen hält zu schwer, und wenn der Krieg auch nicht reich macht, so pflegt er doch tapfer und berühmt zu machen. In acht Tagen werde ich jedem von euch seinen Teil in barem Gelde auszahlen, ohne euch um einen Pfennig zu übervorteilen. Sagt mir nun, ob ihr meiner Meinung seid und ob ihr meinem Rate folgen wollt."

Da ich der älteste war, so verlangte er von mir, ihm zuerst zu antworten. Ich bat ihn, sich seines Vermögens nicht zu entäußern, sondern davon zu verzehren so viel er wolle; wir wären noch jung, wir würden uns schon etwas zu er-

werden wissen. Uebrigens sagte ich, daß ich bereit wäre, seinen Rat zu befolgen, und daß ich Lust hätte, die Waffen zu ergreifen, um Gott und dem Könige zu dienen. Mein zweiter Bruder erklärte sich ebenso wie ich und war für eine Reise nach Indien, um sein Geld dahin mitzunehmen. Der jüngste — und nach meinem Bedünken der klügste von uns allen — sagte, er wolle sich entweder der Kirche widmen oder seine bereits begonnenen Studien in Salamanca vollenden. Als alles verabredet war und jeder sich seine Laufbahn gewählt hatte, umarmte uns mein Vater und erfüllte pünktlich sein Versprechen. Er gab jedem von uns seinen Teil, welcher, so viel ich mich erinnern kann, dreitausend Dukaten in Gold ausmachte; denn ein Oheim kaufte das ganze Besitztum, damit es nicht aus der Familie komme und zahlte den Betrag bar aus. Wir nahmen alle drei an einem Tage von unserm guten Vater Abschied, und da ich es für unmenschlich hielt, ihm in seinem Alter so wenig Vermögen übrig zu lassen, so bewog ich ihn, von dem meinigen noch zweitausend Dukaten anzunehmen, weil das übrige für mich hinreichend war, um mich als Soldat auszurüsten. Durch mein Beispiel bewogen gaben ihm auch meine Brüder noch jeder tausend Dukaten, so daß er viertausend Dukaten bares Geld erhielt, außer den dreitausend, die ihm an liegenden Gründen geblieben waren. Wir nahmen von ihm und von unserm Oheim den zärtlichsten Abschied und mußten versprechen, ihnen so oft wir könnten Nachricht von allem zu geben, was uns Gutes oder Böses begegnete.

Nachdem sie uns umarmt und uns ihren Segen gegeben hatten, reisten meine Brüder, der eine nach Salamanca und der andere nach Sevilla und ich ging nach Alicante, wo, wie ich vernommen hatte, ein Schiff nach Genua segelfertig lag. Es werden jetzt ungefähr zweiundzwanzig Jahre her sein, daß ich das väterliche Haus verließ, und seitdem habe ich niemals eine Nachricht von meinem Vater oder von meinen Brüdern erhalten, obwohl ich ihnen verschiedene Briefe ge-

schrieben. Was mir während dieser Zeit begegnet ist, will ich euch in Kürze erzählen.

Ich ging in Alicante an Bord, kam nach einer glücklichen Ueberfahrt in Genua an, ging von dort nach Mailand, wo ich mich mit Waffen und anderm, was ein Soldat braucht, versorgte und wollte in Piemont Dienste nehmen. Ich war schon auf dem Wege, um nach Alessandria della Paglia zu gehen, als ich erfuhr, daß der große Herzog von Alba nach Flandern ging. Ich änderte hierauf meinen Plan, begab mich zu ihm und diente in den meisten Feldzügen, die er machte, war bei dem Tode der Grafen Egmont und Hoorn zugegen und erhielt eine Fahne unter dem berühmten Hauptmann von Guadalajara, Don Diego von Urbina. Als ich einige Zeit in Flandern gewesen, kam die Nachricht von dem Bündnisse, das seine Heiligkeit, der Papst Pius V. glorreichen Andenkens, mit Venedig und Spanien gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Türken, geschlossen, dessen Flotte sich um diese Zeit der herrlichen Insel Cypern bemächtigt hatte, die unter der Herrschaft der Venetianer gestanden; ein unglücklicher und empfindlicher Verlust! Man erfuhr als zuverlässig, daß der durchlauchtigste Don Juan von Oesterreich, der natürliche Bruder unsers guten Königs Don Philipp, den Oberbefehl über die verbündete Kriegsmacht erhalten würde; man erzählte von den ungeheuern Kriegsrüstungen zu diesem Kriege, und das alles trieb und spornte mich, an diesem Feldzuge teilzunehmen, und obgleich ich schon die Anwartschaft, ja fast die bestimmte Zusage hatte, bei der ersten Gelegenheit zum Hauptmann befördert zu werden, so ließ ich doch alles im Stich, um nach Italien zu gehen, und mein gutes Glück wollte, daß Herr Don Juan von Oesterreich eben in Genua angekommen war und nach Neapel gehen wollte, um sich mit der venetianischen Flotte zu vereinigen, was später in Messina geschah. Kurz, ich sah mich in diesem rühmlichen Feldzuge, mehr durch mein Glück als durch mein Verdienst, bereits zum Hauptmann der Infanterie erhoben,

und in diesem ehrenvollen Range diente ich an jenem Tage, welcher für die ganze Christenheit so glorreich ausfiel, weil er allen Völkern die irrige Meinung benahm, daß die Türken zur See unüberwindlich wären. An jenem Tage, an welchem der ottomanische Stolz und Uebermut gebrochen wurde, und welcher so viele glücklich machte — denn glücklicher waren die Christen, die in der Schlacht blieben als diejenigen, welche siegten — war ich der einzige Unglückliche, denn anstatt der Hoffnung, mit welcher ich mir schmeicheln durfte — nach der Weise der Römer zu reden — eine Schiffskrone zu verdienen, fand ich mich am Abend dieses ruhmvollen Tages an Händen und Füßen mit Fesseln beladen, und damit ging es folgendermaßen zu: El Uschali, König von Algier, ein kühner und vom Glück begünstigter Korsar, hatte die maltesische Hauptgaleere angegriffen und ihr so heftig zugesetzt, daß nur noch drei Ritter lebendig an Bord und auch diese schwer verwundet waren. Die Hauptgaleere des Don Giovann Andrea Doria, auf welcher ich mit meiner Compagnie mich befand, eilte der maltesischen zu Hilfe; ich that, was bei dieser Gelegenheit meine Pflicht war, und sprang auf die feindliche Galeere, die aber in demselben Augenblick von der, welche sie geentert, losriß, so daß meine Soldaten mir nicht folgen konnten; und so befand ich mich allein unter den Feinden, welchen ich nicht lange widerstehen konnte. Bedeckt mit Wunden nahm man mich gefangen und wie euch, meine Herren, vermutlich bekannt sein wird, rettete sich el Uschali damals mit seinem ganzen Geschwader; ich blieb daher in seiner Gewalt und war unter so vielen Fröhlichen der einzige Betrübte und der einzige, welcher in Gefangenschaft geriet, während so viele ihre Freiheit erlangten; denn nicht weniger als fünfzehntausend Christen, die auf der türkischen Flotte auf den Ruderbänken saßen, wurden an diesem Tage aus der Sklaverei erlöst. Ich ward nach Konstantinopel geführt, woselbst der Sultan Selim meinen Herrn zum Großadmiral machte, weil er sich in der Schlacht

so gut gehalten und die Hauptstandarte der Malteser als einen Beweis seiner Tapferkeit davongetragen hatte. Im folgenden Jahr, nämlich 1572, befand ich mich zu Navarino, und zwar als Ruderknecht auf der Galeere zu den drei Laternen. Hier sah ich, wie man damals die Gelegenheit versäumte, die ganze türkische Flotte in dem Hafen einzuschließen; denn die Seesoldaten und Janitscharen erwarteten, daß man sie daselbst angreifen würde, und unsere Flotte hatte ihnen soviel Furcht eingejagt, daß sie sämtlich schon ihre Bündel geschnürt hatten, um sich ans Land zu retten, ohne sich in ein Gefecht einzulassen. So groß war die Furcht, die sie vor unsrer Armada bekommen hatten! Allein der Himmel fügte es anders, nicht wegen der Schuld und Nachlässigkeit unsres Admirals, sondern wegen der Sünden der Christenheit und weil Gott will und zuläßt, daß wir eine Rute haben, die uns züchtigt. Genug, Uschali zog sich zurück nach Modon, einer Insel bei Navarino, setzte seine Leute ans Land, befestigte die Einfahrt des Hafens, und hielt sich still, bis Don Juan wieder abzog. Auf dieser Rückfahrt ward die Galeere genommen, welche „die Prise" hieß und deren Kapitän ein Sohn des berühmten Korsaren Barbarossa war. Die neapolitanische Hauptgaleere, „die Wölfin" genannt, nahm sie weg — sie wurde befehligt von dem Donnerkeil des Kriegs, dem Vater der Soldaten, jenem glücklichen, nie besiegten Don Alvaro von Bazan, Marquis von Santa Cruz. Ich kann mich nicht enthalten, euch einen Umstand zu erzählen, der mir zutrug, als „die Prise" zur Prise gemacht wurde. Der Sohn des Barbarossa war nämlich so grausam und behandelte seine Sklaven so unmenschlich, daß diese, sobald sie sahen, daß die „Wölfin" Jagd auf sie machte und im Begriffe war zu entern, insgesamt auf einmal die Ruder fahren ließen, ihren Befehlshaber, der auf der Laufplanke stand und ihnen zuschrie rascher zu rudern, beim Kopfe nahmen und ihn sich von einer Bank zur andern, vom Vorderteil nach dem Hinterteil, zuwarfen, wobei sie ihn dergestalt bearbeiteten,

daß er kaum am Mastbaum vorüber war, als seine Seele zur Hölle fuhr — das war die Frucht seiner Grausamkeit gegen sie und ihres Hasses gegen ihn. Wir kehrten zurück nach Konstantinopel und im folgenden Jahr — 1573 — erfuhr man daselbst, daß Don Juan Tunis erobert, jenes Reich den Türken entrissen, den Mulei Hamed in Besitz desselben gesetzt und dadurch dem Mulei Hamida, dem grausamsten und tapfersten Mauren von der Welt, alle Hoffnung benommen hatte, je wieder auf den Thron zu gelangen. Dieser Verlust war für den Großsultan sehr empfindlich, und mit der Schlauheit, die seinem ganzen Hause eigen ist, schloß er mit den Venetianern Frieden, welchen diese noch mehr wünschten als er selbst. Im folgenden Jahre, 1574, griff er Goletta und die Citadelle bei Tunis an, welche Don Juan angelegt, aber noch nicht ganz vollendet hatte.

Während aller dieser Begebenheiten saß ich auf der Ruderbank, ohne die geringste Aussicht, meine Freiheit wieder zu erlangen, wenigstens nicht für ein Lösegeld, weil ich entschlossen war, meinem Vater nichts von meinem Unglück zu melden. Goletta und die Citadelle wurden von den Türken erobert, welche mit 75000 Mann regelmäßiger Truppen und mit mehr als 400000 Mauren und andern afrikanischen Söldnern davor lagen, und soviel Kriegsgerät und Munition bei sich hatten, auch außerdem einen solchen Troß mit sich führten, daß sie Goletta und die Citadelle mit ihren Händen und den aufgeworfenen Erdhaufen hätten verschütten können. Goletta, welches man bisher für unüberwindlich gehalten, fiel zuerst, jedoch nicht durch die Schuld der Verteidiger, viel mehr that die Besatzung Wunder der Tapferkeit; allein die Erfahrung zeigte, wie leicht man in diesem sandigen Land Laufgräben errichten kann; denn während man anderswo Wasser antrifft, sobald man einige Spannen tief gegraben hat, konnten die Türken zwei Klafter tief graben, ohne Wasser zu finden. So konnten sie ihre Bollwerke vermittelst aufgetürmter Sandsäcke so hoch machen, daß sie die Mauern der

Festung überragten und daß sie diese von oben herab bestreichen konnten, wodurch der Besatzung jede Verteidigung unmöglich gemacht wurde. Viele meinten, die Unsrigen hätten sich nicht in Goletta einschließen, sondern dem Feinde am Landungsplatz im freien Felde die Spitze bieten sollen; allein so urteilen nur Leute, die nicht dabei gewesen sind und nichts von der Sache verstehen; denn da sich in Goletta und in der Citadelle kaum siebentausend Mann befanden, wie hätte denn diese Handvoll Menschen, wenn sie auch noch so tapfer waren, dem zahllosen Heere ihrer Feinde im freien Felde Widerstand leisten können? Und wie konnte überhaupt eine Festung sich halten, welcher man keine Verstärkung schickte, zumal da sie von einem so zahlreichen und entschlossenen Feinde in seinem eigenen Lande angegriffen wurde! Manche glaubten hingegen, und dieser Meinung bin ich auch, daß der Himmel aus besonderer Gnade und Güte gegen Spanien es zuließ, daß diese Mördergrube voll Bosheit und Schandthaten zerstört ward, dieser Schlund und Schwamm, der alle Schätze der Nation verschlang und in sich sog, welche man zu keinem andern Zweck verschwendete, als um das Andenken beizubehalten, daß der siegreiche Karl V. dieses Nest einst erobert hatte, als hätte es dieses Steinhaufens bedurft, um seinen Namen zu verewigen!

Die Citadelle ging ebenfalls verloren; aber die Türken mußten sie Schritt für Schritt erobern, und die Besatzung verteidigte sich mit solchem Mut und mit solcher Tapferkeit, daß in zweiundzwanzig Hauptstürmen 25000 Türken auf dem Platze blieben. Nur dreihundert Mann gerieten lebendig in die Gefangenschaft, und unter diesen war kein einziger, der nicht verwundet war, woraus man abnehmen kann, wie tapfer jeder seinen Platz behauptet hatte. Ein kleines Schloß oder ein Turm, welcher mitten im Hafen stand und von Don Juan Zanoguera, einem valencianischen Edelmann und berühmten Soldaten, verteidigt wurde, mußte noch besonders erobert werden. Unter den Gefangenen befand sich Don

Pedro Puertocarrero, der Befehlshaber von Goletta, welcher, nachdem er sich aufs äußerste verteidigt hatte, den Verlust des Platzes sich so sehr zu Herzen nahm, daß er auf der Fahrt nach Konstantinopel in der Gefangenschaft vor Kummer starb. Auch der Kommandant der Citadelle, Gabriel Cervelloni, ein mailändischer Edelmann, ein trefflicher Ingenieur und tapferer Krieger, wurde ebenfalls gefangen genommen. Unter den in beiden Plätzen Getöteten waren sehr viel bedeutende Männer, zum Beispiel Pagano Doria, ein Johanniterritter und ein Mann von großer Hochherzigkeit, wie er es durch seine außerordentliche Freigebigkeit gegen seinen Bruder, den berühmten Giovann Andrea Doria, bewiesen hatte. Sein Tod war um so bedauernswürdiger, da er von einigen Arabern ermordet wurde, denen er sich anvertraut hatte, als die Festung nicht mehr zu retten war, und die sich erboten hatten, ihn in maurischer Kleidung nach Tabarka zu bringen, einem kleinen Hafen oder einer Faktorei, welche die Genuesen an jener Küste besitzen, wo sie Korallenfischerei treiben. Statt dessen schnitten sie ihm den Kopf ab und brachten ihn dem Befehlshaber der türkischen Flotte, der aber an ihnen das spanische Sprichwort wahr machte, daß, wenn auch der Verrat gefällt, der Verräter doch verabscheut wird. Man sagt nämlich, der General habe die, welche ihm das Geschenk machten, aufknüpfen lassen, weil sie ihm den Gefangenen nicht lebendig gebracht hatten. Unter den Christen, die in der Festung gefangen wurden, befand sich auch ein gewisser Don Pedro von Aguilar, aus einem mir nicht erinnerlichen Orte in Andalusien gebürtig. Er stand als Fähnrich im Dienst, war ein tapferer Soldat, ein verständiger Mann und ein guter Dichter. Ich erwähne seiner, weil es der Zufall so fügte, daß er auf unsere Galeere kam, mit mir unter einem Herrn diente und auf derselben Ruderbank saß. Ehe wir aus jenem Hafen ausliefen, machte dieser Ritter ein paar Sonette in der Art der Epitaphien, das eine auf Goletta und das andre auf die Citadelle. Ich

möchte sie euch wohl recitieren, weil ich sie auswendig weiß und glaube, daß sie eher Vergnügen als Langeweile bereiten."

Sobald der Sklave den Namen Don Pedro von Aguilar nannte, sah Don Fernando seine Begleiter an, und alle drei lächelten; und als der Sklave im Begriff war, die Sonette herzusagen, sprach einer von ihnen: „Ehe Ihr fortfahrt, mein Herr, bitte ich mir zu sagen, was aus diesem Don Pedro von Aguilar, dessen Ihr erwähnt, geworden ist."

„Alles was ich Euch von ihm sagen kann," erwiderte der Sklave, „ist, daß er nach Verlauf von zwei Jahren, die er in Konstantinopel zubrachte, in der Tracht eines Arnauten mit einem griechischen Spion entfloh. Ich weiß zwar nicht, ob er glücklich entkommen ist; allein ich möchte es glauben, weil ich ein Jahr nachher den Griechen wieder in Konstantinopel gesehen habe; ich hatte aber nicht Gelegenheit, ihn zu fragen, wie seine Reise abgelaufen wäre."

„Nun, so kann ich es Euch sagen," sprach der Ritter, „denn dieser Don Pedro ist mein Bruder und lebt jetzt in unserer Stadt glücklich und reich, ist verheiratet und Vater von drei Kindern."

„Gott sei gedankt," antwortete der Gefangene, „daß er ihm eine so große Wohlthat erwiesen hat! Denn ich glaube nicht, daß es ein größeres Glück auf Erden giebt als wenn man die verlorne Freiheit wieder erlangt."

„Was noch mehr ist," versetzte der Ritter, „auch ich kenne die Sonette, die mein Bruder gedichtet hat."

„So bitte ich Euch, sie uns mitzuteilen," sagte der Gefangene; „denn Ihr werdet das besser können als ich."

„Sehr gern," antwortete der Ritter; „das auf die Goletta lautete folgendermaßen:

„Heil euch, ihr Heldengeister! Denn entbunden
Vom Körper, habt ihr jetzt das höchste Gut,
Nachdem von diesem Erdball euer Mut
Empor euch trug, im Himmel schon gefunden.

Entbrannt von heil'gem Eifer, habt ihr Wunden
Im Kampf gesucht; habt mit der Feinde Blut
Und mit dem eurigen des Meeres Flut
Und diesen Sand gefärbt in jenen Stunden,

Da euer tapfrer Arm der Welt bewies,
Man könnt' euch morden, doch nicht überwinden,
Weil selbst im Tod euch nicht der Mut verließ.

Ihr fielt dem Mordstahl und den Feuerschlünden
Ein Opfer zwar; doch werdet ihr gewiß
Auf Erden Ruhm, im Himmel Wonne finden."

„Ebenso habe ich es auch gehört," sprach der Sklave.

„Und das auf die Citadelle," sagte der Ritter, „lautete wenn ich mich recht erinnere, folgendermaßen:

„Hier, wo im Staube diese Trümmer liegen
Von Mauern, die sich türmten himmelan,
Hier fraß des Feindes Schwert dreitausend Mann,
Der besten Streiter, nach unzähl'gen Siegen.

Auf diesem Boden, wo in ew'gen Kriegen
Phöniker, Römer, Christ und Muselman
Mit Mute kämpft' und manche Schlacht gewann,
Mußt' vor der Übermacht dies Heer erliegen.

Doch Wunder thaten sie der Tapferkeit;
Ihr Heldenmut ließ nie sich überwiegen
Und nur die größre Zahl entschied den Streit.

Auch nicht der Tod konnt' ihren Geist besiegen.
Gerechter sind zur Himmelsherrlichkeit
Nie Seelen edler Helden aufgestiegen."

Vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Erzählung des Sklaven.

Man fand die Sonette nicht übel, und der Sklave freute sich über die Nachricht, die er von seinem Mitgefangenen erhielt. Dann fuhr er mit seiner Erzählung folgendermaßen fort: „Als nun Goletta und die Citadelle gefallen waren, gaben die Türken Befehl, Goletta zu schleifen; die Citadelle war schon in einem solchen Zustande, daß nichts zu schleifen

übrig blieb. Um nicht zuviel Zeit und Arbeit zu verschwenden, untergruben sie die Werke an drei Stellen, aber keine Mine war hinreichend, die alten Mauern, die man für den schwächsten Teil hielt, zu zerstören, wogegen alles, was von Fratins neu angelegten Werken noch stehen geblieben war, mit leichter Mühe in die Luft gesprengt wurde. Die Flotte kehrte endlich siegreich und triumphierend nach Konstantinopel zurück, und nach einigen Monaten starb mein Herr, el Uschali, den man gewöhnlich Uschali Fartach nannte, was in türkischer Sprache so viel bedeutet als der „krätzige Renegat;" denn das war er in der That; und es ist eine alte Gewohnheit bei den Türken, den Leuten Beinamen zu geben, entweder von Fehlern, die sie an sich haben, oder von Tugenden, die sie besitzen; denn eigentliche Geschlechtsnamen giebt es bei ihnen nicht mehr als vier, welche ebenso vielen Zweigen des osmanischen Hauses eigen sind; und alle übrigen bekommen ihre Beinamen entweder von Gebrechen oder von Vorzügen des Geistes oder des Körpers. Dieser Krätzige hatte dem Großsultan vierzehn Jahre als Ruderknecht gedient, und er war bereits über vierunddreißig Jahre alt, als er aus Erbitterung über einen Türken, der ihm auf der Ruderbank eine Ohrfeige gegeben, den türkischen Glauben annahm und die Religion seiner Väter abschwur, um sich an diesem rächen zu können. Er war so tapfer, daß er, ohne sich jener erniedrigenden Mittel zu bedienen, durch welche die meisten Günstlinge der Sultane emporsteigen, König von Algier und später Großadmiral ward und somit die dritte Ehrenstelle im türkischen Reiche erhielt. Er war aus Kalabrien gebürtig und ein sittlich guter Mensch, der seine Sklaven, deren er über dreitausend hatte, sehr menschlich behandelte. Diese wurden sämtlich, wie es eine Klausel seines Testaments bestimmte, nach seinem Tode zwischen dem Großsultan und den Renegaten, die unter ihm gedient hatten, verteilt; denn der Großsultan erbt von jedem seiner Unterthanen und geht mit hinterlassenen Kindern in gleiche Tei-

lung. Ich fiel einem venetianischen Renegaten zu, den el Uschali als Schiffsjungen zum Gefangenen gemacht hatte und ihn so sehr schätzte, daß er ihn von allen seinen Leuten am besten behandelte; er ward aber einer der grausamsten Renegaten, die man je gesehen hat. Er hieß Hassan Aga und ward sehr reich und endlich gar König von Algier. Ich ging gewissermaßen mit Vergnügen mit ihm von Konstantinopel ab, weil ich Spanien um soviel näher kam; denn ich hatte zwar nicht die Absicht, jemand in meinem Vaterlande Nachricht von meinem unglücklichen Schicksal zu geben; allein ich hoffte, das Glück würde mir vielleicht in Algier günstiger sein als in Konstantinopel, wo ich schon tausendmal den Versuch gemacht hatte zu entkommen, ohne daß es mir je geglückt war. Ich nahm mir vor, in Algier auf neue Mittel zu sinnen, um das zu erlangen, wonach ich mich so sehr sehnte: denn nie verließ mich die Hoffnung, mich endlich wieder frei zu sehen, und wenn mir auch noch so viele Maßregeln, Anschläge und Entwürfe fehlschlugen, so sann ich doch augenblicklich wieder auf neue Pläne, die meine Hoffnung nährten, wenn sie auch noch so schwach und geringe war. Damit vertrieb ich mir die Zeit in dem Gefängnis, das die Türken Bagno nennen und wo man die Christensklaven einschließt, sowohl die des Königs wie diejenigen, welche Privatleuten gehören; dann auch die, welche man Magazinsklaven nennt. Diese letzteren werden von dem Diwan zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und ihnen wird es besonders schwer, ihre Freiheit wieder zu erlangen, da sie der Gemeinde gehören und keinen bestimmten Herrn haben, mit dem sie über ihr Lösegeld unterhandeln könnten, wenn sie auch imstande wären es zu beschaffen. In diese Bagnos pflegen, wie gesagt, auch Privatleute ihre Sklaven zu schicken, besonders wenn sie ihre Auslösung erwarten, weil sie dort so lange sicher aufbewahrt werden, bis ihr Lösegeld kommt. Auch die Sklaven des Königs, deren Auslösung erwartet wird, gehen nicht mit den andern zur Arbeit; es sei denn, daß ihr Lösegeld lange aus-

bliebe, in welchem Falle man sie mit den andern nach Holz gehen läßt, was eine schwere Arbeit ist, damit sie um so dringender um Geld schreiben. Ich gehörte zu der Zahl der Loszukaufenden; denn da man wußte, daß ich Hauptmann war, half es mir nichts, daß ich versicherte, ich sei ganz ohne Vermögen und ohne Mittel — man setzte mich doch unter die Zahl der Edelleute und derjenigen Personen, auf deren Auslösung man rechnete. Man legte mir Ketten an, aber mehr zum Zeichen der erwarteten Auslösung als um mich damit zu fesseln; und so lebte ich in diesem Bagno auf gleichem Fuße mit vielen Rittern und andern vornehmen Leuten, deren Loskaufung man entgegensah.

Obwohl uns nun selbst nicht selten, ja fast beständig Hunger und Blöße quälten, so schmerzte uns doch das alles nicht so sehr, als daß wir jeden Augenblick hören und sehen mußten, mit welch unerhörter Grausamkeit mein Herr den Christen begegnete. Kein Tag verging, an dem er nicht einen oder den andern hängen, spießen oder ihm die Ohren abschneiden ließ; und zwar oft entweder ohne alle Ursache oder um so geringfügiger Dinge willen, daß die Türken selbst einsahen, er thue es nur, weil es ihm Vergnügen machte, der Mörder des ganzen Menschengeschlechts zu sein. Ein einziger spanischer Soldat, ein gewisser Saavedra, wußte mit ihm fertig zu werden: denn obgleich dieser, um sich in Freiheit zu setzen, schon mancherlei unternommen hatte, was man in Algier lange nicht vergessen wird, so ließ Hassan Aga ihm doch nie einen Schlag geben, ja er sagte ihm nicht einmal ein hartes Wort; und doch fürchteten wir, er würde schon für den geringsten der vielen Streiche, die er versuchte, gespießt werden; ja er befürchtete dieses mehr als einmal selbst. Wenn die Zeit nicht zu kurz wäre, so erzählte ich euch gern einige von den Wagestücken dieses Soldaten, die euch vielleicht besser unterhalten und euch mehr in Erstaunen setzen dürften als meine eigene Geschichte.

Ich muß bemerken, daß die Fenster des Hauses eines

gewissen reichen und vornehmen Mauren auf den Hof unsers Gefängnisses hinausgingen. Nach maurischer Bauart waren diese nicht größer oder besser als unsere Erkerlöcher und überdies waren sie mit dichten und starken Gittern versehen. Einst traf es sich, als ich mit drei meiner Kameraden mich auf einem Rasenplatze im Hofe des Gefängnisses befand — wo wir zum Zeitvertreib mit unsern Ketten herumzuspringen versuchten, während die übrigen Christen auf die Arbeit gegangen waren — daß ich von ungefähr in die Höhe sah und an dem vergitterten Fenster einen Stock gewahrte, an dem ein Tuch hing, und daß man mit dem Stock eine Bewegung machte, als ob man uns winkte näher zu kommen und ihn in Empfang zu nehmen. Als wir dies bemerkten, trat einer meiner Kameraden hinzu, um zu versuchen, ob man ihm den Stock zuwerfen würde; allein als er sich näherte, ward der Stock zurückgezogen und hin und her bewegt, wie man den Kopf zu schütteln pflegt, um ein verneinendes Zeichen zu geben. Mein Kamerad trat zurück, der Stock ward wieder heruntergehalten und man winkte wieder wie vorhin. Ein anderer von den Unfrigen trat hinzu und es ging ihm wie dem ersten; auch der dritte machte den Versuch und ward abgewiesen wie die beiden andern. Als ich dies sah, wollte ich nicht unterlassen, mein Glück gleichfalls zu versuchen, und kaum hatte ich mich unter das Fenster gestellt, als man den Stock in das Bagno herunterfallen ließ, und er fiel mir gerade vor die Füße. Ich nahm das Tuch ab und fand in einem Zipfel zehn Cianis eingebunden, kleine maurische Goldmünzen, deren jede zehn Realen wert ist. Ob mir der Fund erfreulich war, brauche ich wohl nicht zu sagen; er verursachte mir jedoch nicht weniger Verwunderung als Freude, da ich mir nicht erklären konnte, woher uns dieser Schatz kam, und zwar mir insbesondere, weil man dadurch, daß der Stock nur für mich herunterfiel, zu erkennen gab, daß die Gunstbezeugung mir zugedacht war. Ich nahm das Geld, zerbrach den Stock und ging nach dem Rasenplatze zurück,

und indem ich nach dem Fenster blickte, sah ich, daß eine sehr weiße Hand es öffnete und schnell wieder schloß. Wir entnahmen daraus oder vermuteten wenigstens, daß eine Frau in diesem Hause unsere Wohlthäterin sei, und zum Zeichen unserer Dankbarkeit machten wir nach maurischer Art unsere Verbeugungen mit dem Kopfe und dem Oberkörper und mit kreuzweise auf die Brust gelegten Händen. Bald nachher ward aus demselben Fenster ein kleines aus Stäbchen verfertigtes Kreuz herausgehalten und wieder zurückgezogen. Dies brachte uns auf die Vermutung, daß eine christliche Sklavin sich in dem Hause befände und daß sie es sei, die sich so wohlthätig gegen uns bezeige, obgleich das blendende Weiß der Hand und die Armbänder, die wir an derselben bemerkt hatten, dieser Vermutung widersprachen und uns auf den Gedanken brachten, eine christliche Renegatin in dem Hause zu vermuten, welche die Mauren gern zu ihren Gemahlinnen wählen und den Frauen ihrer eigenen Nation vorziehen. Wir trafen jedoch mit allen diesen Vermutungen weit vom Ziele; indes waren von der Zeit an unsere Augen beständig auf das Fenster gerichtet, an welchem uns der Stock wie ein Glücksstern erschienen war. Es vergingen aber wohl vierzehn Tage, ohne daß der Stock, die Hand oder irgend ein anderes Zeichen sich wieder sehen ließ, und obwohl wir uns inzwischen alle Mühe gaben, zu erfahren, wer in dem Hause wohne und ob eine christliche Renegatin sich in demselben befinde, so konnten wir doch weiter nichts erfahren, als daß der Herr dieses Hauses ein reicher vornehmer Maure Namens Hadschi Murat sei, ein ehemaliger Alkaide oder Befehlshaber von la Pata, was in jenem Lande ein sehr hohes Amt ist. Als wir aber am wenigsten daran dachten, daß es wieder Cianis regnen würde, kam unvermutet der Stock mit einem dem Anschein nach noch besser gefüllten Tuche zum Vorschein, und zwar ebenso wie das vorige Mal zu einer Zeit, wo kein Fremder in unserm Hofe zugegen war. Wir wiederholten unsern vorigen Versuch, indem jeder meiner drei Kameraden

vor mir unter das Fenster trat und auch diesmal ward der Stock für keinen andern als für mich heruntergelassen. Ich öffnete das Tuch und fand in demselben vierzig spanische halbe Dublonen und einen Brief, der in arabischer Sprache geschrieben und am Ende mit einem großen Kreuze versehen war. Ich küßte das Kreuz, nahm die Goldstücke und ging nach dem Rasenplatze zurück; wir machten unsere Verbeugungen, die Hand ließ sich wieder sehen, ich gab ein Zeichen, daß ich den Brief lesen würde und das Fenster ward wieder zugemacht.

Wir alle waren voll Erstaunen und Freude über diesen Vorfall; da aber keiner von uns Arabisch verstand, so quälte uns die Neugier zu erfahren, was in dem Briefe stehe, und wir waren nicht wenig verlegen, jemand zu finden, der ihn uns lesen könnte. Endlich wagte ich es, mich einem aus Murcia gebürtigen Renegaten anzuvertrauen, der sich sehr freundschaftlich gegen mich benommen und mir auch manche Dinge im Vertrauen entdeckt hatte, die ihn nötigen mußten, auch mein Geheimnis zu bewahren: denn einige Renegaten pflegen, wenn sie die Absicht haben, in christliche Länder zurückzukehren, sich von vornehmen christlichen Gefangenen Geleitsbriefe geben zu lassen, in welchen diese in der bündigsten Form bezeugen, daß der Vorzeiger derselben ein rechtschaffener Mann sei, der sich stets der Christen angenommen habe und daß er bei der ersten Gelegenheit zu entweichen wünsche. Einige lassen sich diese Scheine in redlicher Absicht geben; andere aber mißbrauchen sie auf ihren Streifzügen in christlichen Ländern. Wenn diese nämlich von ungefähr Schiffbruch leiden oder gefangen werden, so zeigen sie ihre Scheine vor und berufen sich auf ihren darin bezeugten Vorsatz, im Lande der Christen zu bleiben, indem sie vorgeben, sie hätten nur in dieser Absicht die Türken auf ihrem Streifzuge begleitet. Damit schützen sie sich vor der ersten Gefahr, versöhnen sich zum Schein mit der Kirche, wobei sie nichts verlieren, gehen aber, sobald sich ihnen eine günstige Gelegen-

heit bietet, wieder nach der Berberei, und bleiben was sie waren. Andere hingegen verschaffen sich diese Papiere, um sie zu guten Zwecken zu gebrauchen und bleiben bei den Christen. Mein Freund war einer von diesen gutgesinnten Renegaten und er besaß Zeugnisse von allen unsern Kameraden, weshalb wir zu ihm das höchste Vertrauen hatten; denn wenn die Mauren diese Papiere bei ihm gefunden hätten, so würden sie ihn lebendig verbrannt haben. Ich wußte, daß er gut Arabisch verstand und es nicht nur sprechen, sondern auch schreiben konnte. Ehe ich mich ihm jedoch völlig entdeckte, bat ich ihn nur, mir dieses Papier zu lesen, das ich zufällig in einem Winkel meines Gefängnisses gefunden hätte. Er öffnete den Brief und las ihn bedächtig und mit halblauter Stimme durch. Ich fragte, ob er ihn verstehe und er antwortete mir: „Sehr gut, und wenn Ihr den Inhalt Wort für Wort wissen wollt, so gebt mir Feder und Tinte." Diese verschafften wir ihm und als er mit seiner Uebersetzung fertig war, sagte er: „Hier ist alles wörtlich ins Spanische übersetzt, was das maurische Papier enthält. Merket euch nur, daß überall, wo Lela Maria genannt wird, von der heiligen Jungfrau die Rede ist." Wir lasen den Brief, der also lautete:

„Als ich noch ein Kind war, hatte mein Vater eine Sklavin, die mir in meiner Muttersprache die christlichen Azalas (Gebete) lehrte und mir viel Gutes von Lela Maria sagte. Die Christin starb und ich weiß, daß sie nicht ins Feuer, sondern zu Allah gekommen ist, denn sie ist mir seitdem zweimal erschienen und sagte mir, ich sollte in das Land der Christen ziehen, um Lela Maria zu sehen, die mich sehr liebe. Ich weiß nicht, wie ich dahin kommen soll. Viele Christen habe ich aus diesem Fenster schon gesehen, aber keiner ist mir so ritterlich vorgekommen wie du. Ich bin sehr schön und jung und habe viel Geld, das ich mitnehmen kann. Sieh zu, ob du es veranstalten kannst, daß wir entfliehen, so sollst du dort mein Gemahl werden, wenn du willst; wenn du aber

nicht willst, so liegt mir auch nicht viel daran, da mir Lela Maria wohl einen andern Gemahl geben wird.

„Sieh' dich vor, wem du meinen Brief zu lesen giebst; vertraue dich ja keinem Mauren, denn sie sind alle Betrüger. Ich bin ängstlich besorgt, daß du dich nicht Verrätern anvertrauest; denn wenn mein Vater etwas erführe, würde er mich in einen Brunnen stürzen und mich mit Steinen zudecken lassen. Ich werde einen Faden an diesen Stock knüpfen: binde deine Antwort daran — oder wenn du niemand hast, der Arabisch schreiben kann, so antworte mir durch Zeichen: Lela Maria wird schon machen, daß ich dich verstehe. Mögen Allah und sie dich beschützen, und dieses Kreuz, daß ich tausendmal küsse, wie mich die Christin gelehrt hat."

Ihr könnt euch denken, meine Herren, mit welcher Freude und Verwunderung dieser Brief uns erfüllen mußte. Beide erreichten bei uns eine solche Höhe, daß der Renegat wohl merkte, daß das Papier nicht von ungefähr gefunden, sondern wirklich an einen von uns geschrieben worden war. Er bat uns daher, uns ihm anzuvertrauen, wenn er in seiner Meinung nicht irre, und ihm alles zu entdecken, denn er wolle gern sein Leben für uns wagen, um uns die Freiheit zu verschaffen. Bei diesen Worten zog er ein Kruzifix aus dem Busen und schwor mit vielen Thränen bei dem Gotte, den dieses Bild vorstellte und an den er, ungeachtet seiner Sünde und Verirrung, treu und aufrichtig glaube, daß er in allem, was wir ihn anvertrauen würden, Treue und Verschwiegenheit beobachten werde; denn ihm ahne, daß die, welche den Brief geschrieben, die Vermittlerin unserer Freiheit werden und zugleich auch ihm die Gelegenheit verschaffen würde, sich mit der Kirche zu versöhnen, von welcher sein Unglück und sein Leichtsinn ihn als ein faules Glied getrennt hätten. Der Renegat sagte dies unter so vielen Thränen und mit so vielen Zeichen der Reue, daß wir uns einmütig entschlossen, ihm ohne Zurückhaltung alles zu entdecken; wir zeigten ihm das

Fenster, an welchem der Stock zu erscheinen pflegte, und er versprach, sich alle Mühe zu geben, um zu erfahren, wer in dem Hause wohne. Wir hielten es auch für nötig, den Brief der Maurin unverzüglich zu beantworten, und da wir an dem Renegaten einen guten Schreiber hatten, so schrieb er sofort alles nieder, was ich ihm in die Feder diktierte und ich euch noch wörtlich wiederholen kann, da ich von allem, was damals vorgekommen, nicht die kleinste Einzelheit vergessen habe und auch in meinem Leben nicht vergessen werde. Wir antworteten der Maurin folgendermaßen:

„Der wahre Allah sei dein Beschützer, edle Jungfrau, und jene gebenedeite Maria, welche die wahre Mutter Gottes ist, und dir ins Herz gegeben hat, in das Land der Christen zu ziehen, weil sie dich lieb hat. Bitte sie, dir die Mittel anzuzeigen, wie du ihren Befehl ausführen kannst, denn sie ist so liebreich, daß sie es gewiß thun wird. Ich und alle Christen, die bei mir sind, versprechen dir, alles für dich zu thun, was wir können und unser Leben daran zu wagen. Unterlasse nicht, mir zu schreiben und mir Nachricht zu geben, wie du deine Maßregeln nehmen willst. Ich werde dir stets antworten, denn der große Allah hat, wie du aus diesem Briefe siehst, uns einen Christen zugeführt, welcher deine Sprache sehr gut zu sprechen und zu schreiben versteht. Du kannst uns also ohne Furcht von allem, was du willst, Nachricht geben. Auf deine Aeußerung, daß du mich, sobald wir auf christlichem Boden, zum Gemahl annehmen willst, antworte ich dir als guter Christ, daß ich der Deinige sein will; und du kannst versichert sein, daß die Christen ihr Wort besser halten als die Mauren. Allah und Maria seine Mutter seien deine Beschützer, edle Jungfrau!"

Als der Brief fertig war, mußte ich zwei Tage warten, bis das Bagno einmal wieder leer war, und dann begab ich mich nach meinem gewöhnlichen Rasenplatze, um zu sehen, ob der Stock erschiene — er ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Sobald ich ihn erblickte, ohne jedoch unter-

scheiden zu können, wer ihn heraushielt, zeigte ich den Brief, um anzudeuten, daß man den Faden anknüpfen möchte; doch das war bereits geschehen, und ich band meinen Brief fest. Bald darauf erschien unser Glücksstern wieder mit der weißen Friedensfahne des Bündelchens, das man herunterfallen ließ. Ich öffnete es und fand in demselben an Gold und Silbermünzen über fünfzig Piaster, wodurch unsere Freude fünfzigmal vermehrt und die Hoffnung, unsere Freiheit wieder zu erlangen, sehr gesteigert wurde. An demselben Abend kam unser Renegat wieder zu uns und erzählte uns, was er erfahren, daß nämlich Hadschi Murat, der Maure, den man uns schon genannt hatte, in diesem Hause wohne; daß er ein überaus reicher Mann sei und eine einzige Tochter habe, die dereinst sein ganzes Vermögen erben würde; man halte sie in der ganzen Stadt für das schönste Mädchen der Berberei und viele Vornehme hätten sich bereits um ihre Hand beworben; allein sie habe sie sämtlich ausgeschlagen. Auch habe sie, wie man ihm erzählt, eine Christensklavin gehabt, die aber schon gestorben sei. Dies alles stimmte mit dem Inhalt des Briefes überein; wir berieten uns daher mit dem Renegaten über die Mittel, die Maurin zu entführen und mit ihr nach einem christlichen Lande zu entkommen, und wir wurden einig, vor der Hand auf neue Nachrichten von Zoraiden zu warten — so hieß die, welche jetzt Maria genannt zu werden wünscht — denn wir sahen wohl ein, daß sie die einzige sei, die uns aus der Verlegenheit ziehen könnte.

Als dies verabredet war, bat uns der Renegat, uns in allem übrigen auf ihn zu verlassen, denn er wolle sein Leben daran wagen, uns die Freiheit zu verschaffen. Während der nächsten vier Tage waren immer Leute im Bagno, weshalb auch während dieser Tage der Stock sich nicht sehen ließ; am fünften aber, als es wieder leer war, erschien auch wieder der Stock, und zwar mit einem so stark geschwängerten Beutel, daß er uns eine sehr glückliche Geburt versprach. Der Stock und das Bündel neigten sich zu mir herab und ich fand in

demselben einen zweiten Brief nebst hundert halben Dublonen. Da der Renegat grade bei uns war, gaben wir ihm den Brief in unserer Baracke zu lesen, und er übersetzte ihn wie folgt:

„Ich weiß dir keine Mittel anzugeben, Herr, wie wir nach Spanien kommen können, und auch Lela Maria hat mir nichts gesagt, obwohl ich sie darum gebeten habe. Ich kann weiter nichts thun, als dir aus diesem Fenster große Summen Goldes zuzuwerfen. Kaufe dich und deine Freunde damit los und laßt einen von euch nach dem Christenlande reisen, um ein Schiff zu kaufen und die andern abzuholen. Ihr werdet mich auf meines Vaters Landsitze vor dem Thore Bab Asson, dicht bei dem Hafen finden, wo ich den Sommer mit meinem Vater und unserm Gesinde zubringen soll und wo ihr mich ohne Gefahr abholen und an Bord bringen könnt. Vergiß nicht, daß du versprochen hast, mein Gemahl zu werden, sonst werde ich Lela Maria bitten, dich zu strafen. Wenn du dich auf niemand verlassen kannst, so kaufe dich selbst los und reise hin, um ein Schiff zu holen; denn ich weiß, du wirst eher als ein anderer wiederkommen, weil du ein Christ und ein Edelmann bist. Erkundige dich genau nach dem Gartenhause, und wenn du hier wieder auf und ab gehst, werde ich daraus entnehmen, daß das Bagno leer ist, und dir viel Geld geben. Allah schütze dich, Herr!"

Dies war der Inhalt des zweiten Briefes. Als wir ihn gelesen, wollte jeder der erste sein, der sich loskaufe, mit dem Versprechen, pünktlich abzugehen und wiederzukommen. Auch ich erbot mich dazu. Allein der Renegat widersetzte sich alledem und sagte, er würde nie zugeben, daß einer vor den übrigen seine Freiheit erhalte, denn die Erfahrung habe ihm gelehrt, wie schlecht manche nach ihrer Befreiung das Wort hielten, das sie in der Gefangenschaft gegeben. Schon oft hätten vornehme Gefangene jemand losgekauft und ihm nach Valencia oder Majorca Geld mitgegeben, um ein Schiff zu kaufen und seine Befreier abzuholen; und nie wären sie

wiedergekommen, weil die wiedererlangte Freiheit und die Furcht sie abermals zu verlieren, jede Erinnerung an die eingegangene Verpflichtung aus ihrem Gedächtnis ausgelöscht hätte. Zum Beweise, daß er uns die Wahrheit sagte, erzählte er uns eine Geschichte, die sich erst kürzlich mit einigen christlichen Rittern zugetragen hatte, eine der sonderbarsten, die jemals in einem Lande vorgefallen, wo sich täglich die unglaublichsten Dinge ereignen. Schließlich meinte er, das Beste sei, daß ihm das Geld gegeben werde, das zur Loskaufung der Christen bestimmt sei: er wolle in Algier selbst ein Schiff kaufen, unter dem Vorwand, Kaufmann zu werden und mit Tetuan und dem dortigen Küstenlande Handel treiben zu wollen: als Schiffseigentümer werde er bald Mittel finden, uns alle aus dem Bagno abzuholen und uns einzuschiffen; zumal wenn die Maurin, wie sie versprochen, uns so viel Geld gäbe, daß wir alle uns loskaufen könnten; denn sobald wir alle frei seien, werde es leicht sein, uns sogar am hellen Tage an Bord kommen zu lassen. Die einzige Schwierigkeit bestehe darin, daß die Mauren den Renegaten keine andern Schiffe auszurüsten gestatten als große bewaffnete Schiffe zum Kreuzen, weil sie fürchten, daß die, welche leichte Schiffe kauften, zumal wenn sie Spanier seien, sie nur zu dem Zwecke haben wollten, um mit denselben nach christlichen Ländern zu entfliehen. Diese Schwierigkeit hoffe er jedoch dadurch zu heben, daß er einen tagarinischen Mauren an dem Besitz des Schiffes und dem Handelsgewinn teilnehmen lasse. Unter diesem Vorwand wolle er sich in den Besitz des Schiffes setzen und das übrige werde sich dann von selbst finden. Ich und meine Kameraden hielten es zwar für besser, ein Schiff von Majorca kommen zu lassen, wie die Maurin vorgeschlagen hatte; allein wir wagten es nicht, dem Renegaten zu widersprechen, damit er, wenn wir ihm nicht folgten, uns nicht verriete und uns nicht in Lebensgefahr brächte, wenn er unser Einverständnis mit Zoraiden bekannt machte, für die wir sämtlich gern unser Leben hingegeben

hätten. Wir entschlossen uns daher, alles Gott und dem Renegaten zu überlassen, und wir gaben Zoraiden auf der Stelle zur Antwort, daß wir in jeder Hinsicht ihren Rat befolgen würden, da er so vernünftig sei, als wenn Lela Maria selbst ihn gegeben hätte; und von ihr allein hinge es ab, die Ausführung des Planes zu verschieben oder sofort ins Werk zu setzen. Zugleich versicherte ich sie aufs neue, daß ich ihr Gemahl werden wolle, und so gab sie uns, so oft es sich traf, daß das Bagno leer war, zu verschiedenen Malen vermittelst des Stockes und des Tuches zweitausend Goldthaler, bei welchen sich ein Zettel befand, worin sie mir sagte, daß sie am nächsten Dschuma, das heißt Freitag, nach ihres Vaters Garten gehen werde. Eh' sie dahin abgehe, wolle sie uns noch mehr Geld geben, und wenn auch dies noch nicht reichte, möchten wir sie es nur wissen lassen, denn sie könne uns soviel geben, als wir brauchten, weil ihr Vater so reich sei, daß er nichts merke, zumal sie die Schlüssel zu allem in Händen habe.

Wir gaben sogleich dem Renegaten fünfhundert Goldthaler, um ein Schiff zu kaufen, und mit achthundert kaufte ich mich selbst los, indem ich das Geld bei einem Kaufmann aus Valencia niederlegte, der sich gerade in Algier befand und der sich bei dem König für mich verbürgen mußte, daß er mit dem ersten Schiffe, das aus Valencia komme, das Lösegeld für mich bezahlen werde; denn wenn er das Geld gleich bar gegeben, würde ihn der König im Verdacht gehabt haben, daß es schon längst in Algier gewesen, und der Kaufmann den Empfang verschwiegen, um damit zu wuchern. Kurz mein Herr war so verschmitzt, daß ich es keineswegs wagen durfte, ihm das Geld gleich auszahlen zu lassen. Am Donnerstag vor dem Freitag, an dem die schöne Zoraide sich nach ihrem Landhause begeben wollte, erhielten wir von ihr nochmals tausend Goldthaler, sowie die Nachricht, daß sie im Begriff sei, abzugehen, wobei sie mich bat, ich solle, sobald ich losgekauft, mich nach dem Garten ihres Vaters erkundi-

gen, jedenfalls aber Gelegenheit suchen, dorthin zu kommen und sie zu sprechen. Ich erwiderte mit wenigen Worten, daß ich alles erfüllen werde und sie bitte, sich und uns alle der Lela Maria durch die Gebete, die sie von der Christin gelernt, zu empfehlen.

Hierauf wurden Anstalten getroffen, meine drei Kameraden ebenfalls loszukaufen, damit sie das Bagno verlassen könnten und nicht aus Ungeduld sich vom Teufel verblenden ließen, etwas zu Zoraidens Nachteil zu thun, wenn sie mich in Freiheit sähen und sich noch nicht — während ich doch das Geld zum Loskaufen hatte —; denn obwohl sie Männer waren, deren Stand und Charakter so etwas nicht befürchten ließen, so wollte ich doch bei dieser Sache nichts dem Zufall überlassen, und so bewirkte ich ihre Auslösung auf dieselbe Weise wie die meinige und ließ alles Geld bei dem Kaufmann niederlegen, damit er sicher und ruhig die nötige Bürgschaft für uns leisten konnte. Von unserm Plan und Geheimnis ließen wir ihn jedoch nichts merken, um uns keiner Gefahr auszusetzen."

Einundvierzigstes Kapitel.

Worin der Sklave seine Geschichte fortsetzt.

„Es waren noch keine vierzehn Tage verstrichen, als unser Renegat bereits eine sehr schöne Barke, in welcher für mehr als dreißig Personen Raum war, angekauft hatte. Um seiner Sache gewiß zu sein und ihr einen Schein zu geben, beschloß er, eine Reise nach Sargel zu machen, einem Orte, der dreißig Meilen von Algier entfernt liegt, in der Richtung von Oran, wo ein starker Handel mit trockenen Feigen getrieben wird. Zwei- oder dreimal wiederholte er diese Reise in Gesellschaft des Tagariners, dessen ich schon erwähnt habe. Tagariner nennt man nämlich in der Berberei die Mauren aus Aragonien; die aus Granada werden Mudechares genannt; im Königreiche Fez nennt man die letzteren auch

Eltsches und die dortigen Kaiser bedienen sich ihrer besonders gern in ihren Kriegen. So oft der Renegat mit seinem Schiffe vorüberkam, ankerte er in einer kleinen Bucht, die kaum ein paar Bogenschüsse von dem Garten entfernt war, wo uns Zoraide erwartete, ließ dort seine Mannschaft bald ihre Azala verrichten, bald Uebungen anstellen, um sich spielend auf die Rolle vorzubereiten, die er nächstens im Ernst ausführen wollte. Er ging daher auch oft nach Zoraidens Garten und bat um Früchte, die ihr Vater, obwohl er ihn nicht kannte, ihm gerne gab. Er hätte zwar, wie er mir später gestand, Zoraiden gern gesprochen, um ihr zu sagen, daß er derjenige sei, der sie in meinem Auftrage nach dem Christenlande bringen sollte und daß sie ruhig und zufrieden ihn erwarten möchte; allein es war ihm noch nie geglückt, weil die maurischen Frauen sich nie vor Mauren oder Türken sehen lassen, wenn der Gatte oder ihr Vater es nicht ausdrücklich befiehlt. Mit Christensklaven dagegen reden und verkehren sie oft mehr als vielleicht recht ist. Es wäre mir auch wirklich nicht lieb gewesen, wenn er Zoraiden gesprochen hätte; denn es würde sie vielleicht sehr befremdet haben, wenn sie gesehen, daß ihr Schicksal von der Verschwiegenheit eines Renegaten abhing; allein Gott lenkte es anders und gab nicht zu, daß er seine wohlgemeinte Absicht erreichte.

Als er nun sah, daß man ihn frei und ungehindert nach Sargel und zurückfahren ließ; daß er vor Anker gehen konnte wann, wo und wie er wollte; daß sein Kamerad, der Tagariner, ihm in allen Stücken seinen Willen ließ; daß ich mich losgekauft hatte und daß uns nichts mehr fehlte als eine Anzahl Christensklaven zum Rudern, so bat er mich, diejenigen auszusuchen, die ich außer den Losgekauften mitzunehmen wünschte und mit ihnen zu verabreden, sich am nächsten Freitage zur Abreise fertig zu halten. Darauf hin sprach ich mit zwölf Spaniern, lauter tüchtigen und gewandten Ruderern, und zwar mit solchen, welche die Stadt am freiesten verlassen konnten. Es war nicht leicht, um diese

Zeit noch so viele zu finden, da gerade zwanzig Schiffe zur See kreuzten, welche alles tüchtige Rudervolk mitgenommen hatten, und ich würde auch diese nicht bekommen haben, wenn nicht ihr Herr diesen Sommer zu Hause geblieben wäre, um eine Galeote auszurüsten, die auf der Werfte lag. Ich sagte ihnen weiter nichts, als daß sie sich nächsten Freitag Abend einzeln, ohne Aufsehen zu erregen, aus der Stadt schleichen und hinter Hadschi Murats Garten mich erwarten sollten. Diese Weisung gab ich jedem besonders, und schärfte ihnen dabei ein, wenn sie an dem verabredeten Orte noch andere Christen träfen, so möchten sie ihnen nichts weiter sagen als daß ich sie beauftragt hätte dort zu warten.

Nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, blieb mir noch das Wichtigste zu thun übrig, nämlich Zoraiden zu benachrichtigen, damit sie wachsam und bereit sei, und nicht erschrecke, wenn wir sie unvermutet früher überfielen, als sie erwarten konnte, daß das Schiff aus einem christlichen Lande zurückkehren werde. Ich entschloß mich daher in den Garten zu gehen und zu versuchen, ob ich sie sprechen könne. Unter dem Vorwand, Kräuter zu sammeln, begab ich mich also am Tage vor der Abreise dahin, und der erste, der mir begegnete, war Zoraidens Vater. Er fragte mich in der Sprache, die in der ganzen Berberei und selbst in Konstantinopel zwischen den Türken und Christen gesprochen wird und weder Türkisch noch Spanisch noch sonst eine bestimmte Sprache, sondern eine Mischung von allen ist, mittels deren wir uns alle verständigen — in dieser Art von Sprache also fragte er mich, wer ich sei und was ich in seinem Garten suche. Ich antwortete ihm, ich sei ein Sklave des Arnauten Mami, der, wie ich wußte, ein Freund von ihm war, und ich suche diese Kräuter, um einen Salat zu machen. Er fragte mich hierauf, ob ich Hoffnung hätte mich loszukaufen, wie viel Lösegeld mein Herr für mich verlange und dergleichen mehr. Während dieses Gesprächs trat die schöne Zoraide, die mich bereits bemerkt hatte, aus dem Gartenhause, und da, wie schon

gesagt, die Maurinnen sich nicht scheuen, sich vor Christensklaven zu zeigen, und sie folglich nicht zu vermeiden suchen, so trug sie kein Bedenken, sich mir und ihrem Vater zu nähern; vielmehr rief ihr Vater selbst sie zu sich, als sie langsam gegangen kam und befahl ihr näher zu treten. Ich würde umsonst versuchen, euch die Schönheit, die Anmut und den reichen prachtvollen Schmuck zu beschreiben, in dem meine geliebte Zoraide sich meinen Augen zeigte. Ich will nur soviel sagen, daß allein die Perlen, die sie am Halse, in den Ohren und in ihrem Kopfschmucke trug, zahlloser waren als das Haar auf ihrem Haupte. Um die Knöchel ihrer Füße, die nach Landessitte unbedeckt waren, trug sie zwei Carcajes von reinem Golde — denn so nennt man auf arabisch die Spangen oder Ringe an den Füßen — die so reich mit Diamanten besetzt waren, daß ihr Vater, wie sie mir später sagte, sie auf zehntausend Dublonen schätzte und ebenso kostbar waren die Armbänder, die sie an den Handgelenken trug. Die Perlen waren bei ihrer großen Menge zugleich sehr schön, denn in einem reichen Perlenschmucke suchen die maurischen Frauen ihre meiste Pracht; deshalb findet man auch unter den Mauren mehr große und kleine Perlen als bei allen übrigen Völkern; und von Zoraidens Vater sagte man, daß er in ganz Algier die meisten Perlen besaß, und überdies ein Vermögen von mehr als zweimalhunderttausend Dublonen, über welches alles diejenige gebot, die jetzt über mich gebietet. Ihr könnt euch vorstellen, wie reizend Zoraide war in alle diesem Schmuck und in den Tagen ihres Wohlstandes, wenn ihr die Reize betrachtet, die ihr noch jetzt nach so vielen ausgestandenen Leiden übrig geblieben sind; denn bekanntlich pflegt die Schönheit bei den Frauen bisweilen zu wechseln und nach Zeit und Umständen zu- und abzunehmen; und die Leidenschaften der Seele müssen sie natürlich bald erhöhen, bald vermindern, und nicht selten pflegen sie dieselbe ganz zu zerstören. Zoraide zeigte sich mir damals in dem prächtigen Schmuck und in der größten Fülle der Schönheit; mir

wenigstens schien sie die Schönste zu sein, die ich bis dahin gesehen hatte. Da nun hierzu noch das Gefühl der Dankbarkeit kam, das ihre Wohlthaten mir eingeflößt hatten, so glaubte ich in ihr eine Göttin des Himmels zu erblicken, die zur Erde gekommen sei, um mir Heil und Wonne zu bringen. Als sie zu uns kam, sagte ihr Vater in seiner Sprache zu ihr, ich sei ein Sklave seines Freundes, des Arnauten Mami und wolle Salat holen. Sie nahm sogleich das Wort und fragte mich in der Mischsprache, von der ich gesprochen, ob ich ein Edelmann sei und warum ich mich nicht loskaufe. Ich antwortete ihr, ich hätte mich bereits losgekauft und sie könne aus dem Betrag meines Lösegeldes schließen, welchen Wert mein Herr auf mich lege, da ich ihm fünfzehnhundert Soldani hätte bezahlen müssen.

„Wahrhaftig, wenn du meinem Vater gehörtest," sagte sie, „so würde ich ihm raten, dich für doppelt soviel nicht los zu geben; denn ihr Christen sagt uns Mauren immer Unwahrheiten und stellt euch arm, um uns Mauren zu hintergehen."

„Das mag wohl bisweilen der Fall sein," antwortete ich; „mit meinem Herrn bin ich aber aufrichtig umgegangen und ich werde mich stets gegen jeden in der Welt aufrichtig betragen."

„Wann wirst du denn abreisen?" fragte sie.

„Ich denke morgen, denn es ist ein französisches Schif hier, das morgen abgehen wird und auf diesem gedenke ich mich einzuschiffen."

„Wäre es nicht besser," sagte sie, „ein Schiff aus Spanien abzuwarten, als dich den Franzosen anzuvertrauen, di euch nicht gewogen sind?"

„Nein," erwiderte ich; „denn wenn es auch wahr ist, daß ein spanisches Schiff, wie man sagt, unterwegs ist, so mag ich doch nicht darauf warten, denn es ist sicherer, morgen abzureisen. Mein Verlangen, wieder in mein Vaterland und in die Arme derjenigen, die mir so teuer sind, zu eilen, i

so groß, daß ich eine spätere Gelegenheit nicht abwarten mag, wenn sie auch noch so einladend ist."

„Du bist also vermutlich in deinem Vaterlande verheiratet," sprach Zoraide, „und sehnst dich danach deine Gattin wiederzusehen?"

„Nein," erwiderte ich; „allein ich habe mein Wort gegeben, gleich nach meiner Ankunft mich zu verheiraten."

„Und die Frau ist schön, der du dein Wort gegeben?" fragte Zoraide.

„So schön, daß ich, um dir die Wahrheit zu sagen und sie würdig zu loben, nichts weiter sagen kann als daß sie dir sehr ähnlich ist."

Ihr Vater lachte hierüber herzlich und sagte: „Bei Allah, Christ, dann muß sie sehr schön sein; denn schöner ist wohl keine in diesem ganzen Lande als meine Tochter. Betrachte sie nur recht, und du wirst gestehen müssen, daß ich nicht zuviel sage."

Während dieser Unterredung war Zoraidens Vater fast beständig unser Dolmetsch, weil ihm die Mischsprache geläufiger war als seiner Tochter; denn obwohl sie dieselbe ebenfalls verstand, so mußte sie sich doch mehr durch Zeichen als durch Worte verständlich machen. Während wir noch von diesen und jenen Dingen sprachen, kam ein Maure mit Geschrei gelaufen, um seinem Herrn zu sagen, daß vier Türken über die Gartenmauer gesprungen seien und reife und unreife Früchte abrissen. Der Alte stutzte und Zoraide erschrak; denn die Mauren fürchten sich sehr vor den Türken und besonders vor den Soldaten, die so unverschämt sind und sich gegen ihre maurischen Schutzgenossen so anmaßend benehmen, als wenn sie ihre Leibeigenen wären. „Geh' in deine Zimmer, meine Tochter," sagte der Alte, „und schließe dich ein, bis ich diese Hunde abgefertigt habe und du Christ, nimm deinen Salat und gehe mit Gott; Allah geleite dich glücklich in dein Vaterland."

Ich verbeugte mich vor ihm und er ging, die Türken

wegzujagen und ließ mich mit Zoraiden allein. Diese stellte sich zwar, als ob sie dahin ginge, wohin ihr Vater ihr zu gehen befohlen, aber kaum war er hinter den Bäumen des Gartens verschwunden, als sie zu mir zurückkehrte und mit Thränen in den Augen zu mir sagte: „Atamechi, Christ, atamechi?“ was so viel heißen will: „Gehst du weg, Christ? gehst du wirklich weg?“

„Ja, ich gehe Herrin,“ gab ich ihr zur Antwort, „aber um keinen Preis ohne dich. Erwarte mich am nächsten Dschuma und erschrick nicht, wenn du uns kommen siehst, denn wir gehen ganz gewiß nach dem Lande der Christen.“

Ich suchte mich so auszudrücken, daß sie mich vollkommen verstehen mußte und sie schlang ihren Arm um meinen Hals und ging wankenden Schrittes dem Hause zu. Durch einen Zufall, der sehr unglücklich für uns hätte ablaufen können, wenn es der Himmel nicht anders gewendet, kam ihr Vater zurück, nachdem er die Türken fortgeschickt hatte und überraschte uns in dieser Stellung. Wir bemerkten jedoch zeitig genug, daß er uns gesehen hatte, und Zoraide hatte so viel Geistesgegenwart, daß sie ihren Arm, der noch um meinen Hals geschlungen war, nicht zurückzog, sondern sich vielmehr noch fester an mich schmiegte, ihr Haupt an meine Brust lehnte und die Kniee sinken ließ, als ob sie ohnmächtig würde, wobei ich mich gleichfalls stellte, als ob ich nur durch die Umstände genötigt worden, sie in meinen Armen zu halten. Ihr Vater kam eilig herbeigelaufen und als er seine Tochter in diesem Zustande sah, fragte er, was ihr fehle. Als sie ihm keine Antwort gab, sagte er: „Ganz gewiß ist sie vor Schrecken über das Einsteigen dieser Hunde ohnmächtig geworden.“ Er nahm sie hierauf aus meinen Armen und legte sie an seine Brust. Mit einem Seufzer öffnete Zoraide die Augen, welche noch mit Thränen gefüllt waren und sagte: „Amechi, Christ, amechi! Geh', Christ, geh'!“

„Warum soll er gehen?“ sprach ihr Vater; „er hat dir

ja nichts zuleide gethan und die Türken sind schon fort. Du brauchst nicht bange zu sein; denn hier hast du dich vor niemand zu fürchten, und die Türken sind wieder hingegangen, wo sie hergekommen waren."

„Die haben sie gewiß erschreckt, Herr, wie du vermutest," sagte ich zu ihrem Vater; „da sie aber sagt, daß ich gehen soll, will ich sie nicht belästigen. Lebe wohl, und mit deiner Erlaubnis komme ich gelegentlich wieder, um Salat zu holen; denn mein Herr meint, nirgend sei besserer Salat zu finden als hier."

„Komm so oft du willst," erwiderte Hadschi Murat; „denn meine Tochter hat gegen dich und deine Glaubensgenossen keinen Widerwillen zeigen wollen, sondern sie hat dich entweder um der Türken willen gehen heißen oder damit du deinen Salat sammeln solltest."

Ich nahm hierauf von beiden Abschied; Zoraide ging, wie es schien, mit schwerem Herzen mit ihrem Vater, und ich durchstrich unter dem Vorwand Salat zu sammeln, den ganzen Garten nach Herzenslust, merkte mir jeden Aus- und Eingang, die Zugänge zum Hause und alles, was uns die Ausführung unsers Vorhabens erleichtern konnte. Hierauf entfernte ich mich und erstattete dem Renegaten und meinen Kameraden Bericht von allem, was vorgefallen war; und kaum konnte ich die Stunde erwarten, die mich in den ruhigen Besitz des Schatzes setzen sollte, den das Glück mir in der Person der schönen und liebenswürdigen Zoraide bot. Die Zeit verging und endlich kam der Tag und die Stunde, nach dem wir alle uns so heiß gesehnt, und da jeder die Anordnungen genau befolgte, die wir mit reiflicher Ueberlegung getroffen hatten, so gelang uns alles nach Wunsch. An dem Freitag nach meiner Unterredung mit Zoraiden legte sich der Renegat bei anbrechender Nacht mit seiner Barke fast neben dem Garten, welchen die schöne Zoraide bewohnte, vor Anker. Die Christen, welche die Ruder bedienen sollten, hatten sich bereits eingefunden und sich hin und wieder in der Nähe

versteckt. Alle warteten mit großer Ungeduld auf meine Ankunft und brannten vor Begierde, das Schiff, das vor ihnen lag, zu entern, da sie nicht wußten, daß der Renegat mit uns einverstanden war, sondern sich einbildeten, daß sie das Schiff mit Gewalt nehmen und die Mannschaft niedermachen sollten. Sowie ich mich nun meinen Kameraden zeigte, kamen auch alle übrigen, sobald sie uns erblickten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gesellten sich zu uns. Das Stadtthor war um diese Zeit schon geschlossen und in der ganzen Gegend kein Mensch zu sehen. Als wir zusammen waren, überlegten wir miteinander, ob wir sogleich Zoraiden abholen oder zunächst die tagarinischen Mauren, die als Schiffsleute auf der Barke dienten, überwältigen sollten. Während wir noch beratschlagten, kam unser Renegat und fragte uns, warum wir zauderten und den Augenblick nicht benutzten, da die meisten seiner Leute schliefen und die übrigen sich der größten Sorglosigkeit hingäben. Wir erzählten ihm, was uns unschlüssig machte, und er sagte, wir müßten uns vor allen Dingen zuerst des Schiffes bemächtigen, was wir mit der größten Leichtigkeit und ohne Gefahr ausführen könnten, alsdann möchten wir Zoraiden abholen. Sein Rat fand unsern Beifall, und ohne längere Zeit zu verlieren, begaben wir uns unter seiner Anführung nach dem Schiffe; er selbst sprang zuerst mit dem Säbel in der Faust an Bord und rief auf arabisch: „Keiner von euch rühre sich vom Fleck, wenn er nicht augenblicklich des Todes sein will!“ Inzwischen waren fast alle Christen an Bord gekommen. Die Mauren, die nicht viel Mut besaßen, dachten, als sie ihren Schiffsherrn eine solche Sprache führen hörten, vor Schrecken nicht daran, zu den Waffen zu greifen, mit welchen sie ohnehin schlecht oder gar nicht versehen waren, sondern ließen sich stumm von den Christen binden, was sehr rasch geschah, wobei man ihnen drohte, sie insgesamt über die Klinge springen zu lassen, wenn sie nur einen Laut von sich gäben.

Sobald wir uns ihrer versichert und die Hälfte der

Unsrigen als Wache bei ihnen gelassen, gingen wir übrigen, den Renegaten wieder an der Spitze, nach dem Garten des Hadschi Murat. Wir waren so glücklich, die Gartenthür mit leichter Mühe zu öffnen und kamen in aller Stille bis an das Haus, ohne von jemand bemerkt zu werden. Die schöne Zoraide erwartete uns an einem Fenster, und sobald sie Menschenschritte vernahm, fragte sie mit leiser Stimme, ob wir Nisarani, das heißt Christen, seien. Ich bejahte es und bat sie herunterzukommen. Als sie mich erkannte, zögerte sie nicht einen Augenblick, sondern eilte, ohne mir zu antworten, herab, öffnete die Thür und zeigte sich uns allen so schön und reich gekleidet, daß ich es nicht zu schildern vermag. Sobald ich sie erblickte, ergriff ich eine ihrer Hände und küßte sie, was der Renegat und meine Kameraden gleichfalls thaten, und die übrigen, welche nicht um unser Geheimnis wußten, folgten unserm Beispiel: es war, als wollten wir ihr huldigen und sie als unsere Befreierin anerkennen. Der Renegat fragte sie in maurischer Sprache, ob ihr Vater auch in dem Gartenhause sei.

„Ja," sagte sie, „aber er schläft."

„Sollen wir ihn nicht wecken," fragte der Renegat, „und ihn und alles, was er an Wertsachen bei sich hat, mitnehmen?"

„Nein," sagte sie, „meinen Vater darf man unter keiner Bedingung antasten, und in diesem Hause ist weiter nichts, als was ich mitnehme und das wird wohl hinreichen, um euch alle reich und glücklich zu machen. Wartet nur noch ein wenig, so werdet ihr selbst sehen."

Sie ging hierauf wieder hinein und bat uns, kein Geräusch zu machen; sie werde in wenigen Minuten zurückkehren. Ich fragte den Renegaten, was er mit ihr gesprochen hätte, er teilte es mir mit, und ich bat ihn, ja nichts zu thun, was ihr mißfällig sein könnte. Sie kam mit einem Kästchen voll Gold zurück, das so schwer war, daß sie es kaum tragen konnte. Unglücklicherweise erwachte in diesem Augenblick

Zoraidens Vater und hörte das Geräusch im Garten; und als er an das Fenster trat, erkannte er sofort, daß alle, welche im Garten waren, Christen seien, und fing an aus voller Kehle und in arabischer Sprache zu rufen: „Christen, Christen! Diebe, Diebe!“ Sein Gesicht versetzte uns alle in Schrecken und Verwirrung; allein der Renegat, welcher die Gefahr sah, in der wir schwebten und wie notwendig es war, der Sache ein Ende zu machen, ehe Lärm entstand, sprang geschwind mit einigen der Unsrigen die Treppe hinauf, während ich Zoraiden nicht verlassen durfte, die mir ohnmächtig in die Arme gesunken war. Der Renegat und seine Gehilfen gingen so hurtig zu Werke, daß sie in wenigen Minuten mit Hadschi Murat herunterkamen, dem sie die Hände gebunden und ein Tuch in den Mund gestopft hatten, so daß er kein Wort sprechen konnte, wobei sie ihm noch drohten, ihn bei dem ersten Laut, den er von sich gebe, umzubringen. Als ihn seine Tochter erblickte, bedeckte sie die Augen, um ihn nicht zu sehen; ihr Vater aber war, als er sie gewahr wurde, ganz erschrocken, da er nicht wußte, daß sie sich freiwillig in unsern Händen befand.

Nun aber durften wir keine Zeit mehr verlieren, und wir eilten so schnell wie möglich nach unserer Barke, wo unsere Kameraden schon mit Ungeduld auf uns warteten, da sie befürchteten, daß uns irgend ein Unglück zugestoßen sei. Es war kaum zwei Uhr nach Mitternacht, als wir uns sämtlich an Bord befanden. Zoraidens Vater wurden augenblicklich die Bande von den Händen und das Tuch vom Munde genommen, nachdem ihm der Renegat nochmals geboten, keinen Laut vernehmen zu lassen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Als er seine Tochter an Bord sah, begann er in herzzerreißender Weise zu jammern, besonders als er sah, daß ich sie fest in meine Arme schloß, und daß sie es ruhig geschehen ließ, ohne sich zu beklagen, sich zu wehren oder sich zu sträuben; er schwieg jedoch still, aus Furcht, daß der Renegat seine wiederholten Drohungen erfüllen möchte. Als Zoraide sah,

daß wir im Begriffe waren, die Ruder zu lösen, daß nicht nur sie, sondern auch ihr Vater bei uns sich an Bord befand und daß die maurischen Seeleute gebunden waren, ließ sie mich durch den Renegaten bitten, ihr zuliebe die Mauren loszulassen und ihrem Vater die Freiheit zu schenken, denn sie würde sich lieber ins Meer stürzen als zugeben, daß man vor ihren Augen und durch ihr Verschulden ihren Vater, der sie stets zärtlich geliebt, in die Gefangenschaft schleppe. Der Renegat sagte es mir und ich hatte nichts dawider; allein er wandte dagegen ein, daß es nicht ratsam sei, da sie, wenn wir sie ans Land setzten, sogleich alles auf dem Lande und in der Stadt in Aufruhr bringen und Anstalt machen würden, daß man uns mit einigen leichten Fregatten nachsetze, uns landwärts und seewärts den Weg verlege und es uns unmöglich mache zu entkommen. Dagegen schlug er vor, den Mauren die Freiheit zu schenken, sobald wir wieder christlichen Boden beträten. Diesen Vorschlag billigten wir alle und auch Zoraide gab sich zufrieden, als man ihr die Ursache erklärte, warum man ihren Wunsch nicht auf der Stelle erfülle. Unsere kräftigen Jünglinge griffen hierauf mit stiller Freude und munterer Rüstigkeit zu den Rudern und uns Gott von ganzem Herzen empfehlend steuerten wir nach Mallorca, weil die balearischen Inseln uns am nächsten lagen. Da jedoch der Wind ein wenig nördlich lief und die See ziemlich hohl ging, so konnten wir die Richtung auch nicht einhalten, sondern mußten längs der Küste nach der Gegend von Oran steuern. Dies war uns sehr unangenehm, weil wir befürchteten, von Sargel aus entdeckt zu werden, das an der Küste etwa sechzig Meilen von Algier liegt, oder einem der Schiffe zu begegnen, die mit Waren von Tetuan zu kommen pflegen; doch hätten wir es mit den letzteren, wenn uns nur keine bewaffneten Kaperschiffe begegneten, allenfalls aufgenommen, weil wir uns für stark genug hielten, uns nicht nur mit ihnen zu schlagen, sondern wohl gar ein Schiff zu erobern, mit welchem wir unsere Fahrt be-

quemer und sicherer fortsetzen könnten. Zoraide lehnte unterwegs ihr Gesicht an mich, da sie den Anblick ihres Vaters nicht ertragen konnte, und ich hörte sie oft Lela Maria um Hilfe anrufen.

Wir mochten ungefähr dreißig Meilen gefahren sein, als wir bei anbrechendem Tage fanden, daß wir kaum drei Büchsenschüsse vom Lande entfernt waren. Wir sahen zwar eine nackte Gegend vor uns, in welcher niemand zu sehen war, der uns entdecken konnte; nichtsdestoweniger ruderten wir, da die See etwas ruhiger geworden, aus allen Kräften vom Lande ab. Nachdem wir ungefähr zwei Meilen in die See hineingefahren waren, wollten wir unsere Mannschaft einander wechselsweise im Rudern ablösen lassen, damit jeder Zeit habe zu essen, da wir mit Lebensmitteln reichlich versehen waren; doch keiner von ihnen wollte die Ruder verlassen, sondern sie sagten, man möchte nur denen zu essen geben, die nicht ruderten; jetzt sei nicht die Zeit zur Ruhe. Wir ließen ihnen ihren Willen; doch bald darauf erhob sich ein frischer Wind, wir setzten die Segel bei, nahmen die Ruder ein und steuerten, da wir nicht anders konnten, nach Oran. Wir segelten so schnell, daß wir in einer Stunde acht Meilen zurücklegten und wir fürchteten uns einzig davor, auf Seeräuber zu stoßen. Unsern tagariner Mauren gaben wir zu essen und der Renegat sagte ihnen, daß wir sie nicht zu Sklaven machen, sondern sie bei erster Gelegenheit in Freiheit setzen wollten. Dasselbe versicherten wir auch dem Vater Zoraidens, allein er gab uns zur Antwort: „Wenn ich euch Christen auch sonst irgend eine großmütige oder wohlthätige Handlung zutraue, so müßt ihr mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich mir einbilden könnte, ihr würdet mir die Freiheit schenken; denn ihr hättet euch gewiß nicht der Gefahr ausgesetzt, sie mir zu rauben, nur um sie mir so großmütig wiederzuschenken; zumal ihr wißt, wer ich bin und wie teuer ihr mir meine Freiheit verkaufen könnt. Ja, wenn ihr nur den Preis dafür bestimmen wollt, so würde ich euch

gern alles geben, was ihr verlangt, um mich und diese meine unglückliche Tochter auszulösen, oder auch nur sie allein, denn sie ist der größte und teuerste Teil meiner Seele."

Bei diesen Worten begann er so bitter zu weinen, daß wir alle Mitleid mit ihm hatten und daß Zoraide sich nicht enthalten konnte, zu ihm aufzuschauen. Sie ward von seinen Thränen so gerührt, daß sie sich meinen Armen entwand und in die Arme ihres Vaters sank, worauf beide in ein so erschütterndes Jammern ausbrachen, daß manche von uns sich der Thränen nicht erwehren konnten. Als aber ihr Vater sie mit so festlichen Gewändern bekleidet und mit vielen Juwelen geschmückt sah, sagte er in ihrer Sprache zu ihr: „Was bedeutet das, meine Tochter? Gestern Abend, eh' uns dies schreckliche Unglück begegnete, verließest du mich in deinen häuslichen Kleidern und jetzt sehe ich dich in dem köstlichsten Schmucke, den ich dir in glücklichern Tagen geben konnte. Ich begreife nicht, wann du Zeit hattest, dich so zu schmücken, oder welche fröhliche Veranlassung du dazu finden konntest. Erkläre mir dies; denn ich bin darüber mehr erstaunt, als über das Unglück, in welches ich mich gestürzt sehe."

Der Renegat verdolmetschte uns alles, was der Maure zu seiner Tochter sagte. Sie war aber nicht imstande ihm auch nur ein Wort zu erwidern. Als er aber vollends in einem Winkel das Kästchen bemerkte, in welchem er seine Schätze aufzubewahren pflegte und von dem er sich genau erinnerte, daß er es in der Stadt gelassen und nicht mit nach seinem Landhause genommen hatte, ward seine Bestürzung noch größer und er fragte seine Tochter, wie es in unsere Hände gekommen und was darin sei.

Der Renegat überhob sie der Mühe, ihm zu antworten: „Bemüht Euch nicht, Herr," sprach er, „Eure Tochter soviel zu fragen; mit einem einzigen Worte werden all Eure Fragen beantwortet sein. Wisset also, daß Zoraide eine Christin ist und daß sie es ist, die unsere Fesseln gebrochen und unsere Gefangenschaft in Freiheit verwandelt hat. Aus freien

Stücken begleitet sie uns jetzt und fühlt sich, wie ich glaube, über die Veränderung ihrer Lage so glücklich wie jemand, der aus der Finsternis an das Licht, aus dem Grabe zur Auferstehung und aus der Hölle zur Seligkeit gelangt."

„Ist das wahr, was dieser Mann spricht, meine Tochter?" fragte der Maure.

„Ja, es ist wahr," antwortete Zoraide.

„Wie, du wärst in der That eine Christin, und hättest deinen Vater den Händen seiner Feinde überliefert?"

„Ja, eine Christin bin ich," erwiderte sie; „allein ich bin nicht schuld daran, daß du hier bist, denn nie war es meine Absicht, dich aus Mutwillen zu verlassen oder dir wehe zu thun, sondern nur mein eigenes Glück zu befördern."

„Und welches Glück hast du denn gefunden, meine Tochter?"

„Das mußt du Lela Maria fragen," antwortete Zoraide, „Sie wird es dir besser erklären können als ich."

Kaum hatte der Maure dies gehört, als er sich plötzlich ins Meer stürzte, und er wäre sicherlich ertrunken, wenn ihn nicht seine langen, weiten Kleider eine Zeitlang über Wasser gehalten hätten. Zoraide rief laut um Hilfe und wir alle eilten hinzu, packten ihn bei seinem Kleide und zogen ihn halbtot und besinnungslos aus dem Wasser. Zoraide war außer sich vor Schmerz und brach, als ob er schon tot wäre, in das heftigste Jammern aus. Wir legten ihn mit dem Gesichte auf den Boden, er gab viel Wasser von sich und erst nach zwei Stunden kam er völlig wieder zu sich. Inzwischen hatte der Wind sich gedreht und trieb uns wieder der Küste zu; wir mußten aus aller Kraft rudern, um nicht zu stranden. Zum Glück erreichten wir eine Bucht hinter einem kleinen Vorgebirge, welches die Mauren das Vorgebirge der Cava Rhumia oder des bösen Christenweibes nennen. Es geht die Sage unter den Mauren, dort liege die Cava begraben, wegen der einst Spanien verloren ging; denn Cava heißt in ihrer Sprache ein böses Weib und Rhumia Christin; und sie

halten es für ein schlimmes Zeichen, wenn sie bei diesem Vorgebirge ankern müssen, was daher auch nie ohne Not geschieht. Wir aber bargen uns hier bei keinem bösen Weibe, sondern in einem sichern Rettungshafen, wo wir vor dem stürmischen Meere geschützt waren. Wir stellten am Lande Wachen aus und ließen die Ruder nicht aus den Händen, während wir unsere Mahlzeit von dem Vorrat hielten, den unser Renegat angeschafft hatte und baten Gott und die heilige Jungfrau um Hilfe und Beistand, damit unser glücklich angefangenes Unternehmen auch ebenso glücklich zu Ende gebracht werde.

Auf Zoraidens Bitte ward zugleich Anstalt getroffen, ihren Vater und die maurischen Gefangenen hier ans Land zu setzen. Denn sie vermochte es nicht zu ertragen und es zerriß ihr förmlich das Herz, ihren Vater gebunden und ihre Landsleute gefangen zu sehen. Wir versprachen ihr, sie insgesamt frei zu geben, sobald wir im Begriffe seien, wieder abzufahren, da wir an diesem unbewohnten Orte nichts von ihnen zu befürchten hatten. Der Himmel erhörte unser Gebet, der Wind ward uns bald wieder günstig und das Meer wurde ruhig und erlaubte uns, unsere begonnene Reise fröhlich wieder anzutreten. Wir lösten also unsern Mauren die Fesseln und setzten sie zu ihrer großen Verwunderung einzeln ans Land. Als wir nun auch Zoraidens Vater an das Ufer bringen wollten, der sich völlig wieder erholt hatte, sagte er zu uns: „Weshalb glaubt ihr wohl, ihr Christen, daß diese böse Dirne sich darüber freut, daß ihr mir die Freiheit gebt? Meint ihr, es geschehe aus kindlicher Liebe gegen mich? Nein, wahrhaftig nicht, sondern sie scheut sich nur, bei der Ausführung ihrer sträflichen Absicht mich zum Zeugen zu haben. Glaubt nur nicht, daß sie darum ihre Religion ändern will, weil sie die eurige für besser hält, sondern weil sie weiß, daß man in eurem Lande sich freier der Unkeuschheit hingeben darf, als in dem unsrigen."

Hierauf wandte er sich an Zoraiden, während ich und

einige meiner Kameraden ihn bei beiden Armen festhalten mußten, damit er sich nicht an ihr vergreife, und schrie sie an: „Du ehrvergessenes, leichtfertiges Mädchen, wohin lässest du dich in deiner Verblendung und Verkehrtheit von diesen Hunden, unsern gebornen Feinden führen? Verflucht sei die Stunde, in der ich dich zeugte! Verflucht sei die Sorgfalt und Zärtlichkeit, womit ich dich erzogen!"

Da ich merkte, daß er vielleicht noch lange nicht aufhören werde, so ließ ich ihn eiligst ans Land bringen; er fuhr aber noch immer fort, uns nachzufluchen, zu jammern und Mohammed anzurufen, damit er Allah bitte, uns zu zerschmettern und zu vernichten und auszurotten. Als wir uns schon soweit entfernt hatten, daß wir seine Worte nicht mehr verstehen konnten, sahen wir noch, wie er sich den Bart ausraufte, sich das Gesicht zerschlug, und sich auf der Erde wälzte. Einmal jedoch erhob er seine Stimme so laut, daß wir hören konnten, wie er ausrief: „Kehre um, geliebte Tochter, kehre um, ich verzeihe dir alles! Laß diesen Menschen das Geld, das sie in Händen haben und komm wieder, um deinen unglücklichen Vater zu trösten, der hier in der öden Sandwüste sterben muß, wenn du ihn verlässest!"

All dies hörte Zoraide mit Schmerzen und Thränen; sie konnte ihm aber nur antworten: „Lieber Vater, Allah gebe, daß Lela Maria, die mich bewogen hat, Christin zu werden, dich in deinem Kummer tröste. Allah weiß, daß ich nicht anders handeln konnte und daß diese Christen meiner besonderen Zuneigung nichts zu danken haben; denn es wäre mir unmöglich gewesen zu Hause zu bleiben und nicht mit ihnen zu gehen, wenn ich es auch gewollt hätte. So groß war der Drang meines Herzens, ein Werk auszuführen, das ich für ebenso verdienstlich halte, als es dir, geliebter Vater, sträflich scheint."

Von diesen Worten vermochte ihr Vater nichts mehr zu hören, da wir ihn aus dem Gesichte verloren. Ich suchte Zoraiden zu trösten und wir setzten unsere Fahrt mit einem

so günstigen Winde fort, daß wir alle Hoffnung hatten, die spanische Küste am folgenden Morgen zu erreichen. Da aber das Gute selten oder niemals ohne Beimischung des Bösen kommt, sondern in der Regel von unglücklichen Zufällen begleitet wird, die es trüben und verbittern, so fügte es auch unser Schicksal anders mit uns, oder vielleicht waren die Flüche des Mauren schuld — denn Flüche der Eltern, sie mögen sein, wer sie wollen, sind immer furchtbar für ihre Kinder — ich sage, es fügte sich etwa um die dritte Stunde der Nacht, als wir nicht mehr weit vom Lande und mit vollen Segeln und festgebundenen Rudern fuhren — denn der günstige Wind ersparte uns die Mühe, Gebrauch von ihnen zu machen — daß wir beim hellen Schein des Mondes ein anderes rundgebautes Schiff erblickten, daß alle Segel beigesetzt hatte, bei dem Winde segelte und quer an uns vorüber steuerte und zwar so nahe, daß wir die Segel einziehen mußten, um nicht mit ihm zusammenzustoßen; aber auch sie boten alle Kraft des Steuerruders auf, um uns vorbeizulassen. Die Mannschaft an Bord rief uns an und fragte wer wir seien, wohin wir führen und woher wir kämen; da sie uns aber auf französisch anredeten, rief uns der Renegat zu, ihnen nicht zu antworten, da sie gewiß französische Seeräuber seien, die jedermann ausplünderten. Wir schwiegen daher alle still, allein kaum waren wir ein wenig vorüber und hatten das Schiff etwas unter den Wind gebracht, als sie plötzlich zwei Kanonen auf uns abfeuerten, die, wie es schien, mit Kettenkugeln geladen waren, denn der eine Schuß nahm uns Mast und Segel weg, so daß beides über Bord fiel, und als sie in demselben Augenblick die zweite abfeuerten, traf die Kugel mitten in unsere Barke und schlug ein Loch hinein, ohne übrigens jemand zu verletzen. Da wir aber sahen, daß wir sinken mußten, riefen wir mit lautem Geschrei um Hilfe und baten die Leute im andern Schiff uns zu retten und uns aufzunehmen, weil wir Gefahr liefen zu ertrinken. Sie drehten hierauf bei und setzten ihre Jolle

oder ihr Boot aus, in welches ein Dutzend Franzosen mit geladenen Büchsen und brennenden Lunten stiegen und zu uns an Bord kamen. Als sie sahen, daß unser so wenige waren und daß unser Schiff sinken mußte, nahmen sie uns an Bord und sagten, wir müßten unser Unglück lediglich unserer Unhöflichkeit zuschreiben, da wir ihnen nicht geantwortet hätten. Unser Renegat nahm inzwischen das Kästchen, in welchem sich Zoraidens Schätze befanden, und warf es unbemerkt ins Meer. Genug, wir wurden sämtlich zu den Franzosen an Bord gebracht, die uns zunächst über alles ausfragten, was sie wissen wollten, und uns hierauf so rein ausplünderten, als ob wir ihre ärgsten Feinde wären. Zoraiden nahmen sie sogar die Ringe, die sie an den Füßen trug; doch schmerzte mich dies nicht so sehr, als die Besorgnis, daß man ihr, nachdem man sie all ihrer Kostbarkeiten beraubt hatte, auch noch das kostbarste Kleinod rauben möchte, auf welches sie und ich den größten Wert legten. Doch die Begierde dieses Gesindels erstreckt sich nur auf Geld und Geldeswert, dessen sie nie genug bekommen können, und in diesem Punkte gingen sie soweit, daß sie uns nicht einmal unsere Sklavenkleider gelassen haben würden, wenn sie ihnen zu etwas hätten nützen können. Einige von ihnen meinten sogar, man solle uns alle in ein Segel wickeln und ins Meer werfen, da sie die Absicht hatten, unter bretonischer Flagge in einigen spanischen Häfen Handel zu treiben; und sie befürchteten entdeckt und für ihre Räuberei bestraft zu werden, wenn sie uns lebendig mitbrächten. Allein der Kapitän, der meiner geliebten Zoraide ihre Kostbarkeiten abgenommen, erklärte, er sei mit dem Fange, den er gethan, zufrieden und er wolle in keinen spanischen Hafen einlaufen, sondern in der Nacht oder wann er sonst könne, durch die Meerenge von Gibraltar in den Atlantischen Ocean stechen und nach La Rochelle segeln, von wo er ausgegangen. Und so entschlossen sie sich, uns ihre Jolle nebst den nötigsten Dingen, die wir zu unserer kurzen Fahrt brauchten, zu geben. Dies thaten sie auch am folgen-

den Tage, als sie sich bereits im Angesichte der spanischen Küste befanden. Bei diesem Anblick vergaßen wir all unsern Kummer und unsere Armut so sehr, als wenn wir sie nie gekannt hätten: so groß ist das Glück die verlorne Freiheit wiederzuerlangen! Es war ungefähr um Mittag, als sie uns in das Boot steigen ließen; sie gaben uns ein paar Fäßchen Wasser und etwas Schiffszwieback mit auf den Weg, und ich weiß nicht, welche Anwandlung von Mitleid den Kapitän bewog, daß er der schönen Zoraide beim Einsteigen in das Boot noch vierzig Goldthaler mitgab und seinen Leuten nicht erlaubte, ihr die Kleider zu nehmen, die sie jetzt noch trägt.

Wir stiegen in das Boot und dankten ihnen für das Gute, das sie uns erwiesen, da wir uns eher glücklich als unglücklich fühlten. Sie steuerten sofort auf die Meerenge zu und wir andern ruderten, ohne mit einem Kompaß versehen zu sein, mit solchem Eifer nach dem vor uns liegenden Lande, daß wir bei Sonnenuntergang nahe genug waren, um nach unserer Rechnung vor dem völligen Einbruch der Nacht die Küste zu erreichen. Da aber in jener Nacht der Mond nicht schien und der Himmel ganz finster war, wir außerdem die Küste nicht kannten, an der wir uns befanden, so hielten einige von uns es nicht für sicher zu landen: andere hingegen waren der Meinung, daß dies auf jeden Fall geschehen müsse, wenn es auch an einer felsigen Stelle und fern von einem bewohnten Orte sei; denn auf diese Weise vermieden wir die Gefahr, vor der wir mit Recht uns fürchten mußten, daß wir nämlich von Seeräuberschiffen aus Tetuan überfallen würden, die bei Einbruch der Nacht die Berberei verlassen, des Morgens an der spanischen Küste rauben und abends mit ihrer Beute schon wieder zu Hause sind. Endlich einigten sich die verschiedenen Meinungen dahin, daß wir uns langsam der Küste nähern und wenn wir am Ufer keine Brandung fänden, landen wollten wo wir könnten. Dies thaten wir und es war noch nicht Mitternacht, als wir an den Fuß eines hohen und steilen Berges kamen, der sich jedoch nicht

so schroff aus dem Wasser erhob, daß wir nicht einen kleinen Platz gefunden hätten, wo wir bequem aussteigen konnten. Wir stießen unser Boot auf den sandigen Strand, sprangen sämtlich ans Ufer, küßten den Boden und dankten Gott dem Herrn mit heißen Freudenthränen für die unschätzbare Wohlthat, daß er uns unsere Reise glücklich hatte zurücklegen lassen. Wir nahmen unsere Lebensmittel aus dem Boote, zogen es vollends auf den Strand und stiegen eine große Strecke den Berg hinan, denn noch wußten wir nicht, ob wir ganz ruhig und völlig überzeugt sein konnten, daß es wirklich christlicher Boden war, auf dem wir uns befanden.

Der Morgen schien uns später anzubrechen, als wir wünschten, und nun erst erstiegen wir vollends den Gipfel des Berges, um zu sehen, ob wir nicht ein Dorf oder wenigstens einige Schäferhütten entdecken könnten; allein soweit unsere Augen reichten, gewahrten wir weder Dörfer noch Menschen, weder Weg noch Steg. Nichtsdestoweniger entschlossen wir uns, weiter in das Land hinein zu gehen, weil wir nicht daran zweifelten, bald jemand zu finden, der uns sagen könne, wo wir seien. Nichts schmerzte mich dabei so sehr, als daß Zoraide diesen beschwerlichen Weg zu Fuß machen mußte; denn wenn ich sie auch bisweilen eine Strecke Weges auf meinen Schultern trug, so litt sie doch mehr bei dem Gedanken, mir beschwerlich zu fallen, als sie sich durch das Ausruhen erleichtert fand, und sie wollte mir daher diese Mühe durchaus nicht wieder zumuten, sondern wanderte fröhlich und unverdrossen an meiner Hand fort. Als wir ungefähr eine Viertelmeile gegangen waren, hörten wir das Geklingel eines kleinen Glöckchens, das deutlichste Zeichen, daß hier herum eine Herde weidete. Wir sahen uns aufmerksam um und bemerkten unter einem Korkbaum einen Schäferknaben, der sorglos und ruhig mit seinem Messer an einem Stecken schnitzelte. Wir riefen ihn an, er sah sich um, lief aber sogleich davon, weil er, wie wir später erfuhren, Zoraiden und den Renegaten zuerst erblickt hatte; denn da

diese maurisch gekleidet waren, meinte er, sämtliche Mauren der Berberei seien ihm schon auf den Fersen. Er lief daher in der größten Eile durch den Wald und schrie aus vollem Halse: „Die Mauren, die Mauren sind im Lande! Die Mauren, die Mauren! Zu den Waffen!“ Sein Geschrei setzte uns in einige Verlegenheit und wir wußten nicht recht, wie wir uns verhalten sollten; da wir jedoch erwarten mußten, der Lärm der Hirten werde die Landleute in Bewegung bringen und die Strandreiterei herbeirufen, um zu sehen, was es gebe, so beschlossen wir, daß der Renegat seine maurische Kleidung ablegen und eine Sklavenjacke anziehen solle, die ihm einer von unsern Kameraden sofort abtrat, obgleich er selbst halb im Hemde gehen mußte. Hierauf empfahlen wir uns Gott und gingen denselben Weg, den der Hirt eingeschlagen hatte, in der beständigen Erwartung, der Reiterei zu begegnen. Wir täuschten uns auch nicht, denn noch waren keine zwei Stunden vergangen, als wir, aus dem Gehölz auf eine Ebene herauskommend, ungefähr fünfzig Reiter erblickten, die in kurzem Galopp uns entgegenkamen. Sobald wir sie gewahrten, machten wir Halt, um sie zu erwarten. Als sie aber näher kamen und statt der Mauren, die sie suchten, einen Trupp armer Christensklaven vor sich sahen, waren sie nicht wenig erstaunt und einer von ihnen fragte uns, ob wir vielleicht den Anlaß dazu gegeben, daß ein Hirt „zu den Waffen!“ gerufen.

„Ja,“ antwortete ich, und wollte eben anfangen, ihm unsere Schicksale zu erzählen und ihm mitzuteilen, woher wir kämen; aber einer von unsern Kameraden erkannte den Reiter, der uns angeredet hatt, fiel mir in die Rede und rief: „Gott sei Dank, ihr Herren, daß er uns so glücklich geführt hat; denn wenn ich nicht irre, so gehört der Boden, den wir betreten, zu Velez Malaga, und wenn mich nach einer vieljährigen Gefangenschaft meine Erinnerung nicht täuscht, so seid Ihr, Herr, der Ihr uns fragt, wer wir seien, mein Oheim Pedro Bustamente.“

Kaum hatte der Christensklave dies gesagt, als der Reiter vom Pferde sprang und den jungen Mann mit den Worten umarmte: „Lieber, bester Neffe, jetzt erkenn' ich dich wieder. Ich und meine Schwester, deine Mutter und all die Deinen, welche noch am Leben sind, hatten dich schon als tot beweint, und nun läßt Gott uns die Freude erleben, dich wieder zu sehen! Daß du in Algier seiest, hatten wir schon gehört, und nach deinen Kleidern und der Kleidung aller deiner Kameraden zu urteilen, müßt ihr auf wunderbare Art eure Freiheit erlangt haben."

„Ja, so ist's," erwiderte der junge Mann; „und später werden wir Zeit finden, euch unsre Abenteuer zu erzählen."

Als die Reiter hörten, daß wir Christensklaven waren, stiegen sie ab und jeder bot uns sein Pferd an, um uns nach Velez Malaga zu bringen, das noch anderthalb Meilen entfernt war. Einige gingen hin, um das Boot, dessen Stelle wir ihnen bezeichnet hatten, nach der Stadt zu bringen; die andern nahmen uns zum Teil hinter sich auf ihre Pferde und Zoraide nahm Platz hinter dem Oheim unsers Kameraden. Sämtliche Einwohner der Stadt kamen uns entgegen, da sie von einem, der vorausgegangen war, unsere Ankunft schon erfahren hatten. Sie wunderten sich zwar nicht, Christensklaven in Freiheit oder Mauren in Banden zu sehen, da solche in diesen Gegenden nichts Neues sind; allein jeder staunte über Zoraidens Schönheit, welche damals ihren Höhepunkt erreicht hatte, da die Bewegung auf ihrer Fußreise und die Freude, sich in einem christlichen Lande zu befinden und alle Gefahren glücklich überstanden zu haben, über ihre Wangen ein so liebliches Rot verbreiteten, daß ich, wenn mich damals meine Liebe nicht getäuscht hat, wohl sagen möchte, es habe nie ein schöneres Wesen in der Welt gegeben, wenigstens unter denen, die ich je in meinem Leben gesehen.

Unser Zug ging geradeswegs in die Kirche, um Gott für die uns erwiesene Gnade zu danken. Als Zoraide hineintrat, sagte sie, sie sehe hier Gesichter, die mit Lela Maria

Aehnlichkeit hätten. Wir sagten ihr, es seien Bilder von ihr und der Renegat erklärte ihr, so gut er konnte, zu welchem Zweck sie da seien, damit sie ihnen ihre Ehrerbietung ebenso erweise, als wenn sie in jedem derselben die wirkliche Lela Maria vor sich sehe, die ihr erschienen sei. Da sie einen feinen Verstand besitzt und leicht etwas begreift, verstand sie sogleich alles, was man ihr von den Bildern sagte. Man verteilte uns hierauf in der Stadt in verschiedene Quartiere; den Renegaten, Zoraiden und mich nahm aber unser Kamerad mit sich nach dem Hause seiner Eltern, die in einem behaglichen Mittelstande lebten und uns ebenso liebreich aufnahmen, wie ihren eigenen Sohn. Sechs Tage blieben wir in Velez Malaga, worauf unser Renegat, nachdem er sich erkundigt, was er zu thun habe, nach Granada ging, um sich durch Vermittlung der heiligen Inquisition in den heiligen Schoß der Kirche wieder aufnehmen zu lassen. Die übrigen befreiten Christen zogen ein jeder wohin es ihm am besten dünkte. Zoraide und ich blieben zuletzt allein noch übrig, und wir hatten weiter nichts als das Geld, das der Franzose ihr aus Höflichkeit gegeben. Für dieses Geld kaufte ich das Tier, das sie reitet. Bisher habe ich wie ein Vater und Begleiter für sie gesorgt, aber noch nicht die Rechte eines Gemahls bei ihr geltend gemacht. Wir ziehen jetzt hin, um zu sehen, ob mein Vater noch lebt und ob einer meiner Brüder glücklicher gewesen als ich; doch hat mir der Himmel in Zoraiden einen Schatz geschenkt, der nach meinem Gefühl durch kein anderes Glück, das mir noch bevorstehen könnte, übertroffen zu werden vermag. Die Geduld, mit der sie alle Beschwerden der Armut erträgt und das Verlangen, das sie zeigt, bald eine Christin zu werden, verdienen meine ganze Bewunderung und ich bin entschlossen, ihr mein ganzes Leben zu weihen. Mein Wunsch, mich mit ihr näher und inniger zu verbinden, findet jedoch bis jetzt noch ein Hindernis in der Ungewißheit, ob mir auch in meinem Vaterlande ein Plätzchen beschieden ist, wo ich mich mit ihr niederlassen kann, und

ob nicht die Zeit und der Tod solche Veränderungen in meiner Familie und in den Glücksumständen derselben hervorgerufen haben, daß ich weder meinen Vater noch meine Brüder wiederfinde und kein Mensch mich erkennt, falls jene nicht mehr am Leben sein sollten.

Dies ist alles, meine Herren, was ich euch von meiner Geschichte zu erzählen habe. Euer einsichtsvolles Urteil mag entscheiden, ob sie interessant und wunderbar ist. Ich kann euch versichern, daß ich mich gern etwas kürzer gefaßt hätte, und doch hat mich die Furcht, euch zu langweilen, manche Einzelheit mit Stillschweigen übergehen lassen."

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Handelt von dem, was sich ferner in der Schenke zutrug, und von vielen andern wissenswürdigen Dingen.

Hier schwieg der Sklave und Don Fernando sagte: „Gewiß, Herr Hauptmann, die Art wie Ihr diese wunderbare Geschichte erzählt habt, ist ebenso neu und interessant als die Ereignisse selbst. Alles ist so wunderbar, ungewöhnlich und reich an Ereignissen, daß sie jeden Zuhörer in Erstaunen und Verwunderung setzen müssen; und wir haben Euch mit so viel Vergnügen zugehört, daß, wenn uns auch der Morgen bei dieser Erzählung überrascht hätte, wir sie doch mit der größten Freude noch einmal angehört haben würden."

Don Fernando und alle übrigen erboten sich hierauf dem Hauptmann zu allen möglichen Diensten mit Rat und That, und das in so herzlicher und aufrichtiger Weise, daß er von ihrem Wohlwollen ganz gerührt war. Namentlich bot ihm Don Fernando an, wenn er mit ihm reisen wolle, seinen Bruder den Marquis zu veranlassen, daß er bei Zoraidens Taufe Patenstelle vertrete, und er selbst wolle ihn in den Stand setzen, daß er mit aller Bequemlichkeit und wie es seinem Stande angemessen, in seine Heimat zurückkehren könne. Der Hauptmann dankte aufs verbindlichste für dieses großmütige Anerbieten, lehnte es jedoch ab.

Als es Nacht werden wollte, kam noch eine Kutsche in Begleitung einiger Bedienten zu Pferde vor dem Wirtshause angefahren. Die Reisenden verlangten Herberge; allein die Wirtin antwortete, im ganzen Hause sei keine Handbreit Raum mehr übrig.

„Dem sei wie ihm wolle," sprach einer von den Reitern; „der Herr Auditor*) ist hier und für ihn muß Platz gemacht werden."

Als die Wirtin dies hörte, ward sie nicht wenig verlegen. Sie antwortete: „Die Wahrheit zu sagen, Herr, so fehlt es uns an Betten. Wenn aber der Herr Auditor Bettzeug mitgebracht hat, wie ich nicht zweifle, so soll er willkommen sein und ich und mein Mann wollen Seiner Gestrengen gern unser eigenes Zimmer einräumen."

„Sehr gut," sprach der Bediente, und es stieg ein Mann aus dem Wagen, dessen Kleidung sein Amt und seine Würde verriet; denn sein langes Gewand mit den weiten Schlitzärmeln zeigte hinlänglich, daß er, wie der Bediente bereits gesagt, Auditor war. Er führte ein Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren an der Hand, in Reisekleidern, aber so reizend, schön und anmutig, daß sie alle in Erstaunen setzte, und hätten sie Lucinden, Dorothea und Zoraiden nicht gesehen, würden sie schwerlich geglaubt haben, daß es ein schöneres Mädchen als dies geben könne. Don Quijote war in der Nähe, als der Auditor mit seiner schönen Begleiterin in die Schenke trat und sagte, sobald er sie erblickte: „Euer Gestrengen können ohne Bedenken in dieses Schloß einziehen und in demselben verweilen: denn obwohl es etwas eng und unbequem ist, so kann doch kein Plätzchen in der Welt so klein und so besetzt sein, daß die Waffen und die Wissenschaften in demselben nicht Raum finden müßten; zumal wenn die Waffen und Wissenschaften die Schönheit zur Begleiterin und Führerin haben, so wie die Wissenschaften

*) Oidores, Auditoren, werden in Spanien die Kreisrichter genannt.

Euer Gestrengen von diesem schönen Fräulein begleitet und eingeführt werden, der sich nicht bloß Burgen aufthun und öffnen, sondern auch Felsen sich spalten und Berge sich teilen und ebenen müssen, um ihr Einlaß zu gewähren. Ich sage, Euer Gestrengen können füglich in dieses Paradies eintreten; denn hier findet Ihr Sonnen und Sterne, welche des Himmels wohl würdig sind, den Ihr mitbringt. Hier findet Ihr die Waffen in ihrem vollen Glanze und die Schönheit auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit."

Der Auditor war nicht wenig erstaunt über diese Rede; er betrachtete sich ihn von oben bis unten und verwunderte sich nicht weniger über sein Aussehen als über seine Rede. Ehe er noch Worte finden konnte, um seine Anrede zu erwidern, mußte er von neuem staunen, als er Lucinden, Dorothea und Zoraiden erblickte, welche alle drei herbeieilten, um die neuen Gäste zu sehen und das hübsche Mädchen zu bewillkommnen, dessen Schönheit ihnen die Wirtin gerühmt hatte. Inzwischen empfingen Don Fernando, Cardenio und der Pfarrer den Auditor mit verständlichern und verbindlichern Worten als Don Quijote. Genug, der Herr Auditor konnte bei seinem Eintritt nicht umhin, zu erstaunen und sich zu verwundern über alles, was er sah und hörte, während die schönen Damen das schöne Fräulein willkommen hießen. Er sah zwar, daß er von lauter vornehmen Leuten umgeben war, aber die Miene, die Gestalt und den Aufzug des Don Quijote konnte er damit nicht zusammenreimen.

Als die ersten Höflichkeitsbezeugungen ausgetauscht waren und man auch die wenigen Bequemlichkeiten berechnet hatte, welche das Wirtshaus gewährte, wurde beschlossen, daß die Frauen ihrer Abrede gemäß in dem schon wiederholt beschriebenen Kämmerchen übernachten und die Herren auf dem Vorplatze bleiben und ihnen gleichsam als Wache dienen sollten. Der Auditor gab es gern zu, daß seine Tochter — dies war das junge Fräulein — bei den Damen bleibe, was sie gern that; und mit dem wenigen Bettzeug des Wirts und

mit der Hälfte desjenigen, das der Auditor mitgebracht hatte, bereitete man für sie alle ein bequemeres Nachtlager als sie erwartet hatten.

Gleich beim ersten Blick, den der Gefangene auf den Auditor geworfen, hatte er eine geheime Ahnung empfunden, daß dies sein Bruder sei. Er fragte daher einen der Bedienten nach seinem Namen und nach der Provinz, aus welcher er gebürtig sei. Der Bediente antwortete, sein Herr sei der Licentiat Juan Perez von Viedma und er habe gehört, daß er aus einem Orte in den Gebirgen von Leon gebürtig sei. Diese Nachricht sowie das, was seine eigenen Augen schon bemerkt hatten, überzeugten ihn, daß der Auditor derjenige von seinen Brüdern war, der sich nach dem Rate seines Vaters den Wissenschaften gewidmet hatte. Verwundert und erfreut zog er Don Fernando, Cardenio und den Pfarrer auf die Seite und erzählte ihnen, was er soeben erfahren, indem er sie versicherte, daß der Auditor sein Bruder sei. Der Bediente hatte ihm auch gesagt, er gehe als Auditor nach Westindien, an den Gerichtshof von Mejiko. Das schöne Mädchen sei seine Tochter, deren Geburt der Mutter das Leben gekostet; außer dem Kinde aber habe sie ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Er bat sie daher, ihm zu raten, wie er sich ihm zu erkennen geben oder wie er vorläufig am besten erforschen sollte, ob sein Bruder, wenn er sich ihm entdeckte, ihn als einen freien Mann verschmähen oder ihn mit brüderlicher Liebe aufnehmen würde.

„Laßt mich nur machen, Herr Hauptmann!“ sagte der Pfarrer: „ich will ihn schon ausforschen und ich zweifle gar nicht, daß Ihr eine gute Aufnahme finden werdet; denn der Verstand und die Würde, die sich in den feinen Manieren Eures Bruders zeigen, lassen mich weder einen thörichten Stolz noch Mangel an Gefühl bei ihm erwarten, oder daß er nicht wissen sollte, wie viel von den Launen des Glücks abhängt.“

„Bei alle dem,“ sagte der Hauptmann, „möchte ich mich

doch nicht gern plötzlich zu erkennen geben, sondern mich ihm nur allmählich entdecken."

„Ich gebe Euch mein Wort," erwiderte der Pfarrer, „alles so einzuleiten, daß es zu eurer beiderseitigen Zufriedenheit ausfällt."

Mittlerweile hatte man für den Auditor ein Abendessen angerichtet und die andern leisteten ihm bei Tische Gesellschaft bis auf den Hauptmann und die Damen, welche in ihrer Kammer blieben. Während der Mahlzeit sagte der Pfarrer: „Herr Auditor, als ich einst einige Jahre in Konstantinopel gefangen war, hatte ich einen Kameraden Eures Namens, der einer der tapfersten Hauptleute in der ganzen spanischen Infanterie, aber auch ebenso unglücklich als tapfer und mutig war."

„Wie hieß denn dieser Hauptmann, mein Herr?" fragte der Auditor.

„Er hieß Ruy Perez von Viedma," antwortete der Pfarrer, „und war aus einem Dorfe in den Bergen von Leon gebürtig. Einst erzählte er mir einen Auftritt, der zwischen seinem Vater und ihm und seinen Brüdern vorgefallen sei und den ich, wenn ihn mir nicht ein so glaubwürdiger Mann erzählt hätte, für eines von jenen Märchen gehalten haben würde, mit welchen sich die alten Mütterchen im Winter am Kamin zu unterhalten pflegen. Er sagte mir nämlich, sein Vater habe sein Vermögen unter seine drei Söhne verteilt und ihnen gleichzeitig gewisse Ratschläge erteilt, die besser gewesen als die des Cato; und ich kann Euch versichern, daß es ihm in dem Soldatenstande, dem er sich diesem Rate gemäß gewidmet hatte, so gut geglückt war, daß er sich in wenigen Jahren lediglich durch seinen Mut und seine Verdienste bis zum Hauptmann der Infanterie emporschwang und auf dem Wege war, Feldmarschall zu werden, wenn ihm das Schicksal nicht so feindlich gewesen wäre, daß er an jenem glorreichen Tage, wo er Ursache hatte, ein glücklicheres Los zu erwarten, nämlich in der Schlacht bei Lepanto, seine Frei-

heit in demselben Augenblicke verlor, als so viele sie wieder erlangten. Ich selbst war in Goletta gefangen und durch mancherlei Zufälle fügte es sich später, daß wir in Konstantinopel Unglücksgefährten wurden. Von dort kam er nach Algier, wo ihm, wie ich höre, eins der wunderbarsten Abenteuer der Welt begegnet ist."

So fuhr der Pfarrer fort ihm in aller Kürze seines Bruders und Zoraidens Geschichte zu erzählen. Der Auditor hörte so aufmerksam zu, daß er noch nie in seinem Leben so sehr Auditor gewesen war. Als der Pfarrer auf die Begebenheit mit den Seeräubern kam, sagte er bloß, daß sie die Christen, die auf dem Schiffe gewesen, ausgeplündert und seinen Kameraden und die schöne Maurin in die äußerste Not und Dürftigkeit gebracht hätten; er verschwieg ihm aber was weiter aus ihnen geworden, ob sie nach Spanien zurückgekommen oder von den Seeräubern mit nach Frankreich geschleppt worden seien.

Der Hauptmann befand sich dem Pfarrer so nahe, daß er alles hörte, was dieser sagte, und er beobachtete genau den Eindruck, den die Worte desselben auf seinen Bruder machten. Mit einem tiefen Seufzer und mit Thränen in den Augen sagte dieser zu dem Pfarrer, als er aufhörte zu erzählen: „Ach mein Herr! Ihr wißt nicht, daß die Geschichte, die Ihr mir erzählt habt, mich so nahe angeht, daß ich mich der Thränen nicht erwehren kann, so sehr ich mich auch bemühe, sie vor Euch zu verbergen. Dieser tapfere Hauptmann, von dem Ihr redet, ist mein ältester Bruder. Da er kühner und unternehmender war, als mein jüngerer Bruder und ich, so wählte er den ehrenvollen Soldatenstand, einen der drei Wege, die unser Vater uns vorschlug, wie Euer Kamerad in seiner Geschichte, die Euch so märchenhaft dünkte, Euch erzählt hat. Ich selbst widmete mich den Wissenschaften, in welchen Gottes Hilfe und mein Fleiß es mich zu der Würde bringen ließen, mit der Ihr mich bekleidet seht. Mein jüngerer Bruder befindet sich in Peru und hat von seinem

Ueberfluß meinem Vater und mir solche Summen herübergeschickt, daß er ihm nicht nur die Gelder, die er mitgenommen, reichlich wieder erstattet, sondern ihn auch in den Stand gesetzt hat, mit seiner angebornen Freigebigkeit zu leben; und mir hat er dadurch die Mittel verschafft, mit mehr Anstand und Unabhängigkeit meine Studien zu verfolgen und mich dann leichter zu meinem jetzigen Amte emporzuschwingen. Mein Vater lebt noch und nichts macht ihm Kummer, als daß er nicht weiß, wie es seinem ältesten Sohne geht; er bittet Gott täglich und stündlich, ihn nur noch so lange leben zu lassen, bis er seinen Sohn lebendig wieder gesehen. Ich kann nicht begreifen, warum er, der sonst so verständig war, während seiner vielen Leiden und Freuden seinem Vater nie die geringste Nachricht von sich gegeben hat; denn wenn dieser oder irgend einer von uns etwas davon erfahren hätte, so wäre das Wunder mit dem Stäbchen nicht nötig gewesen, um ihm sein Lösegeld zu verschaffen. Jetzt aber quält mich die Ungewißheit, ob die Franzosen ihn losgelassen oder ihn ermordet haben, um ihren Raub zu verheimlichen; und ich werde jetzt meine Reise nicht mehr so fröhlich fortsetzen können als ich sie angetreten habe, sondern mit Kummer und Trauer im Herzen. O mein guter Bruder! wüßte ich nur jetzt, wo du bist; ich würde dich aufsuchen und nicht ruhen bis ich dich von deinem Elend befreit hätte, wenn ich selbst auch für dich leiden müßte! O wenn doch jemand unserm guten alten Vater die Nachricht brächte, daß du noch am Leben bist, und wärst du auch in den finstersten Kerkern der Berberei! Sein und deiner Brüder Vermögen sollten dich daraus befreien! O schöne und edelmütige Zoraide! Könnten wir dir doch die Wohlthaten vergelten, die du meinem Bruder erwiesen hast! Könnten wir doch gegenwärtig sein, wenn deine Seele wiedergeboren wird, und eine Vermählung feiern, die uns alle so glücklich machen würde!"

Diese und andere Worte des Auditors zeugten von einer so innigen Teilnahme an den Schicksalen seines Bruders,

daß alle Anwesenden von seiner Trauer tief gerührt wurden. Als nun der Pfarrer sah, wie schön ihm sein Plan gelungen und wie sehr alles nach des Hauptmanns Wunsche ging, wollte er die Gesellschaft nicht länger in dieser wehmütigen Stimmung lassen. Er stand daher vom Tische auf, ging herein zu Zoraiden und nahm sie bei der Hand, faßte mit der andern die Hand des Hauptmanns und führte beide, gefolgt von Lucinden, Dorothea und der Tochter des Auditors, heraus zu dem letzteren und zu der übrigen Gesellschaft. Der Hauptmann stand da voller Erwartung, was der Pfarrer sagen werde.

„Trocknet Eure Thränen ab, Herr Auditor," sprach er, „und freuet Euch des Glückes, das Ihr so sehnlich wünscht. Hier seht Ihr Euren braven Bruder und Eure liebenswürdige Schwägerin vor Euren Augen. Hier ist der Hauptmann Viedma und die schöne Maurin, die so viel für ihn gethan hat. Die französischen Piraten, von denen ich Euch erzählt, versetzten sie beide in die dürftige Lage, in der sie vor Euch erscheinen, damit Ihr Gelegenheit hättet, ihnen Beweise Eurer hochherzigen Gesinnung zu geben."

Der Hauptmann eilte seinem Bruder in die Arme. Dieser legte ihm beide Hände auf die Brust, um ihn recht zu betrachten, und als er ihn an seinen Gesichtszügen erkannte, schloß er ihn mit solcher Zärtlichkeit in seine Arme und vergoß so herzliche Freudenthränen, daß die meisten der Anwesenden sich nicht enthalten konnten mit ihm zu weinen. Die Gefühle, welche die beiden Brüder durch Worte und Zeichen austauschten, lassen sich kaum nachempfinden und noch weniger beschreiben. Kurze Mitteilungen aus ihrem Leben wurden beständig unterbrochen durch Aeußerungen ihrer brüderlichen Liebe; bald umarmte der Auditor Zoraiden und bat sie, über sein Vermögen zu verfügen, bald führte er seine Tochter in ihre Arme, bald riefen die schöne Christin und die schönste der Maurinnen von neuem die Thränen in aller Augen.

Don Quijote verlor sich staunend und schweigend in Betrachtungen über diese wunderbaren Begebenheiten und ermangelte nicht, sie insgesamt auf Rechnung der fahrenden Ritterschaft zu setzen.

Man einigte sich darüber, daß der Hauptmann und Zoraide umkehren und mit dem Auditor nach Sevilla gehen sollten, um dem alten Vater ihre Befreiung und ihre Ankunft zu melden und ihn zu bitten, bei Zoraidens Taufe und Vermählung zu sein: denn der Auditor konnte seinen Reiseplan nicht ändern, da er Nachricht hatte, daß binnen einem Monat eine Flotte von Sevilla nach Neu-Spanien abgehen werde, welche Gelegenheit er nicht versäumen durfte. Alle beeilten sich, dem Hauptmann ihre Freude über die glückliche Wendung seines Schicksals zu bezeigen; und da die Nacht schon mehr als halb verstrichen war, entschlossen sie sich, den übrigen Teil derselben der Ruhe zu widmen.

Don Quijote erbot sich das Schloß zu bewachen, damit nicht irgend ein Riese oder sonst ein herumstreichender Unhold sich einfallen lasse, den großen Schatz von Schönheit zu rauben, den es in sich berge. Die, welche ihn kannten, bezeigten ihre Dankbarkeit und erzählten hierauf dem Auditor von seiner seltsamen Schwärmerei, worüber dieser sich nicht wenig ergötzte. Sancho Panza war der einzige, der vor Unmut außer sich war, daß man erst so spät schlafen ging; doch dafür war auch sein Lager das beste von allen, denn er legte sich auf den weichen Saumsattel seines Esels, der ihm jedoch sehr teuer zu stehen kam, wie wir bald erfahren werden. Nachdem die Damen sich in ihre Kammer begeben und die Herren sich so gut es ging gebettet hatten, trat Don Quijote hinaus, um seinem Versprechen gemäß vor dem Schlosse Wache zu halten.

Nicht lange nachher, als schon die Morgenröte nicht mehr fern war, vernahmen die Damen eine so angenehme und melodische Stimme, daß sie alle mit der größten Aufmerksamkeit zuhörten, besonders Dorothea, die noch ganz munter

war und an deren Seite Donna Klara von Viedma, die Tochter des Auditors, schlummerte. Niemand konnte erraten, wer der angenehme Sänger sei, dessen Gesang von keiner andern Stimme oder einem Instrumente begleitet war, und der sich, wie es schien, bald im Hofe, bald im Stalle hören ließ. Während sie mit gespannter Neugier horchten, klopfte Cardenio an die Thüre und sagte: „Wer nicht schläft, der horche auf und ihr werdet die Stimme eines Maultiertreibers hören, der zum Bezaubern singt."

„Wir horchen schon," sagte Dorothea. Damit entfernte sich Cardenio, und Dorothea, mit der größten Aufmerksamkeit lauschend, vernahm folgendes Lied.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Worin das artige Geschichtchen von dem Maultiertreiber erzählt wird, nebst andern seltsamen Begebenheiten, die sich in der Schenke zutrugen.

Schon lange schiff' ich auf dem Meer
Der Liebe sehnsuchtsvoll umher,
Allein verzweifeln muß ich schier,
Denn keinen Hafen find' ich hier.

Ich folge einem schönen Stern,
Indes er zeigt sich nur von fern:
Ein lieber, holder Stern, so schön
Hat ihn kein Palinur gesehn.

Wer weiß wohin er mich noch führt,
Da sich mein Geist bald hier verliert,
Bald dort; bald Furcht, bald Hoffnung nährt
Und ohne Steu'r und Kompaß fährt?

O Zucht, die meinen Stern versteckt
Und oft mit Wolken ihn bedeckt;
Du strenge Zucht bist schuld daran,
Daß ich nicht stets ihn sehen kann.

O holder Stern, dein sanftes Licht
Erquickt und stärket mein Gesicht.
Doch kaum verbirgst du dich vor mir,
So steh' ich an des Grabes Thür.

Als der Sänger soweit gekommen, fiel es Dorothea ein, daß es schade wäre, wenn Klara das Vergnügen nicht gegönnt werde, eine so schöne Stimme zu hören; sie rüttelte sie daher hin und her und sagte: „Verzeihe, liebes Kind, daß ich dich wecke; ich thue es nur, damit du dich an der schönsten Stimme ergötzest, die du vielleicht je in deinem ganzen Leben gehört hast."

Klara erwachte; allein noch halb schlaftrunken, verstand sie anfänglich nicht, was Dorothea sagte; sie fragte sie daher, und jene wiederholte ihre Worte, worauf sie aufmerksam wurde; aber kaum hatte sie ein paar Verse von dem Liede gehört, mit welchem der Sänger noch fortfuhr, als sie ein so heftiges Zittern befiel, als wenn sie einen Fieberanfall bekommen hätte. Sie schmiegte sich an Dorothea und sagte: „Ach liebstes, teuerstes Fräulein, warum habt Ihr mich geweckt? Es wäre in diesem Augenblick das größte Glück für mich, daß sich mir Auge und Ohr verschlössen, um diesen bedauernswürdigen Sänger weder zu hören noch zu sehen!"

„Was sagst du da, mein Kind?" sprach Dorothea. „Bedenke doch, daß der Sänger ja nur ein Maultiertreiber sein soll."

„Er ist nichts Geringeres," antwortete Klara, „als Besitzer mehrerer Landgüter; und den Besitz meines Herzens kann ihm in Ewigkeit niemand entreißen, wenn er ihn nicht selbst aufgiebt."

Dorothea erstaunte über die sinnigen Worte, mit denen das junge Mädchen sich ausdrückte; denn sie schien eine weit stärkere Leidenschaft zu verraten, als ihr zartes Alter erwarten ließ. „Du sprichst in Rätseln, liebe Klara," sagte sie, „die ich nicht verstehe. Erkläre dich deutlicher; was meinst du mit dem Herrn, der Gewalt über Länder und Herzen hat, und mit dem Sänger, dessen Stimme dich so sehr aufregt? Doch warte lieber noch ein wenig, denn so gern ich dir deine Unruhe benehmen möchte, so ungern möchte ich doch das Vergnügen entbehren, das mir das Anhören dieses Gesanges

gewährt, denn wie mich deucht, beginnt er ein anderes Lied, und zwar in einer neuen Tonart."

„In Gottes Namen," sprach Klara und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, worüber Dorothea noch mehr erstaunen mußte. Doch hörte sie aufmerksam dem Sänger zu, der jetzt folgendes Lied sang:

Ermüde, süße Hoffnung, nicht,
Verfolg' auf rauhem Wege
Nur freudig deine Stege,
Die sich dein Mut durch Dornen bricht.
Erschrick nicht, wenn der Tod
Dir auch bei jedem Schritte droht.

Wer lässig ist, kommt nie ans Ziel;
Der Feige kann nicht siegen,
Der, ungewohnt zu kriegen,
Dem Mißgeschick nie trotzen will
Und beugt vor jedem Streich
Des Schicksals seinen Nacken gleich.

Wenn Amor uns oft schmachten läßt,
Kann man's ihm nicht verdenken;
Denn wer kann soviel schenken,
Als seine Huld uns hoffen läßt?
Und es bleibt festgesetzt,
Was wohlfeil ist wird nicht geschätzt.

Kann man sich durch Beharrlichkeit
Die allerschwersten Sachen
Oft leicht und möglich machen,
So hoff' ich, trotz der Schwierigkeit,
Daß auch mein Arm vielleicht
Mein hohes Ziel dereinst erreicht.

Hier schwieg der Sänger, und Klara begann aufs neue zu schluchzen. Dorothea ward dadurch noch neugieriger, die Veranlassung eines so lieblichen Gesanges und so bitterer Thränen zu erfahren. Sie fragte daher Klara nochmals, was sie mit den vorhin gesagten Worten gemeint habe. Klara schloß sie fest in ihre Arme, legte ihren Mund an Dorotheas Ohr, um nicht von Lucinden gehört zu werden, und

ziſchelte ihr leiſe zu: „Liebe Freundin, dieſer Sänger iſt der Sohn eines Edelmanns aus Aragon, der zwei Dörfer beſitzt und in Madrid dem Hauſe meines Vaters gegenüber wohnte. Die Fenſter unſerer Häuſer waren zwar beſtändig im Winter mit Vorhängen, und im Sommer mit Läden verſehen;*) aber dennoch hatte dieſer junge Edelmann, der ſeinen Studien nachging, ich weiß nicht wie, in der Kirche oder an einem andern Orte mich geſehen. Genug, er verliebte ſich in mich und gab mir dies durch ſo viele zärtliche Gebärden und Thränen an ſeinem Fenſter zu erkennen, daß ich ihm glauben und ihm wieder gut ſein mußte, obgleich ich nicht recht wußte, was er von mir verlangte. Unter andern Zeichen, die er mir machte, legte er auch bisweilen die Hände feſt ineinander, woraus ich ſchloß, daß er mich zu heiraten wünſche. Das hätte ich nun zwar ebenfalls recht gern geſehen; aber mutterlos und allein wie ich war, hatte ich niemand, dem ich mich hätte anvertrauen können, und ſo ließ ich es dabei bewenden und gewährte ihm keine andere Gunſt, als daß ich, wenn unſere Väter beide nicht zu Hauſe waren, den Vorhang oder den Laden ein wenig emporhob und mich ihm ganz zeigte, worüber er denn immer vor Freude ſo entzückt war, daß man hätte meinen ſollen, er ſei närriſch. Mittlerweile kam die Zeit der Abreiſe meines Vaters; er hörte davon, aber nicht durch mich, denn ich hatte nie Gelegenheit, es ihm zu ſagen. Er ward krank — ich glaube, vor Gram — und ſo bekam ich ihn am Tage unſerer Abreiſe nicht zu ſehen und konnte nicht einmal durch Blicke von ihm Abſchied nehmen. Allein ein paar Tage nach unſerer Abfahrt, grade als wir eine Tagereiſe von hier in eine Herberge einkehrten, ſah ich ihn vor der Hausthür ſtehen, natürlich als Maultiertreiber verkleidet, ſo daß ich ſelbſt ihn nicht erkannt haben würde, wenn mir ſein Bild nicht ſo tief ins Herz geprägt wäre. Ich erkannte ihn, ſtaunte und freute

*) Zu Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts waren die Glasſcheiben zu Madrid noch nicht bekannt.

mich. Er sah mich nur an, wenn mein Vater es nicht bemerkte, dessen Blicken er immer ausweicht, wenn er uns unterwegs, oder in den Herbergen, wo wir einkehren, vorbeigeht. Da ich nun weiß, wer er ist und daß er nur aus Liebe zu mir solche lange Reisen zu Fuß macht, so betrübt mich das sehr und meine Augen sind immer auf seine Fußstapfen geheftet. Ich weiß nicht, in welcher Absicht er gekommen ist und wie er seinen Vater so hat verlassen können, der ihn außerordentlich liebt, weil er sein einziger Sohn ist und weil er es in der That verdient, wie Ihr Euch selbst überzeugen werdet, wenn Ihr ihn seht. Und zudem kann ich Euch sagen, alles was er da singt, entspringt seinem eigenen Kopfe, und man hat mir gesagt, er sei ein sehr tüchtiger Student und Dichter. Was das Schlimmste ist — jedesmal, wenn ich ihn sehe oder ihn singen höre, zittere und bebe ich immer vor Angst, daß mein Vater ihn erkennen und hinter das Geheimnis unserer Wünsche kommen möchte. Ich habe zwar in meinem Leben noch kein Wort mit ihm gesprochen, aber dennoch liebe ich ihn so sehr, daß ich ohne ihn nicht mehr leben kann. Das, mein liebes Fräulein, ist alles, was ich Euch von diesem Sänger zu sagen weiß, dessen Stimme Euch so sehr gefallen hat. Schon diese allein könnte Euch überzeugen, daß er kein Eseltreiber ist, sondern ein Herr, der über Länder und Herzen gebieten kann, wie ich Euch gesagt habe."

„Beruhigt Euch nur, liebe Klara," sagte Dorothea, sie tausendmal küssend. „Wartet nur, bis es Tag wird, so hoffe ich mit Gottes Hilfe Eure Angelegenheiten zu einem so glücklichen Ende zu führen, als ein so guter Anfang es verdient."

„Ach nein," seufzte Donna Klara, „wie kann ich ein glückliches Ende erwarten, da sein Vater so reich und so vornehm ist, daß er meinen wird, ich verdiene kaum die Magd, wieviel weniger die Gemahlin seines Sohnes zu sein? Und ohne Wissen und Willen meines Vaters würde ich um alles

in der Welt nicht heiraten. Ich wünschte nur, daß dieser Jüngling von mir abließe und umkehrte; denn wer weiß, ob mir nicht leichter würde, als mir jetzt ist, wenn ich ihn nicht mehr sähe und so weit von ihm wegreiste? Und doch muß ich gestehen, daß ich mir auch von diesem Mittel nur wenig Hilfe verspreche. Ich weiß auch gar nicht, wie es zugegangen und woher es gekommen ist, daß ich ihm so sehr gut geworden bin, da ich noch so jung bin, und er ebenfalls; denn ich glaube gewiß, wir sind von gleichem Alter, und ich bin noch nicht volle sechzehn Jahre alt, sondern werde es erst, wie mein Vater sagt, künftigen St. Michaelistag."

Dorothea mußte lächeln über die kindliche Unschuld, mit welcher Klara sich ausdrückte. „Laßt uns nur den kleinen Rest der Nacht verschlafen, meine Liebe," sagte sie. „Morgen früh wollen wir, so Gott will, wohl Rat schaffen, oder ich müßte sehr ungeschickt sein."

Damit begaben sie sich beide zur Ruhe und in der ganzen Schenke herrschte jetzt die tiefste Stille. Nur die Tochter der Wirtin und Maritornes schliefen nicht. Da sie wußten, von welcher Thorheit der Ritter angesteckt war und daß er draußen in voller Rüstung zu Pferde Schildwache hielt, so nahmen sie sich vor, ihm einen Streich zu spielen, oder sich wenigstens einstweilen die Zeit zu vertreiben und seine Narrheiten anzuhören.

Es muß hier bemerkt werden, daß in dem ganzen Hause kein Fenster auf das Feld hinaus ging, abgesehen von einer kleinen Luke auf dem Heuboden, durch welche man das Stroh hinabwarf. An diese Luke stellten sich die beiden Halbjungfrauen und betrachteten Don Quijote, wie er zu Pferde, auf seine Pike gestützt, von Zeit zu Zeit die tiefsten und herzbrechendsten Seufzer ausstieß, daß man hätte meinen sollen, bei jedem wolle sich die Seele vom Körper trennen. Sie hörten auch, wie er mit sanfter, wehmütiger und zärtlicher Stimme sagte: „O meine Gebieterin Dulcinea von Toboso! Du Ausbund aller Schönheit, Gipfel und Blüte des Ver-

standes, Schatzkammer des höchsten Witzes, Magazin aller Sittsamkeit, mit einem Worte: Urbild alles dessen, was in der Welt vollkommen, tugendhaft und vortrefflich ist! Womit mögen wohl deine Hoheit sich jetzt beschäftigen? Gedenkst du vielleicht in diesem Augenblick deines unterthänigsten Ritters, welcher, bloß um dir zu dienen, freiwillig so vielen Gefahren entgegengeht? O gieb mir Kunde von ihr, du lichtstrahlende Göttin mit dem dreifachen Antlitz, die du jetzt vielleicht mit neidischen Augen das ihrige schaust, indem sie entweder in einem Saal ihres prachtvollen Palastes auf und nieder geht, oder über einen Balkon sich hinauslehnt, ernstlich nachsinnend, wie sie, ohne ihrer Hoheit und Keuschheit etwas zu vergeben, die Qualen lindern könnte, welche dies mein zerrissenes Herz um ihretwillen erduldet; wie sie meine Marter in Wonne, meinen Kummer in Freude verwandeln, kurz wie sie meinen Tod in Leben umschaffen und welchen Lohn sie mir für meine treuen Dienste gewähren könnte. Und du, o Sonnengott, der du vermutlich schon eilest, deine Rosse anzuschirren, um in der ersten Frühstunde meine Gebieterin heimzusuchen, grüße sie, ich bitte dich, von mir, sobald du sie erblickst! Aber indem du sie siehst und grüßest, hüte dich, ihr Antlitz zu küssen, damit ich nicht auf dich noch eifersüchtiger werde, als du es auf jene leichtfüßige Undankbare warst, welche dich in den thessalischen Gefilden oder an den Ufern des Peneus — ich weiß nicht mehr genau, wo es war — schwitzend und keuchend vor Eifersucht und Liebe hinter sich herlaufen ließ!"

Soweit war Don Quijote mit seinen wehmütigen Ergüssen gekommen, als die Tochter der Wirtin zu zischeln anfing und leise sagte: „Seid doch so gefällig Herr, und kommt ein wenig näher!"

Don Quijote sah sich um und bemerkte bei dem hellen Schein des Mondes, daß man ihm aus der Bodenluke winkte, die er für ein Fenster mit vergoldeten Gittern hielt, wie es sich ziemte für ein so prächtiges Schloß, als die Schenke in

seinen Augen war. Alsbald bildete er in seinem thörichten Wahn sich ein, die schöne, adlige Tochter der Besitzerin des Schlosses, hingerissen von Liebe, würde ihm, so wie das vorige Mal, Anträge machen wollen. Um daher nicht undankbar und unhöflich zu erscheinen, lenkte er seinen Rosinante herum und näherte sich der Luke und sobald er die beiden Mädchen erblickte, sprach er: „Ich bedaure, schönes Fräulein, daß Eure zärtlichen Gesinnungen sich einen Gegenstand erkoren haben, welcher sie nicht in dem Maße erwidern kann, wie Euer hoher Wert und Eure Anmut es verdienen. Ihr müßt jedoch die Schuld einem unglücklichen fahrenden Ritter nicht beimessen, dem Amor es unmöglich gemacht hat, einer andern mit Liebe zugethan zu sein als der, die er auf den ersten Blick zur unumschränkten Besitzerin seines Herzens machte. Verzeiht mir, gütiges Fräulein; begebt Euch zurück in Eure Zimmer und nötigt mich nicht, indem Ihr mir Euern Wunsch kund thut, mich noch einmal undankbar zu zeigen. Wenn jedoch die Güte, die Ihr für mich habt, Euch sonst irgend etwas von mir erwarten läßt, wodurch Euch ein Gefallen geschehen kann — Gegenliebe allein ausgenommen — so dürft Ihr nur befehlen, und ich schwöre bei meiner holden abwesenden Feindin, es Euch augenblicklich zu gewähren, wenn Ihr auch eine Locke aus dem Schlangenhaare der Medusa oder die Strahlen der Sonne, in einem Fläschchen aufgefangen, von mir verlangen solltet."

„Von alle dem, Herr Ritter, hat mein Fräulein nichts nötig," sagte Maritornes.

„Was begehrt sie denn, kluges Fräulein?" fragte Don Quijote.

„Nur eine von Euren schönen Händen," antwortete Maritornes, „um auf derselben die heiße Sehnsucht auszudrücken, welche sie an diese Luke geführt hat, und zwar mit so großer Gefahr für ihre Ehre, daß, wenn ihr Herr Vater nur das Geringste davon gemerkt hätte, der erste Schnitt mit seinem Messer ihr wenigstens ein Ohr kosten würde."

„Das wollt' ich doch sehen!" rief Don Quijote. „Er mag sich wohl hüten, wenn er nicht das unglücklichste Ende nehmen will, das jemals ein Vater in der Welt genommen, dessen Hände sich an dem zarten Leibe seiner verliebten Tochter vergriffen haben."

Maritornes zweifelte nicht, daß Don Quijote die Hand hinaufreichen würde, wie sie, in der Absicht ihm einen Streich zu spielen, ihn gebeten hatte. Sie ging daher hinunter in den Stall, nahm Sanchos Esel den Strick ab und sprang damit rasch wieder hinauf nach der Luke. Inzwischen war Don Quijote mit beiden Füßen auf Rosinantes Sattel gestiegen, um nach dem vergoldeten Fenster hinaufzureichen, an welchem er das verliebte Fräulein zu sehen wähnte. Indem er ihr die Hand hinreichte, sagte er: „Hier, gnädiges Fräulein, habt Ihr diese Hand, oder vielmehr diese Strafrute aller Verbrecher der Welt. Hier habt Ihr die Hand, welche noch nie ein Weib berührt hat, selbst die nicht, welche doch von meinem ganzen Leibe Besitz genommen. Ich gebe sie Euch nicht zum Küssen, sondern nur damit Ihr seht, wie fest das Gewebe ihrer Nerven, wie kraftvoll der Bau ihrer Muskeln und wie breit und strotzend ihre Adern sind, woraus Ihr entnehmen könnt, wie mächtig der Arm sein muß, dem diese Faust gehört."

„Das wollen wir gleich sehen," sprach Maritornes, indem sie an den Strick eine Schlinge machte, welche sie ihm um das Handgelenk warf und das andere Ende des Strickes an der Heubodenthür befestigte. Als Don Quijote den rauhen Strick an seiner Hand fühlte, sprach er: „Mich deucht, daß Eure Gnaden mir die Hand mehr striegelt, als streichelt. Thut ihr doch nicht so weh; denn sie ist ja nicht schuld an dem Verdruß, welchen meine Gesinnung Euch verursacht, auch thut Ihr unrecht, Euren ganzen Zorn an einem so kleinen Teile auszulassen. Bedenkt doch, daß wahre Liebe sich nicht so grausam rächt."

Alle diese Worte des Ritters wurden jedoch von niemand

gehört; denn sobald Maritornes ihn angebunden hatte, liefen die beiden Mädchen halbtot vor Lachen davon und ließen ihn in einer solchen Stellung angebunden zurück, daß es ihm unmöglich war, sich loszumachen; denn er stand, wie gesagt, aufrecht auf Rosinanten, den Arm seiner ganzen Länge nach gegen das Bodenfenster hinaufgestreckt und beim Handgelenk an den Riegel der Thür festgebunden — in der größten Angst und Furcht, daß Rosinante bei der geringsten Bewegung ihn am Arme aufgehängt lasse, und er mußte sich daher hüten, sich zu rühren, obgleich er hoffen durfte, daß Rosinante bei seiner Geduld und Gelassenheit sich in einem ganzen Jahrhundert nicht von der Stelle bewegen werde. Genug, als er merkte, daß er angebunden war und die Damen sich entfernt hatten, hielt er alles wieder für Zauberei wie das vorige Mal, da der verzauberte Mohr von Eselstreiber in eben diesem Schloß ihn durchgeprügelt hatte. Jetzt fing er an, seine Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit zu verwünschen, die ihn verleitet hätten, sich zum zweitenmal in dieses Schloß zu wagen, wo er schon das erste Mal so übel weggekommen war — da doch die fahrenden Ritter, wenn sie ein Abenteuer das erste Mal nicht mit Glück bestanden, sich dadurch warnen lassen müßten und nicht noch einmal sich daran wagen dürften, weil es nicht für sie bestimmt, sondern für einen andern aufbehalten sei ... Er machte zwar einige Versuche, seine Hand aus der Schlinge zu ziehen; aber sie war so fest, daß alle seine Mühe vergeblich war. Einen starken Ruck durfte er ohnehin nicht wagen, damit Rosinante nicht unruhig würde; und so gern er sich wenigstens in den Sattel heruntergelassen hätte, so war er doch so kurz angebunden, daß er entweder stehen bleiben, oder sich den Arm ausreißen mußte.

Bald wünschte er sich jetzt das Schwert des Amadis, welches jedem Zauber widerstand, bald verwünschte er sein Schicksal, bald bedauerte er die Lücke, welche seine Abwesenheit in der Welt verursachte, so lange er dort angezaubert sei

— wie er sich ganz gewiß einbildete — bald waren seine Gedanken wieder mit seiner geliebten Dulcinea von Toboso beschäftigt, bald rief er seinen getreuen Knappen Sancho Panza, während dieser, in tiefen Schlaf versunken, auf seinem Saumsattel schnarchte und sich nicht einmal seiner Mutter erinnerte, die ihn geboren, bald bat er den weisen Lirgandeus oder den Alquif um Hilfe, bald ersuchte er seine gute Freundin Urganda, ihm beizustehen.

So fand ihn endlich die Morgenröte, und jetzt brüllte er vor Wut und Verzweiflung wie ein Stier und gab alle Hoffnung auf, daß der anbrechende Tag ihm Erlösung bringen werde, weil er meinte, für immer angezaubert zu sein; und dies glaubte er um so mehr, da Rosinante sich nicht im mindesten rührte, so daß er sich einbildete, er selbst und sein Rößlein müßten in dieser Stellung, ohne zu essen und zu trinken, stehen bleiben, bis der Einfluß seiner bösen Gestirne vorübergegangen oder ein anderer noch mächtigerer Zauberer sie erlöste. Er hatte sich jedoch in seiner Voraussetzung sehr geirrt, denn kaum begann es zu tagen, als vier wohlgekleidete und wohlberittene, mit Musketen bewaffnete Männer vor dem Wirtshause ankamen. Sie klopften heftig an die Thür, die noch verschlossen war. Don Quijote, der trotz seiner Lage nicht vergaß, daß er auf Schildwache stand, rief ihnen gebieterisch zu: „Ihr Ritter oder Knappen oder was ihr sonst seid — ihr habt hier nicht an das Thor dieses Schlosses zu pochen; denn ihr selbst müßt wissen, daß zu dieser Stunde diejenigen, die darin sind, entweder noch schlafen, oder es wenigstens nicht Sitte ist, die Thore solcher Festungen zu öffnen, ehe die Sonne den ganzen Weltraum beleuchtet. Entfernt euch daher und erwartet den hellen Tag; dann wollen wir sehen, ob es sich empfiehlt euch einzulassen oder nicht."

„Wo zum Teufel giebt's hier ein Schloß oder eine Festung, daß wir so viele Umstände machen sollen?" fragte einer von den Reitern. „Seid Ihr der Wirt, so laßt aufmachen. Wir sind Reisende und wollen hier nur unsern

Pferden etwas Futter geben und dann weiterreiten, denn wir haben Eile."

„Meint Ihr denn, Ritter, daß ich einem Gastwirt ähnlich sehe?" fragte Don Quijote.

„Wem Ihr ähnlich seid, weiß ich nicht," sprach der Reiter; „aber das weiß ich, daß Ihr tolles Zeug schwatzt, wenn Ihr diese Kneipe ein Schloß nennt."

„Ein Schloß ist es," erwiderte Don Quijote, „und zwar eines der besten in der ganzen Provinz; und es sind Personen darin, die schon Kronen auf dem Haupte getragen und Scepter in den Händen geführt haben."

„Sagt lieber das Scepter auf dem Kopfe und die Krone in der Hand," versetzte der Reiter. „Am Ende liegt hier vermutlich ein Trupp wandernder Schauspieler, bei denen die Kronen und Scepter, wovon Ihr schwatzt, nichts Seltenes sind. In eine winzige Kneipe wie diese, wo man keinen Laut hört, werden wohl keine Personen einkehren, die Scepter und Kronen verdienen."

„Ihr wißt wenig vom Lauf der Welt," sprach Don Quijote, „wenn Ihr nicht einmal mit den Begebenheiten bekannt seid, die bei dem fahrenden Rittertum vorfallen."

Die Reiter waren des Schwatzens müde und klopften aufs neue so laut, daß der Wirt erwachte und mit ihm alle, die in der Schenke waren; und er stand daher auf, um zu sehen wer anklopfe. Mittlerweile begab es sich, daß eins der Pferde, auf denen die Pochenden geritten kamen, Rosinante sich näherte, um ihn zu beriechen, der noch immer melancholisch und niedergeschlagen, mit gesenkten Ohren unbeweglich unter seinem gefolterten Herrn dastand. Da er nun doch auch von Fleisch und Bein war — und nicht von Holz, wie es den Anschein hatte — so konnte er nicht umhin, sich zu rühren und die Liebkosungen dessen, der ihn berochen, zu erwidern. Kaum hatte er sich ein wenig von der Stelle bewegt, so glitschten Don Quijotes Füße beide vom Sattel herab und er wäre zur Erde gefallen, wenn er nicht am Arme

angebunden gewesen. Dies verursachte ihm jedoch einen so heftigen Schmerz, daß er meinte, ihm würde die Hand abgehauen oder der Arm ausgerissen; denn er kam dem Boden so nahe, daß die Spitzen seiner Zehen ihn berührten, und dies war für ihn um so schlimmer; denn da er fühlte, wie wenig ihm noch fehlte, um die Füße ganz auf die Erde zu bringen, so gab er sich alle Mühe sich zu recken und zu strecken, um den Boden zu erreichen: so wie derjenige, den man auf der Folter in die Höhe zieht, seine Marter dadurch vermehrt, daß er vergeblich seine Füße zur Erde zu bringen sucht, die sie fast berühren.

Vierundvierzigstes Kapitel.

In welchem die unerhörten Ereignisse in der Schenke fortgesetzt werden.

Don Quijote schrie so durchdringend, daß der Wirt ganz erschrocken die Thür öffnete und hinauslief, um zu sehen, wer dieses Geschrei erhob; auch die, welche draußen waren, eilten gleichfalls herbei. Maritornes, die von dem Lärm bereits erwacht war, konnte sich die Ursache desselben leicht erklären; sie lief daher rasch nach dem Heuboden, ohne daß es jemand sah und machte den Strick los, an welchem Don Quijote hing, der hierauf sofort zu Boden stürzte. Der Wirt und die Reisenden traten zu ihm und fragten, was ihm fehle, daß er so gewaltig schrei. Ohne ein Wort zu erwidern, streifte er den Strick von der Hand ab, stand auf, schwang sich auf seinen Rosinante, warf seinen Schild vor, legte die Lanze ein, ritt eine Strecke ins Feld, kam im kurzen Galopp zurück und rief: „Wer da behauptet, daß ich mit Recht angezaubert gewesen, dem sage ich, daß er lügt und daß ich ihn hiermit befehde und zum Kampf ausfordere, wenn die Frau Prinzessin Mikomikona es mir erlaubt!“

Die neuen Gäste staunten über Don Quijotes Reden; der Wirt half ihnen aber aus dem Traume, indem er ihnen sagte, wer Don Quijote sei, und daß man nicht auf seine Worte achten dürfe, da er nicht recht gescheit sei. Sie fragten

hierauf den Wirt, ob nicht ein junger Mann von ungefähr fünfzehn Jahren in der Schenke eingekehrt, der als Eseltreiber gekleidet sei — und dabei gaben sie ihm ganz genau das Signalement des Liebhabers von Donna Klara. Der Wirt antwortete, es seien so viele Fremde in seinem Hause, daß er den, welchen sie ihm beschrieben, nicht bemerkt habe. Inzwischen hatte jedoch einer von ihnen den Reisewagen gesehen, in welchem der Auditor gekommen war. „Er muß ganz gewiß hier sein," sagte dieser zu seinen Kameraden, „denn hier steht der Wagen, dem er immer folgen soll. Laßt einen von uns an der Thür bleiben, während die andern hineingehen und ihn suchen. Auch wäre es ratsam, daß einer in der Nähe der Schenke Wache hielte, damit er nicht über die Hofmauer entwischt." Das soll geschehen, sprach einer von den Reitern, und während dann zwei von ihnen in das Haus gingen, blieb einer an der Thür und machte ein vierter die Runde um die Schenke. Das alles fiel dem Wirte sehr auf, da er nicht wußte, was diese Haussuchung bedeuten sollte, obwohl er vermutete, daß sie den jungen Menschen suchten, den sie ihm beschrieben hatten.

Da es inzwischen völlig Tag geworden und Don Quijote so vielen Lärm gemacht hatte, war nunmehr jeder wach geworden und stand auf. Auch Donna Klara und Dorothea verließen ihr Lager, obgleich sie beide wenig geschlafen hatten, die eine vor Unruhe, dem Geliebten so nahe zu sein, und die andere vor Neugier, ihn zu sehen. Don Quijote, welcher fand, daß keiner von den vier Reisigen sich um ihn kümmere oder ihm auch nur antwortete, wollte vor Zorn und Aerger rasend werden, und wenn er nur geglaubt hätte, daß nach den Rittergesetzen ein fahrender Ritter sich mit Fug und Recht in ein neues Abenteuer einlassen könne, nachdem er versprochen, sich in kein anderes einzulassen, bis das bereits unternommene bestanden sei, würde er sie alle angegriffen und genötigt haben, ihm auch wider ihren Willen zu antworten. Da er aber glaubte, es zieme sich für ihn nicht,

etwas Neues zu unternehmen, bevor er die Prinzessin Mikomikona wieder in ihr Reich eingesetzt hätte, so schwieg er und verhielt sich ruhig, in Erwartung dessen, was aus den Nachsuchungen der Fremden würde. Einer von diesen fand den jungen Mann, den sie suchten, an der Seite eines Maultiertreibers schlafend, ohne sich träumen zu lassen, daß man ihn hier suchen, und noch weniger, daß man ihn finden würde. Der Fremde rüttelte ihn am Arm und sagte: „Wahrhaftig, Don Luis, das Kleid, das Ihr tragt, schickt sich trefflich für einen jungen Herrn von Eurem Stande, und das Lager, auf welchem ich Euch antreffe, paßt sehr zu der Zärtlichkeit, mit welcher Eure Mutter Euch erzogen hat."

Der Jüngling rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah dem, der ihn am Arm gefaßt hatte, starr ins Gesicht. Als er einen Bedienten seines Vaters in ihm erkannte, erschrak er so sehr, daß er ihm geraume Zeit nicht antworten konnte, und der Diener fuhr fort und sagte: „Hier ist nichts anderes zu thun, Don Luis, als Euch geduldig zu ergeben und wieder nach Hause zurückzugehen, wenn Ihr nicht wollt, daß Euer Vater in die andere Welt gehe; denn nichts geringeres läßt uns sein Gram über Eure Entweichung befürchten."

„Wie hat denn mein Vater erfahren," fragte Don Luis, „daß ich diesen Weg eingeschlagen habe, und zwar in dieser Verkleidung?"

„Ein Student," sagte der Bediente, „dem Ihr Eure Absicht entdeckt habt, hat es ihm gesagt — aus Mitleid über den Kummer, den er empfand, als er Euch vermißte. Euer Vater schickte sogleich vier seiner Diener ab, um Euch zu suchen, und hier sind wir alle vier, um Euch aufzuwarten, und wir freuen uns außerordentlich, daß wir so glücklich zurückkehren und Euch dem wiederbringen können, der Euch so herzlich liebt."

„Das wird davon abhängen," erwiderte Don Luis, „wie ich es für gut finde und wie es der Himmel will."

„Was anders könnt Ihr für gut finden," versetzte der Bediente, „und was kann der Himmel anders wollen, als daß Ihr Euch bequemt zurückzukehren, da es durchaus nicht anders sein kann?"

Diese ganze Unterredung hatte der Maultiertreiber, welcher neben Don Luis lag, mit angehört. Er stand auf und ging zu Don Fernando, Cardenio und den übrigen, die sich bereits angekleidet hatten, und erzählte ihnen, was vorgefallen war, nämlich, daß der Bediente den Burschen Don genannt, was er mit ihm gesprochen und daß er ihn wieder nach seinem väterlichen Hause bringen wolle, wozu aber der junge Herr keine Lust habe. Diese Nachrichten und der Eindruck, welchen die schöne Stimme des Jünglings auf sie gemacht, erregten ihre Neugier, zu erfahren wer er sei, und sich seiner anzunehmen, im Fall man Gewalt gegen ihn gebrauchen wolle. Sie gingen daher zusammen dahin, wo er noch im Wortwechsel mit seinem Diener begriffen war. Dorothea kam ebenfalls aus ihrem Zimmer und mit ihr in großer Unruhe Donna Klara. Dorothea zog Cardenio beiseite und erzählte ihm mit wenigen Worten die Geschichte des Sängers und der Donna Klara, und er sagte ihr wieder, was mit dem Bedienten vorgefallen war, die der Vater des Don Luis ausgesandt, um ihn aufzusuchen. Er hatte ihr dies jedoch nicht so leise sagen können, daß Donna Klara es nicht verstanden hätte, welche darüber so bestürzt wurde, daß sie hingesunken wäre, wenn Dorothea sie nicht gehalten hätte. Cardenio bat Dorothea, wieder mit ihr in das Zimmer zu gehen und versprach ihr, alles in Ordnung zu bringen, worauf die beiden Damen sich wieder zurückzogen.

Alle vier Bedienten, welche nach Don Luis ausgesandt waren, hatten sich inzwischen um ihn her versammelt und suchten ihn zu bereden, mit ihnen zu gehen und seinen Vater zu beruhigen. Er antwortete ihnen aber, daß er unter keiner Bedingung eher gehen werde, bis er eine gewisse Sache geordnet habe, von der sein Leben, seine Ehre und seine Glück-

seligkeit abhingen. Die Diener setzten ihm hierauf noch dringender zu und erklärten, sie würden auf keinen Fall ohne ihn zurückgehen und wenn er nicht in der Güte mitgehen wolle, so müßten sie ihn mit Gewalt zurückbringen.

„Das werdet ihr schon bleiben lassen," sprach Don Luis, „wenn ihr mich nicht tot fortschleppen wollt; und wenn es euch auch gelänge, mich auf irgend eine Art fortzuschleppen, so würde es mir dennoch das Leben kosten!"

Ueber diesem Streite waren bereits alle Gäste in der Schenke zusammengekommen, namentlich Cardenio, Don Fernando und seine Begleiter, der Auditor, der Pfarrer, der Barbier und selbst Don Quijote, welcher glaubte, daß das Schloß einer Schildwache nicht länger bedürfe. Cardenio, welcher mit der Geschichte des Jünglings schon bekannt war, fragte die, welche ihn wegführen wollten, warum sie darauf beständen, ihn wider seinen Willen mitzunehmen.

„Weil wir," antwortete einer von ihnen, „seinem Vater das Leben wiederzugeben wünschen, das die Entweichung dieses jungen Herrn in große Gefahr gebracht hat."

„Hier ist nicht der Ort, von meinen Angelegenheiten zu schwatzen," sagte Don Luis. „Ich bin ein freier Mann und gehe zurück, wenn es mir gefällt; und wenn ich nicht will, so darf keiner von euch mich dazu zwingen."

„Die Vernunft muß Euch dazu zwingen," sagte der Bediente; „und wenn sie das nicht kann, so zwingt sie uns, unsern Auftrag und unsere Pflicht zu erfüllen."

„Was soll denn das alles hier bedeuten?" fragte der Auditor.

„Ei, Herr Auditor," sprach der Bediente, der ihn als einen Nachbar seines Herrn sehr wohl kannte, „kennen Eure Gnaden diesen jungen Herrn nicht? Er ist ja der Sohn Eures Nachbars und hat sich in dieser Kleidung, die seinem Stande so wenig angemessen ist, aus dem Hause seines Vaters entfernt."

Der Auditor betrachtete ihn genauer und als er ihn erkannte, umarmte er ihn und sagte: „Was sind das für Streiche, Don Luis? Oder was für wichtige Ursachen konnten Euch bewegen, Euch in einer solchen Kleidung betreten zu lassen, die sich so wenig für Euern Stand schickt?“

Dem Jüngling kamen die Thränen in die Augen und er konnte dem Auditor kein Wort erwidern. Dieser gebot den Bedienten Ruhe und versprach alles in Ordnung zu bringen. Hierauf nahm er Don Luis auf die Seite und fragte ihn, was ihn an diesen Ort geführt habe. Doch indem er ihn hierüber und über andere Dinge befragte, entstand ein großer Lärm vor der Hausthür: denn als ein paar Gäste, die in der Schenke übernachtet hatten, bemerkten, daß jedermann mit seiner Neugier wegen des Jünglings und der vier Bedienten beschäftigt war, wollten sie versuchen, sich auf und davon zu machen, ohne ihre Zeche zu bezahlen. Allein der Wirt, der sich mehr um seine eigenen als um anderer Leute Sachen bekümmerte, hielt sie an, als sie aus der Thür schlüpfen wollten, forderte sein Geld und verwies ihnen ihre Unredlichkeit in solchen Ausdrücken, daß sie ihm mit Faustschlägen antworteten und ihn dermaßen bearbeiteten, daß der arme Wirt genötigt war, um Hilfe zu schreien. Die Wirtin und ihre Tochter sahen niemand, der besser Zeit hatte, ihm beizuspringen, als Don Quijote, und die Tochter rief ihm zu: „Helft, Herr Ritter, um der Tapferkeit willen, die Euch Gott gegeben hat. Steht meinem Vater bei, den ein paar Schelme wie Getreide ausdreschen!“

Ruhig und kaltblütig antwortete Don Quijote: „Schönes Fräulein, Euerm Begehr kann dermalen nicht stattgegeben werden, denn ich kann mich jetzt in kein anderes Abenteuer einlassen, so lange ich dasjenige nicht ausgeführt habe, zu welchem mein gegebenes Wort mich verpflichtet. Ich will Euch aber sagen, was ich für Euch thun kann: Lauft und sagt Eurem Vater, er solle sich in dem Kampfe so gut wie möglich zu halten suchen und sich den Sieg nicht entreißen

lassen, derweilen ich die Prinzessin Mikomikona um Erlaubnis bitte, ihm in seiner Not beizustehen; und wenn sie mir diese nicht versagt, so seid versichert, daß ich ihn daraus erretten werde."

„Gott verzeih' mir!" rief Maritornes, „eh' Euer Gnaden diese Erlaubnis bekommen, kann mein armer Herr schon in der andern Welt sein."

„Vergönnt mir, Fräulein, besagte Erlaubnis nur einzuholen," erwiderte Don Quijote, „denn wenn ich sie erhalte, so hat es wenig zu bedeuten, ob er schon in der andern Welt ist, denn ich hole ihn aller Welt zum Trotz von dort wieder zurück; wenigstens räche ich Euch dermaßen an denen, die ihn dorthin geschickt haben, daß Ihr eine mehr als mittelmäßige Genugthuung haben sollt!"

Ohne weiteres ließ er sich vor Dorothea auf ein Knie nieder und bat nach allen Formen des Rittertums, Ihro Hoheit möchte geruhen, ihm zu vergönnen, dem Burgherrn des Schlosses in einem harten Kampf zu helfen und beizuspringen.

Die Prinzessin gewährte ihm unbedenklich seine Bitte, worauf er sofort seinen Schild vorwarf, sein Schwert ergriff und nach der Thür lief, wo die beiden Gäste noch immer weidlich auf den Wirt losschlugen. Als er aber hinzukam, stutzte er und stand still. Maritornes und die Wirtin riefen ihm zu, warum er zaudere, ihrem Herrn und Gatten beizustehen.

„Ich zaudere," sprach Don Quijote, „weil es mir nicht ziemt, mein Schwert gegen Knappen zu ziehen. Ruft mir aber nur meinen Knappen Sancho her; denn ihm gebührt es, diese Verteidigung und Rache zu übernehmen."

Dies alles begab sich vor der Hausthür, wo es Maulschellen und Faustschläge auf Kosten des Wirts regnete, während die Wirtin, ihre Tochter und Maritornes vor Aerger rasend werden wollten, daß Don Quijote müßig dastand und ihren Gatten, Vater und Herrn mißhandeln ließ. Wir

müssen ihn jedoch hier vor der Hand verlassen, und es wird sich ja wohl jemand finden, der ihm beisteht; wo nicht, so muß er die Hand auf den Mund legen und sich gedulden, wenn er mehr auf die Hörner genommen hat als er ausfechten kann. Wir wollen mittlerweile unsere fünfzig Schritt wieder zurückgehen und hören, was Don Luis dem Auditor zur Antwort gab, als wir ihn mit ihm allein ließen und dieser ihn fragte, warum er zu Fuß und in so ärmlicher Kleidung eine solche Reise unternommen habe.

Der Jüngling drückte ihm mit beklommenem Herzen die Hände und sagte unter einem Strom von Thränen: „Mein Herr, ich kann Euch weiter nichts sagen, als daß von dem Augenblick an, wo der gütige Himmel durch unsere nahe Nachbarschaft mir Gelegenheit gab, Eure Tochter, Fräulein Donna Klara zu erblicken, sie die unumschränkte Gebieterin meines Herzens wurde und wenn es Euch, mein teurer Herr und Vater; nicht zuwider ist, so soll sie noch heute meine Gemahlin werden. Um ihretwillen verließ ich das Haus meines Vaters, um ihretwillen zog ich diese Kleider an, um ihr überall zu folgen, wie der Pfeil nach dem Ziele strebt und die Nadel nach dem Nordpol. Sie selbst weiß von meiner Liebe weiter nichts, als was meine Augen ihr von ferne zuweilen durch zärtliche Blicke entdeckt haben mögen. Ihr wißt, mein Herr, wie reich und vornehm meine Eltern sind und daß ich ihr einziger Erbe bin. Wenn Ihr meint, daß diese Rücksichten genügen, um Euch zu bewegen, mein Glück vollkommen zu machen, so nehmt mich auf der Stelle als Euren Sohn an; denn gesetzt auch, mein Vater hätte Absichten mit mir, welche dem Glücke, das ich selbst mir gefunden, entgegen wären, so kann doch die Zeit eher alle andern Dinge ändern und zerstören als die Neigungen des Menschen."

Hier schwieg der verliebte Jüngling und der Auditor war ebenso sehr erstaunt und verwundert über die gewinnende Art, mit welcher Don Luis ihm seine Wünsche entdeckt hatte, als unschlüssig, was er auf einen so unerwarteten Antrag er-

widern sollte. Er bat ihn daher, sich zu gedulden und seine Leute hinzuhalten, daß sie ihn heute noch nicht nach Hause brächten, damit man Zeit gewinne zu überlegen, was für jeden das Beste wäre. Don Luis küßte ihm feurig die Hände und benetzte sie mit Thränen, welche wohl ein Marmorherz hätten erweichen können, wieviel mehr das Herz des Auditors, dem es nicht entging, daß seine Tochter durch diese Vermählung ein glänzendes Glück machen würde; er wünschte jedoch, daß es womöglich mit Genehmigung des Vaters des Don Luis geschehen möchte, der aber, wie er wußte, mit seinem Sohne sehr hoch hinaus wollte.

Inzwischen hatten die Gäste und der Wirt bereits Frieden gemacht, und Don Quijote hatte die ersteren mehr durch Güte und Zureden als durch Drohungen dahin vermocht, daß sie dem Wirte seine Rechnung bezahlt hatten, und auch die Bedienten des Don Luis warteten nur auf den Ausgang seiner Unterredung mit dem Auditor und auf den Entschluß ihres jungen Herrn.

Allein der Teufel, der nie schläft und immer neue Händel anzettelt, führte in demselben Augenblick den Barbier herbei, dem Don Quijote jüngst den Helm des Mambrinus geraubt und Sancho das Geschirr seines Esels abgenommen und es gegen das seinige umgetauscht hatte. Als dieser Barbier seinen Esel in den Stall zog, bemerkte er dort Sancho, der gerade an dem Saumsattel etwas zurecht machte. Kaum hatte er diesen erblickt und erkannt, so ging er auf Sancho los und rief: „Ha, du Spitzbube, hab' ich dich endlich! Heraus mit meinem Becken und dem Saumsattel und dem ganzen Geschirr, das du mir geraubt hast."

Sancho, der so unvermutet angegriffen ward und die Schimpfwörter hörte, die man gegen ihn ausstieß, hielt mit der einen Hand den Saumsattel fest und gab mit der andern dem Barbier eine so derbe Maulschelle, daß ihm das Blut im Munde zusammenlief. Dieser ließ aber den Saumsattel nicht los und rief so laut, daß alle in der Schenke auf den

Lärm und Streit herbeiliefen: „Hilfe im Namen des Königs und der Gerechtigkeit! Ein Schelm und Straßenräuber will mich hier totschlagen, weil ich mein Eigentum von ihm wiederhaben will!“

„Du lügst!“ schrie Sancho; „ich bin kein Straßenräuber. Diese Beute hat mein Herr Don Quijote in ehrlicher Fehde erobert.“

Don Quijote war schon herbeigekommen und bemerkte mit Vergnügen, wie tapfer sein Knappe bei der Verteidigung und dem Angriff sich hielt; und von dem Augenblick an hielt er ihn für einen Mann von Mut und nahm sich vor, ihn bei erster Gelegenheit zum Ritter zu schlagen, da er meinte, bei ihm sei der Ritterschlag wohl angebracht. Unterdessen dauerte der Zank fort und der Barbier sagte unter anderm: „Meine Herren, dieser Saumsattel gehört mir so gut als der Tod, den ich Gott schuldig bin und ich kenne ihn so gut, als wenn ich ihn selbst zur Welt gebracht hätte. Dort steht mein Esel im Stall — er wird mich nicht Lügen strafen! — Legt ihm den Saumsattel auf und wenn er ihm nicht paßt wie ein Handschuh, so will ich ein Schelm sein mein Lebenlang. Ja noch mehr! An demselben Tage, als sie ihn mir abnahmen, raubten sie mir auch ein neues messingenes Bartbecken, das noch nie gebraucht war und mich einen baren Thaler gekostet hat.“

Hier konnte Don Quijote nicht mehr umhin, sich in die Sache zu mischen. Er trat zwischen die beiden Parteien, brachte sie auseinander, legte den Saumsattel auf die Erde, damit jeder bis nach ausgemachter Sache ihn sehen könne und sagte: „Damit Euer Gnaden samt und sonders einsehen, wie sehr dieser biedere Knappe in einem Irrtum befangen ist, braucht Ihr nur zu erwägen, daß er fälschlich ein Ding ein Bartbecken nennt, das nie etwas anderes war, ist und sein wird als Mambrins Helm, den ich ihm in ehrlicher offener Fehde abgenommen und dadurch zu meinem rechtund gesetzmäßigen Eigentum gemacht habe. Was den Saum-

sattel betrifft, so lasse ich mich darauf nicht ein und ich kann Euch weiter nichts darüber sagen, als daß mein Schildknappe Sancho, nachdem ich diesen feigen Tropf überwunden hatte, mich um die Erlaubnis bat, das Geschirr seines Kleppers nehmen und den seinigen damit schmücken zu dürfen. Ich erlaubte es ihm und er nahm es; und wenn es sich aus einem Reitzeuge in einen Saumsattel verwandelt hat, so weiß ich dafür keinen andern Grund anzugeben als den gewöhnlichen, daß nämlich derartige Verwandlungen bei den fahrenden Rittern häufig vorkommen. Um dies zu beweisen, geh' hin, Freund Sancho, und hole mir den Helm, den dieser gute Mann für ein Bartbecken ausgiebt."

„Meiner Treu, Herr!" sprach Sancho „wenn wir keinen bessern Beweis haben um uns zu rechtfertigen, als den, welchen Ihr beibringen wollt, so ist Mambrins Helm so gut ein Bartbecken als das Reitzeug dieses Ehrenmannes ein Saumsattel."

„Thue was ich dir befehle," sagte Don Quijote; „es werden ja doch wohl nicht alle Dinge in diesem Hause der Zauberei anheim gefallen sein!"

Sancho ging und brachte das Bartbecken, das Don Quijote in die Hand nahm und sagte: „Urteilen Euer Gnaden jetzt selbst, mit welcher Stirne dieser Knappe behaupten kann, dies sei ein Bartbecken und nicht der Helm, von welchem ich sprach; und ich schwöre bei dem Ritterorden, dem ich angehöre, daß dies derselbe Helm ist, den ich ihm abnahm, und daß etwas weder hinzugethan noch davongenommen ist."

„Daran ist gar nicht zu zweifeln," sprach Sancho; „denn seit ihn mein Herr gewann, hat er ihn bis auf diese Stunde nur in einem einzigen Treffen gebraucht, nämlich als er die unglücklichen Gefangenen befreite; und wenn er diesen Bartbeckenhelm damals nicht gehabt hätte, wär' es ihm sehr schlimm ergangen, denn in jenem Gefecht regnete es Steine wie Schloßen."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Worin die Zweifel über Mambrins Helm und den Saumsattel gehoben werden, nebst andern Begebenheiten, streng nach der Wahrheit erzählt.

„Was sagen Euer Gnaden nun," sprach der Barbier, „zu der Frechheit, mit welcher diese saubern Herren noch immer behaupten, dies sei kein Bartbecken, sondern ein Helm?"

„Und wer das Gegenteil behauptet," sagte Don Quijote, „dem will ich zeigen, daß er lügt, wenn er ein Ritter ist; und ist er ein Knappe, so sage ich ihm, daß er tausendmal lügt und wieder lügt."

Unser Meister Niklas, der bei dem ganzen Auftritt gegenwärtig war und Don Quijotes Grillen so gut kannte, hatte seine Lust daran, Oel ins Feuer zu gießen und zum Vergnügen der übrigen den Spaß weiter zu treiben. Er sagte zu dem fremden Barbier: „Herr Barbier, oder was Ihr sonst sein mögt, ich muß Euch sagen, daß ich Euer Amtsbruder bin und seit zwanzig Jahren meinen Meisterbrief aufzeigen kann, und auch alle Barbierinstrumente vom größten bis zum kleinsten sehr wohl kenne. Ich bin ferner in meiner Jugend Soldat gewesen, so daß ich wohl weiß, was ein Helm, eine Sturm- oder Pickelhaube ist und was sonst noch zum Kriegsgerät gehört, das heißt zur Ausrüstung der Soldaten. Aber mit aller Achtung vor dem, der es besser weiß und versteht — denn ich unterwerfe mich stets höherer Einsicht — muß ich sagen, daß das Ding, welches dieser edle Herr in der Hand hat, nicht allein kein Bartbecken, sondern so sehr davon verschieden ist, wie Schwarz von Weiß und die Wahrheit von der Lüge. Ich muß jedoch zugleich sagen, daß es zwar ein Helm ist, aber kein vollständiger Helm."

„Freilich nicht," sagte Don Quijote; „denn es fehlt ihm fast die Hälfte nämlich das Kinnstück."

„Sehr richtig," sagte der Pfarrer, der die Absicht seines Freundes, des Barbiers sofort erraten. Cardenio, Don Fernando und seine Kameraden bestätigten den Ausspruch und

selbst der Auditor würde den Spaß mit unterstützt haben, wenn nicht die Angelegenheiten des Don Luis seine Gedanken ernsthafter beschäftigt und ihn verhindert hätten, auf diese Possen zu achten.

„Gott steh' mir bei!" rief jetzt der gefoppte Barbier, „ist es möglich, daß so viele ehrenwerte Leute sagen können, dies sei kein Bartbecken, sondern ein Helm! Ein solcher Fall könnte wohl eine ganze gelehrte Universität mit all ihrer Weisheit in Erstaunen setzen. Ei nun, wenn dies Bartbecken ein Helm ist, so wird wohl auch der Saumsattel ein Pferdegeschirr sein müssen, wie dieser Herr sagt."

„Es scheint mir mehr einem Packsattel ähnlich," sprach Don Quijote; „allein ich habe schon gesagt, daß ich mich in diesen Handel nicht hineinmische."

„Ob es ein Saumsattel oder ein Pferdesattel sei," sprach der Pfarrer, „das kann niemand besser entscheiden als Herr Don Quijote, dem wir in allen Ritterschaftsangelegenheiten sämtlich unsere Meinungen unterwerfen."

„Bei Gott, meine Herren," erwiderte Don Quijote, „ich bin nun zum zweitenmal in dieses Schloß eingekehrt, und mir sind schon so viel außerordentliche Dinge in demselben begegnet, daß ich es nicht wagen darf, irgend eine Frage bestimmt zu beantworten, die man mir über Dinge vorlegt, die hier geschehen, weil mich deucht, daß hier alles mit Zauberei zugeht. Das erste Mal hat ein verzauberter Maure, der hier umgeht, mich übel mitgenommen und Sancho kam unter den Händen seiner Helfershelfer nicht besser weg; und vorige Nacht habe ich wieder ein paar Stunden an diesem Arm in der Luft hängen müssen, ohne begreifen zu können, wie und warum mich dieses Unglück betroffen hat. Es wäre daher sehr verwegen von mir gehandelt, wollte ich in einer so verwickelten Sache ein entscheidendes Urteil aussprechen. Was die Bedeutung derjenigen betrifft, welche sagen, dies sei ein Bartbecken und kein Helm, so habe ich dieselbe bereits widerlegt; ob aber jenes dort ein Saumsattel oder ein Pferdesattel

sei, das getraue ich mir nicht bestimmt zu entscheiden, sondern überlasse es eurem Gutachten. Denn da ihr nicht zu Rittern geschlagen seid, so haben vielleicht die Zaubereien, die hier vorgehen, keinen Einfluß auf euch und lassen euch den richtigen Gebrauch eurer Sinne, so daß ihr die Sachen in diesem Schlosse beurteilen könnt, wie sie wirklich sind und nicht wie sie mir scheinen."

„Herr Don Quijote hat allerdings sehr richtig bemerkt," sprach Don Fernando, „daß es diesmal uns andern zukommt, diesen Fall zu entscheiden; und damit alles dabei ordentlich zugehe, will ich insgeheim die Stimmen dieser Herren sammeln und nachher treulich und genau berichten, wie sie ausfallen."

Denjenigen, welche Don Quijotes Grille bereits kannten, machten diese Auftritte viel Vergnügen; die andern aber, die nichts davon wußten, hielten alles für ein tolles Narrenspiel, besonders die vier Diener des Don Luis, dieser selbst und noch drei andere Reisende, welche von ungefähr in die Schenke eingekehrt waren und große Aehnlichkeit mit Häschern hatten, was sie denn auch in der That waren. Der Barbier wollte aber vollends aus der Haut fahren, da er sah, daß ihm sein Bartbecken vor seinen Augen in einen Helm verwandelt worden und er jeden Augenblick erwarten mußte, auch seinen Saumsattel in ein kostbares Reitzeug verwandelt zu sehen. Alle mußten indes über die Geschäftigkeit lachen, mit welcher Don Fernando die Stimmen sammelte und sich von jedem ins Ohr sagen ließ, ob das Kleinod, worüber gestritten ward, ein Saumsattel oder ein Reitzeug sei. Nachdem er von Don Quijotes Bekannten die Stimmen eingesammelt hatte, sagte er zu dem fremden Barbier: „Die Wahrheit zu gestehen, mein guter Freund, so bin ich schon müde, Stimmen zu sammeln, weil ich finde, daß jeder, den ich frage, mir antwortet, man müsse nicht gescheit sein, wenn man nicht sehe, daß dies kein Saumsattel für einen Esel sei, sondern ein Reitzeug für ein Pferd, und zwar für ein Pferd von edler Rasse. Ihr

müßt Euch daher in Geduld fassen; denn es ist nun einmal, trotz Euch und Eurem Esel, kein Esels-, sondern ein Pferdesattel, und Ihr, mein Freund, habt Euern Prozeß verloren."

„Mein Erbteil am Himmel will ich verlieren," sprach der arme Barbier, „wenn ihr insgesamt nicht vollständig im Irrtum seid, und ich will nicht zu Gott kommen, wenn ich nicht überzeugt bin, daß dies ein Eselssattel ist und kein Geschirr für einen Kampfhengst. Aber Gewalt geht — doch ich will nicht sagen, wovor, und ich bin doch nicht betrunken, denn ich habe heute Morgen wahrhaftig noch nicht einmal gefrühstückt, hol mich der Teufel!"

Diese närrischen Reden des Barbiers lieferten nicht weniger Stoff zum Lachen, als die Thorheiten Don Quijotes, welcher am Ende sagte: „Hier ist weiter nichts zu thun, als daß jeder das Seinige nehme und wem Gott es gegeben, der laß es sich von Sankt Peter segnen."

„Wenn dies nicht ein verabredeter Spaß ist," sagte einer von den Dienern des Don Luis, „so weiß ich nicht, wie so viele vernünftige Leute, wie diese sind oder zu sein scheinen, sagen und behaupten können, dies sei kein Barbierbecken und jenes kein Packsattel. Da sie aber so fest darauf bestehen, so muß ich wohl annehmen, daß ein Geheimnis dahinter steckt, wenn sie so etwas schnurstracks gegen alle Wahrheit und allen Augenschein behaupten. Denn ich schwöre beim ..." — er sprach den Namen frischweg heraus — „wenn ich mir einbilden lasse, daß dies nicht ein Barbierbecken und jenes nicht ein Packsattel für einen Esel ist."

„Oder auch wohl für eine Eselin," sprach der Pfarrer.

„Gleichviel!" sagte der Bediente; „darauf kommt's nicht an, sondern nur ob's ein Packsattel ist oder nicht, wie Ihr behauptet."

Einer von den Häschern, die hereingekommen waren, hatte den Streit mit angehört und sagte voll Unwillen und Aerger: „Allerdings ist's ein Packsattel, so gewiß als ich

meines Vaters Sohn bin, und wer anders spricht oder gesprochen hat, der muß betrunken sein."

„Das lügst du wie ein Schelm und Schurke," rief Don Quijote, und erhob die Lanze, die er nie aus den Händen ließ, und versetzte dem Häscher einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er ihn niedergeschmettert hätte, wenn er nicht auf die Seite gesprungen wäre. Die Lanze zersplitterte am Boden und die andern Häscher, die ihren Kameraden so mißhandelt sahen, erhoben ihre Stimmen und forderten Hilfe für die heilige Brüderschaft. Der Wirt, der ebenfalls diesem Verein angehörte, lief rasch nach Amtsstab und Degen und gesellte sich zu seinen Kameraden, und die Bedienten des Don Luis umringten ihren jungen Herrn, damit er in dem Getümmel nicht entwischen möchte. Der Barbier, der das ganze Haus in Aufruhr sah, wollte wieder nach seinem Saumsattel greifen, den aber Sancho gleichfalls festhielt. Don Quijote zog sein Schwert und ging auf die Häscher los; Don Luis rief seinen Dienern zu, sie sollten sich um ihn nicht kümmern, sondern Don Quijote beistehen, dem auch Don Fernando und Cardenio zu Hilfe kamen. Der Pfarrer rief, die Wirtin schrie, ihre Tochter jammerte, Maritornes heulte, Dorothea war bestürzt, Lucinde erschrocken und Donna Klara einer Ohnmacht nahe; der Barbier prügelte Sancho, Sancho bearbeitete den Barbier; Don Luis, den einer der Diener am Arm zu fassen sich herausnahm, damit er nicht entwische, gab diesem eine Maulschelle, daß ihm die Zähne klapperten, der Auditor stand Don Luis bei; Don Fernando hatte einen der Häscher unter sich und trat nach Herzenslust mit den Füßen auf ihm herum, und der Wirt erhob aufs neue seine Stimme und rief um Hilfe für die heilige Brüderschaft. Mit einem Wort, in der ganzen Schenke gab es nichts als Lärm, Geheul, Geschrei, Verwirrung, Angst, Schrecken, Unheil, Hiebe, Maulschellen, Prügel, Rippenstöße und blutige Köpfe.

Aber mitten in diesem Chaos, Getümmel und Durcheinander glaubte Don Quijote auf einmal, er befände sich

im Handgemenge in dem Lager des Agramante.*) Er rief deshalb mit einer Stimme, die das ganze Wirtshaus durchdonnerte: „Jeder halte ein, jeder stecke sein Schwert in die Scheide; jeder schweige und höre mich an, wenn jedem sein Leben lieb ist!“ Dieser laute Zuruf brachte jedermann zum Schweigen und Don Quijote fuhr fort: „Sagt' ich es euch nicht, meine Herren, dieses Schloß sei verzaubert und es müßte eine Legion Teufel darin hausen? Seht nun, wie hier der Augenschein meine Worte bestätigt; wie die Zwietracht, die in dem Lager Agramantes herrschte, sich hierher verpflanzt und unter uns getreten ist. Seht, wie man hier um ein Schwert, dort um ein Roß, hier um einen Adler, dort um einen Helm kämpft, und wie wir alle streiten und keiner den andern versteht! Darum kommt her, meine Herren, Herr Auditor und Herr Pfarrer! Einer von euch sei der König Agramante und der andere der König Sobrino und stiftet Frieden zwischen uns: denn beim allmächtigen Gott, es ist Schimpf und Schande, daß so viele angesehene Personen wie wir einander um nichts und wieder nichts die Hälse brechen.“

Die Häscher, die das Rotwelsch des Ritters nicht verstanden und von Don Fernando und Cardenio sehr schlimm bearbeitet worden waren, wollten sich nicht beruhigen, wohl aber der Barbier, der in dem Scharmützel an seinem eigenen Bart und an seinem Saumsattel Schaden genommen hatte. Sancho gehorchte als treuer Diener seinem Herrn auf den ersten Wink und die vier Diener des Don Luis verhielten sich ebenfalls ruhig, da sie sahen, daß das Gegenteil ihnen wenig Nutzen brachte. Nur der Wirt ließ nicht nach, darauf zu dringen, daß man den Narren für seine tollen Streiche züchtigen müsse, wodurch er jeden Augenblick das Haus in Aufruhr bringe. Endlich ward der Lärm für diesmal gestillt; der Saumsattel blieb in der Einbildung des Ritters

*) Ariosto, Rasender Roland, 27. Gesang.

ein Pferdesattel, das Rasierbecken ein Helm und die Schenke eine Burg bis zum jüngsten Tage.

Als nun alles ruhig war und der Auditor und der Pfarrer durch ihr Zureden das gute Einvernehmen zwischen allen wiederhergestellt hatten, drangen die Diener des Don Luis aufs neue mit Bitten in ihn, daß er sogleich mit ihnen nach Hause gehen möchte. Während er mit ihnen unterhandelte, beratschlagte der Auditor mit Don Fernando, Cardenio und dem Pfarrer, wie er sich in der Sache verhalten solle und erzählte ihnen, was ihm Don Luis entdeckt hätte. Man beschloß endlich, daß Don Fernando sich den Dienern zu erkennen gebe und ihnen sage, er wünsche Don Luis mit nach Andalusien zu nehmen, wo sein Bruder, der Marquis, ihn mit gebührender Achtung aufnehmen würde; denn die Aeußerungen des jungen Herrn gäben deutlich zu erkennen, daß man ihn vorderhand nicht dahin bringen werde, vor seinem Vater zu erscheinen, wenn man ihn auch in Stücke risse. Als die Diener den Rang des Don Fernando erfuhren und wie Don Luis gesinnt war, beschlossen sie unter sich, drei von ihnen sollten zu seinem Vater zurückkehren und ihm berichten, was vorgefallen, während der vierte bei ihm bleiben solle, um ihn zu bedienen und so im Auge zu behalten, bis man ihn abhole oder erführe, was sein Vater weiter verfüge.

So ward also dieser verwickelte Handel durch das Ansehen des Königs Agramante und die Klugheit des Königs Sobrino glücklich beigelegt. Kaum merkte aber der Störer des Friedens und Feind der Eintracht, daß seine Absicht vereitelt worden und daß er vergeblich jedermann in jenen Strudel von Zwistigkeiten hineingezogen hatte, so entschloß er sich, einen neuen Versuch zu machen und abermals Streit und Unfrieden anzufachen. Die Häscher hatten sich nämlich zwar besänftigen lassen, weil sie merkten, mit welch vornehmen Leuten sie es aufgenommen, zogen sich daher von den Händeln zurück, weil sie einsahen, daß sie auf jeden Fall

in dem Kampfe den kürzern ziehen würden, doch einer von ihnen und zwar derjenige, welchen Don Fernando so weidlich zerstampft hatte, erinnerte sich, daß unter andern Verhaftsbefehlen, die er gegen Verbrecher bei sich führte, auch einer war, der Don Quijote betraf, den die heilige Brüderschaft wegen der Befreiung der Galeerensträflinge aufzuheben befohlen, wie Sancho schon längst mit Recht befürchtet hatte. Sobald ihm dies einfiel, wollte er sich überzeugen, ob das in dem Verhaftsbefehl gegebene Signalement auf Don Quijote passe. Er zog daher eine Rolle von Pergamenten hervor, suchte das rechte heraus und fing an, da das Lesen grade nicht seine starke Seite war, es bedächtig durchzusehen und bei jedem Worte die Augen auf Don Quijote zu heften. Er verglich seine Gesichtszüge genau mit der Beschreibung in dem Steckbriefe und überzeugte sich bald, daß dieser derselbe sei, der in dem Steckbriefe bezeichnet war. Kaum war er dessen sicher, so steckte er seine Pergamente wieder in den Busen, nahm den Steckbrief in die linke Hand, packte Don Quijote mit der rechten so kräftig beim Kragen, daß er kaum atmen konnte und rief mit lauter Stimme: „Im Namen der heiligen Brüderschaft! ... Und damit Ihr seht, daß ich berechtigt bin, so zu handeln, so lest diesen Verhaftsbefehl, in dem mir befohlen wird, diesen Straßenräuber im Betretungsfalle zu verhaften.“

Der Pfarrer nahm den Steckbrief und fand, daß der Häscher die Wahrheit sagte und daß das Signalement Punkt für Punkt auf Don Quijote paßte. Als sich dieser aber von einem gemeinen Menschen mißhandelt sah, geriet er in die höchste Wut; er nahm alle seine Kräfte zusammen und packte den Häscher mit beiden Fäusten kräftig an der Gurgel; und wenn seine Kameraden ihm nicht beigestanden hätten, würde er eher seinen Geist aufgegeben haben, als daß Don Quijote ihn losgelassen hätte. Der Wirt, der seinen Amtsbruder nicht im Stiche lassen durfte, kam ihm ebenfalls zu Hilfe, und die Wirtin, die ihren Mann schon wieder in Händel

verwickelt sah, erhob aufs neue ihre Stimme, deren heller Ton auch Maritornes und ihre Tochter herbeizog, welche gemeinschaftlich Himmel und Erde um Beistand anschrieen.

„So wahr Gott lebt!“ rief Sancho, als er sah, daß der Lärm wieder losging, „mein Herr mag wohl mit Recht sagen, daß der Teufel sein Spiel in diesem Schloß treibt; denn man hat ja keine Stunde Ruh und Frieden darin!“

Don Fernando brachte den Häscher und Don Quijote auseinander, und beide waren froh, als er ihnen die Krallen losbrach, mit welchen sie, der eine in den Rockkragen und der andere in die Gurgel seines Gegners sich eingeklammert hatten. Die Häscher ließen jedoch nicht ab, ihren Gefangenen zu fordern und zu verlangen, daß er ihnen festgebunden überliefert werde, weil der Dienst des Königs und der heiligen Brüderschaft es so forderten, in deren Namen sie nochmals Hilfe und Beistand verlangten, um diesen Landstreicher, Straßenräuber und Buschklepper verhaften zu können.

Don Quijote lachte über ihre Reden und antwortete ganz kaltblütig: „Was wollt ihr einfältiges, ungeschlachtes Gesindel? Nennt ihr es Straßenraub, wenn man den Gefesselten die Freiheit giebt, die Gefangenen erlöst, den Unglücklichen beispringt, die Gefallenen aufrichtet und den Notleidenden Hilfe leistet? Ha! Ihr ehrloses Geschmeiß, die ihr wegen eurer gemeinen und niederträchtigen Gesinnung nicht verdient, daß euch der Himmel den hohen Wert der fahrenden Ritter einsehen läßt und daß ihr nie die Sünde und Unvernunft erkennt, die ihr begeht, indem ihr nicht einmal dem Schatten, wieviel weniger der Wirklichkeit eines fahrenden Ritters zu huldigen versteht! Kommt mir her! Denn eine Buschklepperzunft seid ihr und nicht eine Häscherzunft, ja Straßenräuber mit Bestallungen der heiligen Brüderschaft! Saget an, wer war der Dummkopf, der den Befehl unterschrieb, einen fahrenden Ritter wie ich bin in Haft zu nehmen? Wer war der Einfältige, der nicht wußte, daß die fahrenden Ritter keiner Gerichtsbarkeit unterworfen sind,

daß ihr Schwert ihr Recht, ihr Wille ihr Gesetz und ihr Belieben ihre Richtschnur ist? Ich frage noch einmal, wer ist der Verrückte, der nicht weiß, daß kein Adelsbrief in der Welt so viele Vorzüge, Gerechtsame und Freiheiten gewähren kann, als ein Ritter empfängt an dem Tage, wo er zum Ritter geschlagen wird und sich dem schweren Beruf der Ritterschaft widmet? Welcher fahrende Ritter hat je in seinem Leben Steuern, Abgaben, Hoheitskontributionen, Zölle, Wege- und Wassergelder bezahlt? Wo ist der Schneider, der ihm jemals eine Rechnung für gefertigte Kleider zugestellt hätte? Welcher Burgherr nahm ihn auf in sein Schloß und verlangte von ihm Bezahlung für seine Zeche? Welcher König zog ihn nicht an seine Tafel? Welche Jungfrau verliebte sich nicht in ihn und ergab sich gänzlich seinem Willen und Wohlgefallen? Und endlich, wo ist, war und wird jemals in der Welt ein fahrender Ritter sein, dem es an Mut fehlte, ganz allein vierhundert Häscher, die ihm in den Weg zu treten wagen, mit vierhundert Stockprügeln abzufertigen!"

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Von dem Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Häschern und dem großen Zorn unsers braven Ritters Don Quijote.

Während Don Quijote so sprach, suchte der Pfarrer die Häscher zu überzeugen, daß es bei dem guten Junker nicht richtig sei, wie sie aus seinen Reden und Handlungen schließen könnten, und daß es nicht der Mühe lohne, die Sache weiterzutreiben und ihn gefangen abzuführen, da man ihn als einen Wahnsinnigen doch wieder freilassen würde. Der, welcher den Steckbrief bei sich hatte, wandte aber dagegen ein, es sei nicht seine Sache, zu untersuchen, ob Don Quijote verrückt sei oder nicht, sondern er müsse den Befehl seiner Vorgesetzten ausführen und diese möchten ihn hernach seinetwegen dreihundertmal loslassen, wenn er ihn einmal gefangen eingebracht habe.

„Nichtsdestoweniger," sagte der Pfarrer, „dürft ihr ihn doch diesmal nicht aufheben, und wenn ich ihn recht kenne, würde er sich auch schwerlich von euch aufheben lassen."

Kurz der Pfarrer wußte so viel zu sagen und Don Quijote so viele neue Tollheiten zu begehen, daß die Häscher noch närrischer hätten sein müssen als er selbst, wenn sie nicht eingesehen hätten, woran es ihm fehlte. Sie ließen daher sich nicht nur besänftigen, sondern sogar bewegen, zwischen dem fremden Barbier und Sancho Panza, die noch immer miteinander zankten, den Frieden zu vermitteln. Als Diener der Gerechtigkeit schlichteten sie die Sache dergestalt, daß beide Teile zwar nicht völlig, aber doch einigermaßen zufriedengestellt wurden; denn es wurde ausgemacht, daß der Tausch zwar mit den Saumsatteln, aber nicht mit den Gurten und dem übrigen Zubehör stattfinden sollte. Was Mambrins Helm betraf, so gab der Pfarrer dem Barbier heimlich, ohne daß Don Quijote etwas davon erfuhr, acht Realen, und der Barbier stellte ihm dagegen einen Schein aus, daß er das Geld empfangen habe, und sich für jetzt und immer aller Ansprüche begebe.

Nachdem diese beiden wichtigsten und schwierigsten Händel beigelegt waren, kam es nur noch darauf an, die Diener des Don Luis dahin zu bringen, daß ihrer drei wieder zurückkehrten, und der vierte ihn begleiten sollte, wenn er mit Don Fernando abreiste. Da nun das gute Geschick und ein günstigerer Stern einmal Bahn gebrochen und den Verliebten und den Helden schon manche Schwierigkeit aus dem Wege geräumt hatte, so war Fortuna nicht abgeneigt, ihr Werk zu vollenden und alles zu einem guten Ende zu führen. Die Diener ließen sich alles gefallen, was Don Luis von ihnen verlangte, und Donna Klara war darüber so glücklich, daß jeder ihr Entzücken in ihren Blicken lesen konnte.

Zoraide verstand von allem, was vorging, wenig oder nichts; indes war sie doch traurig mit den Traurigen und fröhlich mit den Fröhlichen, je nachdem sie diese Empfin-

dungen auf den Gesichtern abwechseln sah, und besonders in den Mienen ihres geliebten Spaniers, auf welchen ihre Blicke und die Gedanken ihres Herzens beständig gerichtet waren.

Der Wirt hatte jedoch bemerkt, daß der Pfarrer sich mit dem Barbier abgefunden hatte; er kam daher und forderte gleichfalls Bezahlung für die vorige Zeche des Junkers und Schadenersatz für seine Schläuche und seinen Wein und schwor, daß weder Rosinante noch Sanchos Esel aus seinem Stalle kommen sollten, bevor alles bis auf den letzten Heller bezahlt wäre. Auch dies brachte der Pfarrer in Ordnung und Don Fernando bezahlte alles, obwohl der Auditor ebenfalls mit großer Bereitwilligkeit seine Börse anbot.

Auf diese Weise wurde jeder so vollkommen zufriedengestellt, daß die Schenke nicht mehr dem lärmenden Lager Agramantes ähnlich war, mit welchem Don Quijote sie verglichen hatte, sondern Ruhe und Friede daselbst herrschten, wie zu den Zeiten Oktavians; und jeder gestand, daß man alles der Klugheit und Beredsamkeit des Pfarrers sowie der großen Freigebigkeit Don Fernandos zu danken habe.

Da nun Don Quijote sah, daß die vielen Händel, in welche er sowohl wie sein Schildknappe verwickelt gewesen, glücklich beigelegt waren, glaubte er, es sei Zeit, seine angetretene Ritterfahrt fortzusetzen und das große Abenteuer zu Ende zu bringen, zu dem er berufen und auserwählt worden. Mit einem raschen Entschlusse warf er sich daher Dorothea zu Füßen, die ihm jedoch nicht eher erlauben wollte zu reden, bis er aufstände. Er gehorchte, richtete sich auf und sagte: „Es ist ein bekanntes Sprichwort, schöne Prinzessin, daß der Fleiß der Vater des Glückes ist, und die Erfahrung hat uns oft gelehrt, daß der Eifer eines guten Sachwalters nicht selten eine mißliche Sache zu gutem Ende geführt hat: aber nirgends bestätigt sich die Wahrheit dieses Satzes mehr als im Kriege, wo man durch Schnelligkeit und Gewandtheit die Anschläge des Feindes am leichtesten vereitelt und ihn überwindet, eh' er Zeit hat, sich zur Verteidigung zu rüsten.

Ich sage dies darum, erhabene und fürtreffliche Prinzessin, weil mich dünkt, daß unser Aufenthalt hier in diesem Schlosse jetzt von keinem Nutzen mehr sein, sondern uns vielmehr soviel schaden kann, daß wir es dereinst sehr schwer empfinden würden. Denn wer weiß, ob Euer Feind, der Riese, nicht vielleicht durch seine geheimen und geschäftigen Kundschafter bereits erfahren hat, daß ich komme ihn zu vernichten, und ob er nicht Zeit gewinnt, sich in einem unüberwindlichen Schloß oder einer Festung dergestalt zu verschanzen, daß all mein Ringen und alle Kraft meines unermüdlichen Armes nichts gegen ihn vermögen? Laßt uns daher, wie gesagt, durch unsere Thätigkeit seinen Anschlägen zuvorkommen und auf gut Glück ungesäumt abreisen, denn Euer Hoheit Glück ist gemacht, wie Ihr es wünscht, sobald ich mich Eurem Feinde Aug' in Auge gegenüber sehe."

Hier schwieg Don Quijote und erwartete mit vieler Ruhe die Antwort der schönen Infantin, welche mit hoheitsvoller Miene und in einem Stil, welcher dem seinigen angemessen war, erwiderte: „Ich danke Euch, Herr Ritter, für den Eifer, den Ihr an den Tag legt, mir bald aus meiner großen Not herauszuhelfen, wie es sich ziemt für einen Ritter, dessen Pflicht und Beruf es ist, sich der Waisen und Bedrängten anzunehmen. Der Himmel gebe, daß Eure und meine Wünsche in Erfüllung gehen, damit Ihr sehet, daß es noch dankbare Frauen in der Welt giebt. Was meine Abreise betrifft, so kann diese sogleich vor sich gehen, denn ich habe keinen andern Willen als den Eurigen. Befehlt über mich nach Euerm Belieben und Gutdünken; denn diejenige, welche Euch einmal die Verteidigung ihrer Person anvertraut und wegen der Wiedereroberung ihrer Länder ihre ganze Zuversicht auf Euch gesetzt hat, kann nichts anderes wollen, als was Eure Klugheit anordnet."

„In Gottes Namen!" sprach Don Quijote. „Da eine solche Dame sich vor mir demütigt, will ich auch die Gelegenheit nicht versäumen, sie zu erheben und sie wieder auf ihren

angestammten Thron zu setzen. Unsere Abreise geschehe demnach sofort; denn mich spornt bereits mein Diensteifer und mein Wunsch, mich auf den Weg zu machen, da, wie man zu sagen pflegt, Gefahr im Verzug ist. Sintemalen nun der Himmel nichts erschaffen und die Hölle nichts ausgespieen hat, was mich schrecken oder furchtsam machen könnte, Sancho, so sattle Rosinanten, zäume dein Lasttier und den Zelter der Königin, und laßt uns von dem Burgherrn und diesen Herrschaften Abschied nehmen, um augenblicklich aufzubrechen!"

Sancho, welcher alles mit angehört hatte, schüttelte den Kopf und sagte: „Ach Herr, Herr, es steht schlimmer im Dörfchen, als man sich träumen läßt — mit Verlaub aller ehrsamen Hauben zu sagen."

„Was," sprach Don Quijote, „kann in irgend einem Dorf oder in allen Städten der Welt so schlimm stehen, du Schlingel, daß es mir Nachteil bringen könnte?"

„Ja wenn Euer Gnaden böse werden wollen, so schweig' ich," antwortete Sancho, „und sage nichts von dem, was ich sonst als guter Schildknappe und treuer Diener nicht verschweigen sollte."

„Nun, so rede was du willst," sprach Don Quijote, „wenn du dir nur nicht einfallen läßt, mich furchtsam machen zu wollen; denn wenn du dich fürchtest, so handelst du nach deiner angebornen Art; wenn ich hingegen keine Furcht kenne, so handle ich nach der meinigen."

„Gott verzeih' mir! So mein' ich's nicht," sprach Sancho, „aber ich bin überzeugt und versichert, daß die Madam hier, die sich Königin von dem großen Reiche Mikomikon nennen läßt, so wenig Königin ist, wie meine Mutter; denn wenn sie das wäre, wofür sie sich ausgiebt, so würde sie wohl nicht mit einem gewissen Herrn aus der Gesellschaft jeden Augenblick in einer Ecke schnäbeln, sobald man nur den Rücken dreht."

Dorothea errötete über Sanchos Worte, denn ihr Gemahl Don Fernando hatte wirklich bisweilen verstohlenerweise

einen kleinen Teil des Minnesoldes von ihren Lippen geraubt, was Sancho bemerkt und deshalb vermutet hatte, sie möchte wohl eher eine Buhlschwester als eine Königin sein. Sie konnte und wollte ihm daher nichts antworten, sondern ließ ihn ungestört schwatzen, als er folgendermaßen fortfuhr: „Ich sage Euch das zur Nachricht, Herr; denn wenn der, welcher sich hier im Wirtshause schon so gütlich thut, hernach kommen sollte, nachdem wir lange in Wüsten und Wäldern umhergezogen und schlimme Tage und noch schlimmere Nächte ausgestanden und er nähme uns dann die Früchte unserer Arbeit vor dem Schnabel weg, so dächt' ich, wir sollten uns jetzt nicht eben übereilen Rosinanten zu satteln, den Esel zu bepacken und den Zelter aufzuzäumen, ja es dürfte wohl besser sein still zu sitzen — laßt jede Metze für sich spinnen und uns essen gehen!"

Gerechter Gott! in welchen Zorn geriet Don Quijote über dieses ungezogene Geschwätz seines Knappen! Mit kreischender Stimme, stotternder Zunge und funkelnden Augen fuhr er ihn an: „O du niederträchtiger Bube! Du ungezogener, ausgelassener, unwissender, schaler, natterzüngiger, unverschämter Verleumder und Lästerer! Wie unterstehst du dich, dergleichen Reden in meiner und dieser erlauchten Frauen Gegenwart vorzubringen, und solche anzügliche und frevelhafte Dinge dir in deinen verrückten Kopf zu setzen? Geh' mir aus den Augen, du Scheusal der Natur, du Sack voll Lügen, du Zeughaus der Betrügerei und Pulverkeller aller Schelmenstreiche, du Erfinder von Bosheiten, Verbreiter von Narrheiten und Erzfeind aller Ehrerbietung, wie man sie königlichen Personen gegenüber schuldig ist! Geh' und komm mir nicht wieder vor die Augen, wenn du nicht meinen Zorn fühlen willst!" Dies sprach er mit gerunzelter Stirne, mit aufgeblasenen Backen und mit Wildheit im Blick und stampfte dabei mit dem rechten Fuße heftig auf den Boden, woraus man entnehmen kann, wie sehr Wut und Ingrimm in seinem Innern kochten. Sancho ward über

diese wütenden Reden und Gebärden so bestürzt, daß er gewünscht hätte, die Erde möchte sich augenblicklich unter seinen Füßen aufthun und ihn verschlingen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Rücken zu drehen und sich dem zornigen Blicke seines Herrn zu entziehen. Doch die kluge Dorothea, welche Don Quijote schon durch und durch kannte, sagte zu ihm, um seinen Zorn zu besänftigen: „Zürnet nicht, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, über die einfältigen Dinge, die Euer ehrlicher Schildknappe gesagt hat, denn vielleicht hat er nicht ganz ohne Grund so gesprochen! Und bei seinem gesunden Verstand und seiner christlichen Gesinnung ist es auch nicht gut möglich, daß er falsches Zeugnis wider jemand ablege. Es ist daher kein Zweifel, da alles in diesem Schlosse, wie Ihr selbst sagt, mit Zauberei zugeht, daß Sancho vielleicht, getäuscht durch solche Teufeleien, wirklich das gesehen, was er gesehen zu haben behauptet und was meiner Ehre so nachteilig ist."

„Ich schwöre beim allmächtigen Gott," rief Don Quijote, „daß Eure Hoheit den Nagel auf den Kopf getroffen und daß dem armen Schelm von Sancho irgend ein leidiges Gesicht erschienen ist, das ihm Sachen vorgegaukelt hat, die ihm ohne Zauberei nimmer in den Sinn gekommen wären; denn so weit bin ich von der Gutmütigkeit und Arglosigkeit des armen Teufels überzeugt, daß er nicht vorsätzlich von jemand Böses reden wird."

„So ist es und dabei bleibt es," sagte Don Fernando, „und darum, Herr Don Quijote, sollten Euer Gnaden ihm verzeihen und ihn wieder in den Schoß Eurer Gnaden aufnehmen, sicut erat in principio, ehe solche Visionen ihm den Kopf verrückten."

Don Quijote versprach ihm zu verzeihen und der Pfarrer holte ihn wieder herein. Sancho kam demütig zu seinem Herrn, kniete vor ihm nieder und bat ihn um seine Hand, die er ihm auch zu küssen gab, worauf er ihm seinen Segen erteilte, indem er zugleich zu ihm sagte: „Nun wirst du doch

einsehen, mein Sohn Sancho, daß es wahr ist, was ich dir schon oft gesagt habe, daß alles, was in diesem Schlosse vorgeht, Hexerei ist."

„Das glaub' ich auch," sprach Sancho, „die Prelle ausgenommen, mit der es ganz natürlich zuging."

„Denke das nicht," erwiderte Don Quijote; „denn wenn das der Fall gewesen, hätte ich dich schon damals gerächt, oder würde dich wenigstens jetzt rächen; aber weder damals noch jetzt vermöchte ich es; denn ich wüßte nicht einmal, an wem ich Rache für deine Beschimpfung üben sollte."

Alle wurden neugierig zu wissen, welche Bewandtnis es mit dieser Prelle hatte und der Wirt beschrieb ihnen umständlich Sanchos Luftfahrt, worüber sie alle herzlich lachten und worüber Sancho sich ebenso sehr geärgert haben würde, wenn ihm sein Herr nicht nochmals versichert hätte, daß es lauter Zauberei gewesen. Sancho ging jedoch in seiner Einfalt nie so weit, daß er es nicht für wahre, unbezweifelte Wirklichkeit, ohne Beimischung von Betrug gehalten hätte, daß ihn Menschen mit Fleisch und Bein und keine Gespenster, wie sein Herr glaubte und behauptete, geprellt hätten.

Zwei Tage hatte die ganze hochansehnliche Gesellschaft bereits in der Schenke zugebracht. Da man glaubte, es sei nunmehr Zeit aufzubrechen, so sann man auf Mittel, wie der Pfarrer und der Barbier ihrem Wunsche gemäß Don Quijote wieder nach seinem Dorfe bringen könnten, um ihn dort von seiner Thorheit womöglich zu heilen, ohne daß Dorothea und Don Fernando nötig hätten, mit ihnen umzukehren und die Geschichte von der Befreiung der Prinzessin Mikomikona fortzuspielen. Man mietete daher von einem vorbeiziehenden Fuhrmann einen Ochsenkarren und schlug aus hölzernen Latten eine Art von Käfig zusammen, groß genug, daß Don Quijote sich bequem darin aufhalten konnte. Don Fernando und seine Begleiter, die Bedienten des Don Luis, die Häscher und der Wirt verkleideten sich nach Anleitung des Pfarrers, der eine auf diese, der andere auf jene

Art, damit Don Quijote sie für lauter neue Personen halte, die er bisher in der Schenke noch nicht gesehen. So näherten sie sich in aller Stille dem Lager, auf welchem er nach den bestandenen Abenteuern ausruhte. Indem er noch ruhig und unbesorgt vor einem solchen Ueberfalle lag und schlief, bemächtigten sie sich seiner und banden ihm Hände und Füße so fest, daß er sich nicht rühren konnte, sondern nur mit Erstaunen um sich blickte, als er erwachte und sich von diesen sonderbaren Gestalten umgeben sah. Doch sofort brachte ihn seine stets rege und erfindungsreiche Phantasie auf den närrischen Gedanken, daß alle diese Gestalten lauter Gespenster des verzauberten Schlosses seien und daß man ihn selbst ebenfalls verzaubert habe, da er sich weder rühren noch verteidigen konnte; und gerade so hatte der Pfarrer sich alles gedacht und den Plan seines Possenspiels danach angelegt. Sancho war der einzige, der seine eigene Gestalt behalten hatte und bei seinen eigenen Gedanken blieb; denn obwohl nicht viel daran fehlte, daß er an demselben Uebel litt wie sein Herr, so wußte er doch recht gut, wer alle diese verkleideten Gestalten waren; er wagte es aber nicht, seinen Mund aufzuthun, bis er sähe, wo es mit der Ueberrumpelung und Verhaftung seines Herrn hinauswollte, der ebenfalls kein Wort sprach, sondern geduldig das Ende seiner Anfechtung abwarten wollte, das darin bestand, daß man den Käfig hereinbrachte, den Junker in denselben einsperrte und das Lattenwerk so fest vernagelte, daß man es nicht ohne große Gewalt erbrechen konnte. Hierauf nahmen einige den Käfig auf die Schultern und indem sie ihn aus dem Zimmer trugen, ließ eine furchtbare Stimme, so laut der Barbier — nicht der mit dem Saumsattel, sondern der andere — sie hervorbringen konnte, in folgenden Worten sich vernehmen: „O Ritter von der traurigen Gestalt, laß dir die Gefangenschaft, in der du dich befindest, nicht so sehr zu Herzen gehen; denn dies ist notwendig, damit du desto schneller das große Abenteuer zu Ende führen kannst, dem deine Tapferkeit dich

unterzogen hat. Alles wird vollendet werden, wenn der grimmige Löwe von der Mancha, vereint mit der weißen Taube von Toboso, seinen stolzen Nacken unter das sanfte Joch des Ehestands schmiegen wird, aus welcher unerhörten Verbindung tapfere Jungen an das Licht der Welt kommen, welche den reißenden Krallen ihres mächtigen Vaters nachahmen werden. Und das alles wird geschehen, ehe noch der Verfolger der fliehenden Nymphe zweimal die strahlenden Bilder seiner natürlichen Bahn in schnellem Laufe besucht hat. Und du, edelster und folgsamster aller Schildknappen, der jemals ein Schwert an der Seite, Haar im Bart und Witterung in der Nase gehabt, werde nicht traurig oder verdrossen, wenn du siehst, wie die Perle der fahrenden Ritterschaft vor deinen Augen entführt wird; denn bald — wofern es dem Bildner der Welt gefällt — wirst du dich so hoch und so erhaben sehen, daß du dich nicht wieder erkennen wirst, und keine der Verheißungen, die dein guter Herr dir gegeben, wird unerfüllt bleiben. Ich versichere dir auch im Namen der weisen Mentironiana, daß dir dein Sold richtig bezahlt werden soll, wie der Erfolg dir's lehren wird, wenn du den Fußstapfen des tapfern verzauberten Ritters folgst; denn es ist nötig, daß ihr bis an das Ende eurer Fahrt zusammen bleibt. Da es mir nicht erlaubt ist, euch mehr zu sagen, so fahret mit Gott und ich kehre zurück, ich weiß wohl wohin."

Gegen das Ende dieser Prophezeiung erhob der Barbier seine Stimme und ließ sie dann allmählich wieder sinken und verhallen, so daß selbst die Mitwisser des Scherzes beinah geglaubt hätten, es sei Ernst. Don Quijote ward durch die Weissagung, die er gehört, sehr getröstet, da er den Sinn derselben leicht erriet — daß er nämlich durch ein heiliges und rechtmäßiges Band mit seiner geliebten Dulcinea von Toboso vereinigt werden sollte und aus ihrem gesegneten Schoße die jungen Löwen, seine Söhne, zum ewigen Ruhme der Mancha hervorgehen würden. In dieser festen Ueberzeugung erhob er seine Stimme und sagte mit einem tiefen

Seufzer: „O du, wer du auch sein magst, der du mir so viel Glück prophezeist, ich bitte dich, den weisen Zauberer, der über meinen Angelegenheiten waltet, in meinem Namen zu ersuchen, daß er mich in diesem Gefängnis, in welchem man mich jetzt wegführt, nicht umkommen lasse, bis diese erfreulichen und unvergleichlichen Verheißungen, die man mir jetzt gegeben, in Erfüllung gegangen sind — denn geschieht dieses, so werde ich die Leiden meiner Gefangenschaft als Wonne, die Ketten, die mich fesseln, als Blumenkränze und das Lager, auf welches man mich gelegt hat, nicht als den harten Boden eines Schlachtfeldes, sondern als ein weiches, reich bepolstertes Brautbett betrachten. Was die Beruhigung meines Knappen Sancho Panza betrifft, so habe ich zu seiner Treue und Redlichkeit das Vertrauen, daß er in guten wie in bösen Tagen mich nicht verlassen wird, und wenn auch sein oder mein Unglück mich verhindern sollte, ihm die versprochene Insel oder etwas anderes von gleichem Werte zu geben, so kann wenigstens sein Sold ihm nicht entgehen; denn in meinem Testamente, das ich bereits gemacht, habe ich bestimmt, wieviel man ihm geben soll — nicht nach Maßgabe seiner vielen und guten Dienste, sondern nach Verhältnis meines Vermögens."

Sancho Panza neigte sich sehr demütig vor ihm und küßte ihm beide Hände; denn eine allein konnte sein Herr ihm nicht reichen, da sie zusammengebunden waren.

Hierauf nahmen die Gespenster den Käfig auf die Schultern und stellten ihn auf den Ochsenkarren.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Wie Don Quijote auf dem verzauberten Karren fortgeführt wurde, nebst anderen denkwürdigen Ereignissen.

Als Don Quijote sich auf diese Weise in einen Käfig gesperrt und auf den Karren gesetzt sah, sprach er: „Viele und sehr denkwürdige Geschichten von fahrenden Rittern habe ich gelesen; allein noch nie habe ich gelesen, gehört oder ge-

sehen, daß man einen verzauberten Ritter auf solche Weise weggeführt hätte, und noch dazu mit der Langsamkeit, wie sie sich von diesen trägen und schwerfälligen Tieren erwarten läßt; denn sonst pflegt man sie immer mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Lüfte davonzuführen, entweder eingehüllt in eine dicke, finstere Wolke, oder auf einem feurigen Wagen, auf einem Hippogryphen, oder auf einem andern ähnlichen Tiere. Aber daß man mich auf einen Ochsenkarren gesetzt hat, bei Gott! das wurmt mir im Kopfe. Wer weiß jedoch, ob nicht das Ritterwesen und die Verzauberungen heutigestags einen ganz anderen Gang genommen haben, als in früheren Zeiten? Es könnte ja auch sein, da ich ein ganz neuer Ritter in der Welt und der erste bin, der den vergessenen Orden der fahrenden Ritterschaft wieder erweckt, daß man auch neue Verzauberungen und neue Arten, die Verzauberten fortzuschaffen erfunden hat. Was hältst du davon, Freund Sancho?"

„Ich weiß nicht, was ich davon halten soll," sagte Sancho, „weil ich in den fahrenden Büchern nicht so belesen bin wie Euer Gnaden. Indes möchte ich wohl behaupten und schwören, daß die Gespenster, die hier umgehen, nicht recht katholisch sind."

„Warum nicht gar katholisch?" rief Don Quijote. „Wie sollen sie denn katholisch sein, da sie lauter höllische Geister sind, die sich in phantastische Körper gehüllt haben, um hier ihr Wesen zu treiben und mich in diese Lage zu versetzen? Wenn du dich von dieser Wahrheit überzeugen willst, so rühre sie nur an und betaste sie, so wirst du bald finden, daß sie nur Körper von Luft haben und nur leere Erscheinungen sind."

„Bei Gott, Herr!" erwiderte Sancho, „ich habe sie schon befühlt, und dieser Teufel hier, der so geschäftig thut, hat gutes, festes, derbes Fleisch und dann hat er noch eine andre Eigentümlichkeit an sich, die ganz verschieden von derjenigen, die, wie ich mir habe sagen lassen, sonst bei bösen Geistern vorkommt: denn diese sollen sämtlich nach Schwefel und

andern üblen Düften riechen, dieser aber riecht auf eine halbe Meile nach lauter Ambra.“ Sancho meinte damit Don Fernando, der als vornehmer Herr wohl nach so etwas riechen mochte.

„Laß dich das nicht wundern, Freund Sancho,“ sagte Don Quijote; „denn du mußt wissen, daß die Teufel viele Künste verstehen, und wenn sie auch Gerüche um sich her verbreiten, so riechen sie doch eigentlich nach nichts, da sie Geister sind; wenn sie aber überhaupt riechen, so können sie nach nichts Gutem, sondern nur nach üblen stinkenden Dingen riechen; denn da sie überall die Hölle in ihrem Busen mit sich herumtragen und nirgends Linderung ihrer Pein finden können, und da hingegen Wohlgerüche etwas Liebliches und Angenehmes sind, so können sie unmöglich gut riechen; und wenn es dir scheint, daß dieser Teufel von Ambra duftet, so betrügst du dich entweder selbst, oder er betrügt dich und will dir weismachen, er sei kein Teufel.“

So unterhielten sich Herr und Diener; und da Don Fernando und Cardenio fürchteten, Sancho möchte am Ende ihren Plan, von dem er schon viel witterte, ganz erraten, so beschlossen sie die Abfahrt zu beschleunigen, riefen den Wirt auf die Seite und befahlen ihm, Rosinante zu satteln und Sanchos Esel zu bepacken, was dieser auch in aller Eile that. Inzwischen hatte sich der Pfarrer mit den Häschern verständigt, daß sie ihn für einen gewissen täglichen Lohn bis nach seinem Dorfe begleiten sollten. Cardenio hängte den Schild an die eine und das Rasierbecken an die andere Seite von Rosinantens Sattelbogen und befahl Sancho seinen Esel zu besteigen und die Zügel Rosinantens zu ergreifen, und die beiden Häscher mit ihren Armbrüsten mußten zu beiden Seiten des Karrens reiten. Ehe dieser jedoch abfuhr, kam noch die Wirtin mit ihrer Tochter und Maritornes, um von Don Quijote Abschied zu nehmen, wobei sie sich stellten, als weinten sie vor Schmerz über sein Unglück.

„Weinet nicht, meine guten Damen,“ sagte Don Qui-

jote; „denn solche Unglücksfälle verfolgen immer diejenigen, die sich zu dem Orden bekennen, den ich erwählt habe, und wenn solche Trübsale mir nicht begegneten, würde ich mich nicht für einen berühmten fahrenden Ritter halten; denn Vorfälle dieser Art treffen niemals Ritter von unbedeutendem Namen und Ruhm, weil niemand in der Welt sich um diese kümmert, sondern nur die Tapferen, deren Mut und Unerschrockenheit oft von Fürsten und manchen andern Rittern beneidet werden, welch letzteren dann durch schlechte Mittel die Guten aus dem Wege zu räumen suchen. Bei alledem ist aber die Tugend so mächtig, daß sie durch sich selbst allein, trotz aller Schwarzkunst, wie ihr erster Erfinder, Zoroaster, sie übte, aus allen Gefahren als Siegerin hervorgeht und mit ihrem eignen Lichte die Welt erleuchtet, wie die Sonne den Himmel. Verzeiht mir, schöne Damen, wenn ich aus Unachtsamkeit euch irgend ein Mißvergnügen bereitet habe; denn vorsätzlich und wissentlich habe ich niemand verletzt, und bittet Gott, daß er mich aus dieser Haft erlöse, in welche irgend ein böswilliger Zauberer mich gebracht hat: denn wenn ich mich daraus befreit sehe, werde ich sicherlich niemals die Gunstbezeugungen vergessen, die ihr mir in diesem Schlosse erwiesen habt, um euch dafür nach Verdienst zu danken, zu dienen und zu belohnen."

Während dieses Auftrittes zwischen Don Quijote und den Damen des Schlosses nahmen der Pfarrer und der Barbier Abschied von Don Fernando und seinen Gefährten, von dem Hauptmann und seinem Bruder, dem Auditor, sowie von all den Frauen, die jetzt sämtlich — besonders Dorothea und Lucinde — froh und zufrieden waren. Alle umarmten sich und versprachen einander Nachrichten von ihren ferneren Schicksalen zu geben. Don Fernando sagte dem Pfarrer, wohin er zu schreiben habe, wenn er ihm mitteilen wolle, wie es mit Don Quijote ablaufen würde, und versicherte ihn, daß ihm nichts mehr Vergnügen machen werde, als dies zu erfahren. Dagegen versprach er ihn seinerseits von allem in

Kenntnis zu setzen, wovon er Interesse bei ihm voraussetze, sowohl von seiner Vermählung als von der Taufe Zoraidens, dem Schicksal des Don Luis und Lucindens Rückkehr zu den Ihrigen. Der Pfarrer versprach alles pünktlich auszuführen, was er von ihm verlangte; sie umarmten sich nochmals und gaben sich neue Freundschaftsversicherungen. Zuletzt kam der Wirt zu dem Pfarrer und brachte ihm einige Papiere, die er, wie er sagte, in einer Seitentasche des Mantelsacks gefunden hatte, in welcher sich auch die Erzählung von der unziemlichen Neugier vorgefunden. Da der Eigentümer sich bei ihm nicht wieder habe sehen lassen, so möchte er sie nur sämtlich mitnehmen; denn da er selbst nicht lesen könne, so sei ihm auch nichts an ihnen gelegen. Der Pfarrer dankte ihm, schlug das Heft sofort auf und fand am Kopfende den Titel: Rinconete und Cortadillo, eine Erzählung. Da ihm nun die Geschichte von der unziemlichen Neugier gefallen hatte, so hoffte er, daß diese nicht weniger gut sein werde, da vielleicht beide von demselben Verfasser seien; und so nahm er sie mit, um sie gelegentlich zu lesen. Er und sein Freund, der Barbier, bestiegen hierauf ihre Maultiere und nahmen ihre Masken vor, damit Don Quijote sie vorderhand nicht erkennen möchte, und so ritten sie hinter dem Karren her, wobei sie folgende Marschordnung beobachteten: Voran fuhr der Karren, geführt von seinem Besitzer; zu beiden Seiten ritten die Häscher mit ihren Armbrüsten; dann kam Sancho Panza auf seinem Esel, Rosinante am Zügel führend, und den Zug schlossen der Pfarrer und der Barbier auf ihren stattlichen Maultieren, mit verlarvten Gesichtern, wie bereits gemeldet, in ernster feierlicher Haltung und nicht schneller reitend, als der bedächtige Gang der Ochsen es gestattete. Don Quijote saß in dem Käfig, die Hände gebunden, die Füße ausgestreckt und mit dem Rücken an das Gitter gelehnt, so still und geduldig, als wenn er kein Mensch von Fleisch und Bein, sondern ein Bild von Stein wäre.

So ging die Reise langsam und schweigend ungefähr

zwei Meilen fort, bis sie in ein Thal kamen, wo der Ochsentreiber meinte, es sei ein passender Platz, um auszuruhen und den Ochsen Futter zu geben. Er teilte dies dem Pfarrer mit; allein der Barbier schlug vor, noch ein wenig weiter zu ziehen, da jenseits eines nahegelegenen Hügels noch ein anderes Thal sei, wo man mehr und besseres Gras finden werde als hier, wo sie jetzt Halt machen wollten. Man folgte seinem Rat und zog weiter. In diesem Augenblick sah sich der Pfarrer um und bemerkte, daß hinter ihnen sechs bis sieben wohlgekleidete und wohlberittene Männer herkamen, von welchen sie bald eingeholt wurden, weil diese nicht mit der Trägheit und Gemächlichkeit von Ochsen einherzogen, sondern wie Leute, welche die Maultiere eines Domherrn ritten und die danach verlangten, recht bald in einem Wirtshause, das eine kleine Meile von ihnen entfernt lag, Mittagsrast zu halten. Die Langsamen wurden von den Eilfertigen eingeholt, man grüßte einander höflich und indem einer der Reiter — der, um es gleich zu sagen, ein Domherr aus Toledo und der Herr der ihn Begleitenden war — die schöne Marschordnung bemerkte, in welcher der Karren, die Häscher, Sancho, Rosinante, der Pfarrer und der Barbier, besonders aber der eingesperrte und gebundene Don Quijote dahinzogen, konnte er sich nicht enthalten zu fragen, was es zu bedeuten habe, daß man diesen Mann auf solche Art gefangen führe. Allerdings hatten ihn die Insignien der Häscher bereits auf die Vermutung gebracht, daß der Gefangene irgend ein berüchtigter Straßenräuber oder irgend ein anderer Missethäter sein müsse, dessen Züchtigung der heiligen Brüderschaft obliege. Einer von den Häschern, an welchen er seine Frage gerichtet hatte, gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, dieser Ritter mag Euch selbst sagen, was es zu bedeuten hat, daß man ihn auf solche Weise wegführt, denn wir wissen es nicht.“

Dies hörte Don Quijote und sagte: „Meine Herren Ritter, sind Euer Gnaden in diesen Dingen, welche die sah-

rende Ritterschaft betreffen, vielleicht erfahren und belesen? Wenn das ist, so will ich euch kund thun, welche Widerwärtigkeiten mich betroffen haben; wo nicht, so lohnt es nicht der Mühe, euch davon zu erzählen."

Der Pfarrer und der Barbier waren inzwischen näher gekommen, da sie sahen, daß die Reisenden sich mit Don Quijote in ein Gespräch einließen, damit sie zu rechter Zeit das Wort ergreifen und die Entdeckung ihres Planes verhüten könnten. Der Domherr gab Don Quijote zur Antwort: „Wahrlich, mein Freund, ich bin in den Ritterbüchern vielleicht besser bewandert, als in den Lehrbüchern des Doktor Villalpando, und wenn es nur darauf allein ankommt, so könnt Ihr mir alles erzählen, was Ihr wollt."

„In Gottes Namen denn," sprach Don Quijote. „Wisset also, Herr Ritter, daß der Neid und die Arglist böser Zauberer mich in diesen Käfig hineingebannt haben, weil das Verdienst allzeit mehr von den Bösen verfolgt als von den Guten geschätzt wird. Ich bin ein fahrender Ritter, aber keiner von denen, deren Namen die Göttin des Ruhmes nie der Aufmerksamkeit würdigte, sie in ihren Denkschriften zu verewigen, sondern einer von denen, welcher trotz des Neides und der Mißgunst und trotz aller Magier Persiens, aller Brahmanen Indiens und Gymnosophisten Aethiopiens sein Denkmal in dem Tempel der Unsterblichkeit aufstellen wird, um den künftigen Jahrhunderten ein Vorbild und ein Muster zu liefern, woran die fahrenden Ritter erkennen können, welchen Fußstapfen sie folgen müssen, wenn sie die Zinne und den Gipfel des Waffenruhmes ersteigen wollen."

„Herr Don Quijote von der Mancha redet die Wahrheit," sprach jetzt der Pfarrer; „denn er befindet sich verzaubert auf diesem Karren, nicht wegen eigner Schuld und Vergehen, sondern durch die Bosheit derjenigen, welchen die Tugend eine Thorheit und die Tapferkeit ein Aergernis ist. Hier, mein Herr, seht Ihr den Ritter von der traurigen Gestalt vor Euch, von dem Ihr vielleicht schon gehört habt,

dessen tapfere Unternehmungen und Großthaten man in Erz eingraben und in unvergänglichen Marmor hauen wird, wie sehr auch der Neid sich bestreben mag, sie zu verdunkeln, und die Bosheit, sie zu verbergen."

Als der Domherr den Freien sowohl wie den Gefangenen in diesem Stil reden hörte, hätte er sich vor Verwunderung fast bekreuzt; weder er noch seine Begleiter wußten, was sie daraus machen sollten. In diesem Augenblick gab auch noch Sancho, der sich herangeschlichen hatte, um das Gespräch anzuhören, seinen Senf dazu. „Meine Herren," sprach er, „ihr mögt es mir wohl oder übel aufnehmen, was ich jetzt sagen will; aber die Sache ist die, daß mein Herr Don Quijote so wenig verzaubert ist wie meine Mutter. Er ist bei völligem Verstande, ißt und trinkt und verrichtet seine Notdurft, wie alle andern Menschen, und grade wie er's gestern that, ehe sie ihn in diesen Käfig sperrten. Wie wollten sie mir nun bei so bewandten Umständen weismachen, er sei verhext? Als wenn ich nicht oft genug gehört hätte, daß die Verzauberten weder essen noch trinken, weder schlafen noch reden; und mein Herr wird euch mehr schwatzen als ein halb Schock Advokaten zusammen, wenn man ihm nur seinen Willen läßt." Darauf wandte er sich nach dem Pfarrer um und fuhr fort: „Ah, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! Denken Euer Hochwürden denn, ich kenne Euch nicht? Und meint Ihr, ich merke und errate nicht, wo Ihr mit diesen wunderlichen Verzauberungen hinaus wollt? Ihr müßt aber wissen, daß ich trotz Eurer Verkappung recht wohl weiß, wer Ihr seid, und daß ich Eure Streiche wohl merke, Ihr mögt sie verstecken, wie Ihr wollt. Genug, wo der Neid wuchert, da kann das Verdienst nicht aufkommen, und wo der Geiz zu Hause ist, da muß man keine Freigebigkeit suchen. Hol's der Teufel! wenn Euer Hochwürden nicht gewesen, wäre mein Herr zu dieser Stunde schon mit der Prinzessin Mikomikona verheiratet, und ich wäre mindestens schon Graf; denn weniger könnt' ich weder von der Güte meines Herrn

von der traurigen Gestalt, noch von der Größe meiner Verdienste erwarten. Aber ich merkte wohl, wie wahr es ist, daß das Glücksrad, wie man zu sagen pflegt, sich schneller dreht als das Mühlrad, und wer gestern oben auf war, liegt heute auf der Nase. Es ist mir nur leid um Frau und Kinder, denn während sie doch erwarten konnten und sollten, ihr Vater werde als Statthalter einer Insel oder als Vicekönig eines Reiches zu ihren Thoren einziehen, werden sie ihn als Stallknecht wieder herankommen sehen. Ich will das alles nur darum gesagt haben, Herr Pfarrer, um Euer Hochwürden die üble Behandlung, die Ihr meinem Herrn anthut, aufs Gewissen zu binden, und damit Ihr Euch in acht nehmt, daß Euch Gott in jenem Leben für diese Einkerkerung meines Herrn nicht zur Verantwortung zieht und es Euch nicht entgelten läßt, daß mein Herr Don Quijote, so lange er gefangen sitzt, so manchen Leuten nicht helfen und Gutes thun kann."

„Ei seht mal an!" rief der Barbier. „Sancho, gehört Ihr also auch zu der Brüderschaft Eures Herrn? Bei Gott, ich sehe, es thut Euch not, daß Ihr ihm in dem Käfig Gesellschaft leistet und ebenso verzaubert werdet wie er, da Ihr Euch von seinen Grillen und seiner Ritterseuche habt anstecken lassen. Zu Eurem Unglück laßt Ihr Euch durch seine Versprechungen verführen und geht mit Gedanken an die Insel schwanger, die Euch im Kopfe spukt."

„Ich gehe mit nichts schwanger," antwortete Sancho, „und bin auch nicht der Mann, der sich von irgend jemand schwängern ließe, und wäre es der König selbst; denn wenn ich auch arm bin, so bin ich doch ein alter Christ und keinem Menschen etwas schuldig. Wenn ich mir Inseln wünsche, so wünschen sich andere Leute noch weit Schlimmeres. Wie man sich bettet, so schläft man, und da ich ein Mann bin, kann ich auch Papst, wieviel mehr Statthalter einer Insel werden, zumal mein Herr so viele erobern wird, daß er nicht weiß, wo er damit bleiben soll. Seht zu, Herr Barbier, was Ihr

redet; denn mit dem Bartscheren allein ist es nicht genug; man muß auch einen Unterschied zwischen Peter und Peter zu machen wissen. Ich sage das nur, weil wir uns alle kennen und ich mir nichts weismachen lasse. Was die Bezauberung meines Herrn betrifft, so weiß Gott, was daran ist, und dabei mag's bleiben; denn je mehr man in den Kot tritt, desto mehr besudelt man sich."

Der Barbier mochte Sancho nicht weiter antworten, damit er nicht in seiner Einfalt alles verriete, was er und der Pfarrer gern geheimhalten wollten. Wegen eben dieser Besorgnis hatte auch der Pfarrer inzwischen den Domherrn gebeten, mit ihm ein wenig vorauszureiten, da er ihm das Geheimnis wegen des Gefangenen entdecken und ihm noch andere Dinge erzählen wollte, die ihm Vergnügen machen würden. Der Domherr war es zufrieden und ritt nebst seinen Bedienten mit ihm voraus. Er hörte mit Aufmerksamkeit alles an, was ihm der Pfarrer von Don Quijotes Charakter, Lebensweise, Thorheiten und Gewohnheiten erzählte; mit wenigen Worten teilte er ihm mit, wie und wodurch er zuerst auf seine Schwärmerei verfallen und was ihm alles begegnet sei, bis man ihn jetzt in diesen Käfig gesperrt; auch verschwieg er ihm nicht, daß sie die Absicht hätten, ihn nach Hause zu bringen, um zu versuchen, ob man auf irgend eine Art ein Mittel gegen seine Thorheit finden könnte. Der Domherr und seine Leute wunderten sich jetzt noch mehr, als sie Don Quijotes sonderbare Geschichte hörten, und der Domherr sagte: „In der That, Herr Pfarrer, ich meinerseits finde, daß die sogenannten Ritterbücher staatsgefährlich sind, und obgleich ich mich durch Langeweile und den jetzt herrschenden verkehrten Geschmack habe verleiten lassen, in den meisten, die herausgekommen sind, zu blättern, so habe ich mich doch nie überwinden können, nur eines derselben von Anfang bis zu Ende durchzulesen; denn bis auf geringfügige Unterschiede scheinen sie mir alle denselben Inhalt zu haben, und man findet in dem einen weder mehr noch weni-

ger als in dem andern. Meiner Meinung nach gehört diese Art Schreiberei und Dichterei in dieselbe Klasse mit den sogenannten milesischen Fabeln, und sie enthalten wie diese lauter ungereimte Geschichten, die nichts als Zeitvertreib und nicht die geringste Belehrung gewähren, wogegen lehrreiche Erzählungen nicht bloß unterhalten, sondern auch aufklären. Doch gesetzt auch, daß solche Bücher bloß zur Unterhaltung dienen sollen, so weiß ich nicht, wie sie auch nur diesen Zweck erreichen können, da sie von sinnlosen albernen Tollheiten wimmeln; denn das Vergnügen, für welches unser Geist empfänglich ist, muß aus der Schönheit und Harmonie hervorgehen, die er in den Dingen entdeckt, welche ihm entweder die Augen oder die Einbildungskraft vorführt; während alles, was aus Mißverhältnis und Häßlichkeit zusammengesetzt ist, uns unmöglich Vergnügen gewähren kann. Welche Schönheiten und welche Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen und des Ganzen mit dem Einzelnen kann man aber in einem Buch oder in einer Dichtung erwarten, in welcher ein Knabe von sechzehn Jahren einen Riesen, der so groß ist wie ein Turm, mit einem Hiebe mitten voneinander haut, als wäre er von Butterteig? Und wie machen sie es, wenn sie uns eine Schlacht schildern, in welcher das feindliche Heer angeblich eine Million Krieger stark ist? Der Held des Buches braucht sich ihm nur entgegenzustellen, so müssen wir wohl oder übel glauben, daß er lediglich durch die Kraft seines tapfern Armes den Sieg davongetragen! Und was sollen wir zu dem Leichtsinn sagen, mit welchem die Erbin eines Königreichs oder Kaisertums sich einem unbekannten fahrenden Ritter in die Arme wirft? Welcher Kopf, der nicht völlig roh und ungebildet ist, kann seinen Widerwillen über den Unsinn unterdrücken, wenn er liest, daß ein großer Turm voll Ritter über das Meer fährt wie ein Schiff unter Segel; daß er heute Abend noch fest auf seinem Platz in der Lombardei steht und morgen früh im Lande des Priesters Johannes von Indien landet oder in einem andern Lande,

das weder ein Ptolemäus beschrieben noch ein Marco Polo gesehen hat? Wollte man mir dagegen einwenden, daß die Verfasser solcher Bücher sie für nichts andres, als für Fabeln ausgeben und daß sie folglich nicht verpflichtet sind, im Punkte der Wahrheit skrupulös zu sein, so würde ich antworten, daß eine Erdichtung nur dann gefallen kann, wenn sie mit der Wahrheit einige Aehnlichkeit hat, und um so angenehmer wird, je mehr sie sich dem Möglichen und Wahrscheinlichen nähert. Die fabelhaften Geschichtchen müssen sich dem vernünftigen Leser dadurch empfehlen, daß sie dem Unmöglichen einen Anschein von Möglichkeit geben, das Erhabene und Wunderbare nicht übertreiben und abwechselnd Verwunderung, Staunen, Schrecken und Vergnügen erregen, jedoch so, daß die Verwunderung des Lesers beständig mit seiner Unterhaltung gleichen Schritt hält. Dieses Resultat vermag aber derjenige nicht zu erreichen, der die Wahrscheinlichkeit und die Nachahmung des Natürlichen aus den Augen setzt, worin eben die Vollendung eines Werkes besteht. Ich habe noch keine einzige Rittergeschichte gefunden, in welcher der Körper der Fabel mit allen seinen Gliedern ein zusammenhängendes Ganze bildete, so daß die Mitte dem Anfang und das Ende dem Anfang und der Mitte entspräche. Alles ist vielmehr aus solch fremdartigen Teilen zusammengesetzt, als hätte man sich mehr bemüht, eine Schimäre oder ein anderes Ungeheuer zu schaffen, als ein wohlgestaltetes Bild zu liefern. Außerdem ist der Stil der Verfasser gewöhnlich hart und trocken, ihre Großthaten sind unglaublich, ihre Liebesgeschichten unzüchtig, ihre Artigkeiten linkisch, ihre Beschreibungen von Schlachten weitschweifig, ihre Gespräche albern und schleppend, ihre Entwicklung ungereimt; mit einem Wort, es fehlt ihnen durchgängig so sehr an Geschmack und Kunst, daß sie als nichtsnutziges Volk aus der christlichen Republik verbannt zu werden verdienen."

Der Pfarrer, der dem Domherrn mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte, hielt ihn für einen verständigen

Mann, der sich über seinen Gegenstand sehr richtig ausdrückte. Er verhehlte ihm daher nicht, daß er ganz seiner Meinung sei und denselben Haß gegen die Ritterbücher hege; darum habe er auch fast die ganze Sammlung Don Quijotes, die ziemlich umfangreich gewesen, verbrannt. Bei dieser Gelegenheit erzählte er ihm, wie er Gericht über sie gehalten, welche er zum Feuer verdammt und welchen er das Leben geschenkt habe, worüber der Domherr nicht wenig lachen mußte. Dieser setzte jedoch hinzu, so viel Böses er auch von den Ritterbüchern gesagt, so habe er doch auch eine gute Seite an ihnen gefunden: sie gäben nämlich einem scharfsinnigen Kopfe Gelegenheit, sich zu zeigen, denn sie böten ihm ein weites Feld, um ohne Zwang seiner Feder freien Lauf zu lassen; bald Schiffbrüche, Stürme, Schlachten und Fehden zu beschreiben, bald das Bild eines tapfern Feldherrn zu entwerfen und alle erforderlichen Eigenschaften desselben zu schildern, nämlich Klugheit, um den Absichten des Feindes zuvorzukommen und sie zu vereiteln, Beredsamkeit, um seine Soldaten anzufeuern oder aufzuhalten, Bedachtsamkeit in seinen Ratschlägen, Schnelligkeit in der Ausführung derselben, Beharrlichkeit im Ausdauern und Tapferkeit im Angriff; bald gebe es eine rührende oder traurige Geschichte, bald eine angenehme oder überraschende Begebenheit zu erzählen; hier eine liebenswürdige Dame, geschmückt mit allen Reizen des Geistes und des Körpers zu schildern; dort einen tapfern Rittersmann voll Anstand, Edelmut und guter Sitte; dort wieder einen wilden ungestümen Eisenfresser zu beschreiben, oder zu einer andern Zeit einen tapfern, leutseligen und klugen Fürsten, treue Unterthanen und erhabene, wohlthätige Herren; bald kann er sich als Sternkundiger, als Welt- und Erdbeschreiber, bald als Musiker, bald als Staatsmann zeigen; ja wenn ihn die Lust ankommt, kann er sich auch als Schwarzkünstler geltend machen. Er kann die Verschlagenheit eines Odysseus, die Frömmigkeit eines Aeneas, die Tapferkeit eines Achilles, den jähen Tod eines Hektor,

die Falschheit eines Sinon, die Freundschaft eines Eurhalus, die Freigebigkeit eines Alexander, den Mut eines Cäsar, die Güte und Redlichkeit eines Trajan, die Treue eines Zopyrus oder die Weisheit eines Cato — kurz all diejenigen Eigenschaften darstellen, welche einen Mann groß und berühmt machen, sei es, daß er sie alle auf einen einzigen vereinigt, sei es, daß er sie unter mehrere verteilt. Geschieht dies in einem gefälligen Stile und sinnreicher Erfindung, die sich soviel möglich der Wahrscheinlichkeit nähert, so wird er sicherlich ein Gemälde liefern, das aus mancherlei reichhaltigem Stoff zusammengesetzt und, wenn es fertig ist, eine solche Vollkommenheit und Schönheit zeigen wird, daß er den löblichsten Zweck erreicht, den ein Schriftsteller sich setzen kann, nämlich, wie bereits gesagt, zugleich zu belehren und zu unterhalten. Denn die zwanglose Art solcher Schriften erlaubt dem Verfasser, sich als epischer, lyrischer, tragischer oder komischer Schriftsteller zu zeigen und sein Werk mit allen Schönheiten der Poesie und Beredsamkeit auszustatten, denn das epische Gedicht kann sowohl in Prosa wie in Versen geschrieben werden."

Achtundvierzigstes Kapitel.

Worin der Domherr fortfährt über die Ritterbücher zu reden, nebst andern seines Verstandes würdigen Dingen.

„Euer Hochwürden, Herr Domherr, haben ganz recht," sagte der Pfarrer, „und eben deshalb verdienen die Verfasser solcher Bücher um so mehr Tadel, je weniger sie bisher weder auf den gesunden Menschenverstand, noch auf die Regeln der Kunst Rücksicht genommen haben, durch deren Befolgung sie sich mit ihrer Prosa ebenso berühmt machen konnten, als es die beiden Fürsten griechischer und römischer Dichtkunst in Versen geworden sind."

„Ich selbst," erwiderte der Domherr, „bin wirklich einmal in Versuchung geraten, eine Rittergeschichte zu schreiben und alle Regeln, die ich angeführt habe, dabei zu beobachten.

Ich hatte schon mehr als hundert Seiten geschrieben, und um zu erfahren, ob der Versuch den aufgestellten Grundsätzen entspräche, las ich ihn nicht nur einigen gelehrten und verständigen Liebhabern solcher Werke vor, sondern auch unwissenden Leuten, die nur an abenteuerlichen Possen Geschmack finden; und bei allen fand ich den erwünschten Beifall. Nichtsdestoweniger legte ich meinen Versuch wieder beiseite, teils weil es mir schien, daß dergleichen Arbeiten meinem Stande nicht ganz angemessen seien, teils weil ich bedachte, daß die Zahl der einfältigen Leser die Zahl der verständigen weit überwiegt; und obwohl das Lob der wenigen Vernünftigen eine genügende Entschädigung gewährt für den Tadel einer Menge von Narren, so mochte ich mich doch dem schwankenden Urteil dieser eitlen Thoren nicht aussetzen, die doch den Hauptbestandteil der Leser solcher Bücher bilden. Mein Entschluß, die Feder niederzulegen und meine Absicht aufzugeben, ward jedoch hauptsächlich durch eine Betrachtung veranlaßt, welche mir die Lustspiele an die Hand gaben, die man heutigestags aufführt. Ich dachte nämlich: die Stücke, die man jetzt giebt, sie mögen eine fabelhafte, oder eine wirkliche Begebenheit zum Gegenstande haben, enthalten durchgängig oder doch größtenteils nichts als handgreiflichen Unsinn und Geschwätz, das weder Kopf noch Fuß hat, und das Publikum hört sie dennoch mit Vergnügen und lobt sie als wahre Meisterwerke. Sie taugen zwar nichts, allein die Verfasser und die Schauspieler sagen uns, daß sie so sein müssen, weil das Publikum sie so und nicht anders verlangt, und daß diejenigen, welche ihre Fabel streng nach den Regeln der Kunst durchführen, zwar den Beifall einiger wenigen Kenner ernten, daß aber alle übrigen Zuschauer, welche nichts davon verstehen, von ihrem Gastmahle nüchtern wieder weggehen; und daß sie es daher geratener finden, von dem großen Haufen ihr Brot, als von einigen wenigen Beifall zu verdienen. Auf diese Weise würde mir mein Buch vielleicht zur Makulatur, und am Ende der vielen Nachtwachen, die es

mir gekostet hätte und aller meiner Mühe, den Regeln treu zu bleiben, könnte es mir gehen wie jenem Schneider, der umsonst arbeitete und den Zwirn in den Kauf gab. Ich habe zwar bisweilen die Schauspieler zu überzeugen versucht, daß sie sich in der bisher gehegten Ansicht täuschen, daß sie mehr Zulauf haben und mehr Beifall finden würden, wenn sie Schauspiele aufführten, welche die Anforderungen der Kunst befriedigen, als wenn sie Unsinn auf die Bühne bringen; allein sie bestehen so steif auf ihrem Wahn, daß keine Beweise oder Vernunftgründe sie davon abbringen können. Einst sagte ich zu einem von diesen Starrköpfen: „Habt Ihr schon vergessen, daß vor einigen Jahren drei Trauerspiele hier in Spanien aufgeführt wurden, die einen berühmten Dichter unsres Landes zum Verfasser hatten und die von jedem, der sie sah, gelobt und bewundert wurden, von Gelehrten und Ungelehrten, Kennern und Nichtkennern, und daß diese drei Stücke den Schauspielern mehr Geld einbrachten als dreißig der besten, die man seitdem auf die Bühne gebracht hat!" — „Ihr meint ohne Zweifel die Isabella, die Phyllis und die Alexandra," erwiderte der Schauspieler. — „Eben diese mein' ich," gab ich ihm zur Antwort. „Sagt mir nun selbst, ob in ihnen die Regeln der Kunst genau beobachtet sind und ob dies ihnen geschadet oder den allgemeinen Beifall, mit welchem sie aufgenommen wurden, im geringsten geschwächt hat? Es ist folglich nicht die Schuld des Publikums, das Unsinn verlangt, sondern die Schuld derjenigen, welche ihm nichts Besseres zu geben wissen. In dem bestraften Undank, in der Numancia, in dem verliebten Kaufmann und in der wohlwollenden Feindin ist ebenfalls kein Unsinn zu finden, so wenig als in manchen andern Stücken, die ihren geschickten Verfassern Ruhm und Ehre und den Schauspielern Geld eingebracht haben." Ich führte noch andre Gründe an, welche, wie es schien, zwar hinreichten, ihn in Verlegenheit zu setzen, aber nicht, ihn zu überzeugen und ihm seinen Wahn zu benehmen."

„Euer Hochwürden," sagte jetzt der Pfarrer, „ist hier auf eine Materie gekommen, die bei mir einen alten Groll rege macht, den ich gegen die heutigen Schauspieler gefaßt habe, und der nicht geringer ist als mein Widerwille gegen die Ritterbücher: denn während, wie Cicero sagt, die Bühne ein Spiegel des menschlichen Lebens, ein Muster der Sitten und ein Bild der Wahrheit sein soll, sind die jetzigen Stücke nichts als Spiegel des Tollhauses, Beispiele der Thorheit und Ueppigkeit und Bilder der Unsittlichkeit. Kann man sich in dem Fache, von welchem wir sprechen, etwas Unsinnigeres denken, als wenn man im ersten Akt eines Stücks ein Kind in Windeln auf die Bühne bringt und es im zweiten schon als einen bärtigen Mann auftreten läßt? Kann etwas alberner sein, als wenn man uns einen zitternden Greis als einen gewaltigen Helden, einen Jüngling als einen feigen Hasen, einen Lakaien als einen großen Redner, einen Pagen als Ratgeber, einen König als Lastträger und eine Prinzessin als Aschenbrödel darstellt? Was soll ich von der Beobachtung der Zeit sagen, in welcher die Handlungen, welche dargestellt Schauspiele gesehen habe, in welchen der erste Akt in Europa werden, geschehen können oder geschehen konnten, da ich beginnt, der zweite die Handlung in Asien fortführt und der dritte sie in Afrika schließt? Wäre noch ein vierter Akt dagewesen, so würde das Spiel vermutlich in Amerika aufgehört haben, um uns in allen vier Teilen der Welt herumzuführen. Wenn eine richtige Nachahmung ein wesentliches Erfordernis bei einem Schauspiel ist, wie kann denn auch nur der mittelmäßigste Kopf es mit Geduld ansehen, wenn man in einer Handlung, die in die Zeiten Pipins und Karls des Großen fällt, den Kaiser Heraklius, der mit dem Kreuze nach Jerusalem kommt und das heilige Grab erobert, wie Gottfried von Bouillon, als Hauptperson auftreten läßt, da doch zwischen ihnen eine bedeutende Zahl von Jahren verflossen ist? Oder wenn man in ein Stück, das lediglich auf Erfindung beruht, geschichtliche Thatsachen und Brocken von

Ereignissen hineinmengt, die sich zu verschiedenen Zeiten und mit ganz andern Personen zugetragen haben, und wenn das alles ohne den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit, durch die offenbarsten und unverzeihlichsten Mißgriffe zusammengestoppelt wird? Das schlimmste dabei ist, daß sich Dummköpfe genug finden, welche behaupten, gerade das sei das Vollendete, und alles was dagegen eingewandt wird, sei einfach Silbenstecherei. Und wenn wir nun noch die geistlichen Schauspiele betrachten, wie viele erdichtete Wunder, wie viele untergeschobene oder mißverstandene Thatsachen werden da nicht aufgetischt und dem einen Heiligen die Wunder zugeschrieben, die der andere verrichtet hat? Ja man scheut sich nicht, selbst in weltlichen Stücken Wunder einzuflechten, aus keiner andern Ursache, als weil man meint, daß hier oder da ein Wunder oder eine Erscheinung Effekt machen werde, wie man es nennt, damit die Einfältigen erstaunen können und in die Komödie laufen. Mit all diesen Dingen versündigt man sich an der Wahrheit, verstümmelt die Geschichte und macht dem Geschmack der Spanier Schande; denn die Ausländer, welche sehr genau die Gesetze des Dramas beobachten, müssen uns für Barbaren und Unwissende halten, wenn sie sehen, was für tolle und abgeschmackte Stücke wir machen. Es gereicht uns auch nicht zur hinlänglichen Entschuldigung, wenn wir einwenden die Erlaubnis, öffentliche Schauspiele aufzuführen, werde hauptsächlich in der Absicht gegeben, dem Volke eine anständige Erholung zu verschaffen, um es von den Ausschweifungen abzuhalten, welche der Müßiggang zu veranlassen pflegt: da nun dieser Zweck ebensowohl durch schlechte oder mittelmäßige als durch gute Schauspiele erreicht werde, so sei es nicht nötig, die Schriftsteller und Schauspieler an strenge Regeln und Vorschriften zu binden, wie sie schreiben und spielen sollen, da ja, wie gesagt, durch derartige Stücke der beabsichtigte Zweck vollkommen erreicht werde. Darauf würde ich antworten, daß der Zweck ohne allen Vergleich besser

durch gute, als durch schlechte Schauspiele erreicht würde. Denn in einem kunstvoll aufgebauten und gut geschriebenen Lustspiele wird der Zuschauer durch Witz belustigt, durch Wahrheiten belehrt und durch unerwartete Ereignisse überrascht; er wird durch vernünftige Urteile aufgeklärt, vor Betrügerei gewarnt und durch Beispiele gewitzigt; er lernt das Laster hassen und die Tugend lieben. Alle diese Wirkungen muß ein gutes Schauspiel unfehlbar bei dem dümmsten und einfältigsten Zuschauer hervorbringen, und es ist daher schlechterdings unmöglich, daß das Schauspiel, das all diese verschiedenen Eigenschaften in sich vereinigte, nicht erheitern und unterhalten sollte, und zwar in weit höherm Grade als diejenigen, bei welchen man alle jene Eigenschaften vermißt, was bei den meisten heutigen Stücken in der That der Fall ist. Die Schuld liegt nicht immer an den Verfassern, unter welchen es viele giebt, welche sehr wohl wissen, woran es ihren Stücken fehlt und was sie thun müßten, um sie besser zu machen. Sie beklagen sich aber nicht ohne Grund darüber, daß die Schauspiele eine Art von Handelsware geworden sind; daß die Schauspieler sie gar nicht nehmen, wenn sie nicht nach dem gewöhnlichen Schnitte gemacht sind, und daß somit der Dichter sich nach der Laune derjenigen richten müsse, die ihm seine Arbeit bezahlen. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet aus einer Menge von Schauspielen hervor, die einer der vortrefflichsten Köpfe unsres Landes geschrieben und mit so viel Eleganz, Witz, Anmut des Verses, funkelnden Dialogen, trefflichen Reden und gewichtigen Sentenzen, kurz mit einer solchen Fülle von Beredsamkeit und einer solchen Reinheit und Erhabenheit des Stils ausgestattet hat, daß die Welt voll seines Ruhmes ist. Und dennoch hat auch dieser nicht in all seinen Stücken, sondern nur in einigen derselben, nach dem höchsten Ziele der Vollkommenheit streben können, weil er sich nach dem Geschmack der Schauspieler richten wollte und mußte. Andere schreiben so keck und unvorsichtig, daß die Schauspieler bisweilen nach der

ersten Vorstellung eines Stücks flüchtig werden müssen, um den Strafen zu entgehen, welche sie befürchten mußten, weil sie Dinge auf die Bühne brachten, wodurch sie der Ehre dieses oder jenes Königs, dieser oder jener vornehmen Familie zu nahe traten. All dieser Unfug und noch viele andre Mißbräuche, die ich nicht anführen will, könnten vermieden werden, wenn in der Residenz ein einsichtsvoller und gescheiter Mann angestellt würde, der alle Schauspiele, ehe man sie aufführte, vorher prüfen müßte, und zwar nicht nur diejenigen, welche in der Hauptstadt gegeben würden, sondern auch alle die, welche auf den übrigen spanischen Bühnen aufgeführt werden sollten. Ohne die Genehmigung, das Siegel und die Unterschrift dieses Censors dürfte dann keine Ortsobrigkeit die Aufführung irgend eines Schauspiels erlauben. So würden die Schauspieler genötigt sein, die neuen Stücke jedesmal zur Beurteilung einzusenden und könnten sie dann ohne Besorgnis aufführen, und die Verfasser würden mehr Sorgfalt und Fleiß auf ihre Arbeiten verwenden, da sie wüßten, daß ihre Werke die strenge Prüfung eines sachkundigen Mannes zu bestehen hätten. Auf diese Weise würden wir gute Schauspiele bekommen und der Zweck, dem sie dienen sollen, würde glücklich erreicht; das Volk würde ergötzt, die Kenner würden befriedigt, die Schauspieler genössen Vorteil und Sicherheit und die Obrigkeit wäre der Mühe überhoben, ihnen zuweilen auf die Finger zu klopfen. Wenn man diesem Mann oder einem andern auch die Censur der neu herauskommenden Ritterbücher auftrüge, so könnte man mit Zuversicht hoffen, einige in derjenigen Vollkommenheit erscheinen zu sehen, wie Euer Hochwürden sie verlangen und wie sie sein müßten, um unsere Sprache mit angenehmen und kostbaren Schätzen der Beredsamkeit zu bereichern. Dann würden die alten Ritterbücher vor dem Glanze der neuen erblassen, und diese würden nicht nur für müßige Leute, sondern auch für die mit ernster Arbeit beschäftigten Männer einen anständigen Zeitvertreib bilden: denn es ist unmög-

lich, daß der Bogen beständig gespannt bleibe, und ebensowenig kann die schwache menschliche Natur ohne erlaubte Erholung aufrecht erhalten werden."

Hier ward das Gespräch zwischen dem Domherrn und dem Pfarrer durch den Barbier unterbrochen, der zu dem Pfarrer kam und sagte: „Hier ist der Platz, Herr Licentiat, wovon ich Euch gesagt habe, daß er für uns am bequemsten sei, um Mittagsruhe zu halten und unsere Ochsen weiden zu lassen."

„Das dünkt mich ebenfalls," sprach der Pfarrer, und auch der Domherr ließ sich gern bereden, ihnen Gesellschaft zu leisten, da ihm der Platz und die Aussicht in ein angenehmes Thal sehr wohl gefielen. Um diese und zugleich die Gesellschaft des Pfarrers, die ihm sehr zusagte, länger zu genießen und um noch mehr von Don Quijotes Thaten zu erfahren, befahl er einigen seiner Leute, nach dem nahe gelegenen Wirtshause zu reiten und Essen für die ganze Gesellschaft zu holen, da er die Mittagsstunden an diesem Orte zubringen wolle. Einer der Bedienten antwortete, der Küchenesel, der schon in dem Wirtshause angelangt sein müsse, sei hinlänglich mit Mundvorrat beladen, und man brauche daher aus dem Wirtshause nichts weiter als Gerste für die Tiere zu holen. „Wenn dem so ist," sprach der Domherr, „so führt nur die andern Tiere dahin und bringt den Packesel wieder hierher."

Sancho nahm inzwischen die Gelegenheit wahr, seinem Herrn ein paar Worte zu sagen, ohne daß der Pfarrer und der Barbier, denen er nicht traute, etwas davon merkten. Er trat an den Käfig, in den sein Herr eingesperrt war und sagte: „Herr Don Quijote, um mein Gewissen zu beruhigen, muß ich Euch sagen, wie es mit Eurer Verzauberung beschaffen ist. Die beiden, die immer um Euch her sind und die Gesichter maskiert haben, sind der Pfarrer und der Barbier unsers Ortes, und ich glaube, daß sie den Plan, Euch zu entführen, bloß darum ins Werk gesetzt haben, weil sie neidisch

darüber sind, daß Ihr's mit Euern rühmlichen Thaten ihnen soweit zuvorthut. Wenn's damit seine Richtigkeit hat, so folgt daraus, daß Ihr nicht verzaubert seid, sondern hintergangen und gefoppt. Zum Beweis dessen erlaubt mir eine Frage, und wenn Ihr mir diese so beantwortet, wie ich glaube, daß Ihr sie mir beantworten müßt, so werdet Ihr den Betrug mit Händen greifen und sehen, daß Ihr nicht verzaubert, sondern verrückt seid."

„Frage was du willst, mein Sohn Sancho," sprach Don Quijote; „ich will dir Antwort und Auskunft über alles geben, was du begehrst. Was aber deine Behauptung betrifft, daß die beiden, die hier um uns sind, der Pfarrer und der Barbier, unsere Nachbarn und Bekannten seien, so mag es dir wohl so scheinen, als ob sie es selbst wären; daß sie es aber wirklich und in der That sind, das bilde dir nur ja nicht ein, sondern sei versichert, daß es dir nur so vorkommt und daß diejenigen, die mich verzaubert, vermutlich ihr Aussehen und ihre Gestalt angenommen haben; denn es ist den Zauberern etwas Leichtes, jede Gestalt, die ihnen gerade in den Wurf kommt, anzunehmen; und sie werden sich wohl in diese unsere Freunde verwandelt haben, bloß um dich zu verleiten, sie wirklich für diese zu halten und dich in ein Labyrinth von Vermutungen zu verwickeln, aus dem du nicht mehr herauskommst, selbst wenn du den Faden des Theseus zur Verfügung hättest. Vielleicht wollten sie mich auch selbst dadurch irre machen, damit ich nicht errate, wer mir diese Streiche spielt. Denn wenn du mir auf der einen Seite sagst, daß der Pfarrer und der Barbier aus unserm Dorfe mich begleiten, und ich andrerseits bedenke, daß ich in diesem Käfig sitze und überzeugt bin, daß nicht menschliche, sondern nur übernatürliche Kräfte mich in denselben hineinbannen konnten: was kann ich da anderes sagen oder denken, als daß die Art und Weise meiner Verzauberung alles übertrifft, was ich je in meinem Leben von verzauberten fahrenden Rittern gelesen habe? Du kannst dich also bestimmt darauf

verlassen, daß sie so wenig diejenigen sind, wofür du sie hältst, als ich ein Türke bin. Was übrigens die Fragen betrifft, die du mir vortragen willst, so rede nur; ich werde dir auf alles antworten, und solltest du auch bis morgen früh fragen."

„Heilige Mutter Gottes!" rief Sancho, „ist's möglich, Herr, daß Ihr einen so harten Kopf und so wenig Hirn habt, daß Ihr nicht begreift, es ist die reine Wahrheit, was ich Euch sage, und daß an Eurer Gefangenschaft und Euern Widerwärtigkeiten mehr die Bosheit als die Hexerei Anteil hat! Da dem nun aber so ist, will ich Euch handgreiflich beweisen, daß Ihr nicht verzaubert seid. Denn sagt mir, so wahr Ihr wünscht, daß Gott Euch aus dieser Trübsal erlösen und Euch, ehe Ihr's vermutet, in die Arme unsers gnädigen Fräuleins Dulcinea führen möge . . ."

„Höre auf mich zu beschwören," sagte Don Quijote, „und rücke heraus mit deinen Fragen. Ich habe dir ja schon versprochen, dir ausführlich und pünktlich zu antworten."

„Das bitt' ich mir auch aus," sprach Sancho. „Sagt mir also ohne Zusatz und Hinterhalt auf meine Frage die reine Wahrheit, so wie ein jeder sie sagt, und sagen soll, der sich dem Waffenhandwerk widmet, wie Euer Gnaden sich ihm widmet unter dem Titel eines fahrenden Ritters . . ."

„Ich sage ja, daß ich dir durchaus nichts vorlügen will," sprach Don Quijote. „Laß mich endlich hören, was du fragen willst; denn wahrlich, ich bin deiner Vorreden, Bitten und Bedingungen schon müde, Sancho."

„Nun, ich bin von der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe meines Herrn überzeugt," erwiderte Sancho. „Um also der Sache auf den Grund zu kommen, so frag' ich mit allem Respekt und aller Hochachtung, ob Euer Gestrengen, seitdem man Euch eingekäfigt, oder wie Ihr meint, in diesen Käfig hineingezaubert hat, schon Trieb und Neigung verspürt haben, dick oder dünn zu machen, wie man wohl zu sagen pflegt?"

„Ich verstehe nicht, Sancho, was du mit dick oder dünn meinst. Erkläre dich deutlicher, wenn du willst, daß ich dir aufrichtig antworte."

„Ist's möglich," sprach Sancho, „daß Euer Gnaden nicht wissen, was dick oder dünn machen heißt! Das weiß ja ein jedes Kind in der Schule! Nun, so wißt denn, daß ich sagen wollte, ob Euch noch nicht die Lust angekommen ist, zu gehen, wohin man keinen andern schicken kann?"

„Ah so! Nun versteh' ich dich, Sancho," antwortete Don Quijote. „Ja freilich ist sie mir schon oftmals angekommen, und eben jetzt wieder. Hilf mir schleunigst aus der Gefahr, wenn es noch reinlich abgehen soll."

Neunundvierzigstes Kapitel.

Enthält das kluge Gespräch Sancho Panzas mit seinem Herrn Don Quijote.

„Aha! jetzt hab' ich Euch gefangen," sprach Sancho. „Das war's, was ich für mein Leben gern wissen wollte. Nun wohl, gnädiger Herr, könnt Ihr nun leugnen, daß man gewöhnlich zu sagen pflegt, wenn jemand nicht bei guter Laune ist: Ich weiß nicht, was dem Menschen fehlt, er ißt nicht, er trinkt nicht, er schläft nicht, er antwortet auf alles verkehrt; er muß wohl behext sein. Daraus kann man abnehmen, daß diejenigen behext sind, die nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen und die natürlichen Dinge nicht verrichten, die ich erwähnte. Nicht aber diejenigen, welche Lust zu dem haben, was Euer Gnaden will; die trinken, wenn man etwas giebt, essen, wenn sie etwas haben, und auf alles antworten, wenn man sie fragt."

„Du hast recht, Sancho," antwortete Don Quijote; „aber ich habe dir schon gesagt, daß es mancherlei Arten von Verzauberungen giebt, und es könnte wohl sein, daß sich im Lauf der Zeit manches verändert hätte und daß also jetzt die Mode wäre, daß die Verzauberten heutigestags alles thun, was ich thue, wenn sie es auch früher nicht gethan haben. Man darf

also über die Gebräuche verschiedener Zeiten nicht streiten oder die einen nach den andern beurteilen. Ich weiß und bin überzeugt, daß ich verzaubert bin, und das genügt mir zur Beruhigung meines Gewissens, das sonst großen Anstoß an dem Gedanken nehmen würde, daß ich nicht verzaubert wäre, und dennoch träge und feige in diesem Käfig sitzen bliebe, wodurch ich eine große Anzahl von notleidenden und hilfsbedürftigen Menschen um meinen Schutz und Beistand brächte, die sie gerade in diesem Augenblick auf das schmerzlichste vermissen werden."

„Nichtsdestoweniger," sprach Sancho, „wollt' ich Euch doch geraten haben, zum Ueberfluß und zu Eurer größern Beruhigung zu versuchen, aus diesem Kerker herauszukommen. Was mich betrifft, so mache ich mich verbindlich, Euch dabei mit all meiner Kraft behilflich zu sein, und Euch sogar herauszuziehen. Dann würdet Ihr wieder versuchen, Euern Rosinante zu besteigen, der so schwermütig und niedergeschlagen einhergeht, als wenn er ebenfalls verzaubert wäre. Und wenn dies gethan ist, so könnten wir es noch einmal versuchen, auf Abenteuer auszugehen; glückt es aber nicht, so wär' es noch immer früh genug, wieder in den Käfig zu kriechen; denn ich verspreche Euch als ehrlicher und getreuer Schildknappe, mich mit Euch einzusperren, falls Euer Gnaden so unglücklich, oder ich so ungeschickt wäre, daß uns nicht gelänge, was ich vorschlage."

„Ich bin's gern zufrieden, Bruder Sancho," antwortete Don Quijote, „und wenn du eine gute Gelegenheit wahrnimmst, mich zu befreien, so werde ich dir in allen Punkten folgen. Aber du wirst sehen, Sancho, wie sehr du dich hinsichtlich der Ursache meines Mißgeschickes täuschest."

In dieser Weise unterhielten sich der fahrende Ritter und sein übelgeführter Schildknappe, bis sie an die Stelle kamen, wo der Pfarrer, der Domherr und der Barbier bereits abgestiegen waren und sie erwarteten. Der Fuhrmann machte sofort seine Ochsen los und ließ sie nach Belieben in dem

schönen grünen Thale weiden, dessen Frische alle die zum Genusse einlud, welche nicht wie Don Quijote verzaubert, sondern so klug und aufgeklärt waren wie sein Schildknappe. Dieser bat nunmehr den Pfarrer, er möchte seinem Herrn erlauben, sich auf einige Augenblicke aus dem Käfig zu entfernen, weil sonst das Gefängnis Gefahr liefe nicht so sauber zu bleiben, wie es sich für einen solchen Ritter, wie sein Herr sei, gezieme. Der Pfarrer verstand ihn und sagte, er würde ihm seine Bitte gern gewähren, wenn er nicht befürchten müsse, sein Herr möchte, sobald er sich in Freiheit befände, neue Streiche machen und dahin gehen, wo man ihn nie wieder zu sehen bekomme.

„Ich verbürge mich für seine Flucht," sagte Sancho.

„Und ich ebenfalls," sprach der Domherr, „zumal wenn er mir sein Wort als Ritter giebt, sich ohne unsere Einwilligung nicht von uns zu entfernen."

„Ich gebe es," sagte Don Quijote, der alles gehört hatte; „und zwar um so williger, als ein Verzauberter wie ich nicht mit seiner Person schalten kann, wie er will; denn der, welcher ihn verzaubert hat, kann ja machen, daß er sich drei Jahrhunderte lang nicht von der Stelle rührt, und wenn er auch die Flucht nähme, so könnte jener ihn doch im Fluge wieder zurückbringen. Bei so bewandten Umständen könnt Ihr mich ohne Bedenken loslassen; zumal es zu allseitigem Frommen gereicht; denn wenn man mich nicht hinausläßt, so muß ich euch erklären, daß ich nicht umhin könnte, den Geruchssinn aller Anwesenden in wenig angenehmer Weise zu prickeln, falls sie sich nicht entfernen wollten."

Der Domherr ließ sich von ihm seine Hände — gebunden wie sie waren — darauf geben, und auf sein Ritterwort öffnete man ihm den Käfig. Er empfand eine große Freude, als er sich außerhalb seines Gefängnisses sah. Das erste was er that, war, daß er alle seine Glieder reckte, hierauf ging er zu Rosinante, gab ihm ein paar Schläge mit der flachen Hand auf den Rücken und sagte: „Ich hoffe zu Gott und

seiner gebenedeiten Mutter, du Blume und Spiegel aller edlen Rosse, daß wir uns bald wieder in einer solchen Lage befinden werden, wie wir sie uns wünschen; du mit deinem Herrn auf dem Rücken, und ich im Sattel und in den Bügeln, um dem Berufe nachzugehen, wozu mich der Himmel in die Welt gesandt hat." Mit diesen Worten entfernte er sich mit Sancho und kam bald darauf zurück, sehr erleichtert und mit dem besten Willen, das ins Werk zu setzen, was ihm sein Schildknappe geraten hatte.

Der Domherr sah ihn an und wußte nicht, ob er sich mehr über den hohen Grad seiner Verrücktheit wundern sollte oder über den gesunden Verstand, den er sonst in seinen Reden und Antworten an den Tag legte; denn wie schon oft gesagt, er verlor die Zügel nur dann, wenn er auf das Kapitel von dem Ritterwesen zu sprechen kam. Nachdem sich nun die Gesellschaft im Grase gelagert hatte und auf den Mundvorrat des Domherrn wartete, sagte dieser aus Mitleid zu Don Quijote: „Ist es möglich, mein edler Junker, daß die fade und nichtsnutzige Lektüre der Ritterbücher Euch derart den Kopf zu verdrehen vermochte, daß Ihr glauben könnt, Ihr seid verzaubert, und andere dergleichen Dinge, welche doch der Wirklichkeit so fern liegen als die Lüge der Wahrheit! Wie ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch sich in den Kopf setzen kann, es habe in der Welt jemals diese Unzahl von Amadissen und jene ungeheure Menge von berühmten Rittern, all die Kaiser von Trapezunt, all die Felixmarte von Hyrkanien, all die auf Zeltern herumirrenden Jungfrauen, all die Schlangen, all die Drachen, all die Riesen, all die unerhörten Abenteuer, all die verschiedenen Arten von Verzauberungen, all die Schlachten, all die furchtbaren Zweikämpfe, all die Kleiderpracht, all die verliebten Prinzessinnen, all die zu Grafen erhobenen Schildknappen, all die anmutigen Zwerge, all die Liebesbriefe, all die Artigkeiten, all die kriegerischen Frauen — kurz all diese verrückten Dinge gegeben, welche in den Ritterbüchern zu lesen sind? Ich muß

gestehen, wenn ich solche Sachen lese, so können sie mich wohl so lange unterhalten, als mir nicht einfällt, daß alles Lüge und dummes Zeug ist. Sobald ich aber bedenke, was diese Bücher eigentlich sind, so werfe ich das erste beste von ihnen an die Wand, und ich würde es sogar ins Feuer werfen, wenn ich grade eins in der Nähe hätte, da sie dieses Schicksal alle verdienen, denn sie sind Fälscher und Betrüger; sie sind das Gegenteil von Wahrheit und Natürlichkeit; sie sind die Stifter neuer Sekten und neuer Lebensweisen und verleiten den unwissenden Haufen, all den Unsinn, der in diesen Büchern enthalten ist, für Wahrheit hinzunehmen. Ja ihre Keckheit ist so groß, daß sie sich sogar erkühnen, die Köpfe scharfsinniger und kluger Männer zu verwirren — wie es an dem Einfluß zu sehen ist, den sie auf Euer Gnaden geübt: haben sie Euch doch soweit gebracht, daß man Euch in einen Käfig sperren und auf einem Ochsenkarren wegführen mußte, wie man einen Löwen oder Tiger von einem Ort zum andern führt, um ihn für Geld sehen zu lassen. Lieber Herr Don Quijote, habt Mitleiden mit Euch selbst, kehrt in den Schoß der Vernunft zurück und macht von dem trefflichen Verstand Gebrauch, den der Himmel Euch gnädig verliehen hat, wendet die seltenen Geistesgaben, die Ihr besitzt, anderer Lektüre zu, die Euerm Herzen und Euerm Verstande zum Nutzen und zur Ehre gereichen. Wenn Ihr aber doch aus geborner Neigung Geschichten von ritterlichen Großthaten lesen wollt, nun so nehmt die Heilige Schrift zur Hand und lest das Buch der Richter, in welchem Ihr erhabene Wahrheiten und ebenso wahre, als ruhmreiche Großthaten findet. Lusitanien hatte einen Viriatus, Rom einen Cäsar, Karthago einen Hannibal, Griechenland einen Alexander, Kastilien einen Fernando Gonzalez, Valenzia einen Cid, Andalusien einen Gonzalo Fernandez, Estremadura einen Diego Garcia von Paredes, Xerez einen Garcia Perez von Vargas, Toledo einen Garcilaso, Sevilla einen Manuel von Leon — Männer, deren Geschichten und tapfere Thaten selbst die größten Geister

unterhalten, belehren, ergötzen und in Verwunderung setzen können. Das wäre eine Lektüre, wie sie des hohen Verstandes Euer Gnaden würdig wäre, mein Herr Don Quijote — eine Lektüre, durch welche Ihr belesen in der Geschichte, begeistert für die Tugend, unterrichtet in allem Guten werdet, verfeinert in den Sitten, tapfer ohne verwegen, und kühn ohne feig zu sein; und das alles zur Ehre Gottes, zu Euerm eigenen Nutzen und zum Ruhme der Mancha, von wo Euer Gnaden, wie ich vernehme, herstammt."

Don Quijote hatte den Reden des Kanonikus mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. Als er sah, daß er zu Ende war, blickte er ihm eine Zeitlang ins Gesicht und sagte dann: „Mir scheint, edler Herr, Ihr wollt mir mit Eurer Rede zu verstehen geben, es habe niemals fahrende Ritter in der Welt gegeben, und alle Ritterbücher seien falsch, verlogen, gefährlich für die Sitten und unnütz für den Staat; auch daß ich übel daran gethan, sie zu lesen, und noch übler, ihnen zu glauben, am übelsten aber, sie nachzuahmen, indem ich mir vorgenommen dem beschwerlichen Beruf der fahrenden Ritterschaft mich zu widmen, welcher darin beschrieben wird, ja Ihr leugnet sogar, daß es jemals einen Amadis von Gallien oder von Griechenland gegeben, noch auch all die andern Ritter, von deren Thaten diese Bücher angefüllt sind."

„Buchstäblich so meine ich es, wie Ihr sagt," erwiderte der Domherr.

„Ihr habt ferner behauptet," fuhr Don Quijote fort, „diese Bücher hätten mir großen Schaden gethan, indem sie mir den Kopf verdreht und mich in diesen Käfig gebracht hätten, und ich würde wohlthun, mich zu bessern und etwas anderes zu lesen, nämlich Werke, die mehr Wahrheit enthielten und aus welchen ich mehr Belehrung und Unterhaltung schöpfen könnte."

„So ist es," sprach der Domherr.

„Wohlan!" erwiderte Don Quijote, „ich meinerseits finde, daß Euer Hochwürden der Verrückte und Verzauberte

ist, da Ihr Euch habt beigehen lassen, so viele Schmähungen gegen eine Sache auszustoßen, die so weltkundig ist und so allgemein für wahr gehalten wird, daß derjenige, der sie leugnet, wie Euer Gnaden sie leugnet, dieselbe Strafe verdient, welche Ihr, wie Ihr sagt, über diese Bücher verhängt, deren Lektüre Euch so sehr ärgert. In der That, jemand glauben machen wollen, Amadis habe nie in der Welt existiert, und ebensowenig all die andern abenteuernden Ritter, von denen die Geschichten angefüllt sind — das hieße einem einreden wollen die Sonne leuchte nicht, das Eis sei nicht kalt und man wandle nicht auf der Erde. Welcher vernünftige Mensch in der Welt wird einen andern überreden können, es sei nichts Wahres an der Geschichte der Infantin Floripes und des Ritters Guy von Burgund, oder an dem Abenteuer des Fierabras bei der Brücke von Mantible, welches zur Zeit Karls des Großen sich ereignete? Ich schwöre bei diesem und jenem, das ist so wahr als es jetzt heller Tag ist! Wenn diese erlogen sind, so ist es auch nicht wahr, daß es einen Hektor, einen Achilles, einen trojanischen Krieg, zwölf Paire von Frankreich und einen König Arthur von England gegeben, der noch bis auf diesen Tag als Rabe verwandelt umherfliegt und den seine Unterthanen täglich und stündlich zurück erwarten. Man wird mir am Ende auch noch sagen wollen, die Geschichte vom Guarino Mezquino und die Aufsuchung des heiligen Graal sei ebenfalls erlogen; und die Liebesgeschichten des Tristan und der Königin Isolde, so wie die der Königin Ginebra und des Lanzelot seien apokryph, da es doch Leute giebt, die sich fast noch erinnern, Frau Quintannona gesehen zu haben, welche die beste Mundschenkin war, die es in Großbritannien je gegeben. Dies ist so gewiß wahr, daß ich selbst mich noch sehr wohl erinnere, wie meine Großmutter väterlicherseits zu mir zu sagen pflegte, wenn sie eine ehrbar verschleierte Dame sah: „Diese, mein lieber Enkel, sieht ganz so aus, wie Frau Quintannona;“ woraus ich schließe, daß sie sie gekannt oder

wenigstens ihr Bildnis irgendwo gesehen haben muß. Und wer kann leugnen, daß die Geschichte Peters und der schönen Magelone wahr ist, da man doch noch bis auf den heutigen Tag in dem königlichen Zeughause den Zapfen zeigt, mit welchem der tapfere Peter das hölzerne Pferd regierte, auf dem er durch die Luft ritt, ein Zapfen, der noch etwas länger ist als eine Wagendeichsel. Und neben dem Zapfen hängt der Sattel des Babieka, und in der Schlucht von Ronceval sieht man noch Rolands Hifthorn, das so groß ist, wie ein tüchtiger Balken. Daraus folgt offenbar, daß es zwölf Paire von Frankreich, einen Peter und eine Magelone, einen Cid und andere Ritter dieser Art gegeben hat, die, wie die Leute sagen, auf Abenteuer auszogen. Wo nicht, so leugne man mir auch, daß der tapfere Lusitanier Juan von Merlo ein fahrender Ritter gewesen, der nach Burgund zog und sich in der Stadt Arras mit dem berühmten Herrn von Charni, genannt Moses Peter, und hernach in der Stadt Basel mit Moses Heinrich von Remestan schlug, aus welchen beiden Kämpfen er als Sieger und ruhmbedeckt hervorging. Oder leugnet mir einmal die Abenteuer und Zweikämpfe, die in Burgund unsere tapfern Landsleute Pedro Barba und Gutierre Quijada bestanden, von dessen Geschlecht ich in gerader männlicher Linie abstamme, und die Söhne des Grafen von San Polo besiegten. Sagt mir auch, Don Fernando von Guevara sei nicht nach Deutschland auf Abenteuer gezogen und habe nicht mit Herrn Görgen, einem Ritter aus dem Hause des Herzogs von Oesterreich, gekämpft. Endlich könnt Ihr mir auch sagen, die Turniere des Suero von Quinones und der Kampf des Moses Luis von Falces mit dem kastilianischen Ritter Don Gonzalo von Guzman seien nur Possenspiele gewesen — und so auch viele andere berühmte Thaten christlicher Ritter in unserm Vaterlande und in andern fremden Reichen; und doch sind sie alle so beglaubigt und wahr, daß ich noch einmal sage, wer sie leugnet, dem muß alle Vernunft und aller Verstand fehlen!"

Der Domherr war nicht wenig erstaunt, diesen Mischmasch von Lüge und Wahrheit zu hören, den Don Quijote vorbrachte, und zu sehen, welch gründliche Kenntnisse er besaß in allen Dingen, welche auf die fahrende Ritterschaft Bezug hatten. „Ich kann nicht leugnen, Herr Don Quijote," gab er ihm zur Antwort, „daß manches wahr ist von dem, was Ihr angeführt habt, besonders das, was die spanischen fahrenden Ritter betrifft. Ich will auch einräumen, daß es zwölf Paire von Frankreich gegeben hat; aber darum glaube ich noch nicht, daß sie all die Thaten verrichtet, welche der Erzbischof Turpin ihnen zuschreibt. Das Wahre an der Sache ist, daß es Ritter waren, welche die Könige von Frankreich auswählten und Paire nannten, weil sie alle gleich bieder, adlig und tapfer waren, oder wenn sie es nicht waren, es doch wenigstens hätten sein sollen. Diese bildeten einen Orden, wie heutzutage der von Santiago und Calatrava, und man setzt voraus, daß die Mitglieder desselben lauter biedere, tapfere und wohlgeborne Ritter seien. So wie man heutigestags sagt: Ritter von San Juan oder von Alcantara, so sagte man damals: Ritter von den zwölf Pairen, weil zwölf gleich adlige Ritter zu diesem kriegerischen Orden erwählt wurden. Kein Mensch zweifelt daran, daß es einen Cid und einen Bernardo del Carpio gegeben; ob sie aber auch alle Großthaten, die man von ihnen erzählt, wirklich verrichtet haben, daran ist, wie ich glaube, noch sehr zu zweifeln. Was den Zapfen des Grafen Peter betrifft, von dem Euer Gnaden sprach, und der in dem königlichen Zeughause neben dem Sattel des Babieka zu sehen ist, so muß ich meine Sünde bekennen, daß ich entweder so ungeschickt oder so kurzsichtig bin, daß ich zwar den Sattel aber nicht den Zapfen gesehen, was unverzeihlich, da er doch so groß ist, wie Ihr ihn beschrieben."

„Und doch ist er ganz unzweifelhaft dort zu sehen," sprach Don Quijote, „ja er soll sogar in einem ledernen Futteral stecken, damit der Staub ihn nicht beschädigt."

„Das kann alles sein," erwiderte der Domherr; „allein ich versichere Euch bei der Weihe, die ich empfangen, daß ich mich nicht erinnere, ihn gesehen zu haben. Doch gesetzt auch, er befindet sich dort, so bin ich darum noch nicht verpflichtet, alle die Geschichten und Thaten zu glauben, die man uns von den verschiedenen Amadissen und dem zahllosen Schwarm der übrigen Ritter erzählt; und es ist daher unglaublich, daß ein so achtbarer, gescheiter und verständiger Mann, wie Euer Gnaden, auf den Einfall kommen kann, all die lächerlichen Thorheiten, welche man in den abgeschmackten Ritterbüchern findet für wahr zu halten."

Fünfzigstes Kapitel.

Von dem scharfsinnigen Wortwechsel zwischen Don Quijote und dem Domherrn, nebst andern Begebenheiten.

„Das wäre was Schönes!" erwiderte Don Quijote. „Bücher, die mit Erlaubnis des Königs und mit Genehmigung der Censur gedruckt werden und die jedermann, groß und klein, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, Bauer und Edelmann, kurz, Leute von allerlei Stand und Rang mit Vergnügen lesen und bewundern — diese Bücher, sag' ich, sollten lauter Lüge sein, während sie doch ganz und gar das Gepräge der Wahrheit tragen. Sie erzählen uns von Vater und Mutter, dem Vaterland, den Verwandten, von dem Alter, dem Aufenthaltsort und den Thaten, welche ein solcher Ritter Punkt für Punkt und Tag für Tag ausgeführt hat! Schweigt doch, mein guter Herr, redet nicht solche Lästerungen, sondern glaubt mir; denn ich gebe Euch in dieser Sache den besten Rat, den man einem vernünftigen und geistreichen Manne nur erteilen kann. Wenn nicht, so leset die Bücher und Ihr werdet sehen, wieviel Vergnügen Euch ihre Lektüre bereiten wird: denn sagt mir, kann es etwas Schöneres geben als zum Beispiel zu sehen, wie uns hier ein großer See von Pech vorgeführt wird, wie er siedet und brodelt und kocht und wie in demselben eine unendliche

Menge von Schlangen, Ottern, Salamander und tausend andre Arten von schrecklichen und wilden Tieren herumkriechen und schwimmen! Und plötzlich dringt aus der Mitte des Sees eine klagende Stimme, welche spricht: „O Ritter, wer du auch sein magst, der du diesen fürchterlichen See betrachtest; wenn du den Schatz haben willst, der am Grunde dieser schwarzen Fluten verborgen liegt, so zeige die Entschlossenheit deines tapfern Herzens und stürze dich mitten in ihren glühenden Feuerstrom: denn thust du dies nicht, so bist du nicht würdig, die erhabenen Wunder zu schauen, welche die sieben Schlösser der sieben Feen in sich schließen, die unter diesem schwarzen Pfuhle verborgen liegen!

Kaum hat der Ritter diese fürchterliche Stimme gehört, so stürzt er sich, ohne sich zu bedenken und ohne die Gefahr zu erwägen, in welche er sich begiebt, ja sogar ohne seine schwere Rüstung abzulegen, indem er sich Gott und seiner Dame befiehlt, mitten in den kochenden See, und ehe er sich's versieht und weiß wo es hinaus will, befindet er sich auf blumigen Gefilden, mit denen selbst die elyseischen Fluren sich nicht vergleichen können. Heiterer und durchsichtiger scheint ihm hier der Himmel und die Sonne strahlt mit größerer Klarheit. Ein anmutiger Hain bietet sich seinen Augen dar, voll dichtbelaubter Bäume, deren lebhaftes Grün sein Auge ergötzt, während der süße, ungekünstelte Gesang der unzähligen, buntgefiederten Vögelein, die in den dichtverschlungenen Zweigen herumhüpfen, sein Ohr erfreuen. Hier zeigt sich ein Bächlein, dessen kühle Wellen flüssigem Krystall gleichen, die über den feinen Sand und die weißen Kiesel dahinfließen, welche man für gereinigten Goldsand und echte Perlen halten möchte. Dort sieht er einen künstlichen Springbrunnen aus buntem Jaspis und von blendendweißem Marmor; etwas weiter wieder einen andern in groteskem Geschmack, wo die kleinen Muscheln mit weißgelben gewundenen Schneckenhäusern in geordneter Unordnung durcheinander liegen, untermischt mit Stücken leuchten-

den Krystalls und nachgemachten Smaragden, welche eine bunte Arbeit bilden, so daß die Kunst, welche die Natur nachahmt, sie diesmal zu übertreffen scheint.

Jetzt gewahrt er plötzlich ein festes Schloß oder einen prächtigen Palast, dessen Mauern von gediegenem Golde, dessen Zinnen von Diamanten, dessen Thore von Hyacinthen sind, kurz von so wunderbarer Architektur, daß, obgleich der Stoff, aus dem er gebildet ist, nichts Geringeres ist als Diamanten, Karfunkel, Rubinen, Perlen, Gold und Smaragd, dennoch die Kunst der Arbeit von größerem Werte ist als der Stoff. Aber noch unendlich angenehmer wird er überrascht, wenn er eine Schar der schönsten Jungfrauen aus dem Schlosse kommen sieht, alle so prächtig und geschmackvoll gekleidet, daß des Beschreibens kein Ende wäre, wenn ich Euch alles so schildern wollte, wie es in den Rittergeschichten geschieht. Diejenige, welche die vornehmste von ihnen scheint, ergreift nunmehr den kühnen Ritter, der kein Bedenken trug, sich in den glühenden See zu stürzen, bei der Hand und führt ihn, ohne ein Wort zu reden, in den prächtigen Palast oder das Schloß, läßt ihn dort sich so nackt auskleiden, wie ihn seine Mutter geboren hat, und badet ihn in lauem Wasser, salbt ihn mit wohlriechenden Spezereien und hüllt ihn in ein Hemde von feinstem Zendel, das von den herrlichsten Wohlgerüchen duftet; dann erscheint eine zweite Jungfrau und wirft ihm einen Mantel um die Schultern, der, wie man versichert, wenigstens eine Stadt, ja noch mehr wert sein soll! Was giebt es Herrlicheres, wenn man uns weiter erzählt, wie er nach all diesen Vorbereitungen in einen andern Saal geführt wird, wo er die Tafel so köstlich und geschmackvoll besetzt findet, daß er sich nicht genug darüber wundern kann! Und wenn man ihm dann Wasser auf die Hände gießt, das aus lauter Ambra und wohlriechenden Blumen abgezogen ist! Und wenn man ihn auf einem Sessel von Elfenbein Platz nehmen läßt! Und wie sämtliche Jungfrauen, die ein eigentümlich feierliches Schweigen beobachten,

sich beeilen, ihn zu bedienen! Es wird ihm eine solche Menge und so schmackhaft zubereitete Speisen aufgetragen, daß er bei seinem Appetit nicht weiß, wonach er zuerst die Hand ausstrecken soll. Und wie herrlich ist die Musik, welche er während der Mahlzeit vernimmt, ohne weder erraten zu können, wer ihm aufspielt, noch von wannen sie kommt! Und wenn sich dann der Ritter nach beendigter Mahlzeit und aufgehobener Tafel lässig in seinem Sessel zurücklehnt und vielleicht, wie das so üblich, damit beschäftigt ist, sich die Zähne zu stochern, da tritt plötzlich zu der Thür des Saales eine andre Jungfrau herein, die noch schöner ist als alle übrigen; sie setzt sich an die Seite des Ritters und beginnt ihm zu erzählen, was das für ein Schloß ist und wie sie darin verzaubert worden und hundert andre Dinge, die den Ritter und den zukünftigen Leser seiner Geschichte mit Bewunderung erfüllen! Ich will mich über diesen Gegenstand nicht weiter auslassen; aber schon aus dem Mitgeteilten erhellt zur Genüge, daß die Geschichte eines fahrenden Ritters, wo man sie auch aufschlägt, interessant ist und den Leser ergötzt und in Erstaunen setzt. Euer Gnaden kann mir daher glauben: lest, ich sag' es noch einmal, lest diese Bücher und Ihr werdet sehen, wie sie Euch diese Grillen vertreiben und Eure Gemütsstimmung verbessern werden, wenn sie vielleicht nicht die beste sein sollte. Ich für meinen Teil kann wenigstens versichern, daß ich, seitdem ich fahrender Ritter bin, auch tapfer, freigebig, höflich, großmütig, wohlgesittet, kühn, sanftmütig und geduldig geworden, und Mühsale, Einkerkerungen und Verzauberungen gelassen ertrage; und obwohl man mich erst vor kurzem wie einen Narren in einen Käfig gesperrt hat, so hoffe ich doch, wenn mir der Himmel gnädig und das Glück nicht zuwider ist, durch die Kraft meines Armes in wenigen Tagen König irgend eines Reiches zu werden, wo ich dann mein dankbares Herz und meine freigebige Gesinnung gegen jedermann bethätigen kann. Denn wahrlich, mein Herr, der Arme ist nicht in der Lage, seine Freigebigkeit gegen irgend

jemand zu beweisen, wenn er diese Tugend auch im höchsten Grade besäße, und die Dankbarkeit, die sich auf fromme Wünsche beschränken muß, ist nur ein totes Wesen, wie der Glaube ohne gute Werke. Deshalb wünsche ich, daß mir das Glück je eher je lieber Gelegenheit böte, Kaiser zu werden, damit ich meine wahre Gesinnung zeigen und meinen Freunden Wohlthaten erweisen kann, namentlich diesem armen Schlucker von Sancho Panza, meinem Schildknappen, der die ehrlichste Haut von der Welt ist und dem ich gern eine Grafschaft geben möchte, die ich ihm schon längst versprochen habe. Allerdings muß ich befürchten, daß er nicht Geschick genug besitzt, sein Reich zu regieren."

Sancho, der die letzten Worte seines Herrn halb gehört hatte, sagte rasch: „Sorgt Ihr nur dafür, Herr Don Quijote, mir die Grafschaft zu geben, die Ihr mir eben so zuvorkommend versprochen als ich sie sehnlich erwarte. Ich versichere Euch, daß es mir nicht an Geschick fehlen soll, sie gut zu regieren. Und wenn's auch nicht recht damit gehen wollte, so hab' ich gehört, daß es Menschen genug giebt, die den Herren ihre Länder in Pacht nehmen und ihnen jährlich ein Gewisses zahlen; diese besorgen dann statt ihrer die Regierung und der Herr streckt gemächlich die Beine unter den Tisch und verzehrt lustig seine Renten, ohne sich weiter um etwas zu kümmern. So werde ich's ebenfalls machen und, ohne lange zu handeln, dem ersten besten alles zuschlagen und von meinen Renten leben wie ein Fürst; mag's übrigens gehen wie es will."

„Das, Freund Sancho," sprach der Domherr, „versteht sich von dem Verzehren der Renten; was aber die Rechtspflege betrifft, so ist das Sache des Landesherrn; und dazu gehört Verstand und Geschick, besonders aber ein guter Wille; denn wo die Grundsätze nichts taugen, da kann auch aus den Mitteln und Zwecken nichts Gutes werden. Darum pflegt Gott ebenso den guten Willen des Einfältigen zu unterstützen wie die bösen Anschläge des Klugen zu vereiteln."

„Ich verstehe mich nicht auf solche Haarspaltereien," antwortete Sancho; „ich weiß nur, daß ich die Grafschaft so gewiß in Händen zu haben wünschte, als ich sie zu regieren verstehen würde; denn ich habe so gut eine Seele wie ein anderer, und einen Körper so gut wie der Beste, und ich würde daher in meinem Lande ein ebenso guter König sein wie jeder andere in dem seinen; und wenn ich es wäre, so thät ich was ich wollte; und wenn ich thäte was ich wollte, so ginge alles nach meinem Sinn; und wenn es nach meinem Sinn ginge, so wär' ich zufrieden; und wenn ich zufrieden wäre, so hätte ich weiter nichts zu wünschen; und wenn ich nichts mehr zu wünschen hätte, so wäre alles abgethan. Also nur her mit der Grafschaft, und Gott befohlen bis wir uns wiedersehen, sagte der Blinde zum andern."

„Eure Philosophie ist so übel nicht, Sancho," sprach der Domherr; „des ungeachtet ließe sich noch manches sagen über das Kapitel von den Grafschaften."

„Ich wüßte nicht," antwortete Don Quijote, „was sich noch weiter darüber sagen ließe. Ich halte mich nur an die vielen und mannigfaltigen Beispiele, welche ich für den vorliegenden Fall von Rittern meines Berufes anführen könnte, die, billige Rücksicht nehmend auf die treuen und ausgezeichneten Dienste ihrer Schildknappen, sie mit Gnaden überhäuften und sie zu unumschränkten Herrn von Städten und Inseln machten: ja es gab sogar solche, die ihren Verdiensten eine so hohe Bedeutung beilegten, daß sie sie zu Königen machten. Aber was verschwende ich damit die Zeit, da mir der große, nie genug gepriesene Amadis von Gallien ein so erhabenes Beispiel ist, der seinen Schildknappen zum Grafen von der festen Insel machte; und so kann auch ich, ohne mein Gewissen zu beschweren, meinen Sancho zum Grafen machen, da er einer der besten Schildknappen ist, den jemals ein fahrender Ritter gehabt hat."

Der Domherr wunderte sich über den sinnvollen Unsinn — wenn Unsinn überhaupt Sinn haben kann — welchen

Don Quijote ausgekramt, über die Fertigkeit, mit welcher er das Abenteuer des Ritters vom brennenden See ausgemalt, über den tiefen Eindruck, welchen die lügenhaften Fabeln seiner Bücher auf ihn gemacht, und endlich über die Einfalt und die Leidenschaft, mit welcher Sancho sich nach der Grafschaft sehnte, die sein Herr ihm versprochen hatte. In diesem Augenblick kamen die Bedienten des Domherrn zurück, die den Küchenesel aus dem Wirtshause geholt hatten; und nachdem sie aus einem Teppich und dem grünen Grase der Wiese den Tisch bereitet, lagerte sich die Gesellschaft im Schatten einiger Bäume und hielt ihr Mittagsmahl, damit der Ochsentreiber die Zeit benutzen könne, seine Tiere grasen zu lassen.

Während des Essens hörten sie plötzlich ein scharfes Geräusch und das Geklingel einer Schelle, welches sich in einem dichten Dorngebüsch neben ihnen vernehmen ließ; und in demselben Augenblick sprang eine schöne, schwarz, weiß und braun gefleckte Ziege aus dem Busche hervor, welcher ein Ziegenhirt nachlief und ihr zurief, um sie im Laufe aufzuhalten und sie zur Herde zurückzulocken. Die flüchtige Ziege hörte aber vor Furcht nicht auf, vor ihm zu laufen, bis sie zu der Gesellschaft kam, bei welcher sie stehen blieb, als ob sie sich unter ihren Schutz begäbe. Der Hirt kam nach, faßte sie bei den Hörnern und fing an ihr zuzusprechen, als ob sie seine Worte verstände: „Ach du Wildfang, du Scheckchen, du Scheckchen! Was schweifst du mir seit einiger Zeit mit deinem hinkenden Fuße herum? Welcher Wolf hat dich erschreckt, mein Kind? Was soll das bedeuten, mein Liebchen? Doch was kann es anders bedeuten, als daß du ein Weibchen bist und nirgend Ruhe noch Rast findest! Hol der Teufel deine Launen, und alle die, welche du nachäffst! Kehre um, Närrchen, kehre um; denn wenn es dir in der Hürde, oder bei deinen Schwestern auch nicht zum besten behagt, so bist du dort doch wenigstens am sichersten aufgehoben. Aber wenn du, statt sie zu leiten und zu führen, selbst so wild und zügel-

los umherläufst, was kann ich dann von den andern erwarten?"

Die Reden des Hirten machten seinen Zuhörern großes Vergnügen, besonders dem Domherrn. „Gemach, mein Freund," sprach er zu ihm; „ärgert Euch nur nicht und eilet nicht so sehr, Eure Ziege nach der Hürde zurückzuführen; denn da sie ein Weibchen ist, wie Ihr sagt, so muß sie ihrem natürlichen Triebe folgen, Ihr mögt es anfangen wie Ihr wollt, um sie davon abzuhalten. Nehmt lieber diesen Bissen und trinkt einmal dazu, damit sich Euer Zorn lege und Eure Ziege ausruhe." Mit diesen Worten reichte er ihm mit der Messerspitze die Keulen eines kalten Kaninchens.

Der Hirt nahm sie mit Dank an, trank dazu, setzte sich ruhig hin und sagte: „Es würde mir leid thun, meine Herren, wenn ihr mich für einen Narren hieltet, weil ich mit diesem Tierchen so vernünftig gesprochen habe; aber die Worte, die ich zu ihm sagte, sind in der That nicht ohne einen gewissen verborgenen Sinn. Ich bin zwar nur ein Bauer, aber nicht so dumm, daß ich nicht wüßte, wie man mit Menschen und Tieren umgehen muß."

„Das glaub' ich gern," erwiderte der Pfarrer; „denn ich weiß aus Erfahrung, daß man auch in den Wäldern Poeten und in den Hütten der Hirten Philosophen findet."

„Wenigstens, mein Herr," entgegnete der Hirt, „könnt Ihr bei uns Leute finden, die durch Schaden klug geworden sind; und um Euch von dieser Wahrheit zu überzeugen und sie Euch gleichsam mit den Händen greifen zu lassen, will ich Euch, obgleich ich mich als ungebetener Gast aufzudrängen scheine — wofern es Euch keine Langeweile macht und Ihr mir auf kurze Zeit ein aufmerksames Ohr leihen wollt — eine wahre Geschichte erzählen, welche die Worte dieses Herrn — er zeigte auf den Pfarrer — und die meinigen bestätigen wird."

„Da ich merke," sagte Don Quijote, „daß dieser Fall gewissermaßen einen Anstrich von ritterlichem Abenteuer hat,

mein Freund, so will ich für meinen Teil Euch gern anhören, und das werden alle diese Herren ebenfalls thun, da sie sehr verständige Männer und Freunde von Geschichten sind, die Verwunderung, Unterhaltung und Vergnügen gewähren; und von dieser Art wird, wie ich nicht zweifle, auch Eure Geschichte sein. So fangt denn an, Freund, wir hören alle zu."

„Mich müßt Ihr ausnehmen," sprach Sancho. „Ich setze mich mit dieser Pastete hier an den Bach, wo ich meinen Magen für drei Tage versorgen will; denn ich habe meinen Herrn Don Quijote sagen hören, daß der Schildknappe eines fahrenden Ritters essen müsse, wenn sich ihm Gelegenheit biete, bis er nicht mehr kann, weil er zu anderer Zeit so tief in einen dichten Wald geraten kann, daß er in sechs Tagen sich nicht wieder herausfindet; und wenn sich dann ein Mensch nicht satt gegessen oder seinen Schnappsack nicht tüchtig versehen hat, so kann er sich abzehren, bis er zur Mumie verdorrt — was auch oft geschieht."

„Du hast recht, Sancho," sprach Don Quijote. „Geh' wohin du willst, und iß soviel du kannst. Ich bin bereits gesättigt, und mir fehlt nichts als ein wenig Nahrung für meinen Geist, welche ich in der Erzählung dieses guten Mannes zu finden hoffe."

„Und wir andern ebenfalls," sagte der Domherr und bat sofort den Hirten, mit seiner Erzählung zu beginnen. Dieser nahm seine Ziege bei den Hörnern, klopfte ihr ein paarmal mit der Hand auf den Rücken und sagte: „Lege dich hier bei mir nieder, Scheckchen, wir haben noch Zeit genug, nach unserer Hürde zurückzukehren."

Die Ziege schien ihn zu verstehen, denn sobald ihr Herr sich setzte, legte sie sich mit der größten Ruhe neben ihm nieder und sah ihm ins Gesicht, als ob sie damit zu verstehen geben wolle, daß sie die Erzählung des Ziegenhirten ebenfalls mit anzuhören wünsche. Dieser begann folgendermaßen.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Berichtet über das, was der Ziegenhirt denen erzählte, die Don Quijote fortführten.

„Drei Meilen von diesem Thale liegt ein Dorf, das zwar klein, aber eines der reichsten in der ganzen Gegend ist. In demselben wohnte ein Bauer, der so sehr in Ansehen stand, daß man ihn mehr wegen seines rechtschaffenen Wandels hochschätzte, als wegen seines Reichtums — obgleich Reich- und Geehrtsein in der Regel eng miteinander verknüpft sind. Am reichsten fühlte er sich jedoch, wie er zu sagen pflegte, in dem Besitz seiner Tochter, die so außerordentlich schön, vernünftig, klug und tugendhaft war, daß jeder, der sie sah und kannte, über die seltenen Gaben staunte, mit welchen der Himmel und die Natur sie ausgestattet hatten. Schon als Kind war sie sehr schön und ward immer schöner, so daß sie in ihrem sechzehnten Jahr ein wahres Wunder von Schönheit war. Der Ruf ihrer Reize begann sich in allen umliegenden Dörfern zu verbreiten, ja er erstreckte sich bis in die entferntesten Städte und drang sogar in die Paläste der Fürsten und in die Ohren von Leuten aller Stände, so daß man, um sie zu sehen, zu ihr wallfahrtete wie zu einer großen Seltenheit oder einem wunderthätigen Bilde. Ihr Vater hütete sie mit Sorgfalt, aber sie wachte auch selbst über ihren Wandel; denn weder Hüter noch Schlösser noch Riegel können ein Mädchen so sicher bewachen wie ihre eigene Sittsamkeit. Der Reichtum des Vaters und die Schönheit der Tochter bewogen viele, sowohl Fremde als Einheimische, sich um sie zu bewerben, allein der Vater, der dieses kostbare Kleinod zu vergeben hatte, konnte nicht mit sich einig werden, an wen er es verschenken sollte, da so viele danach strebten; und unter diesen Vielen war ich einer von denen, die sich die meiste Hoffnung machen konnten, weil ihr Vater mich kannte, weil ich aus demselben Dorfe, von guter Sippschaft, in der Blüte meiner Jahre, reich an Glücksgütern und im übrigen gerade nicht dumm war.

Eben dieselben Ansprüche hatte jedoch auch ein anderer Bursche in unserm Dorfe, und deshalb blieb ihr Vater lange Zeit unschlüssig, da er dachte, seine Tochter würde bei dem einen von uns so gut versorgt sein wie bei dem andern; und um sich die Mühe der Wahl zu sparen, überließ er es schließlich Leandra — so hieß diese Reiche, die mich arm und elend gemacht hat — für sich selbst zu wählen. Er sagte, da wir beide einander gleich seien, so wolle er seiner geliebten Tochter es überlassen, sich nach eigenem Wunsche zu entscheiden; und das sollten alle Väter thun, wenn sie ihre Kinder verheiraten wollen. Ich will damit nicht sagen, daß sie ihnen in schlechten und verwerflichen Dingen freie Hand lassen sollten, sondern daß sie ihnen gute, anständige Versorgungen vorschlagen sollten, und sie unter diesen nach ihrer eigenen Neigung wählen lassen. Von Leandras Neigung kann ich nicht urteilen, ich kann davon weiter nichts sagen, als daß ihr Vater uns beide mit der Erklärung hinhielt, daß seine Tochter noch sehr jung sei, und mit andern ähnlichen unbestimmten Redensarten, die weder Ja noch Nein enthielten. Mein Nebenbuhler heißt Anselmo und ich Eugenio, damit Ihr doch auch die Namen der Personen kennt, die in diesem Trauerspiel eine Rolle spielen, dessen Ausgang noch unentschieden ist, wiewohl zu befürchten steht, daß es ein trauriges Ende nehmen wird.

Um diese Zeit kam in unserm Dorfe ein gewisser Vicente de la Rosa an, der Sohn eines armen Bauers unsers Ortes. Dieser Vicente kam aus Italien und andern Ländern, wo er als Soldat gedient hatte. Ein Hauptmann, der mit seiner Compagnie durch unser Dorf gezogen war, hatte ihn einst als Jungen von zwölf Jahren mitgenommen, und nach einer Abwesenheit von ebensovielen Jahren kam er jetzt wieder, in Soldatenkleidern, geschmückt mit tausend Farben und mit tausend Schnurrpfeifereien von falschen Steinen und Stahlkettchen behangen. Heute kleidete er sich so, morgen wieder anders, aber in lauter Flitterstaat ohne Wert und Gehalt.

Die Bauersleute, die von Natur boshaft, und wenn sie nichts zu thun haben, die Bosheit selbst sind, rechneten ihm bald seinen Putz und sein Geschmeide nach und machten ausfindig, daß alles in drei Kleidern von verschiedenen Farben mit den dazu gehörigen Strümpfen und Kniebändern bestand, die er aber auf so mancherlei Art zu wechseln und zu verändern wußte, daß man hätte meinen sollen, er besitze mehr als zehn Anzüge und mehr als zwanzig Federbüsche. Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, daß ich so viel von seinen Kleidern erzähle, denn sie spielen eine wichtige Rolle in dieser Geschichte. Gewöhnlich setzte er sich auf eine steinerne Bank unter einer großen Pappel auf unserm Marktplatze, und dann schwatzte er uns so viel von seinen Heldenthaten vor, daß wir alle den Mund aufsperrten. Da war kein Land in der ganzen Welt, das er nicht gesehen, und keine Schlacht, in welcher er nicht mit gefochten hätte. Er hatte mehr Mauren erschlagen, als in ganz Marokko und Tunis wohnen. Er rühmte sich, mehr Zweikämpfe bestanden zu haben, als ein Gante, Diego von Paredes und tausend andere, die er nannte; und in allen hatte er gesiegt, ohne daß man ihm einen Tropfen von seinem eigenen Blut abgezapft hätte. Dagegen zeigte er uns wieder Narben, die kaum zu sehen waren, und gab sie für lauter Schußwunden aus, die er in verschiedenen Treffen und Scharmützeln bekommen hätte, und dabei war er so übermütig, daß er Leute, die so gut und besser waren als er selbst, über die Achsel ansah, obgleich sie ihn sehr wohl kannten, und wohl wußten, was an ihm war. Sein Arm, sagte er, sei sein Ahnherr und seine Thaten sein Stammbaum und als Soldat gebe er selbst dem König nichts nach. Bei seiner Keckheit verstand er sich auch ein wenig auf das Saitenspiel und klimperte bisweilen auf der Zither, daß manche Leute ihr blaues Wunder daran hatten. Und das war nicht alles, womit er sich brüstete, sondern er war auch eine Art von Dichter und auf jede Kinderei, die im Dorfe vorfiel, machte er ein anderthalb Meilen langes Gedicht.

Diesen Soldaten, den ich euch beschrieben, diesen Vicente de la Rosa, diesen Eisenfresser, diesen Stutzer, diesen Dichter, diesen Tonkünstler hatte Leandra oft aus ihrem Fenster, das auf den Markt hinaus ging, gesehen und betrachtet. Sie verliebte sich in seinen buntscheckigen Flitterstaat, in die Lieder, wovon er die Abschriften dutzendweise verteilte und in die Heldenthaten, die er von sich erzählte — kurz der Teufel muß es so eingefädelt haben, daß sie bis über die Ohren in ihn vernarrt wurde, ehe der Geck es sich nur hatte einfallen lassen, um sie zu werben. Da nun nichts in der Welt leichter ist als einen Liebeshandel zustande zu bringen, sobald man die Neigung der Dame schon auf seiner Seite hat, so wurden auch Leandra und Vicente bald miteinander einig; und ehe er noch irgend einer von ihren vielen Anbetern etwas von ihrer Neigung argwöhnte, hatte sie ihr bereits den Zügel soweit schießen lassen, daß sie das Haus ihres zärtlichen und geliebten Vaters verließ — eine Mutter hatte sie nicht mehr — und mit dem Soldaten auf und davonging, der in diesem Unternehmen einen vollkommneren Sieg davontrug, als in irgend einem der vielen, mit welchen er prahlte. Das ganze Dorf und jedermann, der davon hörte, staunte über diesen Vorfall. Ich war außer mir — Anselmo wie von Blitze getroffen — der Vater jammerte — die Polizei ließ ihnen nachsetzen — die heilige Brüderschaft war auf den Beinen; auf allen Landstraßen ward herumgestreift und alle Wälder wurden durchsucht. Genug, nach Verlauf von drei Tagen fand man die bethörte Leandra in einer Höhle im Walde — im bloßen Hemde und aller Gelder und Kostbarkeiten beraubt, die sie aus ihrem Hause mitgenommen hatte. Man brachte sie ihrem tiefbekümmerten Vater zurück; man befragte sie über ihr Unglück und sie gestand, daß Vicente de la Rosa sie betrogen und sie unter dem Versprechen der Ehe verleitet habe, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen; er habe versprochen, sie nach der reichsten und prächtigsten Stadt in der Welt, nämlich nach Neapel

zu bringen, und sie hätte sich durch ihren Unverstand und seine Betrügerei verführen lassen, ihm zu glauben, habe ihren Vater beraubt und sei in der Nacht, da man sie vermißt habe, mit ihm davongegangen; er habe sie in einen dichten Wald geführt und sie in die Höhle eingesperrt, in welcher man sie gefunden. Sie setzte hinzu, daß der Soldat ihr — ohne sich jedoch an ihrer Ehre zu vergreifen — alles abgenommen, was sie gehabt habe, worauf er verschwunden sei. Wiederum wurde alle Welt in Erstaunen gesetzt und es ist schwer, an die Enthaltsamkeit des Burschen zu glauben. Sie versicherte dies jedoch mit so heiligen Beteuerungen, daß ihr armer, trostloser Vater sich dadurch beruhigen ließ und den Verlust seiner Habe verschmerzte, weil man seiner Tochter wenigstens das Kleinod nicht geraubt, das man nie hoffen kann wieder zu erlangen, wenn es einmal verloren ist. Ihr Vater entzog sie unsern Blicken an demselben Tage, an welchem sie wieder zum Vorschein gekommen war, und schickte sie in ein Kloster in einer benachbarten Stadt, in der Hoffnung, daß die nachteilige Meinung, welche seine Tochter sich zugezogen, sich mit der Zeit wieder verlieren werde. Leandras Jugend könne sie vielleicht einigermaßen entschuldigen, wenigstens bei denen, welchen nicht viel daran liegt, ob sie ihre Tugend bewahrt hat oder nicht. Diejenigen aber, die ihren Witz und Verstand kannten, schrieben ihren Fehltritt nicht ihrer Einfalt zu, sondern vielmehr ihrem Leichtsinn und dem natürlichen Hange der Weiber zu Thorheiten. Sobald Leandra eingesperrt war, fand Anselmo nichts mehr in der Welt, was ihm Freude machen konnte, und vor meinen Augen sind Licht und Wonne gleichfalls verschwunden, seit ich sie nicht mehr sehe. Unsere Traurigkeit nahm täglich zu, unsere Geduld verließ uns mehr und mehr und wir verfluchten den Flitterstaat des Soldaten und verwünschten die Unvorsichtigkeit des Vaters der Leandra. Endlich entschlossen wir uns, Anselmo und ich, unser Dorf zu verlassen und uns in dieses Thal zu begeben, in welchem er eine große Herde

Schafe weidet, die ihm gehören, und ich die ebenso zahlreiche Herde meiner Ziegen. So leben wir unter diesen Bäumen, lassen unserer Leidenschaft ihren Lauf, singen gemeinschaftlich das Lob und den Schimpf der schönen Leandra, oder seufzen jeder für sich und klagen dem Himmel unser Leid in der Einsamkeit. Unserm Beispiel folgend sind schon viele von Leandras Anbetern in diese Wildnis gekommen und machen es ebenso wie wir. Ihre Anzahl ist bereits so groß, daß wir hier fast ein neues Arkadien gestiftet haben: denn es wimmelt hier überall von Schäfern und Hirten, und es giebt hier kein Fleckchen, wo der Name der schönen Leandra nicht gehört wird. Hier verwünscht sie der eine und schilt sie leichtfertig, unbeständig und lüstern; dort tadelt ein anderer ihren Leichtsinn und ihre Unbesonnenheit; drüben ist einer, der sie entschuldigt und ihr verzeiht und dort wieder ein anderer, der sie richtet und verdammt. Der eine besingt ihre Schönheit, der andere verwünscht ihr Betragen, die meisten schimpfen auf sie, und doch wird sie von allen angebetet. Dabei gehen sie soweit in ihrer Narrheit, daß es manchen giebt, der sich über ihre Sprödigkeit beklagt, welcher nie ein Wort mit ihr gesprochen hat, und mancher jammert gar über die Qualen der Eifersucht, wozu sie doch keinen Anlaß gegeben, da man, wie gesagt, ihren Fehltritt eher erfuhr als ihre Neigung. Hier ist keine Felsschlucht, kein Ufer eines Baches, kein Schatten eines Baumes, wo nicht irgend ein Schäfer liegt und sein Unglück den Lüften klagt. Wo nur ein Echo zu finden ist, da hört man Leandras Namen widerhallen. Leandra tönt es im Walde, Leandra murmeln die Bäche, kurz, Leandra hält uns alle in beständiger Spannung und Bezauberung, während wir uns bald mit eitlen Hoffnungen schmeicheln und bald mit Besorgnissen quälen, ohne selbst zu wissen was wir zu befürchten haben.

Unter all diesen Verrückten zeigt mein Nebenbuhler Anselmo, so gescheit er sonst ist, den wenigsten Verstand; denn so sehr er Ursache hat, sich über andere Dinge zu beschweren,

so beklagt er sich doch über nichts als über seine Trennung von ihr und singt seine Klagen in Liedern, die vortrefflich gedichtet sind, zu einer Zither, die er ausgezeichnet spielt. Ich habe mir einen leichteren und wie mich deucht klügeren Weg gewählt. Ich schimpfe auf den Leichtsinn der Weiber, auf ihre Unbeständigkeit, ihre Falschheit, ihre Wortbrüchigkeit, ihre Treulosigkeit und auf die Unbesonnenheit, mit welcher sie durchgängig ihre Neigungen verschenken; und dieses bewog mich auch, meine Herren, mit meiner Ziege so zu schwatzen, als ich hierher kam; denn da sie ein Weibchen ist, achte ich sie gering, obwohl sie das schönste Stück Vieh ist, das ich in meiner Herde habe.

Dies ist die Geschichte, die ich euch mitzuteilen versprach. Habe ich sie ein wenig zu weitläufig erzählt, so werde ich mich auch nicht kürzer zu fassen suchen, wenn ich euch mit etwas dienen kann. Meine Hütte ist nicht weit von hier; dort habe ich frische Milch, vortrefflichen Käse und allerlei schöne, reife Früchte, die dem Auge wie dem Geschmack gleich angenehm sind."

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Von dem Streit, den Don Quijote mit dem Ziegenhirten hatte, nebst dem seltsamen Abenteuer mit den Bußgeißlern, das er im Schweiße seines Angesichts glücklich bestand.

Die Erzählung des Ziegenhirten machte allen seinen Zuhörern viel Vergnügen, besonders dem Domherrn, welcher mit Verwunderung bemerkte, daß die Art, wie er erzählte, mehr einem feinen Hofmann als einem ungebildeten Hirten entsprach; und er gestand, daß der Pfarrer ganz mit Recht gesagt hätte, daß man auch in den Wäldern kluge Leute fände. Ein jeder bestrebte sich, Eugenio etwas Verbindliches zu sagen; am freigebigsten war aber Don Quijote mit dem Anerbieten seiner Dienste. „Gewiß, Bruder Ziegenhirt," sprach er zu ihm, „wenn es mir möglich wäre, mich jetzt in irgend ein Abenteuer einzulassen, so würde ich mich augen-

blicklich auf den Weg machen, um Euch ein gutes zu verschaffen; ich würde Euch Leandra, trotz der Aebtissin und allen, die sich mir widersetzen wollten, aus dem Kloster holen, wo sie gewiß wider ihren Willen sitzt, und ich würde sie Euch überliefern, um mit ihr zu schalten nach Euerm Willen und Begehr, jedoch den Gesetzen des Rittertums gemäß, welche verlangen, daß keiner Dame eine Unbill widerfahre. Ich hoffe jedoch zu Gott, unserm Herrn, die Macht eines boshaften Zauberers werde nicht soweit gehen, daß nicht ein anderer besser gesinnter Zauberer ihn endlich überwinden sollte; und alsdann verspreche ich Euch meine Hilfe und meinen Beistand, wozu mein Beruf mich verpflichtet, welcher lediglich darin besteht, den Schwachen und Notleidenden beizuspringen."

Der Ziegenhirt sah ihn an, und als er die seltsame Gestalt und den Aufzug Don Quijotes bemerkte, geriet er in nicht geringes Erstaunen und fragte den Barbier, der neben ihm saß: „Mein Herr, wer ist denn dieser Mensch, der so wunderlich aussieht und so seltsam redet?"

„Wer anders sollte es sein," sprach der Barbier, „als der hochberühmte Don Quijote von der Mancha, der alles Unrecht abstellt, alles gerade macht, was krumm ist, der Schutz aller Jungfrauen, der Schrecken aller Riesen, der Sieger in allen Schlachten."

„Das klingt ja beinahe so," erwiderte der Hirt, „wie das was man in den Geschichten der fahrenden Ritter liest, welche alles das thaten, was Ihr von diesem Menschen sagt. Ich glaube aber, Ihr scherzt mit mir, oder in dem Kopfe dieses guten Mannes sind leere Zimmer zu vermieten."

„Ihr seid ein Erzschlingel," rief Don Quijote, „und Ihr selbst seid ein Narr und ein leerer Kopf, und ich habe den meinigen voller als die Erzmetze, die Euch gebar, ihn jemals gehabt hat." Mit diesen Worten hob er ein Stück Brot auf, das neben ihm lag, und warf es dem Hirten mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß er ihm die Nase platt schlug. Allein

der Hirt, der nicht mit sich scherzen ließ und sich so thätlich mißhandelt sah, kehrte sich weder an Teppich, Tischtuch noch Tischgesellschaft, sondern fiel über Don Quijote her und faßte ihn mit beiden Fäusten dergestalt an der Gurgel, daß er ihn gewiß erwürgt haben würde, wenn nicht Sancho Panza in diesem Augenblick herbeigekommen wäre, den Hirten an den Schultern gepackt und ihn mitten auf den Tisch geworfen hätte, daß die Scherben der Teller, Flaschen und Gläser umherstoben, und Wein und Speisen flossen und schwammen. Als Don Quijote Luft bekam, machte er sich über den Hirten her, und dieser, der das Gesicht voll Blut hatte und von Sancho mit Püffen bearbeitet wurde, tappte mit der Hand herum nach einem Messer, um blutige Rache zu nehmen, was jedoch der Pfarrer und der Domherr verhinderten. Der Barbier machte aber unterdessen, daß der Hirt Don Quijote wieder unter sich bekam, welchem er mit Faustschlägen das Gesicht dermaßen zurichtete, daß es ebenso von Blut troff wie das seinige. Der Domherr und der Pfarrer wollten vor Lachen bersten und die Häscher tanzten vor Vergnügen und hetzten die beiden Kämpfer aufeinander wie ein paar beißende Hunde. Sancho Panza allein war in Verzweiflung, weil er sich von einem Diener des Domherrn nicht los machen konnte, der ihn verhinderte seinem Herrn zu Hilfe zu kommen.

Während nun alle außer den beiden Faustkämpfern, die um die Wette aufeinander losdraschen, in Freud und Jubel waren, hörte man auf einmal eine Trompete erschallen, die so traurig tönte, daß sich alle nach der Seite umdrehten, von wo der Ton zu kommen schien. Am meisten wirkte dieser Ton auf Don Quijote, und obwohl ihn zu seinem großen Mißbehagen der Hirt noch unter sich hatte und ihn weidlich durchprügelte, so sagte er doch zu ihm: „Bruder Teufel — unmöglich kannst du etwas andres sein, da du Kraft und Tapferkeit genug hast, mich zu überwältigen — ich bitte dich, laß uns nur auf ein Stündchen Waffenstillstand schließen:

denn der traurige Ton der Trompete, den wir alle vernehmen, läßt mich vermuten, daß ein neues Abenteuer meiner harrt."

Der Ziegenhirt, der des Prügelns und Geprügeltwerdens ebenfalls schon müde war, ließ ihn augenblicklich los, und Don Quijote stand auf, blickte nach der Seite, von wo der Schall sich hören ließ, und sah plötzlich, daß von einem Hügel eine Menge nach Art der Bußgeißler weißgekleidete Leute herunterkamen. Es hatten nämlich in diesem Jahre die Wolken der Erde ihr Naß verweigert, so daß in allen Ortschaften dieser Gegend Umgänge mit Gebeten und Bußübungen gehalten wurden, um Gott zu bitten, die Hand seiner Barmherzigkeit aufzuthun und regnen zu lassen. Zu dem Ende wallfahrtete auch die Gemeinde eines benachbarten Dorfs zu einem frommen Einsiedler, der auf einem Hügel in diesem Thale wohnte. Don Quijote, dem die sonderbare Tracht der Büßenden auffiel, dachte nicht daran, daß er dergleichen schon oft gesehen hatte, und bildete sich ein, es handle sich um ein Abenteuer und ihm als fahrendem Ritter komme es allein zu, dasselbe zu bestehen. In dieser Meinung ward er noch mehr bestärkt durch ein in Trauerkleider gehülltes Bild, das sie mit sich führten und welches er für eine vornehme Dame hielt, die von liederlichen und schamlosen Buben mit Gewalt fortgeschleppt werde. Kaum fuhr ihm dies durch den Sinn, so eilte er zu Rosinante, der sich auf der Weide umhertrieb, nahm Zaum und Schild von dem Sattelbogen, zäumte ihn unverzüglich auf, forderte sein Schwert von Sancho, schwang sich auf seinen Klepper, warf den Schild vor und sprach mit lauter Stimme zu allen, die zugegen waren: „Jetzt, meine achtbaren Gefährten, sollt ihr inne werden, wieviel daran gelegen ist, daß es Männer in der Welt giebt, die sich zum Orden der fahrenden Ritterschaft bekennen. Jetzt sage ich, sollt ihr an der Befreiung der würdigen Dame, die man dort gefangen führt, erkennen, wie sehr die fahrenden Ritter eure Hochachtung verdienen."

Mit diesen Worten gab er, da er keine Sporen hatte, Rosinante die Waden und ritt im kurzen Galopp den Geißlern entgegen, denn von einem gestreckten Galopp liest man in dieser wahrhaftigen Geschichte nirgends, daß Rosinante sich je damit abgegeben hätte. Der Pfarrer, der Domherr und der Barbier gaben sich zwar alle Mühe ihn abzuhalten; allein sie vermochten über ihn so wenig, als das Geschrei seines Sancho, der ihm aus vollem Halse zurief: „Wo wollt Ihr hin, Herr Don Quijote? Welche Teufel reiten Euch denn, daß sie Euch antreiben, gegen unsern katholischen Glauben zu kämpfen? Thut doch ins Henkers Namen die Augen auf und Ihr werdet sehen, daß Ihr eine Prozession von Geißlern vor Euch habt und daß die Dame, die sie dort auf dem Fußgestell tragen, das hochgebenedeite Bild der unbefleckten Jungfrau ist. Bedenkt, Herr, was Ihr thut! Denn diesmal kann man wahrhaftig sagen, daß Ihr es selbst nicht wißt!"

Aber Sancho gab sich vergebliche Mühe; denn sein Herr hatte solche Eile zu den Weißröcken zu kommen und die in Trauer gehüllte Dame zu befreien, daß er kein Wort hörte; und wenn er es auch gehört hätte, so wäre er dennoch nicht umgekehrt und hätte es der König selbst befohlen. Sobald er sich dem Zuge genähert hatte, hielt er Rosinante an — den es bereits sehr verlangte, etwas auszuruhen — und rief mit drohender und kreischender Stimme: „Ihr, die ihr vielleicht nur darum eure Gesichter verhüllt, weil ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und hört, was ich euch zu sagen habe!"

Die ersten, welche stille hielten, waren die Träger des Bildes und einer von den vier Geistlichen, welche die Litaneien absangen, fand die Gestalt des Ritters und seines hagern Kleppers und manche andre abenteuerliche Dinge, die er an Don Quijote bemerkte, so lächerlich, daß er ihm antwortete: „Herr Bruder, wenn Ihr uns was zu sagen habt, so macht es kurz; denn diese guten Leute zerfleischen sich den Leib, und wir können uns daher nicht ohne Grund aufhalten,

um Euch anzuhören, wenn sich die Sache nicht mit zwei Worten abthun läßt."

„Ich kann's euch mit einem sagen," erwiderte Don Quijote, „nämlich: Laßt auf dem Fleck diese schöne Dame frei, deren Thränen und trauriges Aussehen genugsam beweisen, daß ihr sie wider ihren Willen entführt und daß ihr irgend eine große Schandthat an ihr begangen habt. Ich aber, der ich geboren bin, um all dergleichen Unbilden abzustellen, ich werde nicht zugeben, daß ihr einen Schritt weiter geht, bevor ihr der Dame die gewünschte Freiheit, die ihr gebührt, wiedergegeben habt!"

Durch diese Ansprache überzeugte Don Quijote alle, die sie hörten daß er verrückt war, und sie lachten herzlich über seine Ausfälle. Ihr Gelächter aber war nur neues Pulver für Don Quijotes Zornesflamme, so daß er, ohne ein Wort weiter zu verlieren, zum Schwert griff und auf die Bahre losging. Einer von den Trägern ließ die Last auf den Schultern seiner Kameraden, sprang mit seiner Gabelstütze, deren er sich zum Ausruhen bediente, Don Quijote entgegen und fing mit derselben einen gewaltigen Hieb auf, welchen Don Quijote ihm versetzte. Die Stütze flog in Stücke; aber mit dem einen, welches der Träger in der Hand behielt, versetzte er dem Ritter einen solchen Schlag über die Schulter des Schwertarms, welche die Tartsche gegen die bäurische Kraft nicht zu schützen vermochte, daß der arme Don Quijote übel zugerichtet vom Pferde fiel. Sancho Panza, der ihm keuchend nachgelaufen war, sah ihn fallen, und schrie seinem Angreifer zu, er möchte ihn doch nicht mehr schlagen, denn er wäre ein armer verzauberter Ritter, der in seinem Leben niemand etwas zuleide gethan hätte. Sanchos Geschrei würde jedoch wenig geholfen haben, wenn der Bauer nicht gesehen hätte, daß Don Quijote weder Hand noch Fuß rührte. Da er nun meinte, er hätte ihn totgeschlagen, so faßte er rasch sein langes Gewand zusammen und lief auf und davon wie ein Gemsbock. Unterdessen war Don Quijotes übrige Gesell-

schaft gleichfalls herbeigeeilt. Als die Leute, die zu der Prozession gehörten, diese in vollem Lauf ankommen sahen, und unter ihnen die Häscher mit ihren Gewehren, fürchteten sie irgend ein Unheil, drängten sich in einen Knäuel um das Bild zusammen, zogen ihre Kapuzen über die Köpfe, hielten ihre Geißeln — wie die Geistlichen ihre Fackeln — fest in den Fäusten und erwarteten so den Angriff — mit dem Vorsatz, sich gegen ihre Angreifer zu verteidigen, ja sogar womöglich zur Offensive überzugehen; allein es lief glücklicher für sie ab als sie dachten. Sancho that weiter nichts, als daß er sich auf die Leiche seines Herrn warf und da er ihn für tot hielt, die lauteste, bitterste Klage über ihn erhob. Der Pfarrer ward von einem Amtsbruder erkannt, welcher sich bei der Prozession befand, und ihre Bekanntschaft machte allen Besorgnissen von beiden Seiten ein Ende. Der Pfarrer erzählte dem andern Geistlichen mit wenigen Worten, wer Don Quijote wäre, und sie gingen mit dem ganzen Trupp der Büßenden hin, zu sehen, ob der arme Ritter tot oder lebendig wäre. Sie hörten, wie Sancho mit Thränen in den Augen wehklagte: „O du Blume der Ritterschaft! so hat denn ein einziger Knüttelschlag deinem thatenreichen Leben ein Ende gemacht! O du Ehre deines Geschlechts, du Ruhm und Stolz der ganzen Mancha, ja der ganzen Welt, welche, wenn du ihr entrissen bist, wimmeln wird von Missethätern; denn jetzt brauchen sie nicht mehr zu befürchten, für ihre Verbrechen gezüchtigt zu werden! O du Freigebiger über alle Freigebigkeit eines Alexander! Denn für bloße achtmonatliche Dienste wolltest du mir die schönste Insel geben, die das Meer umsäumt und bespült. O du Demütiger unter den Stolzen und Stolzer unter den Demütigen! Kühn in Gefahren, geduldig bei Beleidigungen, verliebt ohne Grund, Nachahmer der Guten, Geißel der Bösen, Feind aller Schelme, kurz — du fahrender Ritter; denn damit ist alles gesagt, was man sagen kann!“

Sanchos Ausrufungen und Klagen riefen Don Quijote

wieder ins Leben zurück, und das erste Wort, das er sprach, war: „Wer von dir entfernt leben muß, süßeste Dulcinea, der ist größeren Leiden als diesen unterworfen. Freund Sancho, hilf mir wieder auf den verzauberten Karren; ich bin jetzt nicht imstande mich in Rosinantes Sattel zu halten, denn die ganze Schulter ist mir in Stücke zerschlagen."

„Von Herzen gern, mein lieber Herr," antwortete Sancho, „und dann laßt uns in Gesellschaft dieser Herren, die es gut mit Euch meinen, in unser Dorf zurückkehren; und dort wollen wir Anstalt zu einem neuen Auszug treffen, der uns mehr Ehre und Vorteil bringen wird."

„Du hast recht, Sancho," erwiderte Don Quijote, „es wird das klügste sein, daß wir den Einfluß der bösen Gestirne, die jetzt walten, vorübergehen lassen."

Der Domherr, der Pfarrer und der Barbier rieten ihm, bei diesem Vorsatz zu bleiben; und nachdem sie sich nicht wenig über Sancho Panzas Einfalt lustig gemacht, setzten sie Don Quijote wieder auf den Karren, auf welchem er gekommen war; die Prozession ordnete sich wieder und setzte ihren Weg fort. Der Ziegenhirt nahm von jedermann Abschied; und da die Häscher nicht Lust hatten, weiter mitzugehen, so gab ihnen der Pfarrer den Lohn, den sie zu fordern hatten. Der Domherr bat ihn, ihm Nachricht zu geben, wie es mit Don Quijote gehe, ob er von seiner Narrheit genese oder ob er darin beharre; und hierauf nahm er ebenfalls Abschied, um seine Reise fortzusetzen. Alle trennten sich und jeder zog seines Weges, außer dem Pfarrer und dem Barbier, Don Quijote und Sancho, und dem wackern Rosinante, der bei allem, was er gesehen, so geduldig blieb wie sein Herr. Der Fuhrmann jochte seine Ochsen wieder vor, machte es Don Quijote auf einem Bündel Heu bequem und fuhr mit seiner gewohnten Langsamkeit den Weg, den der Pfarrer ihm anwies. Nach sechs Tagen kamen sie in Don Quijotes Dorfe an, in welches sie um die Mittagszeit einzogen, und zwar an einem Sonntag, als grade die Leute

sämtlich auf dem Marktplatz versammelt waren, und der Karren also mitten durch sie hinfuhr. Da liefen alle herbei, um zu sehen, was darauf wäre. Als sie ihren Landsmann erkannten, waren sie nicht wenig erstaunt. Ein Knabe lief hin, um seiner Haushälterin und seiner Nichte zu sagen, daß ihr Herr und Oheim mager und welk auf einem Bündel Heu liegend, auf einem Ochsenkarren angefahren käme. Es war ein Jammer zu hören, welch ein Geschrei die armen Frauen erhoben, wie sie sich die Gesichter zerschlugen und aufs neue die unseligen Ritterbücher verfluchten; und das alles fing wieder von vorn an, wie sie Don Quijote zum Hofthor hereinfahren sahen.

Auf die Nachricht von Don Quijotes Ankunft kam auch Sancho Panzas Frau herzugelaufen, weil sie schon wußte, daß ihr Mann als Schildknappe mit ihm gezogen war. Sowie sie ihn erblickte, war ihre erste Frage, ob der Esel sich wohl befinde.

„Besser als sein Herr," gab Sancho zur Antwort.

„Nun, Gott sei gedankt," sprach sie, „daß er mir diese Wohlthat erzeigt hat! Aber sage mir doch, Freund, was hat dir denn nun dein Knappendienst eingetragen? Was bringst du mir für einen Rock mit? Und was für Schuhe für deine Kinder?"

„Nichts von alledem bringe ich mit, liebe Frau," sprach Sancho; „aber ich bringe ganz andre Sachen von mehr Wert und Bedeutung mit."

„Das freut mich von Herzen," sprach sie. „Aber, mein lieber Mann, zeige mir doch diese Sachen von mehr Wert und Bedeutung; mich verlangt sie zu sehen und mein Herz daran zu ergötzen, da die liebe lange Zeit, die du abwesend warst, immer traurig und betrübt gewesen ist."

„Zu Hause will ich sie dir zeigen, liebe Frau," erwiderte Sancho, „und damit gieb dich zufrieden; denn wenn's Gottes Wille ist, daß wir noch einmal auf Abenteuer ausziehen, so komm' ich, ehe du dich's versiehst, als Graf zurück, oder

als Gubernater einer Insel, und zwar keiner Alltagsinsel, sondern der besten, die man sich wünschen kann."

„Das gebe der Himmel, mein lieber Mann; denn wir haben's nötig! Aber sage mir doch, was ist denn das mit den Inseln? Ich versteh' es nicht."

„Honig ist kein Fraß für Esel," sprach Sancho. „Seiner Zeit wirst du schon sehen, Frau, was es ist und wirst dich wundern, wenn du hörst, daß alle deine Unterthanen dich gnädige Frau nennen."

„So sage mir doch, Sancho, wie ich das mit der gnädigen Frau und den Inseln und den Unterthanen eigentlich verstehen soll?" fragte Therese Panza; so hieß nämlich Sanchos Frau, nicht deswegen, weil sie etwa vor der Heirat Blutsverwandte gewesen wären, sondern weil es in der Mancha Brauch ist, daß die Frau den Namen ihres Mannes führt.*)

„Laß dich nicht gelüsten, Teresa, das alles vor der Zeit wissen zu wollen! Genug, ich sage dir die Wahrheit und damit halt den Mund! Beiläufig kann ich dir nur noch sagen, daß es für einen ehrlichen Kerl nichts Lustigeres giebt als Schildknappe bei einem fahrenden Ritter zu sein, der auf Abenteuer ausgeht. Es ist wohl wahr, daß die meisten nicht so ausfallen, wie man es wünschen möchte und daß von hundert, die einem begegnen, wohl neunundneunzig quer und schief gehen. Aber bei alledem ist's doch eine lustige Sache, so auf Abenteuer herumzuziehen, über Berge zu klettern, Wälder zu durchstreifen, Felsen zu ersteigen, Schlösser zu besuchen und in Wirtshäuser einzukehren, ohne, beim Henker! nur einen Batzen zu bezahlen!"

So plauderte Sancho Panza mit seiner Frau Teresa, während die Haushälterin und die Nichte Don Quijote empfingen, ihn entkleideten und in sein altfränkisches Bett zur Ruhe brachten. Er sah sie mit großen Augen an und konnte sich nicht besinnen, wo er war. Der Pfarrer empfahl der

*) In den andern Provinzen Spaniens behielten — und behalten noch heutzutage — die verheirateten Frauen ihren Mädchennamen bei

Nichte, ihren Oheim aufs beste zu verpflegen und sich wohl vorzusehen, daß er ihr nicht noch einmal entwische, und er erzählte ihr, wie viele Mühe es gekostet, ihn wieder nach Hause zu schaffen. Jetzt fing das Klagegeschrei der beiden Frauenzimmer wieder an, jetzt verwünschten sie aufs neue die Ritterbücher und baten den Himmel, die Verfasser so vieler Lügen und Tollheiten in den tiefsten Abgrund der Hölle zu stürzen, kurz, sie konnten sich der Furcht nicht erwehren, daß ihr Herr und Oheim, sobald es sich nur einigermaßen mit ihm bessere, ihnen wieder die Ferse zeigen würde. Und wie sie sich einbildeten, so geschah es auch.

Nun hat sich zwar der Verfasser dieser Geschichte alle Mühe gegeben, von Don Quijotes Thaten auf seinem dritten Auszug etwas in Erfahrung zu bringen; allein trotz seines fleißigen Forschens hat er dennoch bisher keine Nachrichten, wenigstens nicht bei zuverlässigen Schriftstellern, darüber auffinden können. Das einzige, was in der Mancha die mündliche Sage davon aufbewahrt hat, ist, daß Don Quijote, als er zum drittenmal sein Haus verließ, nach Saragossa ging und einem berühmten Turnier beiwohnte, welches in dieser Stadt grade gehalten wurde, und daß ihm bei dieser Gelegenheit manche Dinge begegneten, die seiner Tapferkeit und seinem hohen Verstande alle Ehre machten. Von seinem Ende und seinem Tode hat der Verfasser ebensowenig etwas Gewisses in Erfahrung bringen können, und er würde gar nichts davon erfahren haben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihm die Bekanntschaft eines alten Arztes verschafft hätte, der eine bleierne Büchse besaß, die man, wie er sagte, unter den Trümmern einer alten Einsiedelei, die man neu aufbaute, gefunden hatte. In dieser Büchse befanden sich einige Pergamentblätter, mit spanischen Versen in gotischer Schrift beschrieben, welche manche von den Thaten unsers Ritters enthielten und zugleich Nachricht gaben von der Schönheit Dulcineas von Toboso, der Gestalt Rosinantes, der Treue Sancho Panzas und dem Begräbnis Don

Quijotes, nebst verschiedenen Grabschriften und Lobgedichten auf sein Leben und seine Sitten. Nur wenige dieser Verse waren leserlich geblieben; die übrigen, deren Schrift von Motten zerfressen war, hat man einem Akademiker übergeben, damit er sie durch Konjekturen entziffere. Man versichert, daß es ihm durch Aufwand großen Scharfsinns und vieler Nachtwachen wirklich geglückt sei und daß er die Absicht habe sie zu veröffentlichen — in der Hoffnung einer dritten Ausfahrt Don Quijotes.

Uebrigens verlangt der glaubwürdige Verfasser dieser neuen und unerhörten Geschichte von seinen Lesern keinen andern Lohn für die unendliche Mühe, die ihn, um sie herausgeben zu können, die Aufsuchung und Durchforschung sämtlicher Archive der Mancha gekostet hat, als daß sie ihm dasselbe Vertrauen schenken, das alle klugen Leute zu den Ritterbüchern haben, die sich in der Welt einer so großen Beliebtheit erfreuen. Dadurch wird er sich vollkommen für bezahlt und befriedigt halten und sich ermutigt fühlen, noch andre Nachrichten aufzutreiben, die, wenn sie auch nicht so wahrhaftig, doch wenigstens ebensogut erfunden und ebenso unterhaltend sind.

Forse altro canterà con miglior plettro.

Ende des ersten Teils.

Aus Philipp Reclams Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer **20** Pf.

Abraham a Santa Clara, Merks Wien! Herausgeg. v. Th. Ebner. 1949/50.
Alpharts Tod. In erneuter Gestalt v. Dr. K. J. Schröer. 546.
Annolied. Aus dem Ripuarischen v. Albert Stern. 1416.
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Ges. alte dtsche. Lieder. 1251—1256. Geb. M. 1.75.
Augustinus, Benntnisse. Herausg. v. Otto F. Lachmann. 2791—2794. Geb. M. 1.20.
Beovulf. Das älteste deutsche Heldengedicht. Aus dem Angelsächsischen v. H. v. Wolzogen. 430.
Boner, Ulrich Der Edelstein. Ausgewählt u. sprachlich erneuert v. Karl Pannier. 3349. 3350. Geb. 80 Pf.
Brant, Seb., Narrenschiff. Erneut v. Junghans. 899. 900. Geb. 80 Pf.
Brockes, B. H., Irdisches Vergnügen in Gott. In Auswahl herausgeg. von H. Stiehler. 2015.
Comedie v. d. Geburt Christi. Hsgeg. v. Dr. Ad. Gerstmann. 2071.
Deutscher Minnesang. Lieder aus dem 12. bis 14. Jahrh. Übertragen v. Br. Obermann. 2618. 2619. — Geb. 80 Pf. Mit Glsch. M. 1.20.
Die Edda. Götter- und Heldenlieder. Aus d. Altnordischen v. H. v. Wolzogen. 781—784. Geb. M. 1.20.
Ekkehard v. St. Gallen, Das Waltharilied. Übers. u. herausgeg. v. Dr. H. Drees. 4174. Geb. 60 Pf.
Erasmus v. Rotterdam, Das Lob der Thorheit. Dtsch. v. H. Hersch. 1907.
Eulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe von 1519 erneuert v. K. Pannier. 1687. 1688. Geb. 80 Pf.
Fischart, Johann, Die Flohhatz. Humoristisches Gedicht. Erneut v. K. Pannier. 1656.
—, Das glückhafte Schiff v. Zürich, nebst dem Schmachspruch u. Kehrab u. einigen verwandten Gedichten. Erneut von Karl Pannier. 1951.
—, Jesuiterhütlein. Satirisches Gedicht. Erneut v. K. Pannier. 1165.
Fleming, Paul, Ausgewählte Dichtungen. Mit Erläuterungen herausgeg. von H. Stiehler. 2454. 2455. Geb. 80 Pf.
Freidanks Bescheidenheit. Aus dem Mittelhochdeutschen v. K. Pannier. 1049. 1050. Geb. 80 Pf.
Gottfried v. Straßburg, Tristan und Isolde. Höfisches Epos. Aus dem Mittelhochdeutschen übers. v. Karl Pannier. 4471—76. Geb. M. 1.75.
Gottsched, Joh. Chr., Sterbender Cato. Herausgegeben von O. F. Lachmann. 2097.
Götz von Berlichingens Lebensbeschreibung. Ins Neuhochdeutsche übertragen v. K. Müller. 1556.
Grimmelshausen, Hans Jac. von, Der abenteuerliche Simplicissimus. Herausgeg. v. Ph. Lenz. 761—765. Geb. M. 1.50.
Gryphius, Andreas, Absurda Comica od. Herr Peter Squenz. Herausgegeben von K. Pannier. 917.
Gudrun. Uebersetzt v. H. A. Junghans. 465. 466. Geb. 80 Pf.
Gunnlaug Schlangenzunge. Herausgegeben v. Alex. Tille. 2756.
Günther, Johann Chr., Gedichte. Herausgeg. v. Berthold Litzmann. 1295. 1296. Geb. 80 Pf.
Hagedorn, Friedr. v., sämmtliche poetische Werke. 1321–1323. Geb. 1 M.
Hans Clauert, der Märkische Eulenspiegel. Nach dem Volksbuch des Bartholomäus Krüger bearbeitet von Karl Pannier. 4073.
Hartmann von Aue, Gregorius oder der gute Sünder. Eine Erzählung. Uebersetzt von K. Pannier. 1787. Geb. 60 Pf.
—, Der arme Heinrich. Aus dem Mittelhochdeutschen v. H. v. Wolzogen. 456. Geb. 60 Pf.
Hang, J. Chr. Fr., Ausgew. Sinngedichte. Herausgeg. von Eugen Leyden. 1136.
Heliand. Nach d. Altsächsischen v. P. Herrmann. 3324/25. Geb. 80 Pf.

Aus Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer **20** Pf.

Hutten, Ulrich v., Gesprächbüchlein. Sprachl. erneuert v. Dr. K. Müller. 2381. 2382. Geb. 80 Pf.

Kästner, Abr. Gotth., Ausgewählte Sinngedichte u. prosaische Aufsätze. Herausgeg. v. Eugen Leyden. 1035.

Konrad, Pfaffe, Das Rolandslied. Deutsch von Rich. Ed. Ottmann. 2745—2748. Geb. M. 1.20.

Konrad v. Würzburg, Die Herzmäre. — Otto mit dem Barte. — Der Welt Lohn. 3 Dichtungen. Aus d. Mittelhochdeutschen v. H. Kraeger. 2855.

Liscow, Chr. Lud., Die Vortrefflichkeit u. Nothwendigkeit der elenden Scribenten. 1406.

Logau, Fr. v., Sinngedichte. Ausgewählt v. Dr. L. H. Fischer. 706.

Lohengrin, der Ritter mit dem Schwane. Erneut v. H. A. Junghans. 1199. 1200. Geb. 80 Pf.

Luther, Dr. M., Tischreden od. Colloquia. 1222—1225. Geb. M. 1.20.

—, An den christlichen Adel deutscher Nation. Dtsch. v. K. Pannier. 1578.

—, Sendbrief vom Dolmetschen u. 3 and. Schriften. Herausgeg. v. Dr. R. Lehmann. 2373. Geb. 60 Pf.

—, Wider Hans Wurst. Bearbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen von K. Pannier. 2088.

—, Von der Freiheit eines Christenmenschen, nebst zwei andern Reformationsschriften. Bearbeitet von Karl Pannier. 1731.

Mathesius, D. Martin Luthers Leben. 2511—14. Geb. M. 1.20.

Moscherosch, Hans Mich., Philanders von Sittewald wunderliche und wahrhaftige Gesichte. Erneuert v. K. Müller. 1871—1877.

Möser, Justus, Ausgewählte patriot. Phantasien. 683. 684. Geb. 80 Pf.

Murner, Th., Die Narrenbeschwörung. Herausgeg. v. K. Pannier. 2041—2043. Geb. 1 M.

Das Nibelungenlied. Aus dem Mittelhochdeutschen v. H. A. Junghans. 642—645. Geb. M. 1.20.

Opitz von Boberfeld, M., Ausgewählte Gedichte. 361.

Ortnit. Ein Heldengedicht. Deutsch von K. Pannier. 971.

Oswald v. Wolkenstein. Dichtungen. 2839. 2840. Geb. 80 Pf.

Pauli, Br. Joh., Schimpf und Ernst. Erneuert von H. A. Junghans. 945. 946. Geb. 80 Pf.

Pfarrer vom Kalenberg und Peter Leu. Erneut v. K. Pannier. 2809. Geb. 60 Pf.

Die Rabenschlacht. Nach dem altdeutschen Heldengedicht herausgeg. v. L. Bückmann. 2665.

Der Rosengarten. Aus dem Mittelhochdeutschen von Junghans. 760.

Roswitha v. Gandersheim. Dramen. Uebersetzt v. O. Piltz. 2491. 2492. Geb. 80 Pf.

Sachs, Hans, Poetische Werke. Hersg. v. K. Pannier 1. Bd. 1283. 1284; 2. Bd. 4004/5. Geb. je 80 Pf.

—, Dramatische Werke. Herausgeg. v. K. Pannier. 1. Bd. 1381. 1382; 2. Bd. 3959/60. Geb. je 80 Pf.

Spee, Trutznachtigall. Erneut von K. Pannier. 2596–2598. Geb. 1 M.

Stricker, Die Streiche des Pfaffen Ameis. Aus d. Mittelhochdeutschen v. K. Pannier. 658.

Walther von der Vogelweide, Sämmtliche Gedichte. 819. 820. Geb. 80 Pf.

Weise, Chr., Schulkomödie von Tobias und der Schwalbe. Herausgeg. von O. Lachmann. 2019.

Wernher der Gärtner, Meier Helmbrecht. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Oberbreyer. 1188.

Wickram, J., Rollwagenbüchlein. 1346

Wolfram v. Eschenbach, Parzival. Höfisches Epos. Aus dem Mittelhochdeutschen übers. v. K. Pannier. 3681—88. Geb. M. 2.25.

Zwergkönig Laurin. Ein Spielmannsgedicht a. d. Anfange des 13. Jahrh. 1235.

Andrejew, Leonid, Novellen. 20 Pf.
Angarin, W., Waldwildnis. Drama aus dem sibirischen Leben in vier Aufzügen. Dtsch. v. Fiedler. 20 Pf.
Danilewski, Gregor, Eine Familienchronik. Dtsch. v. Löbenstein. 40 Pf.
—, Mirowicz u. der gefangene Czar Iwan Antonowicz. Histor. Roman. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 1 M.
—, Nach Indien. Histor. Erzählung. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
—, Die Nonnenklöster in Rußland. Roman. Dtsch. v. Löbenstein. 1 M.
—, Die Pioniere des Ostens. Nationales Charakterbild. Deutsch von Ph. Löbenstein. 80 Pf.
—, Potemkin an der Donau 1790. Histor. Erzählung. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
Doroschenko, P., Wer ist es? Kriminalgeschichte. Dtsch. v. M. v. Pezold. 20 Pf.
Dostojewskij, F. M., Erzählungen. Dtsch v. W. Goldschmidt. 20 Pf.
—, Memoiren aus einem Totenhaus. Dtsch v. H. Moser. 60 Pf. — Geb. 1 M.
—, Schuld und Sühne. Roman. Deutsch von H. Moser. 1 M. — Geb. 1 M. 50 Pf.
—, Phantasien u. Geschichten. Dtsch. v. Wilh. Lange u. Ph. Löbenstein. 4 Theile. à 20 Pf.
—, Die todten Seelen. Satirisch-komisches Zeitgemälde. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 2 Theile. à 40 Pf.
—, Taras Bulba, der Kosakenhetman. Dtsch. v. W. Lange. 40 Pf.
Gontscharow, Der Absturz. Roman. Dtsch. v. W. Goldschmidt. 60 Pf.
Herzen, Alex., Wer ist schuld? Roman. Dtsch. v. W. Lange. 60 Pf.
Kolzow, Alexei, Gedichte. Dtsch. v. Fr. Fiedler. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Korolenko, Sibirische Novellen. Dtsch. v. Grünberg. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Der blinde Musiker. Eine Studie. Dtsch. v. Grünberg. 20 Pf. Geb. 60 Pf.
—, Das Meer. — In schlechter Gesellschaft. Zwei Erzählungen. 20 Pf.
Lermontoff, Michael, Ein Held unserer Zeit. Dtsch. v. W. Lange. 40 Pf.
Lubomirski, Fürst Jos., Tatjana od. Russische Beamte. Roman. 80 Pf.
Michailow, A., Alte Nester. Roman. Dtsch. v. H. Moser. 60 Pf.
Nekrassow, N. A., Wer lebt glücklich in Rußland? 60 Pf. — Geb. 1 M.
Polonskij, J. P., Ein ehrlicher Kanz. Erzählung. 20 Pf.
Potapenko, J. N., Kein Held. Roman in zwei Teilen. 60 Pf.
—, Erzählungen und Skizzen. 20 Pf.
Puschkin, A., Boris Godunow. Dram. Gedicht. Dtsch. v. Fiedler. 20 Pf.
—, Die Hauptmannstochter. Dtsch. v. W. Lange. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Novellen. Deutsch v. W. Lange. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Der Gefangene im Kaukasus. Dtsch. v. Seubert. 20 Pf. Geb. 60 Pf.
—, Onegin. Roman in Versen. Dtsch. v. Seubert. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Saltykow-Schtschedrin, Die Herren Golowljew. Roman. 60 Pf.
Tolstoj, Graf N. Leo, Luzern. — Familienglück. 2 Erzählungen. 40 Pf.
—, Anna Karenina. Roman. 2 Bde. Geb. 2 Mk. 50 Pf.
—, Auferstehung. Roman. Dtsch. v. M. v. Pezold. 2 Teile in 1 Bd. geb. 1 Mk. 50 Pf.
—, Herr und Knecht. — Das Kaffeehaus von Surate. 20 Pf.
—, Kurze Darlegung des Evangeliums. Deutsch v. P. Lauterbach. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Krieg u. Frieden. Roman. 2 Bde. Geb. 2 Mk. 50 Pf.
—, Volkserzählungen. 40 Pf.
—, Zwei Husaren. — Tagebuchblätter eines Marqueurs. Novellen. 20 Pf.
—, Graf Alexei, K., Gedichte. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Turgenjeff, Iwan, Dunst. Dtsch. v. W. Lange. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Erste Liebe. Dtsch. v. Lange. 20 Pf.
—, Frühlingswogen. Dtsch. v. W. Lange. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Turgenjeff, Lieutenant Jergunoff. — Eine seltsame Geschichte. 2 Erzählungen. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Litteratur- und Lebenserinnerungen. Dtsch. v. Walter. 20 Pf.
—, Ein König Lear der Steppe. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Gedichte in Prosa. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Die neue Generation. Roman. Dtsch. v. W. Lange. 80 Pf. — Geb. 1 M. 20 Pf.
—, Memoiren eines Jägers. Dtsch. v. H. Moser. 60 Pf. — Geb. 1 M.

Turgenjeff, Eine Unglückliche. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Punin u. Baburin. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Der Raufbold. — Lukerja. 2 Erzählgen. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Väter und Söhne. Deutsch v. W. Lange. 60 Pf. — Geb. 1 M.
—, Tagebuch eines Ueberflüssigen Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Visionen. — Der Faktor. 2 Erzählgn. Dtsch. v. A. Gerstmann 20 Pf.

Dygasinski, Ad., Auf dem Edelhofe. Novelle. 20 Pf.
Korzeniowski, Jos., Unsere Szlachta. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
Krasinski, Sigm. Graf, Irydion. Dtsch. v. Dr. A. Weiß. 40 Pf.
Kraszewski, J. J., Alte und neue Zeit. Dtsch. v. Löbenstein. 20 Pf.
—, Der Dämon. Novelle. 40 Pf.
—, Hetmanssünden. Zeitbild aus d. Ende des 18. Jahrh. 80 Pf.
—, Jermola der Töpfer. Dorfgeschichte. Dtsch. v. Löbenstein. 40 Pf.
—, Morituri. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 1 M.
—, Resurrecturi. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 80 Pf.
Malczewski, Anton, Maria. Ukrainische Erzählung. Dtsch. v. Dr. A. Weiß. 20 Pf.
Mickiewicz, Adam, Sonette. 20 Pf.
—, Balladen und Romanzen. Dtsch. v. Dr. Weiß. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Przyborowski, W., Die Fähnrichstochter. Roman. 40 Pf.
Rodziewicz, M., Das Märchen vom Glück. Eine Dorfgeschichte. 20 Pf.
Rzewuski, Graf Heinrich, Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 80 Pf.
Siemienski, Luc., Erzählungen. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
Sienkiewicz, Heinrich, Dorfgeschichten. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 20 Pf.
—, Zersplittert. (Na marne.) Aus dem Kiewer Studentenleben. 40 Pf.
—, Die Dritte. Lux in tenebris lucet. Eine heitere und eine ernste Erzählg. a. d. Künstlerleben. 20 Pf.
—, Quo vadis? Erzählung aus der Zeit Neros. 2 Bde. à 60 Pf. — In 1 Bd. geb. 1 M. 75 Pf.
Swientochowski, Alex., Aus dem Volksleben. Erzählungen. 20 Pf.
Zaleski, J. B., Die heilige Familie. Biblische Dichtung. Dtsch. v. A. Zipper. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Cech, S., Novellen. 20 Pf.
—, Unter Büchern und Menschen. Erzählung. Dtsch. v. Bauer. 20 Pf.
Nemcova, Großmutter. Böhm. Landleben. Dtsch. v. A. Smital. 60 Pf.
Neruda, Jan, Kleinseitner Geschichten. 60 Pf.

Neruda, Jan, Genrebilder. Dtsch. v. A. Smital. 2 Theile. à 20 Pf.
Lazarevic, Lazar K., Serbische Novellen. 20 Pf.
Vrchlicky, Farbige Scherben. Ironische und sentimentale Geschichten. Dtsch. v. Edm. Grün. 20 Pf.

Joan Slavici, Die Glücksmühle. Novelle. Aus dem Rumänischen von Leon Schönfeld. 20 Pf.

This book is due at the WALTER R. DAVIS LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold, it may be renewed by bringing it to the library.

DATE DUE	RETURNED	DATE DUE	RETURNED
APR 0 2 2006	MAR 0 9 2006		